



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fest der Erscheinung des Herrn (6. Januar.)

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 1-12. „Als Jesus geboren war zu Bethlehem (im Stamme) Juda zur Zeit des Herodes, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenlande nach Jerusalem, und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten. Als der König Herodes dies hörte, erschrock er, und ganz Jerusalem mit ihm. Und er versammelte alle hohen Priester und die Schriftgelehrten des Volkes und ersuchte von ihnen, wo Christus geboren werden sollte. Sie aber sprachen zu ihm: Zu Bethlehem (im Stamme) Juda; denn also steht geschrieben durch den Propheten: Und du Bethlehem, im Lande (des Stammes) Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstentümern Juda's; denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren soll. Da berief Herodes die Weisen heimlich, und ersuchte genau vor ihnen die Zeit, da der Stern ihnen erschienen war. Dann sandte er sie nach Bethlehem und sprach: Geht hin, und forschet genau nach dem Kinde; und wenn ihr es gefunden habet, so zeigt mir's an, damit auch ich komme, es anzubeten. Als diese den König gehört hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Orte, wo das Kind war, antam und stillstand. Da sie aber den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude. Und sie gingen in das Haus, fanden das Kind, mit Maria, seiner Mutter, stelen nieder und beteten es an. Sie thaten auch ihre Schätze auf und brachten ihm Geschenke: Gold, Weihrauch und Myrrhen.“

Die Anbetung der Weisen.

Wenn wir, lieber Leser, in stiller Nacht unsern Blick zu dem unermesslichen Sternendome erheben, so bemächtigt sich unser meist ein ganz unjagbares Gefühl: Gedanken verschiedenartig und mannigfaltig tauchen in uns auf, und eine dunkle Sehnsucht ergreift unsere Seele; wir sehnen uns und wissen nicht wonach! Und wenn denn nun wir, denen doch das Licht des Evangeliums leuchtet, beim Anblicke des majestätischen Sternenhimmels wenigstens auf kurze Zeit unser Gemüth gefangen sehen von räthelhaften Träumereien, welche tiefen Eindruck wird solch' ein Anblick erst auf Jene ausüben, die noch in der Nacht des Heidenthums schwachten! Daß in der That die Gestirne auf alle heidnischen Völker des Altertums einen wunderbaren Einfluß geübt, dürfte dem Leser nicht unbekannt sein. Es ist ein ganz natürlicher Gang: der Mensch, der den göttlichen Weltgeschöpfer nicht erkennt, wird seine Hoffnung auf die Kreatur setzen; die Welt dünkt ihm dann ein großes Königreich, — dessen Thron unbesetzt ist, — aber er will ihn nicht unbesetzt lassen, und in seinem Bahn besetzt er ihn mit irgend einem hervorragenden Geschöpfe. So ist es gekommen, daß viele Völker des Altertums die Gestirne, namentlich die Sonne, angebetet haben. Ein anderer Irrtum war noch mehr verbreitet; ja, er hat sich zeitweise sogar bei Christen eingeschlichen: daß nämlich den Gestirnen eine geheimnißvolle Macht auf die Geschicke der Menschen zuschreiben sei.

Das also sind die irrigen Beziehungen, in welche die gefallene Menschheit zu der Sternwelt im Laufe der Jahrhunderte getreten ist. Aber selbst diese Irrthümer zeugen dafür, daß die Sehnsucht nach Gott auch im

gefallenen Menschen nie gänzlich erloschen ist: sie glüht fort unter der Asche des zerstörten Paradieses, — nur daß sie unglücklicher Weise das glänzende Werk des Schöpfers für den allmächtigen Meister Selber hielt.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, wird es Zeit, lieber Leser, uns mit den Weisen des heutigen Evangeliums und mit dem sie führenden Stern von Bethlehem etwas zu beschäftigen. Aus der Ferne des Ostens sind diese Männer gekommen, um „den neugeborenen König der Juden“, den sie selbstredend in der Hauptstadt Jerusalem vermuthen, zu huldigen. „Weise“ werden sie von der hl. Schrift genannt. Aber was für eine Weisheit war ihnen denn eigen, ihnen, die ja doch aus heidnischen Ländern kamen? Sie besaßen doch nicht die heiligen Schriften, und die Weisheit Gottes konnte ihnen also nicht eigen sein? Kann aber die Weisheit des Herrn nicht auf einem anderen Wege zu ihnen gedrungen sein? — Wenn die Rhone, ein Fluß Frankreichs, in seinem Laufe plötzlich unter gewaltigen Felsen verschwindet, um in einer gewissen Entfernung wieder zum Vorschein zu kommen, so urtheilt man, und zwar mit Recht, daß die Wassermenge, die auf der einen Seite der Felsen hervorquillt, die nämliche sei, die eine Strecke vorher verschwunden war. Nun gibt es aber auch Flüsse, die plötzlich im Geheiß versickern und in der ganzen Umgebung nicht mehr zum Vorschein kommen; wohl mag dann in weiter Ferne ein Thal sich finden, in dem ein neuer Strom seinen Ursprung nimmt, der da getränkt wird von üppigen Quellen, die von allen Seiten über die selbigen Wände herabfließen, — und Niemand denkt daran, daß all' diese Quellen von

Kirchenkalender.

- Sonntag, 7. Januar. 1. Sonntag nach hl. drei Könige. Reinhold. Evangelium Lukas 2, 42-52. Epistel Römer 12, 1-5. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Elementar-Schulkinder. ● St. Anna: St. ist: Nachmittags 6 Uhr Vortrag u. Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche, monatliche Kinderkommunion. ● Karmitessenkloster: Morgens 6 1/2 Uhr erste hl. Messe; 8 1/2 Uhr Segensmesse mit Predigt, Nachmittags 4 Uhr Andacht.
- Montag, 8. Januar. Erhard, † 750.
- Dienstag, 9. Januar. Julian, † 313.
- Mittwoch, 10. Januar. Agathon, † 681.
- Donnerstag, 11. Januar. Hyginus, † 142.
- Freitag, 12. Januar. Artadius, † 312.
- Samstag, 13. Januar. Agricola, † 85. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

Sinnspruch.

Der reinste Schatz in diesem ird'schen Lauf ist unbesetzte Ehre!

jenem Gewässer genährt und erhalten werden, das in anderer Gegend im Gestein oder im Sande untergeht. So entdecken wir auch in den Schriften heidnischer Weisen so manchen goldenen Spruch, so manches wahrhaft göttliche Wort, von dem uns unerklärlich ist, wie der menschliche Geist es habe aus sich selbst finden können. So stoßen wir bei Durchsichtigung heidnischer Religionsysteme auf manche Lehre, die wie ein lebendiger Brunnen aus dem Steingerölle des Mythos (der Sage) sich hervordrängt und deren Ursprung uns auch für den ersten Augenblick unerklärlich scheint. Forschen wir aber weiter nach, so erkennen wir ohne große Mühe, woher das alles gekommen: wir nden, daß alle diese Völker einst dem wahren Gott und Seiner Verehrung abtrünnig geworden; daß dann zwar die heiligen Schriften, dieser lebendige Strom unter ihnen verjunkten, daß aber in der Folge doch hier und da wieder einiges zum Vorschein kam. — Diese Worte göttlicher Weisheit aber, die allem Anscheine nach ursprünglich zu jenen morgenländischen Weisen gedungen waren, fielen bei ihnen auf fruchtbares Erdreich; sie machten in ihnen die Sehnsucht rege nach der vollen Wahrheit; wer aber, von dieser Sehnsucht erfüllt, verblüht strebt und ringt, dem kann die Wahrheit nicht entgehen: die Gnade Gottes wird ihm entgegenkommen, um ihm den rechten Weg zu zeigen.

So fürchten denn die Weisen in ihrem Eifer weder die Beschwerden der weiten Reise, noch die Tüde des Herodes; sie liehen sich von ihrem Vorhaben auch nicht abwendig machen durch das Hohnlächeln der jüdischen Priester, die ihnen zwar die hl. Schriften aufschlugen und den Weg nach Bethlehem zeigten, aber ohne ihn selber zu gehen. Diese Juden bewiesen dadurch, daß ihr Glaube an die Weissagungen ihrer gottgesandten Propheten nichts weniger als fest war; sie sind die „Spötter“, von denen die hl. Schrift sagt, daß sie die „Weisheit suchen, aber nicht finden.“ Und der hl. Augustinus bemerkt: „Die Juden lasen in der Schrift den Ort der Geburt des Messias, aber die Zeit Seiner Ankunft erkannten sie nicht; zwischen der Liebe der Weisen und der Furcht des grausamen Herodes verkrümmern sie, indem sie den Weisen den Weg nach Bethlehem zeigen, — sie, die den Messias, der hier geboren worden, nicht sehen wollten, um ihn nachher, als sie ihn gesehen, zu verleugnen, und ihn, als er zu ihnen geredet, zu töten.“

Fürwahr der Name „Weise“ gebührt jenen Männern, da sie aufrichtig nach der Wahrheit verlangten; sie waren weise im eigentlichen Sinne des Wortes, denn sie gaben der inneren göttlichen Stimme Gehör, und folgten dem göttlichen Lichte; sie folgten dem Stern, der sie so wunderbar zum Ziele führen sollte. Und wenn sie in Jerusalem sagen: „Wir haben Seinen Stern gesehen,“ so soll damit nicht etwa gemeint sein, Christus sei unter dem Einfluß der Gestirne geboren, sondern es heißt vielmehr, daß er, — der eingeborene Sohn des Vaters und gleicher Wesenheit mit ihm, — auch Schöpfer und Herr des wunderbaren Sternes war. Dieser Stern war das Licht von außen, dessen Führung die Weisen folgten, angeregt durch das Licht der göttlichen Gnade von innen. Sie waren die Erste in der Heiden, die nach Bethlehem kamen, um dem menschgewordenen Gotte zu huldigen; sie stellen, nach der Erklärung der hl. Väter, die junge aufblühende Kirche dar, die freudig ihrem Bräutigam (Christus) entgegengeht. Wenn aber die Braut dem Bräutigam entgegenzieht, so ist es billig, daß eine Hochzeitsfackel angezündet werde, die ihr durch die Dunkelheit vorleuchte. In dem Brautzug der jugendlichen Kirche, die dem Aufgang der Gnaden Sonne entgegengeht, verjäh diesen Dienst der Stern, der eine getreue Brautfackel war, über Berg und Thal vorleuchtete, bis er über der ärmlichen Wohnung des Bräutigams stehen blieb.

Auch wir, lieber Leser, wir Glieder der Kirche Jesu, haben einen führenden Stern in unserem heiligen Glauben; er soll uns führen durch Freud und Leid, durch Glück und Unglück, durch alle Drangsale dieser irdischen Wandererschaft bis zum Ziele: da wird auch er „sich zeigen“; denn der Glaube verwandelt sich dort droben in das Schauen der „Sonne der Gerechtigkeit,“ zu unserer nie endenden, unaussprechlichen Glückseligkeit.

Vom Takt.

Das Wort Takt kommt vom lateinischen „tangere“, berühren, bedeutet also wörtlich genommen eine Berührung; Takt in der Musik ist das rhythmische Berühren der Saiten eines Instrumentes, Mangel an Takt würde die Harmonie stören, die Melodie unkenntlich machen. Die Saiten unseres Herzens werden berührt durch die Reden und Handlungen unserer Mitmenschen, und je nachdem diese Berührung eine angenehme oder unangenehme war, nennen wir das Benehmen der Menschen „taktvoll“ oder „taktlos“. Takt besteht also im Fühlen, was dem Nebenmenschen wohlthuend wäre, und was ihn verletzen könnte, und im Handeln nach dieser Erkenntnis.

Der Takt ist eine jener Eigenschaften, die man am besten durch die französische Redensart „bon comme le pain“ charakterisieren möchte. Wie das tägliche Brod ist er immer und unter allen Umständen nöthig und anwendbar.

Im Verkehr mit im Rang oder Alter über ihm Stehenden weiß der Taktvolle sich fernzuhalten von unwürdiger Kriecherei wie von ungebührlicher Zudringlichkeit. Mit seinesgleichen verkehrt er einfach und natürlich, jedoch erscheint ihm nähere Bekanntschaft und Freundschaft nicht als eine Verechtigung, die ersten Regeln der Wohlerzogenheit im gegenseitigen Verkehr zu vernachlässigen. Fern von ihm liegt die Keulerde, welche in die Geheimnisse Anderer durch unbescheidene Fragen einzubringen sucht, fern auch jedwede Ueberreife, wenn auch wohlgemeinte Einnischung in fremde Angelegenheiten. In Gesellschaft hütet er sich, mit dem lieben „Ich“, eigenen Erlebnissen und Leiden in den Vordergrund zu treten. Er nimmt Antheil an seiner Umgebung, ist fröhlich in heiterer Gesellschaft, vermeidet dort ernste und traurige Gespräche. Seine klugen Worte mildern manche Härten, brechen mancher Bosheit die Spitze ab und helfen über Verlegenheiten hinweg. Mit Betrübten ist er theilnehmend, seine zarte Hand berührt die noch frische Wunde, ohne neuen Schmerz zu verursachen. Anders verkehrt er mit dem gewandten Weltmann, anders mit dem lebensfrohen Jüngling, dem ernstesten Gelehrten, und indem er seine Seele mit der ihrigen in die gleiche Stimmung zu bringen weiß, vermeidet er jeden Mißton.

Auch in seinem Benehmen den Untergebenen gegenüber findet der taktvolle Mensch den richtigen Weg. Den Diensthoten gebietet er in freundlichem Ton, wenn auch ernst und bestimmt; dagegen vermeidet er jede die Achtung untergeordneten Vertraulichkeit. Anderen Leuten geringeren Standes gegenüber bleibt er ebenso entfernt von lächerlichem Hochmuth als von einer beleidigenden Herablassung. Ist er wohlhabend, so giebt er von seinem Reichtum von Herzen und ohne Prahlern. Er achtet auch im ärmsten Manne die Menschenwürde und weiß, daß die Art und Weise des Gebens ein Geschenk in einen Vadenstreich verwandeln kann. Deckt sich aber der Begriff Takt nicht in vielen Fällen mit der Höflichkeit? Untersuchen wir vor allem einmal den Sinn des letztgenannten Wortes.

Höflichkeit kommt von „hof“, bedeutet also ursprünglich Sitte, wie sie an den Höfen der Könige und Fürsten gebräuchlich war. Wir verstehen darunter die Befolgung einer Anzahl äußerlicher Verhaltensmaßregeln im Verkehr der Menschen untereinander. Im Worte

„äußerlich“ liegt der große Unterschied zwischen Takt und Höflichkeit. Während letztere uns gewisse Formen zu beachten giebt, damit wir nicht ungebildet erscheinen und aus der guten Gesellschaft ausgeschlossen werden, fordert der Takt die Erfüllung seiner Gehege aus inneren Beweggründen, nämlich damit wir nicht das Gefühl unserer Mitmenschen verletzen. Takt ist eine Eigenschaft des Herzens, Höflichkeit ist eine äußere Gewohnheit. Takt ist angeboren, Höflichkeit wird anerzogen. Höflichkeit ist der Schliß, der auch dem gewöhnlichen Kieselstein gegeben werden kann; der taktvolle Mensch aber gleicht dem Diamant, welcher durch den Schliß nur an äußerem Glanz, nicht aber an innerem Werth gewinnt.

Freilich fordert der Takt oft dieselben Dinge, wie die Höflichkeit: Achtung vor dem Vorgesetzten, Rücksicht auf ältere Personen u. s. w., wenn auch aus anderen Beweggründen. Daher kommt es, daß mancher Mensch, der in der Einsamkeit, in einfachen Verhältnissen, fern von der Welt angewachsen ist, sich nach den feinsten Regeln der Höflichkeit zu benehmen scheint, nur weil er dem ihm innewohnenden Taktgefühl folgte.

Die Gehege der Höflichkeit ändern sich auch je nach Ländern und Völkern. Wenn der Japanese vor der Thüre die Schuhe ablegt, der Chinese in seinen Einladungen sich selbst und sein Haus nach Kräften erniedrigt, der Türke ängstlich vermeidet, sich nach der Frau Gemahlin zu erkundigen bei seinem Freund, so folgen sie alle ihren Gehegen der Höflichkeit. Die Fähigkeiten aber, sich in alle Verhältnisse, in jegliche Umgebung hineinzufinden und jeder Klasse von Menschen richtig zu begegnen, bleibt dem Takt vorbehalten.

Ist nun der Takt eine angeborene Gabe, so giebt es wohl keine Hilfe für jene, denen sie verjagt wurde? Im Herzen fast eines jeden Menschen liegt das Samenort des Taktes verborgen.

Kam es nicht zur Entwicklung, so wurde es von einem mächtigen Lufrant, Egoismus genannt, überwuchert. Er ist der größte Feind des Taktes, denn es ist nicht immer leicht und angenehm, auf die Empfindung des oder der Anderen Rücksicht zu nehmen, sich selbst und die eigenen Interessen zurücktreten zu lassen. Verlangt schon die gewöhnliche Höflichkeit manches kleine Opfer, so fordert der Takt noch viel mehr. Selbstüberwindung heißt das Mittel, ihn in sich rege zu machen, Selbstüberwindung, welche mit jeder wahren Religiosität verbunden ist. Daraus folgt, daß der Mensch, welcher die Frömmigkeit in ihrem wahren Sinn erfaßt hat, nie gegen den Takt fehlen wird.

Wenn aber in blinder Verstocktheit der Sinn für Takt abgeht, was dazu geboren scheint, seinen Mitmenschen auf die moralischen Bühnen zu treten, stets die ungeschicktesten Dinge sagt und thut, wessen Anwesenheit genügt, um einen ganzen Kreis einzuschüchtern — dem ist nicht zu helfen. Seiner Umgebung bleibt als einziges Mittel, sich von ihm im Verkehr möglichst fern zu halten, denn gegen Taktlosigkeit „kämpfen Götter selbst vergebens!“

Starke Menschen.

von Engen Karsten (Dresden).

Menschen von außerordentlicher Leibesstärke hat es in früheren Zeiten wohl noch öfter gegeben, als jetzt, wo die Körperkraft lange nicht so geachtet und daher auch weniger ausgebildet wird als bisher. Früher galt eben nur der starke Mensch, der sich selbst seiner Haut wehren konnte, daher giebt es wohl kaum in unserer Zeit so außerordentlich starke Menschen, wie ehemals.

Von einigen durchaus beglaubigten Nachrichten über starke Menschen sei hier erzählt. In der Mark Brandenburg existirte z. B. solch ein starker Mann, Joachim von Schapelow, der zu den Zeiten des Kurfürsten Johann Georg in der Mitte des 15. Jahrhun-

berts lebte. Dieser mußte sich einst auf Befehl des Kurfürsten mit einem andern sehr großen und starken Manne, der sich eben in Berlin aufhielt, in einen Kampf einlassen. Schapelow warf diesen sogleich nieder, dann ergriff er ihn wieder, hielt ihm die Hände fest und hatte nichts weniger im Sinne, als ihn aus dem Fenster zu werfen, was jedoch schnell verhindert wurde. Der Kurfürst erlaubte diesem starken Manne einst, so viel Wein aus seinem Keller zu nehmen, als er mit einem Male heranstragen könnte. Schapelow nahm ein volles Faß unter den rechten und eins unter den linken Arm, dann faßte er mit den vier Fingern einer jeden Hand eines beim Spundloche, und also zusammen vier Fässer. So ging er mit der größten Schnelligkeit davon.

Ein anderer starker Brandenburger mit Namen Heinrich von Kottwitz, der zur selben Zeit lebte, soll mit der rechten Hand einen großen Mühlstein in der Mitte gefaßt und bis an den Kopf in die Höhe gehoben haben.

Aus Frankreich wird von Louis de Voulers, der im Jahre 1534 lebte, gemeldet, daß er sich durch außerordentliche Körperstärke auszeichnete und daher mit dem Beinamen „der Starke“ belegt wurde. Wenn er beide Hüfte zusammengefaßt hatte, konnte ihn kein Mensch weder vor noch rückwärts stoßen. Er zerbrach ein Hufeisen mit leichter Mühe und konnte einen Stier bei seinem Schwanz überall hinziehen. Er hob ein starkes Pferd und trug es auf seinen Schultern fort. Er sprang in voller Rüstung auf ein Pferd, ohne es mit den Händen zu berühren und ohne den Fuß in den Steigbügel zu setzen, zugleich damit einen Beweis seiner außerordentlichen Behendigkeit und Geschicklichkeit gebend.

Ein gewisser Barabas, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte und Major in französischen Diensten war, besaß eine solche Stärke, daß wenn er zu Pferd fest saß und ansah, er dem Pferde die Knochen zerbrach. Er kam einmal in eine Schmiebe und brachte dem Schmied ein starkes Stück Eisen zu bearbeiten. Als dieser sich nun etwas entfernte, nahm Barabas den Ambos und verbergte ihn unter seinen Mantel. Der Schmied, welcher das Eisen auf demselben schmieben wollte, erkannte sehr, als er sah, daß dieser Offizier den Ambos ohne Schwierigkeit wieder an seine Stelle setzte. An der Tafel seines Generals nahm Barabas eine silberne Schale, in welcher sich Wein befand und drückte sie in der Hand zu einem Becher so zusammen, daß der Wein bis über den Kopf in die Höhe spritzte.

Auch der Herzog Gottfried von Bouillon soll sich auf dem Kreuzzuge ins gelobte Land durch seine riesenhafte Stärke ganz besonders ausgezeichnet haben. Bei der Belagerung von Antiochien gab er von seiner Stärke folgenden Beweis, wodurch der Ruhm seiner Tapferkeit und Stärke im ganzen Morgenlande verbreitet wurde. Nachdem er eines Tages schon vielen Sarazenen auf einen Hieb den Kopf abgehauen hatte, drang plötzlich ein geharnischter Reiter auf ihn mit großer Gewalt ein. Kaum wurde Gottfried den Sarazenen gewahr, so ging er auf ihn los und verfecht ihm einen solchen Hieb, daß des Harnisches ungeachtet, der oberste Teil des Körpers von dem untern vollständig getrennt wurde und neben dem Pferde herunterfiel. Das Pferd des Sarazenen aber lief in die Stadt zurück zum Entsetzen der Ungläubigen.

Nachdem nun Gottfried von Bouillon Jerusalem erobert, kam ein arabischer Fürst in das Lager der Christen, um sich von der Stärke ihres Anführers durch den Augenschein zu überzeugen. Er hatte in dieser Absicht ein großes Kameel aufgebracht und bat den Herzog, ihn an dem Kamel eine Probe seiner so allgemein bewunderten Stärke sehen zu lassen und dem mitgebrachten Kamel den Kopf abzuhauen. Der Herzog gewährte ihm

seine Bitte und schlug dem Kamele mit einem leichten Hiebe den Kopf ab. Da der arabische Fürst, obgleich er darüber erstaunte, dennoch zu glauben sah, daß die Schärfe des Schwerts des Herzogs noch mehr als die Stärke seines Armes hierzu beigetragen haben möchte, so ließ sich der Herzog den Säbel des Arabers geben und hieß einem anderen Kamele den Kopf ebenso leicht ab, als mit seinem Schwerte, worüber der Araber in die größten Lobspprüche der Stärke des christlichen Heerführers ausbrach.

Die Kraftproben dieser Art waren in jener Zeit an der Tagesordnung. Als von den Kreuzfahrern Damaskus im Jahre 1148 belagert wurde, sprang, mit wenigen Begleitern der Kaiser Konrad III. mit dem Schwerte in der Faust in den Fluß und rammte so ungestüm auf die Sarazenen, welche das gegenseitige Ufer besetzt hielten, los, daß diese sogleich, von Furcht und Schrecken ergriffen, die Flucht nahmen. Bei dem dabei vorfallenden Handgemenge hieb er mit einem Streiche einem Sarazenen Kopf, Schulter, Arm und einen Teil der Seite ab. Aehnlicher Art war auch die Kraftprobe, welche Uhländ in seinem bekannten Gedichte „Schwabenstreiche“ verherrlicht hat und welche einem historischen Faktum aus damaliger Zeit entspricht.

Ein anderer starker Mann, von dem viele Kraftproben mitgeteilt werden, war Andreas Eberhard Rauber, Hofkriegsrat Kaiser Maximilians II., der ihn nächst seiner Familie in den Reichsfreiherrenstand erhob. Er war ein ebenso gelehrter als stattlicher Mann, begabt mit einem langen Barte, der die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte. Der Bart soll ihm bis an die Hüfte gereicht haben. Seine Stärke bewies er in einem Kampfe mit einem getauften Juden, der an Gestalt und Kräften ein Ries war und er bestand denselben so muthlich, daß sein Gegner halb tot vom Platze getragen wurde. Aber weit merkwürdiger war der Kampf um seine Braut, von welchem das folgende erzählt wird. Kaiser Maximilian kannte in seiner Jugend ein schönes österrichisches Fräulein, genannt Helena Scharrsegin; dieselbe war geschmückt mit allen Reizen weiblicher Schönheit, und viele Freier bewarben sich um sie. Vor Allem aber besonders bemühten sich Helenas Hand zu erhalten ein reicher, vornehmer Spanier und Rauber. Der Spanier begleitete der Ruhm eines kühnen Helden; er war ein wohlgebildeter, starker und rüstiger Mann. Der Kaiser versprach die Hand derselben dem, der sie erkämpfen würde. Kampf und Anerbieten nahmen die Liebhaber an, obgleich die Kampfbedingungen sonderbar genug waren. Weiden Kämpfern wurde ein Sack, der nach der Größe des Gegners verfertigt war, gereicht, und der Kaiser erklärte, daß derjenige, welcher den Andern in den Sack stecken würde, durch die Hand seiner Tochter belohnt werden solle. Der Kampf wurde im Angesicht des Kaisers und des ganzen Hofes ausgeführt. Anfangs hielt das Glück der beiden die Waage. Endlich aber gelang es Raubern doch, seinem Gegner den Sack über den Kopf zu werfen, ihn umzustürzen und völlig in den Sack zu schieben. Das Geschloß war sehr groß, und der Spanier, dessen Stolz sein Unglück nicht zu ertragen vermochte, entfernte sich alsobald vom kaiserlichen Hofe, indes Rauber viel Lob eintrug, Helenas Hand und mit derselben eine reiche Aussteuer erhielt. Die erkämpfte Braut wurde sein Weib.

Als einer der stärksten Menschen späterer Jahrhunderte muß noch vor allem August der Starke Kurfürst von Sachsen und König von Polen bezeichnet werden, der mit Leichtigkeit Hufeisen zerbrach und einst auf der Festung Königstein einen Trompeter auf einer Hand zum Fenster heraushielt. Auf der Brühlischen Terasse in Dresden zeigt man noch heute in einem eisernen Gitter eine Vertiefung, welche dieser starke Fürst einmal

durch einen Druck seines Daumens hervorgebracht haben soll.

In unserem Jahrhundert haben sich kaum noch Männer durch so hervorragende Stärke bemerkbar gemacht. Wohl mag es heute noch Männer von ungewöhnlicher Körperkraft geben, aber die Zeit ist vorbei, in der dieselbe so ungewöhnlich geschätzt wird. Die größere Kraft ist in unserer Zeit die Intelligenz.

Die Spieldose.

Humoreske von N. Richard (München.)

Herr Privatier Hausmann gehörte nicht zu jenen Sterblichen, denen die Sorge um das tägliche Leben und die Bedürfnisse des Alltags viel Kopfzerbrechen machte. Sein Gesicht hatte es gut mit ihm gemeint. Er besaß ein so stattliches Vermögen, teils ererbte, teils in jüngeren Jahren durch Fleiß und Sparsamkeit erworben, daß er mit Gemütsruhe und Behäbigkeit dem Lauf der Welt zusehen konnte. Er begriff daher auch gar nicht, was nur die Leute immer so viel zu jammern hätten. Außerdem förderte die Gemächlichkeit seines Lebens noch eine große Gemüthsruhe und Einfachheit, und es gab nur ganz wenige Dinge, die in den Bereich seiner Wünsche und seines liebevollen Interesses zu gelangen vermochten.

Zu diesen Dingen gehörten — ein Vergnügen muß der Mensch doch haben! — ganz besonders Spielbosen und mechanische Kunstwerke aller Art. Er empfand stets einen ganz ungeheuren Respekt vor dem kunstvollen, komplizierten Mechanismus dieser Dinge und sein musikalisches Verständnis reichte gerade so weit, daß er diese Art von Kunst für das Höchste und Vollendetste hielt, was überhaupt hervorgebracht werden konnte.

So lag denn beständig auf seinem Arbeitstisch — er hatte wohl seinen Namen davon, daß nie darauf gearbeitet wurde! — eine sehr hübsche, kleine Spieldose, die sechs reizende Stücke spielte und die zu hören er nicht müde wurde. Auch einige Uhren hingen an den Wänden, aus deren Innern bei jedem Blodenschlag irgend ein lustiges Liedchen erklang.

Aber selbst dieses musikalische Vogelhaus genügte ihm schon längst nicht mehr. In der Zeitung las er oft von ganz erstaunlichen, neuen Wunderwerken, die herzustellen endlich nach vielen Mühen gelungen war. Und überdies erinnerte er sich plötzlich, daß sein alter Freund Ostermüller in der Residenz Fabrikant solcher Kunstwerke sei. Wie er nur das so ganz und gar hätte vergessen können? Den mußte er unbedingt einmal aufsuchen. Er ließ also eines schönen Tages seinen Koffer packen, was keine geringe Aufregung in dem ruhigen, behäbigen Privatierhause hervorrief, und wohlausgerüstet mit Butterbrot und den Segenswünschen seiner Frau reiste er ab.

Im Ostermüllerschen Hause gab es einen ungeheuren Jubel, als der Herr Onkel, wie man ihn kurzweg nannte, eintraf. Die ganze Familie umringte ihn, Papa nahm ihm den Koffer ab, Mama den Hut, das Dienstmädchen den Kragenfurm der kleinen Fräulein den Ueberzieher, und es hätte nicht viel gefehlt, dann hätten sie ihm auch noch die Schuhe ausgezogen und seine Füße in warme Pantoffeln gesteckt.

Sald mußte Freund Ostermüller den eigentlichen Zweck der Reise seines alten Kameraden; und so war denn ihr erster Gang in die Werkstätte. Rein, was es da alles zu sehen gab! Hausmann gertel aus dem Erstaunen gar nicht mehr heraus, und er bekam einen so riesenhaften Respekt vor seinem Freunde, der alles machen konnte, daß er ihn nicht mehr „Sie“ anzureden begann. Ostermüller lachte, aab ihm einen sanften, freundschaftlichen Rippenstoß, und das alte, vertrauliche Duverhältnis war glückselig wieder hergestellt.

So kam der Abend heran. Nun also zu Tisch. Als Hausmann, dem die Ohren noch klangen von all dem, was er eben gehört, in das Zimmer eintrat, spielte ein großes Musikwerk einen Begrüßungsmarsch. — Wie nobel! — Man setzte sich.

Die Suppe wurde aufgetragen, kaum berührte die Gabel die Tischplatte, als aus ihrem Innern ein Walzer erklang. Man lachte und ließ sich die musikalische Suppe ganz gut schmecken. Nun wollte man sich gegenseitig zurinken; Hausmann ergriff sein Bierglas; da erklang es aus seinem Grunde: „Ob ich Dich liebe, frage die Sterne!“ — Donnerwetter! — Hausmann begann es bereits etwas unheimlich zu Rute zu werden. — Hatte denn hier alles Musik im Leibe?

Es war bereits spät, als man sich trennte. Die ganze Familie gab Herrn Hausmann das Geleit bis an die Thüre seines Zimmers, und Ostermüller rief ihm noch ganz besonders laut und freundlich „eine recht geruchsame“ Nacht zu.

Etwas müde und abgespannt trat er ein. Da begann ein elektrisches Klavier den Einzugsmarsch aus dem Tanzsaal zu spielen. „Schon gut, schon gut!“ rief Herr Hausmann, etwas ägerlich. Aber das Klavier kimmerte sich sehr wenig um den Willen des Herrn Hausmann. Es hämmerte unerbittlich weiter. Endlich war's zu Ende! Auf Schritt und Tritt schritt er auf einen Stuhl zu. Er begann schon zu zerknien, in diesem Hause eingekerkert zu sein. Mit einem schweren Luftschloß ließ er sich in dem schönen, bequemen Stuhl nieder. Doch im selben Moment erklang's aus dem Innern: „Auf der grünen Wiese“. — „Schleunigt war Herr Hausmann wieder in der Höhe. — „Himmel Donnerwetter! — Meine Ruhe will ich jetzt!“ — „Zum Teufel mit der grünen Wiese!“ — Aber das darf gar nicht. Er mußte auch dieses schöne Lied zu Ende hören. Er begann bereits sich ordentlich zu fürchten. — Das war ja ein wahrhaft unheimliches Haus!

Aber nun zu Bett! Vorher wollte er noch einen Schluck Wasser nehmen. Der sollte seinem erregten Gemüthe gut thun! Aber kaum hatte er die Wasserflasche in die Hand genommen, als es aus ihrem Innern, wie zum Hohn, erklang: „Sei nicht böse, es kann nicht sein!“ — Entsetzt ließ er das Gefäß fallen, das mit lautem Krachen auf der marmornen Tischplatte zerfiel. — Na, das war eine schöne Bescherung! — Und das Ding kostete jedenfalls ein Heubengelb. — Aber warum mußte er auch in dieses verkehrte Haus kommen! — Geh'ah ihm schon recht!

Unter Brummen und Schimpfen klebte er sich ans, und mit einem leichten, tiefen Seufzer und dem sehnlichsten Wunsch nach Ruhe kletterte er in das Bett. Aber kaum hatte er sich darin ausgebreitet, als ganz leise und zart aus seinem tiefsten Innern „Gute Nacht, Du mein herziges Kind“ erklang. Das war zu viel! Mit einem Satz sprang er heraus, stieß dabei ein kleines Tischchen mit Rippsofen um, die mit ohrenbetäubendem Klirren und Klingeln zerfielen, und kletterte auf den Tisch, wo er zusammengetauert, mit gestäubten Haaren, zitternd und totenbleich sitzen blieb und laut um Hilfe zu rufen begann.

Auf den fürchterlichen Lärm kamen Herr und Frau Ostermüller, nur notdürftig bekleidet, der Herr mit einem Revolver bewaffnet, herbei. Sie waren nicht wenig erstaunt, Herrn Hausmann in dieser eigentümlichen Lage wiederzufinden, und Frau Ostermüller wollte bereits etwas böse werden, als sie die vielen zerbrochenen Sachen umherliegen sah. Aber Herr Hausmann, immer noch vor Schrecken bleich, erklärte sich sofort bereit, alles zu ersetzen, nur solle man ihm, um Himmelswillen, ein anderes Zimmer anweisen. Hier sei es ja gar nicht mehr zum Aushalten. Das sei ja eine Postkammer und kein Schlafzimmer!

Was blieb übrig als das Dienstmädchen zu wecken und mitten in der Nacht schnell ein anderes Zimmer notdürftig zum Schlafen einrichten zu lassen? Herr Hausmann wäre nicht um alles in der Welt mehr zu bewegen gewesen, in das unheimliche Cabinet zurückzukehren. Und auch den andern Raum betrat er erst, als Ostermüller ihm bei allen Himmeln geschworen hatte, daß kein einziges Musikwerk darin sei.

Als er am andern Morgen noch ganz müde und abgepannt, zum Frühstück erschien, da empfing ihn

ein nur mühsam unterdrücktes Lachen; und der kleine Freijug plachte plötzlich los, gerade als er die gefüllte Kaffeetasse zum Munde führen wollte. Frau Ostermüller jagte ihn zwar hinaus, konnte aber selbst dabei kaum das Lachen verbeißen. Und als nun Freund Ostermüller mit der unschuldigen Miene von der Welt fragte, wie er denn nun eigentlich geschlafen habe, da war seine Geduld zu Ende. Grob werden wollte er nicht, und so machte er denn, daß er fortlam. Er packte schnell seine paar Sachen zusammen und verabschiedete sich, wobei ihm die Versicherung, daß es ihm sehr gut gefallen, schwer genug von den Lippen kam. Aber kaum war er auf der Straße, und außer Sicht, da begann im Ostermüllerschen Hause ein Lachen, so mächtig und herzlich, wie es wohl kaum je wieder in diesem musikalischen Hause erklang.

Hausmanns Gattin war nicht wenig überrascht, als ihr Mann bereits am nächsten Tage wieder zurückkehrte. Und überdies schien er in der denkbar schlechtesten Laune zu sein. Aber was machte sie erst für Augen, als ihr sonst so sanfter Mann beim Betreten seines Zimmers wie ein Tiger auf den Arbeitstisch losfuhr, die Spieldose packte und mit einem derben Fluche auf den Boden warf, daß sie in tausend Stücke zerfiel? Und dann kletterte er auch noch zu den Uhren empor und brach sämtliche Spielwerke mit tauher Hand das Genick. Dann erst ließ er sich in seinem Sorgenkubel nieder, beinahe mit dem Ausdruck innerer Befriedigung auf dem Gesicht, und sein Erstes war, seine Frau zu bitten, ihn nicht nach seinen Erlebnissen in der Stadt zu fragen.

Später freilich einmal, in gemüthlicher Stunde, hat er ihr doch verraten, warum er plötzlich so wütend gegen seine geliebten Spielwerke vorgegangen. Seinen Freund Ostermüller aber hat er nie wieder besucht!

Anerkennung.

* Humor des Auslandes. Ein einziger Tropfen Tinte kann einen Mann zu sehr ernstem Gedanken veranlassen, wenn er — auf seine besten Sommer-Beinkleider gefallen ist. — Maler zu alter Bäuerin: „Würden Sie mir gestatten, Ihre entzückende Hülfe zu malen?“ Bäuerin: Warum denn nicht. Meinetrogen können Sie auch den Jaun anstreichen.“ — Bauer, der mit seinem Sohne zum ersten Male in einem Konzert ist, wo zum Schluß ein Duett gesungen wurde: „Schau, jetzt wird's ihnen zu spät, da singen gleich zwei auf einmal, damit's Zeit ersparen.“ — A.: Der Bräutigam sieht ein wenig ernst aus. Da lob' ich mir den Schweigerbater. . . . was der für ein glückliches Gesicht macht! B.: Ja, geben ist seliger denn nehmen. — Dame im Laden: Ich brauche heute nur eine Zwöpfennig-Marke.“ Uebereifriger Kommis: Gewiß, sofort. Wollen die Dame sie selbst mitnehmen oder dürfen wir sie schicken? 1. Malerin (in der Gemälde-Ausstellung): Machen Sie sich etwas aus den allen Meistern? 2. Malerin: Rec. . . . ich liebe die jungen vor. — A.: Einen Heiratsantrag sollte man nur kriechlich an seine Adresse gelangen lassen: B.: Warum das? A.: Weil man so immer noch die Möglichkeit für sich hat, daß man die Aufgabe des Vieles verahnt! — Schriftsteller: Wie Dichter sind vergänglich, aber unsere Werke bleiben! Verleger (melancholisch): Ja, im Magazin.

* Beim Wort genommen. Mama (zum kleinen Hans, der seine Suppe nicht essen will): Wie mancher arme Junge wäre froh, wenn er nur die Hälfte von dieser Suppe hätte!“ Hanschen: Ich auch!

* Auf der Pferdebahn. Herr (zu einer Dame, der er Platz gemacht und die sich nicht dafür bedankt): Wie meinen Sie? — Dame: Ich habe nichts gesagt. — Herr: Ach so, ich glaubte, Sie hätten ein Wort des Dankes geäußert.

* Profitabel. Galanteriewarenhändler: (zum neuen Kommis): Jetzt kommt Professor Zidel, das ist unser bester Kunde. — der kauft einen Schirm und läßt ihn gleich bei uns stehen.

* Zu spät arrangiert. Sie: Aber Alfred, was hast Du denn — ? Raum acht Tage sind wir verheiratet und schon sehest Du eine solche gelangweilte Miene auf? — Er: Ich erfahre soeben, daß Dein Vater Bankrott gemacht hat. Jetzt merke ich erst, daß ich Dich aus Liebe geheiratet habe!!

* Zarter Winz. Köstlicher Gast (zur Hausfrau): Kann der Kleine wohl schon sprechen, gnädige Frau? — Hausfrau: Gewiß, Karlichen sag' mal schön: Adieu, Herr Huber.

* Bekrante Neugier. Gast zum Piccolo: Nun, Kleiner, was thust Du denn mit den vielen Tringelbären, die Du kriegst? — Piccolo: Die darf ich ja gar nicht behalten, die muß ich alle dem Keller abgeben und bei Ihnen muß ich noch 5 Pfennige zulegen, weil der Keller mir nicht glauben will, daß Sie nur 5 Pfennige geben.“

* Anaben-Ideal. Freijug, was willst Du denn einmal werden? — Schymann. — Warum denn? — Weil ich die anderen Leute überlegen kann, wenn's wo was zu sehen gibt.“

* Kehnlichkeit. Herr: Wissen Sie, Sie ähneln aber tollsthaft Ihrem Kollegen Schmidt.“ — Schriftsteller: „Bitte, Herr Schmidt ähneln vielleicht mir — ich bin Original.“

* Glatte Rechnung. Folgende Anzeige findet sich in einer schleswig-holsteinischen Zeitung: Alle diejenigen, die noch rechtmäßige Forderungen an mich haben, müssen sich vor dem neunzehnten (!) Jahrhundert bei mir melden, indem ich bis dahin Alles aufs Reine haben will. Händler C. W.

* Unheimlicher Beweis. Kaufmann (zu dem stellasuchenden Hausknecht): Ich hoffe, Sie sind ehrlich. — Hausknecht: Na, ich bitte Sie, wenn man drei Mal wegen Diebstahls angeklagt war und jedes Mal glänzend freigesprochen wurde. . . !

* Beim Examen. Professor der Medizin: Herr Kandidat, woran erkennen Sie, daß Sie einem ernstern Fall gegenüberstehen? — Kandidat: Wenn der Patient daran stirbt, Herr Professor.

* Höflicher Grad. A.: Mein Sohn ist Spezialist für Ohrenkrankheiten! — B.: Für's rechte oder linke?

* Zur Naturkunde. Ja, Karlingen, die schönen Seidenkleider die ich trage, rühren alle von einem unansehnlichen, armen Würmchen her! — Nicht wahr, Mama — und dieses arme Würmchen ist der Papa?

Räsel.

Du hast mich stets in dir,
Und bist auch stets in mir;
Ich bin ein Ding, das du nicht siehst,
So nah, so weit und breit es ist;
Das durch die kleinsten Löcher kriecht,
Das macht, daß dir die Blume riecht,
Das macht, daß dir das Lied erklingt,
Was froh im Wald der Vogel singt;
Du holst mich tausendmal ins Haus,
Und stößt mich tausendmal hinaus;
Es schöpft und holt mich jedermann,
Und tot ist, wer das nicht mehr kann.

Charade.

Geleitet dich der Ersten Sinn
Durchs ganze Erdleben hin,
So werden dich in deinen Tagen,
Gleiche Grillen niemals plagen.
Mein Zweites war im Hause dort
So manches Lavfern Zerkuchort;
Jetzt hört man Uhu da und Eulen
Ihr graues Fleddern krächzend heulen.
Wißt du dem Gauzen auf die Spur
Bald kommen, Freund, so such' nur,
Um dieses Räthens zu zertreten,
Mich unter Sachsens keinen Städten.

Logogryph.

Dreißig ist mein Wort.
Ich bin der Name
Von einer vielgeliebten Dame,
Der überall die fromme Christenheit
Gebete, Lieber, ja selbst Tempel weiht.
Ein Reichen weg und den Aecent verrückt,
So hab' ihr, was oft Ohr und Herz entzückt,



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatts“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-Fest).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 2, 1-11. In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Cana in Galiläa: und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das thut. Es standen aber daselbst sechs steinerne Wassertrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maas hielt. Und Jesus sprach zu ihnen: Füllet diese Krüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis oben an. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpft nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre, (die Diener aber, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, was dann, wenn die Gäste genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Cana in Galiläa: und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.

Das verborgene Leben Jesu.

In der heiligen Geschichte wird von der Kindheit unseres Herrn, außer der Flucht nach Egypten und der späteren Wälder nach Nazareth, nichts weiter berichtet als die wenigen Worte: „Und das Kind wuchs, ward stark, war voll Weisheit und die Gnade Gottes war in ihm.“

— Dann heißt es weiter, daß Jesus als zwölftjähriger Knabe in den Tempel zu Jerusalem gekommen und alle, die ihn gehört, in Erstaunen gesetzt habe; daß er darauf nach Nazareth zurückgekehrt und der heiligen Mutter und dem heiligen Nährvater unterthan gewesen sei, zunehmend wie an Alter so auch an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen. — Mehr erfahren wir nicht, lieber Leser, bis zum öffentlichen Auftreten Jesu. Das kann nicht ohne Bedeutung sein, nicht ohne die Weisheit des Heiligen Geistes, unter dessen göttlichem Einflusse die Evangelisten so geschrieben haben.

Doch zunächst fragen wir nach der Bedeutung der Worte: „Jesus nahm zu an Alter und an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen!“ — Offenbar ist das, lieber Leser, nicht in dem Sinne zu nehmen, als ob Jesus in seinem Jünglingsalter neue Stufen der Erkenntnis und der Heiligkeit erklimmen hätte, — der Evangelist will offenbar sagen, Jesus habe damals nach und nach (stufenweise) Seine Weisheit und Heiligkeit nach außen offenbart und diese Eigenschaften so zu Tage treten lassen, daß sie mit Seinem fortschreitenden Alter gleichsam Schritt hielten. Und warum das? — Ohne Zweifel sehen wir hier vor einem tiefen Geheimnis: Zunächst wollte Jesus Seine Zeitgenossen ahlmäßig auf den Glang Seiner Wunderthaten, auf die Macht Seiner Predigt und

Seines ganzen öffentlichen Auftretens vorbereiten. Sodann oder wollte Er unserer Eigenliebe und unserer Unwissenheit eine große Lehre geben: unsere Eigenliebe, die nur anwilling den Anblick unseres eigenen Elends, unserer Schwachheit und Armseligkeit erträgt; unserer Unwissenheit, die nicht begreifen will, daß der Mensch nur nach und nach tugendhaft und vollkommen wird, daß das Fortschreiten in der Tugend ein langwieriges Geschäft ist, das sich nur durch beständiges Ausreihen des Unkrautes und Pflanzen des guten Samens in uns, durch fortgesetztes Niederreißen des Bösen (in uns) und Aufbauen des Guten vollzieht. Das aber ist eine Aufgabe, die nicht in Einem Tage zu Stande gebracht wird; es ist — um ein anderes Gleichnis zu gebrauchen — mit der Tugend und Vollkommenheit wie mit einer geheimnisvollen Leiter, zu deren Spitze man nicht durch einen Sprung, sondern nur durch mühsames Steigen von Sprosse zu Sprosse gelangt. — Diesen unsern ungezügeln Eifer und diese von der Eigenliebe herrührende Ungebuld, wollte unser Erlöser in liebevollster Weise bessern, indem Er in den Tagen Seiner Kindheit weniger Vollkommenheit, weniger Wissen und Heiligkeit zu Tage treten ließ, als in den Jünglingsjahren, und hier wieder weniger als im reifen Alter, wie ja die heilige Schrift es uns lehrt. Wir sollen also lernen, mit uns selbst Geduld haben und demüthigen Herzens alle unsere Schwachheiten und Armseligkeiten zu ertragen und sie zur Grundlage einer tiefen Demuth zu machen, — andererseits aber unablässig den Fortschritt in der Tugend anzustreben, in der festen Ueberzeugung, daß wir noch weit vom Ziele sind.

Sehen wir, lieber Leser, in unserer Betrachtung des verborgenen Lebens Jesu einen Schritt weiter.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 14. Januar. 2. Sonntag nach hl. drei Könige. Fest vom hl. Namen Jesu. Felle † 258. Hilarius † 368. Evangelium Johannes 2, 1-11. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marian. Jungfrauen-Kongregation und nachmittags 3 1/2 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● St. Martin: Morgens 7 1/2 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Kinder der Schule an der Neuhofstr. ● Karmelitenkloster: Morgens 6 1/2 Uhr erste hl. Messe; 8 1/2 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt; darnach Andacht u. feierl. Umzug durch die Kirche. ● St. Maria-Sühnenfahrtskirche: Kommunion der Mädchen.
- Montag, 15. Januar. Maurus, † 584. Paulus † 342
- Dienstag, 16. Januar. Marcellus, † 310.
- Mittwoch, 17. Januar. Antonius, † 356. ● St. Andreas: Morgens 9 1/2 Uhr hl. Messe für Verstorbene der Männer-Sodalität. ● St. Anna-Stift: Heute beginnen die 9 Mittwoch zu Ehren des hl. Joseph. An jedem derselben morgens 6 1/2 Uhr hl. Messe, nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht zu Ehren des hl. Joseph.
- Donnerstag, 18. Januar. Petri Stuhlfeier zu Rom.
- Freitag, 19. Januar. Ranutus † 1036. ● St. Andreas: Abends 8 1/2 Uhr Sühnenandacht.
- Samstag, 20. Janu. c. Fabian † 250 und Sebastian † 288. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

Männer von großem Geiste haben die Einsamkeit, in die sie sich zurückzogen, oft berühmt, ja unsterblich gemacht durch gelehrte Werke, durch merkwürdige Entdeckungen. Allein so ist es bei Jesus von Nazareth nicht. Er bringt dort dreißig Jahre in der tiefsten Verborgenheit zu: Er, der in der Welt durch Seine Weisheit, Seine Macht einen nirgends fehlenden Glanz hätte verbreiten können, Er, der den ganzen Erdkreis sich dienstbar und alle Wälder der Erde sich zu Füßen hätte werfen können; — Er ist in dem kleinen Städtchen Nazareth kaum bekannt und wenn auch, wie ist Er dort bekannt? Als ein armer Zimmermann, als der Sohn eines ebenso armen Zimmermanns! (Matth. 6, 3) Es gab damals auf der Erde Könige und Kaiser, berühmte Eroberer, deren Namen in aller Munde waren; überall sprach man von ihren Großthaten, aber von Jesus sprach man kein Wort; man kannte weder Seinen Wohnort, noch Seinen Namen, noch Seine Geburt; Er lebte dort in Seiner Hütte so unbekannt, als ob Er gar nicht da gewesen wäre. — Was denn aber ein solches Leben? Wohl der Mensch bedurfte dieser kräftigen Lehre, um ihm die Wege zu zeigen und sich geliebt zu machen, die Leidenschaft für Ehre und Ruhm und den verzehrenden Durst nach einem großen Ruf zu benehmen. Drei Jahre genügte ihm, Seine ganze Religion zu predigen, aber dreißig Jahre waren ihm nicht zu viel, den Menschen die Demut durch Sein Beispiel zu lehren.

In der That, lieber Leser, es gibt kaum ein Verlangen, das uns so mächtig beherrscht wie das: sich geliebt zu machen. Der natürliche Mensch sucht sich in den Vordergrund zu drängen, er sucht einen Stand oder ein Amt oder eine Arbeit, die ihm am meisten zusagt, um das bequemste Leben, den reichsten Gewinn, die meiste Ehre zu erzielen. Und hat er einen Beruf, ein Amt, einen Stand erwählt und sieht eine andere Stellung die ihm mehr Gewinn oder ein bequemeres Leben zu bieten scheint, so verlangt er nicht nur darnach, sondern fühlt sich in seinen bisherigen Verhältnissen unglücklich.

Dieses ungeordnete Verlangen namentlich in jüngeren Jahren vor. Da heißt es: ich möchte diesen oder jenen Posten haben, wo ich recht viel verdienen könnte; ich könnte bei meinen Fähigkeiten dieses oder jenes Geschäft sehr wohl führen. Und das arme Herz, das überhaupt durch Irdisches nicht aufgefüllt werden kann, verlangt nun mit Ungeduld von seinen Verhältnissen weg. „Zeige Dich der Welt!“ In diesem Rufe liegt der Inbegriff alles Sehnsüchtigen eines Menschen, der seine Ruhe und sein Glück nicht in Gott sucht. — Von dieser „Arantheit“ wollte Jesus uns durch Sein verborgenes Leben in Nazareth heilen. Und was that Er? Er rief in der Hütte Seines Pflgeaters und geht diesem und Seiner heiligen Mutter an die Hand bei den Beschäftigungen, wie sie das tägliche Leben einer Zimmermannsfamilie mit sich bringt. Und obwohl Er vom Himmel kam, um die Söhne von ihren Thronen zu stürzen, so vollführt Er nach dieser Richtung nichts, sondern Er verrichtet bis zum dreißigsten Lebensjahre Arbeiten, die bei den Griechen und Römern nur von Sklaven verrichtet wurden, — gerade als ob es draußen in der heidnischen Welt kein Götzenbild, und in den Herzen der Juden nicht noch schlimmere Götzen gäbe! Jesus, der Gottmensch, wandelt nicht durch die Länder, um den Adel der menschlichen von Gott getragenen Natur im wunderbaren Vorbild und Beispiel zu offenbaren; — Jesus, die ewige Weisheit, in dem alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft verborgen sind, thut den Mund nicht auf, als ob es keine Irrtümer zu zerstreuen, als ob es eine befeligende Wahrheit nicht zu lehren gäbe; — Jesus, der König der Gloriosa, der mit allen Schätzen der Gottheit besetzt ist, — dieser Jesus läßt die Blütezeit Seines Lebens im Häuschen von Nazareth still vorübergehen, ohne in den dreißig Jahren einen Schritt in die Welt zu thun; Er weiß, daß die Welt Ihn nicht für

den Sohn Gottes hält; Er weiß, daß dieses Seiner einseitigen Wirksamkeit schaden muß, während ein Wort aus Seinem Munde, ein Wunderwort Seiner allmächtigen Hand diesem Irrtum begegnen würde, — und Er schweigt und bleibt in Nazareth und läßt die Sünde fortwähren. Und Er ist doch gekommen, das Alles anders zu gestalten, und redet kein Wort um die Herzen zu tödnen und die Sünder zu belehren! Er vermag ja mit Jedem zu reden in seiner Sprache, Er sieht in alle Irregänge des armen Menschenherzens hinein; Er vermöchte so viele Betrübte zu trösten, so viele Thränen zu trocknen, — der Weltlöser schweigt und bleibt den größten Teil Seines irdischen Lebens verborgen in Nazareth, um noch dreißig Jahre nur drei Jahre Seines Erlöser-Amtes zu walten!

Und doch, lieber Leser, wie wunderbar! Er erfüllt dadurch den Willen des himmlischen Vaters, mit dem Er Eins ist im Wesen und in der Vollkommenheit! Deshalb kommt es aber auch bei uns absolut nicht darauf an, daß wir „Großes“ wirken, daß wir uns einen „Namen“ machen, — sondern einzig und allein darauf, daß wir an dem Orte in dem Stande und Amte, in den Verhältnissen, in die Gott uns gerufen und gestellt hat, Ihm, unserem Gott, dienen! Das ist unsere Aufgabe, dazu sind wir erschaffen!

S.

Hundert Jahre.

Eine Secularplauderei von F. Clemens (Jena.)

Hundert Jahre sind ein unendlich langer Zeitraum, wenn man sie nach dem Maßstabe eines einzigen Jahres oder gar nach dem eines in Schmerzen verbrochten, absolut kein Ende nehmenden Krantentags mißt, sie erscheinen unendlich lang, wenn wir die Flut der Ereignisse überschauen, welche die Geschichte der menschlichen Entwicklung uns von einem einzigen Jahrhundert zu berichten weiß. Hundert Jahre sind aber auch ein verschwinnend kurzer Zeitraum, wenn man das mutmaßliche Alter der Erde und Menschheit in Anschlag bringt und die Länge der verfloffenen Zeit nach den Generationen abwägt, die in der historischen Periode auf unserer Erde existirt haben. Gehen wir auch bis in die ältesten Zeiten hinauf, etwa bis zur angeblichen Regierungszeit des chinesischen Kaisers Fo-hi der um 3341—3227 v. Chr. das Empire über das himmlische Reich geschwungen haben soll, so erhalten wir doch nicht mehr als 53 Jahrhunderte — also nicht mehr als 53 mal haben in der Zeit, welche die gesamte Menschengeschichte umfaßt, die Menschen den Antritt eines Jahrhunderts gefeiert, oder höchstens 74 mal, wenn wir selbst die byzantinische Aera in Betracht ziehen, deren Epochenjahr 5508 v. Chr. fällt. Seit Christi Geburt derzeit haben wir gar erst 20. Jahrhundertstage (den diesmaligen mitgerechnet.) Nehmen wir nun die historische Periode hier rund zu 5000 Jahren an, und rechnen wir nach Herodot auf ein Jahrhundert drei Generationen, so ergibt sich, daß während dieses uns so unendlich erscheinenden Zeitraumes nicht mehr als 150 Generationen Menschen über unseren Planeten gewandelt sind, seit Christi Geburt also erst 57 Generationen. Ein Sterblicher, der sein Geschick registert auch nur bis zu seinem Urgroßvater hinauf im Kopfe hat, umfaßt damit unter günstigen Umständen — das heißt, wenn wir den Fall setzen, daß jeder der fraglichen Aenen durchschnittlich 70 Jahre alt geworden ist — bereits einen Zeitraum von 180 Jahren. Ein altes Adelsgeschlecht, dessen Stammbaum bis in das 11. Jahrhundert zurück datirt, weist immerhin erst die Zahl von etwa 30 Aenen auf.

Nach ein anderer Maßstab! Betrachten wir die Dauer eines Jahrhunderts nach der Zahl der während desselben verfließenden Monate, Wochen, Tagewerke, so ergeben diese 100 Jahre nicht mehr als

1200 Monate oder 5200 Wochen oder 38 500 Tage oder 876 000 Stunden. Selbst die Zahl der Minuten imponirt uns mit 52 560 000 noch nicht besonders und erst die Zahl der Sekunden mit 315 360 000 klingt etwas besser, wenn sie auch noch lange nicht, sofern wir die Sekunde mit 1 Hec. antreiben, die französische Krantensfähigdung von 5 Milliarden Hec. an Größe erreicht. Nimmt man die Zahl der den Erdball bedeckenden Menschen zu anderthalb Milliarde für das letzte Drittel des Jahrhunderts und zu einer und ein Drittel Milliarde für die beiden ersten Drittel an, so kann man die Summe der Menschen, welche während der ablaufenden 100 Jahre überhaupt auf der Erde gelebt haben, auf 4 Milliarden (4000 Millionen) schätzen, die zusammen unter Annahme einer Durchschnittsdauer des Lebens von 30 Jahren ein Alter von 120 000 Millionen Jahren erreichen.

Wenn wir uns mit den Durchschnittsergebnissen begnügen, und andere dürfen wohl kaum zu erzielen sein, so können wir sogar berechnen, wie viel Menschen in den verfloffenen 100 Jahren geboren wurden und wie viel gestorben sind. Einer Berechnung nach werden auf der ganzen Erde in der Minute 70 Menschen geboren, während in der gleichen Zeit 67 sterben. Da wir nun aber die Zahl der Minuten eines Jahrhunderts mit 52 560 000 ermittelt haben, so erhalten wir durch ein einfaches Multiplications-Exempel für die Geburten die Zahl 3 679 200 000 und für die Sterbefälle die Zahl 3 521 520 000 — wie wir sehen, treffen beide Zahlen so ziemlich mit der von uns ausgerechneten Summe der während eines Säculums überhaupt lebenden Menschen zusammen. Durch eine ähnliche Durchschnittsberechnung erhalten wir die Zahl der Krankheitsstage. Auf jeden Menschen entfallen im Durchschnitt jährlich sein Krankheitsstage, darnach wurde die ungefähre Zahl der Krankheitsstage der gesamten Menschheit während des Jahrhunderts nicht weniger als 4000 Milliarden betragen (in Ziffern 4000 000 000 000) das sind 4000 Millionen oder vier Billionen; gewiß eine Summe, bei der es auch dem taubblindesten Erdensohn bange werden kann.

Hundert Jahre erscheinen also lang und kurz, je nachdem wir sie betrachten. Wahrlich doch das Leben des Menschen nur siebzig, und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre — neunzig Jahre gehören schon zu den Seltenheiten und hundert Jahre werden nur wenig, begünstigte Adamsöhne alt. Und doch ist die Zahl immerhin größer, als wir gemeinlich annehmen, Deutschland freilich ist nicht allzu sehr mit Hundertjährigen gesegnet, die letzte Volkszählung wies unter 52 Millionen Bewohner 78 nach, das sind je einer auf 700 000. Noch ungunstiger stellt sich das Verhältnis in Dänemark und der Schweiz. Dänemark besaß nur 2 Hundertjährigen unter 1 172 000 Einwohnern. Die Schweiz hat fast 3 Millionen Bewohnern gar keinen. Dagegen erfreute sich Frankreich des Besten von 213 (1 auf 183 000) Hundertjährigen, England besaß 146 (1 auf 180 000), Schottland 46 (1 auf 870 000), Norwegen 23 (1 auf 96 000), Belgien 5 (1 auf 1 300 000), Spanien 401 (1 auf 43 000), Schweden 10 (1 auf 250 000). An der Spitze marschirten Irland und Serbien, Irland mit 578 (1 auf 82 000) und Serbien mit 575 (1 auf 2 300). Die Wichtigkeit der Angaben vorausgesetzt, die sich schwerlich nachprüfen lassen, spielen anscheinend Klima und Lebensverhältnisse keine so hervorragende Rolle als wir denken, denn wenn irgendwo Elend zu Hause ist, so doch gewiß in dem unglücklichsten Irland.

Dabei stellen 100 Jahre noch lange nicht das Maximum der Lebensdauer dar. Ludwig Büchner erachtet es durch die Erfahrung als für nachgewiesen, daß der Mensch es bis auf ein Alter von 200 Jahren bringen kann, er erwähnt zweier Engländer, von denen einer vom 15. Jahrhundert bis ins 17. Jahrhundert lebte und 172 Jahre alt

wurde, während der andere (1500 geboren) im Alter von 170 Jahren starb. Ein Däne, der 146 Jahre alt wurde, heiratete noch mit 111 Jahren eine 50jährige Frau. Ein russischer Veteran, 1623 geboren, starb erst 1825, also im Alter von 202 Jahren; Thomas Carn soll nach einer Geburts- und Todesanzeige der St. Leonhardskirche zu London gar 207 Jahre (geboren 1558, gestorben 1795) alt geworden sein. Wir könnten diese Beispiele noch um zahlreiche andere vermehren, so wohl das Altertum als die spätere Zeit liefert eine ganze Reihe von Fällen hohen Alters, wenn auch in den meisten das volle Jahrhundert nur um wenige Jahre überschritten wurde. So wird aus unserem Jahrhundert von einem Manne in Bromberg berichtet, der noch vor etwa 13 Jahren gelebt haben soll und damals angeblich 118 Jahre alt war. In Rio de Janeiro lebte angeblich noch vor 2 Jahren ein Afrikaner, Bruno Corrim, im Alter von 150 Jahren. Daß auch manche Tiere ein außerordentlich hohes Alter erreichen, ist bekannt. Der Elefant wird bis 200 Jahre und darüber alt, Papageien und Adler haben über 100 Jahre in der Gefangenschaft ausgehalten, ebenso Schildkröten, einzelne Krokodile sind von Eingeborenen Afrikas, wie Brehm erzählt, seit Menschengedenken beobachtet worden, Schlangen erfreuen sich derselben Lebensfähigkeit, Kraxen und Hecht bringen es gar auf 200—300 Jahre.

Was will da selbst ein hundertjähriger Menschengeist gegen solchen Fijja-Metajaiem bedeuten? und was würde ein Mensch in einem 300jährigen Dajen Aues erleben, welche reiche Erfahrungen würde er sammeln. Ob freilich der Fortschritt der Menschheit von der Enttötung Nutzen hätte, darf billig bezweifelt werden, da das Alter meist am Bestehenden festhält, während die Jugend vorwärts stürzt. Jugend und Alter müssen daher in einem Verhältnis der Ausgleichung stehen, das aber nicht mehr vorhanden wäre, wenn das Alter die Jugend um das sechs- und siebenfache an Dauer übertreffen würde. Hundert Jahre umfassen an sich schon Leben und Entwicklung genug, die Lebensmüdigkeit tritt in der Regel weit früher ein. Wenn wir die unausgelegte Tätigkeit unseres Körpers in Rücksicht ziehen, so erkennen wir ohnehin, daß die Maschine, ohne sich merklich abzunutzen, solange ausdauert. Man rechne einmal nach, was der Organismus eines Hundertjährigen während der 100 Jahre an Arbeit leistet. Beim erwachsenen Menschen zählt man in der Minute 70—80 Herzschläge, bei Kindern zwischen 90—140, bei Greisen weniger. In Krankheitsfällen kann die Zahl sich ebenfalls erheblich steigern. Lassen wir alle Ausnahmefälle bei Seite, gleichen wir Kindheit und Alter durcheinander aus und berechnen die Herzschlagzahl auf rund 70 Schläge, so ergibt sich bereits für eine Stunde eine Anzahl von 4200 Herzschlägen, das macht auf den Tag 100 800, auf die Woche 705 600, auf den Monat (zu 30 Tagen) 3 024 000, auf das Jahr (zu 365 Tagen) 36 792 000.

Das Herz eines Hundertjährigen thut also während dieser hundert Jahre nicht weniger als 3 679 200 000 Schläge. Die Zahl der Atemzüge beträgt beim erwachsenen Menschen durchschnittlich 16—20 in der Minute. Das macht bei 18 Atemzügen in der Minute 1080 in der Stunde, 25 920 an einem Tage, 181 440 in einer Woche, 777 600 in einem Monate, 9 480 800 in einem Jahre und in 100 Jahren 948 080 000!

Die Erde dreht sich in 100 Jahren (das Jahr zu 365 Tagen gerechnet) 36 500 mal um ihre Achse, die Sonne (25 ein Viertel Tag Rotationsdauer) nur 1445 mal, der Mond umkreist in 100 Jahren bei einer Umdrehungszeit von 29,5 Tagen die Erde 1287 mal. Sonnenfinsternisse ereignen sich in 100 Jahren etwa 230 Mondfinsternisse nur 160. Da wir in den letzten Wochen soviel von Sternschnuppen gehört und doch keine gesehen haben (weder den ersten, noch den zweiten Novemberschwärm), so mag

hier noch die Frage aufgeworfen werden: Wieviel Sternschnuppen zählt man wohl in 100 Jahren? Nun, auch auf diese Frage weiß ich eine Antwort. Nach den Schätzungen der Astronomen durchziehen stündlich 300—400 000, täglich 7—10 Millionen dem freien Auge sichtbare Meteor unsere Luftstrecke, nehmen wir nur 7 Millionen an, so würden wir bereits in einem Jahre auf 2555 Millionen kommen, in 100 Jahren würde daher die Summe der sichtbaren Sternschnuppen etwa 255 500 000 000, das sind etwa 255 Milliarden, betragen und da sind noch die wahrscheinlich weit zahlreicheren teleskopischen und die periodischen nicht mitgerechnet. Wer's nicht glaubt, der zähle nach.

Werden wir noch die Frage auf, welche Entfernung ein Mensch — sagen wir ein Fußgänger bei gemäßigtem Spaziergang — in hundert Jahren zurücklegen kann. Ein solcher Fußgänger geht etwa in der Minute 65 Meter, in der Stunde 3900 Meter, an einem Tage — angenommen, daß er Tag und Nacht forstige — 93 600 Meter, in einem Jahre 34 164 000 Meter, also 34 164 Kilometer. Auf 100 Jahre ergibt das 34 164 000 Kilometer, das ist etwa die neunmalige Entfernung des Mondes von der Erde. Eine Schnecke würde in 100 Jahren doch die im Gesamterfüllt recht eindrucksvolle Strecke von 5250 Kilometern zurücklegen, ein Schlittschuhläufer in 100 Jahren 31 536 000 Kilometer, der Doton 125 Millionen Kilometer, ein Schnellzug 66 Millionen Kilometer, eine Kanonenkugel 2200 Millionen Kilometer, das Licht die ungeheure für unsere Begriffe gar nicht denkbare Entfernung von 985 000 Milliarden Kilometer. Soviel bedeuten 100 Jahre — auf der Erde! Auf den anderen Planeten sieht es anders aus. Auf dem Jupiter sind, wenn bei uns 100 Jahre in den Zeitenraum hinabgerollt sind, erst 8,5 Jahre vergangen, auf dem Saturn erst 3,33 Jahre, auf dem Uranus erst 1,2 Jahr. Bei also auf diesen Planeten 100 Jahre alt werden wollte, der würde dazu eine eckelliche Anzahl Erdenjahre brauchen, und zwar auf dem Jupiter 1200, auf dem Saturn 2950 und auf dem Uranus 8400. Da hätte man die Sache auf den kleinen Planeten schon leichter, auf der Venus würde ein Mensch, der es zu 60 Erdenjahren gebracht hat, bereits 100 Jahre alt sein und auf dem Merkur genügt gar schon 25 Erdenjahre, um in den Ruf eines Hundertjährigen zu gelangen, da dieser der Sonne am nächsten befindliche Planet seinen Umlauf um die Sonne in nur 87 Tagen 23 Stunden vollendet.

Mancher wird vielleicht meinen, das alles seien nur interessante Zahlenpiele ohne Zweck und ohne Nutzen. Nun, einen Zweck haben sie bereits, wenn sie interessant sind, sie schaffen aber auch einen Nutzen, indem sie den Lesern die Bedeutung eines Jahrhunderts aus den verschiedensten Gesichtspunkten vor Augen rücken, das nachdenken anregt und den Blick auf die Größe und Unermesslichkeit des Alls und der Schöpfung lenkt. Sie lehren aber vor allem die Menschen eins: nämlich, daß alles nur Begriffe sind, die durch Erfahrung und Gewohnheit für uns die Bedeutung ewiger und unerschütterlicher Wahrheiten erlangt haben und daß 100 Jahre ein Nichts oder eine kleine Einigkeit sind je nachdem man sie in das Licht verschiedener Größenverhältnisse rückt. Uebrigens wünschen wir jedem verehrten Leser dieses Artikels von Herzen, daß er mit seiner Person in der Reihe der Hundertjährigen paraderen möge!

Ein Knackseffekt.

Humoreske von Franz Bifner.

Es war Puffstunde bei der fünften Kompagnie. Der Unteroffizier der dritten Korporalschaft war soeben in einer dienstlichen Angelegenheit abberufen worden und die Unterhaltung war daher in Schwung gekommen. Auf einmal trat eine ge-

wisse Stille ein, in welche hinein einer der Marschöhne, ein Spielmann namens Wurm, in unbetennbarem Berliner Dialekt rief: „Rinner, he at Nacht hal's am Brandenburger Thor jedommt!“ — „Dat is nich wahr!“ replizierte sein Gegenüber, seiner breiten Aussprache nach zu urteilen ein Pommern, an dem auf den ersten Blick sein leuchtend roter, von straffen Borsten gebildeter Haarschopf auffiel. „Dat is nich wahr“, wiederholte er, „id bin doch die! Nacht up Nacht dor west, id müßt dat doch süß weeten.“

„Wat, det soll nich wahr sind? Na he'ste, denn haste et eben nich gesehen, nich uffgepaßt haste; id bin doch nich dajewesen un wech et doch!“ Dabei bildete er dem anderen kampfbereit ins Gesicht. Als der sich aber ruhig mit seinen Knöpfen zu schaffen machte, blinzelte er den übrigen, die offenbar auf den Ausgang des Streites sehr gespannt waren, mit halb zugewinkten Augen lässig zu und sagte: „Na, Mensch, der Feuerschein hat ja wer a wech mojin geschienen“, dabei machte er eine bezeichnende Handbewegung nach dem Haar seines Gegenüber. Jetzt verstanden die andern und brachen in ein schallendes Gelächter aus; aber auch Wards, unser Pommern, hatte die Geste aufgefaßt und so gleich richtig geurteilt. Er warf Wurm einen wütenden Blick zu und brummte: „Na, wä, Du Berliner Summler, Du, dat verget id Di nich; Du bist 'n alten Janndüwel, un ämmer heft Du mit mi wat to ugen!“

„Na nu sag mir bloß ener, wat'ne Sache is“, wandte sich der Berliner mit der Miene gekränkter Unschuld an die übrigen, „hab' ich ihm nu wollt wat jethen?“

Am nächsten Tage wurde bei der Paradeausgabe für den Appell die Beschäftigung der Drillhorden angefragt. Wards machte sich nach dem Dienste sofort daran, die feine zu waschen. In dem Augenblicke, als er mit ihr zur Thüre hinaus wollte, wurde diese angerissen und der Herr Feldwebel erschien auf der Schwelle:

„Wards!“

„Herr Feldwebel!“

„Gehen Sie sogleich auf Kammer und lassen Sie sich einen neuen Helm verpassen. Der, den Sie jetzt haben, wackelt ja auf Ihrem Quadratköbel wie eine alte Droschke auf einem Knüppelbaum!“

Rasch warf Wards seine Jacke über den Bettrand und eilte mit seiner Püschelhaube zum Kapitän d'Armes. Der immer zu dummen Streichen aufgelegte Wurm schien nur darauf gewartet zu haben; kaum war nämlich Wards zur Thüre hinaus, so wechselte er dessen Jacke gegen die eigene aus und hängte die fremde in seinen Schrank. Freudestrahlend erschien nach einiger Zeit der feuerschopfige Pommern wieder auf der Bildfläche. Er hatte einen tadellosen „Put“ neuerer Garnitur bekommen, der, wie er rühmend konstatierte, „wie eine Mühe“ sah. Er verschloß ihn sorgfältig und widmete sich dann mit wahrhaft rührendem Eifer brunten am Waschtrog der Jadenreinigung, ohne indes zu bemerken, daß sein Arbeitsbüffel unter dem Kratzen einen falschen Ramen trug. Nachdem er spät abends die steif getrocknete Jacke auch noch fleißig gemangelt hatte, strich er selbstzufrieden mit der Hand darüber hin: wußte er doch, daß er morgen Ehre mit seiner Arbeit einlegen werde.

Als der Dienst am nächsten Vormittage beendet und das Mittagessen eingenommen war, eilten alle an die Schränke, um die Drillhorden für den Appell zurecht zu legen. Plötzlich rief Wurm: „Wat, Wards, wie kommt Deine Jacke in mein Spindel? Jleich jiehst mal meine her! Da haste Deine.“ Sprachlos vor Grimm mußte Wards sich überzeugen, daß er in der That Wards' Jacke in Händen hielt, die in schneidiger Weise erglänzte, wohingegen seine eigene, welche ihm jener ausstuferte, von dem Schmutz vergangener Tage starrte. Der Ausbruch, der sich dabei auf des Pommern Gesicht

zeigte, ließ es Wurm gerade erscheinen, sich schleunig auf den Platz zu begeben, wo sich soeben die Korporalschaften der Kompagnien versammelten.

Zunächst beschäftigte der Unteroffizier seine Schuppkolonne. Er moß Mards mit einem großen, vielsagenden Blick und meinte: „Na, das kann ja ganz nett und fleißig werden. Sie — Sie . . .“ Weiter kam er nicht, denn der Herr Hauptmann erschien und es hieß jetzt: „Stillschanden!“

„Feldwebel, sehen Sie die Tadel nach!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Nachdem er hier und dort seinem Mißdergnügen über einen schlecht angeknüpften Knapf oder eine mangelhaft geflickte Stelle Luft gemacht hatte, kam er zu Mards, auf den er mit den Worten loslief: „Sind Sie des Satans, Reel, hier mit einer gar nicht mal noch gemachten Tadel zum Appell zu erscheinen?“

„Die Unteroffiziere!“ rief in diesem Augenblick der Hauptmann. Alle stürzten auf ihn zu und bildeten einen Kreis um ihren Kompagniechef. Mards verweirte sein Auge von dieser Gruppe, und es dauerte denn auch nicht lange, so sah er seine Befürchtung bestätigt. Zunächst schweiften einige verdächtige Blicke zu ihm hinüber; dann, nachdem der Feldwebel die in seinem biden, vielsagenden Notizbuch vermerkten Unthaten der Seinen zum Besten gegeben und sein Unteroffizier den „Kanzler“ für den „Dred“ in seiner Korporalschaft eingestrichelt hatte, kam leiser auf ihn zu mit den Worten: „Eigentlich hätten Sie Mißfante für Ihre Frechheit Arrest verdient; da Sie aber noch nicht bestraft sind, so hat Ihnen der Herr Hauptmann nur einen eingeschriebenen Rapport subditirt.“

Schäumend vor Wut stand eine Viertelstunde später Mards seinem Studentenameraden Wurm gegenüber. Er hielt ihm die Faust unter die Nase und rief: „Mit blutet Di nich schenk, Du Hund, hierfür bring ich Di in' Looh!“

Mards besah zwar einen biden Schüdel aber sein heimliches Sprichwort: „Der na wat ringt, den 'l of geling!“ bewährte sich diesmal an ihm. Nach einigen Tagen angestrengten Nachdenkens hatte er das Spielmannshorn des Gegners als für seinen Zweck verwertbar herausgefunden. Lange Zeit mußte er indes vergeblich auf eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Planes warten. Jeden Tag prüfte er den Verschluß an dem Schranke Wurms; aber dieser beobachtete die äußerste Vorsicht, da er sehr wohl wußte, daß sein Feind auf Vergehlung sann. Als aber Wochen vergingen, ohne daß sich seine Befürchtung bestätigte, wurde er nachlässiger bei Innehaltung seiner Vorsichtsmassregeln, und so konnte es geschehen, daß Mards, als er eines guten Tages wieder nach dem Dienst hinter den andern, welche ihre Zeit zum Ausgehen benutzten, allein in der Stube zurückließ und nach seiner Gewohnheit das Vorlesegeschloß an Wurms Spindel berührte, dasselbe offen fand. Wurm hatte vorbeigeschossen.

Schnell entnahm er dem Schranke das Horn des Spielmanns, öffnete dann seinen eigenen Schranke und schüttete aus einer bereit gehaltenen Düte eine Mischung von Redrit und Riesel in die Stütze des Hornes. Mit derselben Sicherheit schloß er diese Ladung nach außen hin durch einen ebenfalls bereit gehaltenen Fleischensstopfen ab. Als er darauf das Instrument schüttelte, bemerkte er zu seiner Freude, daß die Füllung fest lag und sich nicht das leiseste Klappern vernehmen ließ. Hurig hängte er nach dieser Manipulation das Horn, welches sein Zauber schon für die morgende Übung hübsch gepulvert hatte, an seinen alten Platz, schloß seinen Schranke, während er Wurms Schloß in den alten Zustand versetzte und verließ pfeifend und mit dem Ausdruck der Befriedigung auf seinem breiten Antlitz die Stube, um einen kräftigen Trunk zu thun, in der sicheren Hoffnung auf das Gelingen seines Vorhabens.

Am anderen Morgen marschierte das Spielmannskorps unter Trommel- und Pfeifenklang nach der Melodie: „Sie ist nicht schön von Angesicht, auch hat sie einen Budel, der gefällt mir nicht —“ hinaus auf den Übungsplatz am Lustwäldchen. Dort angekommen, verteilte der Tambourmajor seine Leute zu beiden Seiten des Weges und ließ sie Signale üben. Bald erdröhnte das Gehölz von einem wahren Tahrwobohu von Tönen. Auch Wurm hatte sein Horn von der Schulter genommen und zum Blasen angefaßt, doch vermochte er ihm zu seinem großen Bestehen auch nicht einen einzigen Ton zu entlocken. Er schüttelte es, drehte es zweimal, um es auslaufen zu lassen, klopfte damit in die hohle Hand, wuschte Stütze und Mundstück aus, kurz, versuchte alles um das Instrument zum Klingen zu bringen, aber vergeblich. Dazu war der Tambourmajor nicht mehr weill. In seiner Verlegenheit setzte Wurm das Horn adermals an die Lippen und blies mit vollen Baden, daß ihm der Schweiß an den Ohren herunterriesel und seine Augen aus den Höhlen traten, leider aber wieder ohne jeglichen Erfolg. Mit Schreden sah er seinen musikalischen Befehlshaber immer näher rücken; aber was er nicht sah, und was für ihn noch verhängnisvoller werden mußte, war, daß sich vom Lustwäldchen her ein reitender Offizier in stottem Trabe näherte, der bald darauf ein Spielmann mit dem Rufe antändigte: „Der Herr Major!“

Der Tambourmajor trat mit dem Bataillonskommandeur gerade vor Wurm zusammen und meldete. Der Major streifte mit schnellem Blick die beiden Reithen der Lebenden. Auf Wurm blieb sein Auge haften. „Warum blasen Sie nicht?“ fragte er ihn. Betreten schaute der Kerne zu ihm auf; er wußte keine Antwort. Des Majors Brauen zogen sich zusammen. „Warum bläst der Mann nicht?“ fragte er den Tambourmajor. Dieser blickte mit einer ersten Frage zu Wurm hinüber und suchte respektvoll und höchst erklaut mit den Köpfen.

„Herrr! Ich frage Sie, warum der Spielmann nicht bläst?“ schrie ihn jetzt der Major an. „Ich weiß nicht, Herr Major“, antwortete er fassunglos.

Der Major winkte einen Spielmann heran: „Halten Sie mein Pferd.“ Damit schwang er sich aus dem Sattel und trat breitspurig vor Wurm hin. Dieser hatte das Horn wieder angefaßt und blies seine Baden auf, als ob er der leidhaftige Windgott selber wäre — umsonst!

„Mensch, sind Sie des Teufels!“ schrie der Major in höchster Wut, „blasen Sie augenblicklich einen einzigen elenden Ton, oder . . .“

Jetzt stand sein gornrotes Gesicht dicht vor der Stütze. Wurm nahm seine ganze Kraft zusammen und setzte zu gewaltigem Blasen an. Da . . . eine dicke Staubwolke umhüllte auf Augenblicke des Majors Gesicht und man vernahm ein Geräusch wie von niederprasselnden Hagelkörnern; dann aber entrang sich ein so schmerzlich aufheulender Ton dem gepulverten Signalhorn als Klage es um zehntausend Blesserte, und doch war's nur einer, oder der Herr Major!

Der pufste und schluckte, schlug mit den Armen um sich, spuckte, rieb sich die Augen, stampfte mit den kurzen Beinen den Boden und schrie in den höchsten Fiskellönen: „Donnerwetter, solche Kanaille infame! — In's Looh! — In's Looh! — In's Looh!“

Stillsprache.

Frante, deutliche Brüder, hört
Keine Worte, alt und neu:
Kimmer wieh das Reich zerföhret,
Wenn ihr einig seid und treu!

Kein Mensch ist unersehbar,
Wie hoch man ihn auch hebt,
Doch jeder uns erschäbbar,
Der so für uns gelebt,
Dah, wieh er uns entrisfen,
Wie schmerzlich ihn vermissen.

Allerlei.

* Heiteres über den Burenkrieg. Dieser Tage war eine höchstehende Persönlichkeit bei einer Besichtigung einem hauseigenen Techniker gegenüber die Frage auf, wie die Engländer auf dem Kriegsschauplatz das Telegraphieren ohne Draht bemerkstelligen. Der Techniker schweig. Sehr einfach, sagt darauf die hohe Persönlichkeit, sie holen sich ihre Siegesnachrichten aus der Luft.

Schwer zu befolgen. Herr (zum Bettler): „Augenblicklich gehen Sie hinunter zum Hausmeister und sagen ihm, er soll Sie sofort hinauswerfen.“

Fatal. Sergeant: „Se, Rekrut Stangelberger, ich werd's Ihnen zeigen, Sie Schmutzjude! Wie schaut das Gewehr aus? Wie a Kohlenhaufel, so schmierig! Sie werden sich morgen zum Rapport!“ — Stangelberger: „Bitte, Herr Sergeant, ich seh' da grad, daß ich in der Geschwindigkeit — Ihr Gewehr erwischt hab'!“

Auf Umwegen. „Fräulein Elsa, darf ich uns beiden ein Tandem für's ganze Leben kaufen?“

* Eine Merkwürdigkeit. Fremder: „Wißt ihr Städter gar keine Merkwürdigkeit an?“ — Einzelmischer: „Doch — einen Professor, der nicht Referentleutnant ist.“

* Logik der Gegenwart. Richter: „Wie konnten Sie dem Angeklagten einen so hohen Kredit gewähren?“ — Zeuge: „Bei dem wäre jeder drauf reingelassen. Sehen Sie, er ist ein hübscher junger Mann und seine Frau ist alt und häßlich, und da denkt man natürlich, es sei Geld da.“

Rätsel.

Mich jagt ans Licht, so geht die Kunde
Ein Hirt einst auf der stillen Flur,
Doch dank' ich es dem Zufall nur,
Eilt durch den Tod erhalt' ich Leben
Im dunstgeschmückten Farberreich,
Doch darf ich ihnen nicht verwehen,
Ist mir an Schönheit keine Gleich,
Drum prang' ich in des Glühes Zonen
Und bin der Gedengüter Tracht;
Sich glanz' ich selber neben Kronen,
Ein Reichen angestammten Wacht.
Die spätesten Entel noch gedenken
An die vergangene Zeit voll Schmerz,
Bewundrung ihr, und Lob zu schenken,
Schlug unter mir ein edles Herz,
Doch ohne Recht mich zu erlangen,
Das ist der Herrscher stetes Ziel,
Der Tod muß Laufende umfangen,
Als wär' zu sterben nur ein Spiel.
Und wenn den Opfern ihrer Größe
Verarmte Länder Tränen weihn,
Dann hüllen sie der Schwachheit Wüthe
Voll Hohn in meine Falten ein.
Drum, wenn ich ehren soll, der trage
Stets mich als Helden nur mit Recht,
Dah nicht berecht mit dir'rer Klage
Ihn nennt das kommende Geschlecht.

Domonum.

Es donnert durch Berge und Wiesen und Flur
Auf vorgeschriebenen Bahnen.
Wie darf es verlassen die sichere Spur;
Doch leise durchzieht es das Städtchen oft nur
Bekannt schon auf'ren Straßen weihn,
Wenn aber der düstere und schwarze dich führt,
Nicht Freude nicht Wehe dein Herz mehr verliert.

Unterhaltungsaufgabe.

Eine Dame, welche nach ihrem Alter gefragt wurde, antwortete folgendes: „Wäre ich noch einmal so alt, noch ein halb mal und noch ein viertel mal so alt und noch ein Jahr älter, so wäre ich 100 Jahre alt. Wie alt war die Dame?“

Buchhaberrätsel.

BA
BA BA
WA BA ES BA SU
BA BA
BA

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Luft.
Charade: Froburg.
Bogozyp: Paris — W'



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 8, 1-13. In jener Zeit als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volkes nach, und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt. Und alsbald ward er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß dieses Niemandem sages; sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse. Da er aber in Kapernaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gleichbedeutend und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht unter mir; und wenn ich zu dem Einem sage: geh! so geht er; und zu dem Andern: Komm her! so kommt er, und zu meinem Knechte: ihu! da! so thut er es. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich sage ich euch, großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, daß viele vom Aufgang und Abgang kommen, und mit Abraham, Isak und Jakob im Himmel am Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden; da wird Heulen und Zähneklappen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh! hin, wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen.

Das verborgene Leben Jesu.

II.
Der gegenwärtig regierende hl. Vater Leo XIII. hat vor nahezu einem Jahrzehnt ein neues Fest eingeführt, das am jedesmaligen dritten Sonntage nach Epiphanie zu feiern ist: das Fest der hl. Familie Jesu, Maria, Joseph. Welche Absicht unsern großen Papst dabei leitete, erkennen wir leicht, lieber Leser, wenn wir nur die Messgebete dieses Tages ansehen: die Kirche bittet Jesum, „der Maria und Joseph unterthan, das häusliche Leben durch unaussprechliche Tugenden geheiligt habe.“ Er möge durch Seine Gnade bewirken, daß wir durch das Beispiel Seiner heiligen Familie belehrt werden, um dann einst ihre ewige Gemeinschaft dort oben zu erlangen.

daß Er, der Gottmensch, Maria und Joseph unterthan sei, — zwei zweifelloshelligen Seelen, die nur Befehl und Gerechtes befehlen konnten, aber doch zweien Seiner Geschöpfe, die von Ihm Dasein und Leben hatten! — Und worin gehorcht Er denn? Maria und Joseph hatten Ihm nichts „Großes“ zu befehlen: Joseph das, was zu seinem schlichten Handwerke gehörte, Maria die kleinen Hausarbeiten! Und das bis zum 30. Jahre, also bis zu jenem Lebensalter, in dem der Mensch sich im Stande und im Rechte glaubt, zu befehlen und sich selbst zu leiten. Gleichwohl gebietet Jesus und vollzieht pünktlich, was man Ihn befiehlt, was man Ihm andeutet, was man Ihm anzeigt, was man Ihm anvertraut; und Er unterläßt nichts aus Mißvergnügen oder Widerwillen. Seine ganze Freude ist, den Willen des heiligen Elternpaares zur Richtschnur zu nehmen und sich im Geiste der Demut und Sanftmut in allen ihrer Leitung zu überlassen. — Da muß doch wohl der Gehorsam überhaupt und speziell der Gehorsam der Kinder gegen die Eltern etwas wahrhaft Großes sein; ja, er ist der Prüfstein für die Echtheit der Tugend der Kinder! Wer als Kind den Eltern gegenüber seinen Eigenwillen nicht opfern will, dem fehlt für seine Tugend das Siegel des Lebens Jesu. — Aber auch alle Untergebenen, weß Standes oder Amtes sie immer sein mögen, sollen in der Unterordnung unter die Befehle ihrer Vorgesetzten eine Unterwerfung unter die Fügungen der göttlichen Vorsehung erblicken, — während die Vorgesetzten ihrerseits durch Herablassung (soweit die Pflicht es erlaubt und die Liebe es verlangt) das auf den Untergebenen lastende

Kirchenkalender.

Sonntag, 21. Januar. 3. Sonntag nach hl. drei Könige. Agnes, + 304. Evangelium Matthäus 8, 1-13. Epistel Römer 12, 16-21. Titularfest des Vereins der hl. Familie mit vollkommenem Ablass. ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. Nach der 4 Uhr Predigt, Bruderschafts-Andacht vom guten Lobe. ● St. Anna: Es ist: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation. ● Franziska: Nachmittags 3 Uhr Bestunde der Mitglieder des III. Ordens für die Verstorbenen. ● St. Lambertus: Titularfest des Vereins der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Mitglieder, nachmittags 5 Uhr Predigt und nach derselben Andacht zu Ehren der hl. Familie von Nazareth. ● St. Maria-Himmelfahrt: Peterl. Hochamt zu Ehren des hl. Sebastianus seitens der Schützengesellschaft. — Gemeinschaftliche hl. Kommunion und Versammlung der marianischen Jungfrauen-Kongregation. ● Pfarrkirche zu Solmerswerth: Titularfest des Vereins der hl. Familie und halbjährige Versammlung der Bruderschaft von Jesus, Maria und Joseph. Morgens 7 1/2 Uhr Frühmesse und 9 1/2 Uhr Hochamt; nachmittags 2 1/2 Uhr Andacht und Weihe einer neuen Hayne des Vereins von der hl. Familie.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

„Noch“ des Gehorsams möglichst erleichtern sollen.

Gehen wir, lieber Leser, in unserer Betrachtung einen Schritt weiter: und siehe, Joseph, der schlichte Zimmermann von Nazareth, steht vor unsern Augen, so groß in demütigen Glauben, so festest in seinem Gottvertrauen bei all den Prüfungen, die die göttliche Weisheit ihm auferlegt! Prüfungen? Ja, lieber Leser, Prüfungen der schwersten Art. Stellen wir uns mit dem hl. Joseph an die Krippe des neugeborenen Heilandes, so beginnt schon unser Staunen: kaum ist der Jubelgesang der Engel in der hochheiligen Nacht verhallt, kaum haben die Weisen ihre Huldigung gezollt und ihre geheimnisvollen Gaben dem Kinde dargebracht, — kaum hat dieses Kind sich als Gott geöffnet, so erscheint es auch mit der ganzen Schwäche eines gewöhnlichen Kindes und mit dem ganzen Glanz der menschlichen Natur umkleidet, denn es flieht vor Herodes! Jesus, der menschgewordene Gott Himmels und der Erde, flieht heimlich in der Nacht, um im zartesten Alter die unsagbaren Beschwerden der weiten Reise nach Ägypten auf sich zu nehmen; Er verläßt das Land und das Volk, zu dem Er doch gesandt worden ist, um sein Heiland zu sein! Und wer ist denn dieser Herodes, daß Gottes eigener Sohn vor ihm fliehen muß? Ach, ein armseliges Königlein, das von der Willkür des römischen Kaisers abhängig und dazu ein wirklich elender Mensch ist, — und der Sohn Gottes erbricht nicht seinen Thron, noch zerschmettert Er den Tyrannen selber, sondern läßt ihn die unschuldigen Kindlein von Bethlehem abschlachten! Ja, lieber Leser, wenn diese Dinge jetzt vor unsern Augen geschähen, was würden wir denken? Würden wir wohl fest bleiben in Glauben an Jesus, als den wahren, eingeborenen Sohn des lebendigen Gottes? Würde unser Glaube an die Führung der göttlichen Vorsehung nicht bedenklich ins Wanken geraten? — In den Augen des hl. Joseph aber sind diese Ereignisse vorübergegangen, ohne daß auch er ihren Grund durchschaute. Und doch hat er nicht gezweifelt und ist nicht irre geworden an dem Glauben, daß sein Pflegekind Gottes Sohn sei, und daß die geheimnisvollen Wege, die Er mit dem Kinde und Seiner gebenedeiten Mutter einzuschlagen hatte, die Wege göttlicher Weisheit seien. — Wie ganz anders würde es mit dem religiösen Sinn in vielen, vielen unserer Familien bestellt sein, wenn die Hausväter vom hl. Joseph lernen wollten, auf die göttliche Vorsehung in allen Lagen des Lebens zu vertrauen, anstatt in Murren und Klagen bei jeder kleinen Widerwärtigkeit sich zu ergeben. Wie würde das gute Beispiel des Hausvaters alle Familienmitglieder in dem heiligen, friedensbringenden Glauben befestigen, daß sie in der Vaterhand Gottes sind, und daß sie als Christen die Wege Gottes wandeln, wenn diese oft auch dunkel sind und über menschliches Erfaßes hinausgehen.

Und nun noch ein kurzer Blick auf die gebenedeite Mutter! Vor ihren seligen Augen wuchs der göttliche Knabe auf: die Ihm innewohnende Weisheit, die Gnade, die Lebenswürdigkeit, die Ihn Allen und Jedem so angenehm machte, — alle diese Vorzüge enthielten sich vor ihrem mütterlichen Auge in ihrer ganzen Fülle. Stellen wir uns das Kind vor auf dem Mutterschooß, wie es zum ersten Male den Mutternamen aussprach; stellen wir uns das Kind vor in seinen Spielen unter den Hohenpflänen in der Werkstatt des getreuen Nährvaters; wie es dann im Laufe der Jahre nach und nach dem Elternpaar zur Hand ging bei den gewöhnlichsten Verrichtungen, die im Hause eines Zimmermannes vorkommen, — was muß das Mutterherz da empfunden haben, lieber Leser, dieses begnadete, heilige, einzige Mutterherz! Wie muß es oft in unbeschreiblicher Besinnung, aber auch in dieser, halber Trauer erbebt sein!

In Trauer? Ach, diese „Königin der Propheten“ kennt ja die Weisungen über die Leiden und den Opfertod des Messias! Wie mild, wie sanft, aber auch wie ernst wird jedes Wort gewesen sein, das aus dem Munde dieser Mutter kam! Und wenn wir wiederholt von ihr lesen: „Sie bewahrte alle diese Worte (s. V. die heiligen Worte des alten Simeon) in ihrem Herzen,“ so wolle dieses darauf hin, was für eine Welt der lebendigsten Ahnungen und Besürchtigungen wir in diesem heiligen Mutterherzen zu suchen haben. — Ja, ein wahrer Gottesfriede herrschte in der Hütte zu Nazareth, — aber wie es überhaupt keinen „Himmel auf Erden“ gibt, so selbst in Nazareth nicht, in der Behausung der drei heiligsten Personen, die je auf Erden gelebt! Welche Lehre für die Mütter angeichts der kleinen Widerwärtigkeiten, Mühen und Plagen, wie das tägliche Leben sie mit sich bringt! Welcher Trost bei herberen Schlägen, die werellos aus der Vaterhand dessen kommen, der es auch in der heiligen Familie zu Nazareth an Prüfungen der bittersten Art nicht fehlen ließ! Christliches Haus, willst Du wahren Gottesfrieden, so ahme der heiligen Familie nach!

S.

Moderner Seeraub.

Eine zeitgemäße Studie über das Seeräuberei.

Von Dr. Egon Friedberg.

Es war im Jahre 1402. Im heiligen römischen Reiche deutscher Nation herrschte Wohlstand und Friede, soweit man von einem solchen bei der Kaufkraft der Ritter und kleinen Fürsten sprechen konnte. Während im Süden und Westen des Reiches die Dynastien ihre Territorien in immer kleinere Staatengebilde zersplitterten, als ob es eine Sube über zu verteilen gälte, und auf diese Weise Deutschlands schmachvolle Sturz vorbereiteten, stand im Norden die Hanse, die stolze politische Schöpfung des deutschen Kaufmannstandes, auf dem Gipfel ihrer Macht. In großer Zahl, wie heute, kamen die Kaufschiffe durch die Nordsee an die Elbmündung, den Weg nach dem allerschwerdigen Hamburg zu suchen; aber oft genug erreichten sie nicht ihr Ziel; denn auf dem Felsenste Helgoland, welches in den frühesten Zeiten des Mittelalters durch freieschiffliche Flüchtlinge bevölkert worden war, hauste eine wilde Rotte von Seeräubern, die Vitalianer, deren berüchtigte Hauptleute Stürzbecher und Soebede Michels gar manches wadere Schiff laperten, um sich der Ladung zu bemächtigen, nachdem die Besatzung erbarmungslos hingeschlachtet worden war, bis es endlich im obengenannten Jahre Simon von Utrecht gelang, sich der Person jener beiden Anführer zu bemächtigen und durch ein hartes, aber wohlverdientes Blutgericht die Nordsee von der Räuberplage zu befreien.

Fünfhundert Jahre sind seitdem in den Strom der Vergangenheit hinabgerauscht, und wenn „Ehliber, der ewig jung“ obermals desselben Weges gefahren läme, könnte er in des Reiches größter Hofenstahl Zeuge derselben Empörung sein wie damals, als freche Seeräuber den hanseatischen Handel aufs schwerste schädigten. Nur der Schauplatz hat sich verändert; denn heute ist es der Ausgang des Roien Meeres in den Indischen Ozean und die Küstengewässer des südlichen Afrika, wo ein neuer Stürzbecher, nämlich unser Vetter jenseits des Kermelkanals, mit der gebührenden Brutalität, welche der anerschöpflichen Race nun einmal eigen ist, deutsche Reichspostdampfer abfängt und dem Völkerrath ins Gesicht schlägt.

Mit dem Völkerrath ist es eine gar schlimme Sache. Die Kanonen sind die ultima ratio nicht nur der Könige, sondern auch der republikanisch eingerichteten Staaten, und wenn man es vergeblich

mit allen homöopathischen Mitteln probirt hat wie sie die Kräfte der internationalen politischen Anstalten, nämlich Diplomaten und Völkerrathlehrer, vorgeschlagen haben, greift man zur Gewalt, die für denjenigen, welcher der stärkste ist, der bequemste Ausweg aus allerhand Katastrophen ist.

Im Anschluß an die aufregenden Ereignisse der letzten Zeit ist das Völkerrecht, wie es sich nach der Pariser Seerechtsdeklaration von 1866 darstellte, vielfach erörtert worden. Merkwürdigerweise wird dabei fast durchweg übersehen, daß sich England schon deswegen prinzipiell im Unrecht befindet, weil die mit ihm im Kriege begriffenen südafrikanischen Republiken überhaupt keine Küstenstreifen besitzen und das von den britischen Schiffskapitänen ausgeübte Durchsuchungs- und Völkerrath betreffend die nach der Delagoabai segelnden Schiffe sich nicht allein gegen die mit England im Krieg befindlichen Staaten, sondern ebenso sehr, ja noch mehr gegen das gute, nicht zu bezweifelnde Recht der neutralen Staaten, vor allem gegen das in der Delagoabai hoheitsberechtigte Portugal, richtet. Mit demselben Rechte könnte England, wenn es sich mit der Schweiz in Kriegszustand befände, seine Kriegsschiffe vor die Rheinmündungen und die Häfen von Genua und Marseille legen unter dem Vorwande, daß auf diesem Ströme und von den genannten Hafenanlagen landeinwärts führenden Bahnen Waren zur Verfrachtung kämen, die dem Feinde die Fortsetzung des Krieges ermöglichen und deshalb als Kriegskontributionsgegenstände zu betrachten seien.

Die Durchsuchung eines deutschen Schiffes in dem 600 deutsche Meilen vom Kriegsschauplatz entfernten Uden und die Verhinderung des Transportes von Santitätstolonnen, welche unter dem Zeichen des Roien Kreuzes der Genfer Konvention reisen, beweisen, daß man in England Willens ist, das Unrecht auf die Spitze zu treiben; diese Handlungen sind aber nur die würdige Fortsetzung dessen, was das meerberrschende Albion sich schon vor 100 Jahren gegen das festländische Europa erlauben zu dürfen glaubte.

Der Freiheitskampf der nordamerikanischen Kolonien gegen das nur auf deren Ausbeutung bedachte Mutterland hatte um das Jahr 1780 auch Frankreich und Spanien zum Seetrage gegen England veranlaßt. An Haß gegen letzteres fehlte es auch damals nicht. Schon während des siebenjährigen Krieges hatte die englische Regierung jedes Jahr eine große Anzahl holländischer Schiffe in der ungeruchtesten Weise für gute Preise erkaufert. Dasselbe gewaltthätige Vorgehen erneute sich nun, als sich England mit den obengenannten Seemächten in Krieg befand. Das Uebergewicht der britischen Kriegsmarine war damals durchaus nicht so spürbar wie heute und die ärgsten Repräsentanten der Gegner zu vermeiden, hielt sich die englische Kaperei diesen gegenüber in mäßigen Grenzen. Um so ärger verfuhr man mit Holland, welches zwar eine starke Handelsflotte besaß, die der Gegenstand der englischen Eifersucht war, seine Kriegsmarine aber in unentschuldbarer Weise vernachlässigt hatte. Auf Anregung Katharinas II. der nordischen Seemirantis, wie sie ein galanter Franzose genannt hat, schlossen die neutralen Seestaaten den sogenannten „Bund der bewaffneten Neutralität“, welcher dem Grundsatz „frei Schiff, frei Gut“ allgemeine Anerkennung verschaffen sollte. England erlanni dieses Recht der Neutralen zum Schein an, um sich nicht noch die Feindschaft Russlands auf den Hals zu ziehen, sorgte aber insgeheim dafür, daß das durch eifersüchtige Parteien zerfallene Holland, der einzige Staat, der dank seiner großen Handelsflotte und seiner Reichthümer im Stande gewesen wäre, von dem Rechte der Neutralen ausgiebigen Gebrauch zu machen, diesem Bunde beiträte, bis England einen Grund zur Kriegserklärung gegen diesen verkappten Konföderanten gefunden haben würde. Inzwischen belästigte man den niederländischen Handel, so man nur konnte und hob sogar im Frühjahr 1780 den im Jahre 1674 zwischen

England und Holland geschlossenen Schiffahrtsvertrag, welcher den Holländern im Kriege Englands gegen andere Staaten gewisse Vorzugrechte sicherte, einseitig auf. Der Grund zum Kriege gegen die Generalsstaaten aber fand sich bald; aus den Papieren eines im Sommer 1780 gefaperten nordamerikanischen Schiffes erhielt man Kenntnis von einem geheimen Handelsvertrage, welchen die Stadt Amsterdam im Jahre 1788 mit den aufständigen Kolonien geschlossen hatte und nun vernichtete man die Seemacht der Niederlande mit kaltem Blute. Schon lange vor der Kriegserklärung hatte man zahlreiche holländische Schiffe weggenommen; nach der Kriegserklärung aber versuchte man englischerseits gleich Seeräubern gegen den jahrhundertlangen treuen Bundesgenossen, dem man die wertvollsten ostindischen Besitzungen, das Hauptband der heutigen englischen Kolonien, daselbst fortnahm; im Februar 1781 besetzten die britischen Admirale Rodney und Bauscham die westindische Insel St. Eustachius, den Centralpunkt des holländischen Handels in America, eroberten hierbei 300 feindliche Schiffe und verbrühen, obwohl die Insel förmlich kapituliert hatte, die willkürlichsten Exzessionen. Die holländische Seemacht lag definitiv am Boden, nicht ohne Schuld der Holländer selbst, welche in thörichtester Verlorenheit ihrem Generalkapitän: Wilhelm V. von Oranien die stets aufs neue geforderten Mittel zum Ausbau der lange vernachlässigten holländischen Kriegsflotte verweigert hatten und nun ohnmächtig zusehen mußten, daß ihnen England eine Kolonie nach der anderen fortnahm. Der Friede von Versailles machte der gänzlichen Besitznahme des holländischen Kolonialreiches durch England ein Ende. Immerhin aber hielt sich, letzteres in dem genannten Frieden in den Bestimmungen der Utrechter Schieds für dasjenige, was es in Nordamerika verlor, während die Niederländer am eigenen Leibe die Erfahrung machen mußten, daß derjenige Staat, der nicht den Rückhalt einer starken eigenen Macht hinter sich hat, weder als Freund geachtet noch als Feind gefürchtet ist.

Englands gefährlichster Nebenbuhler war übermunden nun kam die Reihe an andere Seekrautstaaten. Im zweiten Koalitionskriege, der durch den Frieden von Luneville einen für Deutschland wie für Italien gleich schmachvollen Abschluß fand, hatten Schweden und Dänemark wiederholt von dem jetzt vielfach genannten Droit de Convoi Gebrauch gemacht. Es ist ein im Seekriege allgemein anerkanntes Recht neutraler Staaten, die eigenen Handelschiffe, deren Durchsicherung seitens einer der kriegführenden Parteien sie verhindern wollen, durch eines ihrer eigenen Kriegschiffe eskortieren zu lassen. Dieses Recht gilt aus Treu und Glauben als die Gewährung des neutralen Staates dafür, daß sich auf dem Handelschiffe keine Kriegskontrollen befinden und wird im internationalen Höflichkeitstabe respektiert. Daß dies heute kaum noch geschieht, kommt daher, daß bei dem kolossalen Anwachsen der Handelsflotten kein Staat der Erde Kriegsfahrzeuge genug besitzt, um seine Handelschiffe in dieser Weise sicher über den Ozean zu geleiten. Schweden und Dänemark machten jedoch vor 100 Jahren von diesem Rechte häufig Gebrauch. Auch hier lehrte sich England nicht im mindesten um das internationale Recht; seine Kriegschiffe nahmen dänische und schwedische Fregatten, welche die von ihnen geleiteten Kauffahrtschiffe nicht durchsuchen lassen wollte, kurzer Hand weg und schleppten sie in englische Häfen. Dieses brutale Verfahren gegen neutrale Staaten war die Veranlassung, daß Kaiser Paul den Plan seiner Mutter, die Herstellung der im Jahre 1780 schon einmal in Angriff genommenen belohnten Neutralität wieder aufnahm. Am 16. Dezember ward zwischen Dänemark, Schweden und Rußland der Bund geschlossen, dem auch Preußen unmittelbar darauf beitrug. Das war für England Grund genug, alle erreichbaren Handelschiffe dieser Staaten, mit denen es sich keineswegs in Krieg befand, wegzunehmen. Am

30. März 1801 erschienen sogar 2 englische Flotten vor Kopenhagen und begannen — alles im Frieden — den Angriff auf die dänischen Schiffe und Batterien, bei welchem auf dänischer Seite mehr als tausend Mann fielen. Weiters englische Gewaltthatigkeiten unterblieben damals nur deswegen, weil sich wenige Wochen darauf durch die am 23. März erfolgte Ermordung Pauls I. der Neutralitätsbund auflöste.

Auch die weitere Geschichte der englischen Seemacht im 19. Jahrhundert ist eine Reihe von Gewaltthatigkeiten. Im Jahre 1807 stellte England demselben kleinen Dänemark die Wahl, entweder mit ihm ein enges Bündnis zu schließen, oder ihm seine ganze Flotte als Unterpfand dafür zu überlassen, daß Dänemark an keinem Bündnis gegen England teilnehme. Die Weigerung, hierauf einzugehen, trug den Dänen das ruhmlose Bombardement von Kopenhagen vom 1. bis 5. September 1807 ein, bei welchem über 2000 Menschen in den Straßen der Hauptstadt getötet wurden. Dem unermesslichen Sieger aber fiel als Beute die ganze dänische Flotte: 18 Linienchiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenboote in die Hände.

Die Schlacht von Rabarin, welche am 20. Okt. 1827 mitten im Frieden die Vernichtung der türkischen Flotte herbeiführte, die englischen Kriegslieferungen an Frankreich im Jahre 1870, welche die Fortsetzung des Krieges ermöglichten das Bombardement von Alexandria im Jahre 1882 sind Beweise für die Richtigkeit des Wortes, welches vor 25 Jahren Heinrich von Treitschke schrieb: „England ist heute der Fort der Barbarei im Weltrecht; England allein verschuldet, daß der Seericht auch heute nur ein organisierter Seeräub ist und eher nicht kann die Welt zu einem menschlichen Seerecht kommen, als wenn auch auf den Meeren wie längst auf dem Festlande, ein Gleichgewicht der Mächte bestände, und kein Staat mehr wagen darf, sich alles zu erlauben.“

Durch den Wagen zum Frieden.

Von Amélie Perronnet

Im elenden Dachstuhlchen im höchsten Stode eines Hauses auf dem Montmartre, ganz am unteren Ende der Straße, wohnten, Wand an Wand, Frau Paillard und Frau Mechin. Sie waren beide arme, alte Witwen und litten während des Winters 1870—71 in gleich furchtbare Weise unter den Schreden der Belagerung von Paris.

Wütender Haß türmte eine gewaltige Scheidewand zwischen ihnen auf, und die unmittelbare Nachbarschaft ermöglichte es, dieser erbitterten Feindschaft einen sehr thatkräftigen Ausdruck zu geben. Beim Rehren des Flures unierlich man nicht, einander Staub- und Schmutzhaufen an die Thüre heranzufegen. Es wurden auch kleine Wasserfluten vor derselben ausgegossen, um die beiderseitigen Hüße gehörig zu durchsprühen oder zum Ausgleiten zu bringen, und stets festverschlossene Thüren hatten Ein- und Ueberfüllen vorzubringen.

Leicht vorstellten läßt sich's, welcher Redeschwall all die Verkörperungen freundschaftlicher Gefühle begleitete. Sämtliche Vornamen — die, denen ein annuliger Beiklang inne wohnte, ausgenommen — mußten in verschwenderischer Fülle herhalten. Frau Mechin bekam von ihrer Zofe immer nur die Entree „Mutter Mechin“ zu hören und sagte aus Rache deshalb stets „Paillard“.

Darauf beruhete jedoch der Haß zwischen den beiden, vom Schicksal gleich ungünstig gestellten Wesen? Nun, es kommt ja nicht eben selten vor, daß etwas Gutes viel Schlimmes zeitigt.

Im selbigen Hause hatte ein Fräulein Dial ein einfaches Zimmer inne. Diese ältliche Person, der vermittelt einer kleinen Kente ein bescheidenes Einkommen zufließ, war sehr menschenfreundlich und viel mehr im andere, als um sich selbst besorgt. Sie wußte, wie förmlich jene beiden Frauen ih-

Dasen triffen, und fing an, denselben, lange ehe die fürchterliche Belagerung begann, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke und kleine Geldgegenstände zuzuflehen.

Hieraus entsprang ein ebenso gelimmiger, wie ungerechtfertigter Haß. Die beiden Bedachten gönnten einander nichts, und jede von ihnen hätte am liebsten alles, was die andere erhielt, bis auf den kleinsten Hapen genau abwiegen und ausmessen mögen. Jede argwöhnte, weniger als die andere bekommen zu haben. Man beschuldigte sich gegenseitig der Heuchelei und Verschämung und war der Ueberin, statt ihr zu danken, vor, daß sie so leicht zu hintergehen sei.

Natürlich wurde diese von den wenig erquicklichen Folgen ihres in guter Absicht ausgeführten Tuns recht unangenehm berührt. Sie erschöpfte sich in Versuchungsversuchen. Dieselben schlugen jedoch sämtlich fehl, und jedes Wort war nur wie in leere Luft geachtet.

Die Feindseligkeiten hatten ihren Höhepunkt erreicht, als Fräulein Dial durch die schwere Erkrankung ihrer innig geliebten Schwester in großer Kammer versetzt wurde. Letztere war verwitwet und kinderlos und wohnte in einer entsetzten Stadtgegend. Schnell entschloß sich nun das stets hilfsbereite Mädchen dazu, die gewohnte Lebensweise aufzugeben, um die Pflege zu übernehmen.

Wie ein harter Schlag traf dies die beiden Alten aus dem sechsten Stode. Von den noch vor dem Beginn der Belagerung erlaubenen kleinen Vorräten hatte Fräulein Dial ihnen dauernd etwas zumessen lassen, und jetzt — im Januar 71 — sollten sie diesen Sauggeist verlieren und ganz elend und hilflos zurückbleiben.

Vor der Ueberführung zur kranken Schwester gab die Fürsorge ihnen aber noch etwas von dem fargen Reste, bis auf den ihre geringen Vorräte zusammengeschmolzen waren, und mit dem sie selbst sehr hauswirtschäftlich wirtschaften mußte. Bei der Ausführung des Entschlusses folgte sie einer plötzlichen Eingebung, aus der sich möglicherweise aber etwas Glücklich, möglicherweise aber auch etwas Verhängnisvolles entwickeln konnte.

Frau Mechin wurde von ihr nämlich mit Kohlen und Frau Paillard mit Kartoffeln bedacht. Sie wußte aber recht gut, daß jene nichts zum Kochen und diese nichts zum Anzünden eines Feueres hätte. Von jeder verabschiedete sie sich in Abwesenheit der anderen, dabei auf den gegenseitigen Jagt nicht im mindesten eingehend. Ganz harmlos sagte sie zur Frau Paillard: Frau Mechin wird Ihnen Kohlen geben.“ Letztere aber forderte sie auf, Frau Paillard um Kartoffeln zu bitten. Hier wie dort länte ihr die hervorgezogene Versicherung: „Niemals!“, die allerdings im Hinblick auf das gewaltige Elend etwas gebührt über die Lippen kam, entgegen. Scheinbar achtete sie hierauf jedoch nicht.

Einer Bekannten, einer sehr tatwilligen und verschwiegenen Frau, machte sie die Sachlage klar. Dieselbe versprach, die Entwicklung des Kommenden zu überwachen, und darüber fortlaufend Bericht zu erstatten.

Sich selbst gelobten die beiden Wulensfindinnen hoch und teuer, eher elendiglich vor Hunger und Kälte umzukommen, als mit der „abscheulichen Person“ in Gemeinschaft zu treten. Lieber wollte die eine Kohlen und die andere rohe Kartoffeln hinunterhängen. Ueberdies mußte doch auch diese verunsicherte Belagerung bald ein Ende nehmen, und denn können sie wieder Lebensmittel in die Stadt hinein.

Der Frost hielt inzwischen an. Die öffentlichen Verteilungen wurden mehr und mehr beschnitten, die Rationen des aus Reis, Hafer und Ziegenrecht fraglicher Art bereiteten Brotes zusehends kleiner. Jammer fürchterlicher machte die Hungernot sich fühlbar.

In ihren eigenen Dachkammern hatten Frau Paillard und Frau Mechin schlimmere Leiden denn je zu erdulden. Noch aber wollte keine von ihnen

der mit jedem Tage lauter wachsenden Stimme des eigenen Janszen folgen.

Recht einmal ausnahmsweise der Schlaf bei ihnen ein, so hatten sie immer nur den einen Traum: vor ihnen brannte ein Feuer, und über diesem stand ein Topf, dem der köstliche Geruch im Rauche befindlicher Kartoffeln entströmte. Doppelt grausam war dann das Erwachen.

Frau Mechin konnte sich im Hinblick an die doch nur kurze Zeit vorhaltende Erwärmung nicht zum Anjüden der Kohlen entschließen und Frau Paillard hatte verzweifelt ihre Kartoffeln an. Der 20. Januar war herangelommen.

Wesentliche Anschläge der Regierung betrafen in verschleierte abgekürzter Form, daß es an allem — an Lebensmitteln wie an Weinstoff — fehlte. Noch dunkler und unbestimmter sprachen dann andere Bekanntmachungen von der Aussicht auf einen Waffenstillstand, der neue Zusätze ermöglichte würde. Eine solche verkappte Uebergabe erfolgte jedoch nicht sofort.

Zunehmend gebeugter und abgezehrter wandten die Hüterin der Kohlen und die der Kartoffeln an einander vorbei. Durch die zwischen ihren Wohlwärtigen befindliche dünne Wand drang jeder der immer rauhere Husten, der immer pfeifendere Atem der anderen ans Ohr.

Trotzdem beharrten sie bei ihrer Feindschaft. Nur mit herausfordernder Miene sahen sie sich an.

Am 23. legten sie vor einer Anstalt vor dem köstlichen Schlachthaus, wo man nicht etwas für den Magen, sondern — wollene Strümpfe verteilt hatte, zurück. Im Begriffe stehend, den jammervollen Raum, in dem sie elendiglich dahinschliefen, wiederum zu betreten, suchte es beim Aufschließen in den kraftlosen Händen. Weiderseitig blieb dieser erste Ausfluß des plötzlichen und unwillkürlich aufstehenden Gedankens an eine Veröhnung nicht ungelesen.

Während der Nacht vom 24. zum 25. machte Frau Mechin kein Auge zu. Hieran hatten die sie peinigenden Qualen des Hungers und die aus der Stube der Paillard kommenden wie Tobeschreien sich anhörenden Töne der gleichen Anteil. Kaum graute nun der Morgen, so sprang sie blüßschneißel von der armenförmigen Lagerstätte auf. Zu vollständiger Anzeichen nahm sie sich, trotz der strengen Kälte, nicht Zeit. Sie griff hastig nach ihrem so lange wertlos gewesenen Schilde und wandte sich damit, beinahe festen Schrittes, der Nachbarskür zu.

Als sie eben antlocken wollte, öffnete dieselbe sich, und in gleich ungeringer Belebung stand Frau Paillard mit ihrem Kartoffeln auf der Schwelle. Zunächst schien der alte Haß nochmals aufflammen zu wollen, und beide Frauen machten eine Bewegung des Zurückweichens. Sofort aber besann man sich eines Besseren. Viele Worte wurden dabei nicht gewechselt.

Bald flackerte in der Behausung der Frau Paillard ein Feuer, und die Kartoffeln lodeten. Regungslos starrten die beiden Alten darauf hin, ihre Finger möglichst nahe an die Brandstelle heranhaltend. Ihrem durchkühlten Körper machte die Wärme sich sehr wohlthuend fühlbar. Als dann die dampfenden Kartoffeln, Sättigung verheißend, vor ihnen standen, sahen sie sich zum ersten Male während des Vorganges ins Auge. Von ihren Herzen fiel der harte Reif, und aufschluchzend sanken sie einander in die Arme.

Am folgenden Tage, am 26. Januar, wurde der sogenannte Waffenstillstand geschlossen.

Heimlich stillerten die beiden Frauen in sich hinein: „Wenn ich das gemußt hätte!“ Die nun einmal erfolgte Veröhnung befiel jedoch Bestand.

Fraulein Viol mußte sich übrigens dazu entschließen die bisherige Wohnung aufzugeben und ganz zu der einer bauenden Pflege bedürftigen Schwester zu ziehen. Durch die große Entfernung wurde das frühere Verabreichen kleiner Gaben fernerehin unmöglich. Es herrschte also die beiden Frauen nicht länger gegen einander auf.

Das Puck.

Eine Stadtschlichterichte zu de siecle von Deing Verges.

„Gnädiges Fräulein, eine Dame wünscht Sie zu sprachen“, meldete die Kammerjose der schönen Schauspielerin vom Residenztheater von . . . „Eine Dame? . . . mich?“

„Ja . . . ich“, erwiderte eine Stimme und die kleine Schauspielerin sah erstaunt auf zu der imposanten Frau, die da in dem Thürhahnen stand. „O . . . Frau Baronin von Gläner, welchem gütigen Stern verdanke ich dieses Glück?“

„Lassen wir das. Ich kam, um eine Frage an Sie zu richten, Sie lieben den Grafen von Senden?“

„O.“ machte die Schauspielerin. „Und darf ich meinerseits fragen mit welchem Rechte Sie das von mir zu erfahren wünschen.“

„Mit dem Rechte einer Frau, die . . . doch das ist egal. Ich will es wissen, ich fordere es von Ihnen.“

„Wirklich. Und wenn ich nun ablehnen würde, Ihnen Ihre Frage zu beantworten, was dann?“

„Dann würde diese Peitsche hier . . . oder . . . oder ich würde Sie fordern.“

Die kleine Schauspielerin, die bei der Drohung der Baronin totenbleich geworden und drohend aufgesprungen war, ließ sich jetzt wieder in die Causse zurücksetzen.

„Das wäre ja reizend“, sagte sie. „Haben Sie die Waffen schon gewäscht?“

„Das überlasse ich Ihnen.“

„Mit? Schön! Pistolen? Nein. Das Blut beschmutzt einem die Kleider und die Schirmpantzen sehen so häßlich aus, nicht wahr? Säbel? — die sind für unsere Hände, Frau Baronin, denn doch etwas zu schwer, oder Feuer? Das ist eine zierliche, schöne elegante Waffe, die für uns Frauen so recht wie geschaffen ist. Und Sie . . . ich weiß ja — Sie sind eine Meisterin im Feuer. Leider aber verstehe ich nicht, es zu handhaben. Aber etwas anderes geht. — Wozu, Frau Baronin, unser Leben in die Schanze zu schlagen, an dem wir uns so sehr noch erfreuen. Nein, da schlag ich Ihnen etwas anderes vor, Sie rabeln, ich auch. Sie haben sogar, wie ich glaube, alle Chancen für sich. In jedem Falle ist der Kampf fair. Wir rabeln um ihn — um den Herrn Grafen und die Besetzte verpflichtet sich auf Ehrenwort, die Stadt zu verlassen und ohne Einmischung der anderen nie mehr mit dem Grafen zu sprechen und mit ihm zu verkehren. Ist's Ihnen recht?“

Einen Augenblick lang überlegte die schöne Baronin.

„Gut“, sagte sie dann. „Wir rabeln um den Preis. Und wann?“

„Morgen früh um sechs Uhr.“

„Wo?“

„Auf der Rabrennbahn.“

„Distance?“

„Wie Sie wollen. 1000, 5000, 10 000 Meter.“

„Sagen wir 3000.“

„Ja, für die Richter sorgen Sie?“

„O, bitte, das überlasse ich Ihnen.“

„Gut, wenn Sie es wünschen . . . Also — auf Morgen“, und sie stand auf.

„Auf Morgen“, sagte die Baronin und machte vor ihrer Gegnerin eine Verbeugung, so tief und ceremoniös, wie sie sonst nur bei Hofe machte.

Am nächsten Tage morgens um sechs.

Die Rabrennbahn liegt wie in tiefem Schlummer nur dort auf der Breitriederbühne drei duante Sikhouellen. Drei Herren.

Unten auf dem Abfahrl der Bahn zwei Damen auf ihre Käbel gelehnt. Jeder zur Seite ein Herr.

Ein Zeichen.

Die Damen sitzen auf, das Rad von je einem der Herren gehalten.

Wider ein Zeichen und — los. Der Start geht von Statten.

Die Baronin, die hochlegant auf ihrem Rade da aussieht, legt sich sofort mit aller Kraft in die Pedale. Schade, und die Konkurrentin, die sehr schön und sanftmütig fährt, lächelt. Sie lächelt auch noch, als die Rivalin eine halbe Runde schon vor ist. Hier Runden sind ja. Das Tempo hält die Baronin nicht aus. Sie läßt offenbar nach. Die Distanz zwischen ihr und der Schauspielerin wird immer kleiner, nimmt mehr und mehr ab, nun sitzt ihr die Kleine fast auf den Händen, nun ist sie erreicht. Mit dem Aufgebot ihrer letzten Kraft hundertet sie vorwärts, zwanzig Meter noch und das Ziel ist da — da säubt die Schauspielerin vor, sie hat um Rablänge gewonnen.

Totenbleich steigt die Baronin vom Rade leichtsüßig springt die Schauspielerin ab.

„Sie haben gewonnen“, sagte die Baronin. „Ich werde mein Wort halten, ich reife ab und werde kurz, parben, werde den Grafen von Senden nie wieder sehen.“

Die Schauspielerin aber lacht fröhlich auf.

„Aber wozu denn. Geh, Fräulein, komm mal her.“ ruft sie zur Tribüne hinauf. Und:

„Gestatten Sie, Frau Baronin, daß ich Ihnen den Grafen Frig von Reden, meinen Bräutigam, vorstelle.“

„Ihren Bräutigam?“

„Ja, gewiß, meine Gnädigkeit, den glücklichen Bräutigam dieses reizendsten Ritters, der je auf einer Bühne gewesen ist.“

„Und so lieben Sie den Grafen Senden also nicht?“

„Ich! Aber Frau Baronin! Ich liebe nur einen Welt Frig! Alles andere ist Kalkül und Ihren Grafen, den behalten Sie sich nur selber — die Rabelei aber, die betrachten Sie als ganz, ganz kleine Lektion, die Sie mir wohl nicht übel nehmen, was?“ Und sie reichte ihr die Hand hin in die die Baronin ohne Zögern einfügte. Glück! daß sie die Geschlagene war.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 22. Januar. Vinzenz, † 304. Anastasius, † 688. St. Andreas: Morgens 9^{1/2} Uhr Messe für die Verstorbene der Bruderschaft vom guten Lobe.

Pfeffersack, 23. Januar. Maria Vermählung.

Mittwoch, 24. Januar. Immanuel, † 97. St. Ananias: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht zu Ehren des hl. Jesch.

Pommesel, 25. Januar. Pauli Verkündigung.

Freitag, 26. Januar. Polykarpus, † 168. St. Andreas: Abends 8^{1/2} Uhr Segensandacht.

Sonntag, 27. Januar. Christoforus, † 407. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse. St. Marienkirche zu Romersdorf: 7^{1/2} Uhr Hochamt mit Le Deum.

Rätsel.

Mein Körper ist von Stroh und Ächern voll,
Man schafft mich nur damit ich leiden soll;
Doch dulde ich's gern, und bin so recht
Der Damen allerträuerst Knecht:
Ich lasse mich zerbrechen und zertrüben,
Nur um vor Wunden sie zu schützen.

Palindrom.

Kennst du Palästina, das heilige Land?
So bin ich als Segen darin dir bekannt;
Doch drehtst du mich um, so beherstest ich die Welt
Und raube den Leuten unendlich viel Geld.

Unterhaltungsaufgabe.

Wann sind Sie zur Welt gekommen? fragte man vor 100 Jahren eine Person. Ich wurde geboren, als die Jahreszahl hinten wie vorn und unten wie oben war.

Wuchstabenrätsel.

N m M m M M T z z
M m M m M T z z

Auflösungen der Rätsel aus vorigen Nummer:

Rätsel: Rurur.
Unterhaltungsaufgabe: 36 Jahr.
Somonym: Zug.
Wuchstabenrätsel: Weltbaumstamm

als daß sie eines höheren, dem Kaiser gefährlichen Gedankens überhaupt fähig seien. — Was diese Heringschätzung der Arbeit im heidnischen Altertum der Menschheit geschadet hat, das in seiner ganzen Tragweite zu schildern, ist kaum möglich. Ein neuerer französischer Schriftsteller bemerkt treffend: indem man die körperliche Arbeit, die ohnehin schwer und demütigend ist, nun auch noch entwürdigend machte, sie der Achtung wie der Freiheit beraubte, verursachte man der menschlichen Gesellschaft größere Nachteile, als selbst die Sklaverei in ihren schlimmsten Gestaltungen gebracht hatte!

Bei unsern heidnischen Vorfahren, den alten Deutschen, sah es in dieser Hinsicht nicht viel besser aus als in Griechenland und in Rom. Wunderlich genug (schreibt der römische Geschichtschreiber Tacitus), sind diese Feinde aller Ruhe die größten Liebhaber des Nichtsthuns. Nicht einmal der Jagd widmen sie gern; schlafen und schlammeln bei Gastgelagen, deren Mangel an Feinheit durch Ueberladung ersetzt wird, das ist ihr Alles! Die Arbeit in Haus und Feld überlassen sie den Weibern, den alten Leuten und den Schwächlingen. Für sie gilt es als schimpflich, sich mit Schweiß verdienen zu wollen, was sie ebenjogut um Blut (im Kriege) haben können.

Aber noch mehr: selbst in unsern Tagen, lieber Leser, hat diese sog. göttliche Faulheit der Griechen und Römer und ihrer Götter wieder ihre begeistertsten Vordröner und Reider gefunden. Es sind Leute, die sich als die im vollsten Sinne und ausschließlich Gebildeten brüsten, die sich hoch erhaben dünken über den gemeinen, rohen, platten, profanischen Alltagsmenschen, über diesen „Philister“ (wie sie sich in ihrer Menschenverachtung auszudrücken belieben), „mit seinen konventionellen Vergnügungen, seinen Hochzeiten, Kindtaufen und Kirchen!“ Fürwahr, diesen Neu-Heiden gegenüber thut es dringend not kräftig zu betonen, daß nicht die „Philosophen der Genialität“ (wie sie stolz sich nennen) für uns maßgebend sind, sondern unser göttlicher Erlöser mit Seinem erhabenen Beispiele: während der dreißig Jahre in der Hütte zu Nazareth thut Er nicht einmal Seine Arbeit, sondern währt Er einfach, was der hl. Joseph anordnet, dem Er „unterthan war“ (Luk. 2, 51). Er denkt nicht daran, ob diese oder jene Arbeit des Zimmermannsberufes Ihm gefalle oder nicht; die Arbeit, die der hl. Joseph anordnet, ist in Seinen Augen, gerade jene, die Sein himmlischer Vater will, weil sie unter dem Gesetze des Gehorsams steht. Er untersucht deshalb auch nicht, ob die Arbeit Seinem Stande, Seinem Range, Seinem Alter, Seinen Kräften entspreche! — Wie verurteilt das arbeitsame Leben Jesu, des menschengewordenen Gottes, jene Armen, die lieber ihr schmales Brod niederträchtiger Weise erdelteln, als ehrlich verdienen wollen! Wie verurteilt es jene Reichen, die es als eine Herabwürdigung und als einen Schimpf ansehen würden, wenn sie Mühe und Arbeit wie andere Menschen haben und so mit den andern hüßen sollten“ (Psalm 72, 5). Wie verurteilt das Beispiel Jesu alle, welche an der Handwerkschaft, die ihnen als Pflicht obliegt, gar keine Lust zeigen, die sich zu gut dünken, gewisse notwendige Arbeiten zu verrichten! Wie verurteilt es Jeden aus uns, der die Zeit totzuschlagen sucht durch Träumereien, unnützes Geschwätz und Geplauder, schlechte Lektüre und durch Arbeiten endlich, die zu nichts nützen!

Fürwahr, lieber Leser, wir müssen recht oft der Werkstätte zu Nazareth (im Geiste) einen kleinen Besuch machen: das bewundernswürdige Beispiel des göttlichen „Arbeiters“ wird für uns ein Sporn sein, daß wir uns nicht leicht von einer ernstern, aber notwendigen Arbeit unseres Standes, Amtes oder Berufes abschrecken lassen, weil sie uns beschwert oder langweilt; — dann entspricht sie ja am meisten jenem Gesetze der Buße, das uns allen in unserm Staubbater einst auferlegt wurde. S.

An der Wiege des Seidenbaues.

Von Paul Hoebel.

Vor noch nicht langer Zeit legte Deutschland auf chinesischem Boden jene folgenschwere Truppenlandung ins Werk, die dann nach verhältnismäßig kurzen diplomatischen Verhandlungen am 6. März v. Js. im Vertrage zu Peking in der nachtheiligen Abtretung des Kiautschou-Gebietes ihren Abschluß gefunden hat.

Jetzt, wo die deutsche Besitzergreifung längst zur Thatfache geworden, wo ein nahezu gleichzeitiges Vorgehen fast aller in China interessierten Mächte erfolgt ist, die sich gegenseitig in der Erschließung ihres respektiven Hinterlandes durch den Bau von weit ins Innere hineingehenden Bahnen zu überbieten suchen, steht die Erweiterung der kommerziellen Beziehungen mehr als je im Vordergrund des Interesses.

Für die Anlage der beiden von Kiautschou ausgehenden Schienenstränge, die das Innengebirge der Provinz dreieckig umschließen, war die Erreichung der Provinzial-Hauptstadt Ci-man-fu, im fruchtbarsten Teile der Huang-ho-Ebene liegend, als allgemeines Ziel gegeben. Die fast gerade verlaufende Nordbahn, die längste Seite des stumpfwinkligen Schienenreiecks, führt in die dichtbewaldeten Striche mit dem rauhen Winterklima des Golf von Petchili; die Südbahn hingegen, die zunächst in der Richtung West-Süd-West bis Pi-tschou verläuft, von wo aus sie dann im stumpfen Winkel nach Norden hin abbiegt, kommt am letztgenannten Ort in ein sonniges, gegen Nordosten hin vollständig geschütztes Hügelland, das nach dem berühmten alten Kaiserkanal und dem seit 1852 versandeten ehemaligen Bette des Huang-ho hin in sanften Terrassen abfällt.

Und hier, an den südwestlichen Ausläufern des Berglandes, stehen wir unweit der Provinz Honan an den Thoren klassischen Bodens, an den Grenzen des ältesten China, zu dem Schantung noch Jahrhunderte lang nicht gehörte.

Aber dieses Gebiet gab dem alten China dasjenige Tier, dessen Erzeugnisse die eigentümliche Richtung der chinesischen Kultur seit Jahrtausenden hart beflusst hat, das zugleich auch einen großen Teil der Arbeitskraft des Volkes absorbierte, und beispielsweise ein gewichtiger Grund dafür ist, daß die früh entwickelte chinesische Nation keine sehr bedeutenden Steinbauten hinterlassen hat, die sonst diejenigen der Aegypter und Indier höchstwahrscheinlich überträfen.

Wir befinden uns am Eingang in das älteste Heimatland des Seidenwurmes, der Raupe des Bombyx mori, die von hier aus mit samt ihrem Nahrungsmittel, dem Maulbeerbaum durch den Kaiser Schen-nung um 300 v. Chr. in das damals weiter westlich gelegene chinesische Reich eingeführt wurde.

Der Faden, mit dem die Raupe sich vor dem Umwandeln in die Puppe umspinnt, die nachmals so berühmt gewordene Naturseide, diente zunächst zur Verfertigung von Angelschnüren und zur Herstellung von Sotten für ein Musik-Instrument. Sehr bald erlernte man das regelrechte Abwickeln, das Abhaspeln des ganzen Cocons, und als naturgemäßer weiterer Fortschritt erfolgte sodann die Verflechtung der langen Fäden zu einem Gewebe.

Schon im Jahre 2255 v. Chr. werden fertige Seidenstoffe aus der Provinz Schantung als Tribut für den Hof des Kaisers Yu-li-schun erwähnt. Um 2200 war bereits das Färben der Seide bekannt, und farbige Fahnen des wertvollen Stoffes dienten als Abzeichen der Würde, wobei Gelb als die Farbe des Kaiserhofes den ersten Platz bis auf den heutigen Tag behauptet hat.

Der Schwerpunkt der Seidenindustrie liegt schon um das Jahr 1000 außerhalb Schantungs, zunächst in den Provinzen Honan und Schensi; sodann verbreitete sich die Kultur im Norden von

Supe und fast festen Fuß in Tschü-ti, sowie in der am Gelben Meer gelegenen Provinz Kianglu.

Die im eigentlichen China einem gänzligen Verfall des Reiches gleichkommende Machtlosigkeit der Chou-Dynastie, deren letzter Kaiser Kan-wang im Jahre 256 v. Chr. durch den Herrscher des im Nordwesten gelegenen Reiches Ein herrscht wurde, war allerdings in Folge des Emporwachstums zahlreicher kleinerer Höfe und des damit zusammenhängenden starken Konsums an Seidenstoffen in gewisser Weise förderlich für die Industrie gewesen; aber die Kämpfe und Fehden aller Art nahmen bald einen derartigen Umfang an, daß der Seidenbau vorläufig nicht zur vollen Entwicklung kommen konnte.

Nach war an keiner Stelle der Yang-tse-kiang von der Maulbeerbaum- und Raupenzucht überschritten, als diese um das Jahr 200 v. Chr., trotzdem Todesstrafe darauf stand, von chinesischen Auswanderern nach Korea verpflanzt wurde, von wo aus sie dann später nach Japan gelangte.

Mit dem Jahre 206 v. Chr. beginnt in China unter der starken Han-Dynastie die Zeit der höchsten Blüte des Reiches, und der Seidenbau in seiner vervollkommenen Form, Jahrtausende lang einheimisches Geheimnis der Chinesen, stand sie bei letzteren schon damals annähernd auf der jetzt erreichten Höhe.

In der Blütezeit unter den Han-Kaisern begann durch chinesische Handelskarawanen die Anbahnung eines sommerzeitlichen Verkehrs mit Indien, und mit den Välkern des Abendlandes, zunächst durch Vermittelung der Parther und Perser. Doch überschritten vorläufig nur fertige Gewänder die Grenzen des chinesischen Reiches, und erst um das Jahr 200 nach Christi kam auch die sogenannte Seide, der aus mehreren Naturfäden zusammengewirnte Rohseiden-Faden, gebleicht und gereinigt, in den Handel. Und so vorzüglich hatten die Chinesen durch absichtliche Verbreitung von allerhand wunderbaren Mären das Geheimnis ihrer Kunst zu wahren gewußt, daß selbst die Indier, welche schon lange vor Christo eine wilde, aber sehr unheimliche und der chinesischen unähnliche Seide fabrizierten, über die Entstehung der glänzenden fremden Stoffe vollständig im Unklaren blieben.

Da wurden um das Jahr 350 nach Christo durch eine chinesische Prinzessin bei Gelegenheit ihrer Verheiratung heimlich Raupeneier nach Aholan gebracht, in den Besitz des Kaisers Justinian. Damit beginnt in kleineren Anfängen die Periode der abendländischen Seidenkultur, während die Seidenindustrie (die Bearbeitung der aus China stammenden fertigen Fäden) schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von den Römern durch Aufzucht chinesischer Seiden- und Vermischung mit ähnlichen Fabrikaten — später durch Verweben der direkt exportierten Seide betrieben wurde. Wenn man bedenkt, daß damals in Kleinasien das Kilogramm reiner Naturseide etwa 14 000 Mk. kostete, die Purpurseide sogar 40 000 Mk., so läßt sich denken, wie schon durch die einfache Umarbeitung eines so eminent wertvollen Materials ein hoher lohnender Gewinn erzielt wurde.

Heutzutage ist der Seidenbau längst Gemeingut der gesamten Menschheit geworden, und speziell in der Aufzucht der Seiden ist China durch die technischen Fortschritte des 19. Jahrhunderts, namentlich von Seiten der Franzosen in Lyon, momentan überholt; der letztere Mangel ist aber in einem Jahrzehnt oder Voraussicht noch gehoben, und dann wird den Chinesen wieder der Umstand zu Gute kommen, daß die Basis der gesamten Seiden-Industrie doch immer die Raupenzucht bleibt, die in China seit nunmehr 3000 Jahren zum Hausgewerbe geworden ist und seit jener Zeit kaum noch eine Aenderung erfahren hat.

Sie erstreckt sich daselbst im Wesentlichen auf folgendes: Die kleinen ovalen Eier, deren das Weibchen des Bombyx mori im Durchschnitt 800 legt, und aus denen nach etwa 10 Monaten, wenn sie eine Ueberschneidung durchgemacht haben, bei einer

Temperatur von 20—26 Gr. Celsius das Ausfrieren der Raupen erfolgt, werden zur schnelleren Entwicklung dadurch gebracht, daß man sie in Wasser legt, dem man eine Lösung Kochsalz beigemischt hat — dann einige Tage einer kalten Temperatur (eventuell künstlicher Kälte) aussetzt und sodann durch Wärme von etwa 25 Gr. Celsius den Prozeß beschleunigt; es ist sogar möglich, in dieser Weise die Entwicklungszeit auf 14 Tage herabzusetzen. Sind die kleinen Raupen zu Tage gekommen, so ist die allergöchste Vorsicht in deren Behandlung geboten, wenn nicht vollständige Mißlingen der ganzen Brut die Folge sein soll.

Zur Nahrung bedürfen sie der frischen Blätter des Maulbeerbaumes, von dem ein zwanzigjähriges Exemplar das Futter für etwa 2000 Raupen liefert. Da die künstliche Aufzucht in geschlossenen Räumen vor sich gehen muß, jede Raupe aber während der 4 Monate des Wachstums die höchste Gewichtsmenge des eigenen ausgewachsenen Körpers an Blättern verzehrt, und dabei der steten Zufuhr von frischer und feuchter Luft bedarf — so läßt sich denken, welche ungeheure Menge von Excrementen fortgesetzt zu beseitigen und welche unermüßliche Sorgfalt daran zu setzen ist, um die Luft vollkommen rein und in der nötigen sauerstoffreichen Beschaffenheit zu erhalten. Die penibelste Befolgung zahlreicher, uns Europäern fast unverständlich erscheinender Regeln ist denn auch in China von jeher üblich gewesen.

Sind die weißlich aussehenden Tiere nach Verlauf eines Monats ausgewachsen, so spinnen sie sich ein, indem sie aus der darmartigen Sammelröhre den Seidenstoff aussondern, der durch den Spinnrüssel austritt und bei Berührung mit der Luft momentan erhärtet.

Die Aufhängesicht des jetzt im Verlauf von mehreren Tagen gesponnenen Gewebes bildet ein unregelmäßiges Fadengewirr, die als unbrauchbar geltende sogenannte Flockseide. Die sodann folgende Inneneinlage ergibt den mehrere Tausend Meter langen, in losen Bindungen gezogenen Seidenfaden (der etwa 500 Meter brauchbarer Länge enthält), während die ganz im Innern liegende Schicht, die nächste Umhüllung der nunmehrigen Puppe, wiederum nicht zur Fabrikation geeignet ist.

Nach dem Einsammeln kommt es zunächst darauf an, die Puppe zu töten; andernfalls würde bei der sehr großen Zahl der jedesmal in Bearbeitung befindlichen Cocons das Tier, das nach 14 Tagen zum Schmetterling wird, mittlerweile austrocknen und die Seiden-Umhüllung beschädigen.

Aus dem Grunde tödtet man die Cocons in China an der Sonne, legt sie darauf in heißes Wasser, um die die Fadenswindungen zusammenklebende Leimschubstanz zu erweichen, entfernt die Flockseide durch Schlagen mit Reiskern, und häpelt nunmehr die Fäden regelrecht ab. Mehrere dieser letzteren — zusammengebracht — ergeben dann den für die Anfertigung der Gewebe brauchbaren einfachen Rohseidenfaden, die sogenannte Seide.

Die letztere wird in den Farben weiß und gelb, seltener grün, in China erhalten, doch scheint die erstgenannte, als weiß bekannte Naturseide des Bombyx mori ursprünglich eine silbergraue, auch wohl ins Gelbliche spielende Farbe gehabt zu haben, und die weißen Cocons sind voraussichtlich einer Abschwächung der Race, verbunden mit Jahrhunderte langer sorgfältiger Zucht, zuzuschreiben.

In China gebührt heute zu Tage der Provinz Schensiung hinsichtlich der jährlichen Cocon-Ernten unstrittig der erste Platz, während die Provinz Schantung, die ursprüngliche Heimat des Bombyx mori erst an sechster oder achter Stelle erscheint.

Aber gerade dort sind die Vorbereitungen für einen ungeheuren Aufschwung der Seiden-Industrie wie geschaffen, denn in den südwestlichen Küstläufern des Schantung-Gebirges sind genau dieselben Erzeugnisse vorhanden, wie in Ja-

pan, wo der auf der Erde lebende Anthracoa Yamamaqu, ehemals aus China stammend, seine wertvollen grünlich-weißen bezw. goldgelben Cocons erzeugt. Eine Rückversetzung dieser Spezies in das südliche mit Eichenstämmen reichlich versehene Schantung würde hier geradezu eine neue Epoche der Seiden-Industrie bedeuten.

Die Geschichte der letzteren aber liefert den Beweis, daß von dem Spinner auf der Höhe seiner Kraft zu erhalten, von Zeit zu Zeit eine Kreuzung mit wilden Racen unerlässlich ist, und gerade diese sind in den ausgedehnten Wäldungen der genannten Provinz in verschiedenen Sorten vorhanden.

Besonders liefert ein um den ganzen Golf von Pelschiff herum weit verbreiteter Eichenspinner, gleichfalls der Familie Anthracoa angehörend, schon in wildem Zustande eine sehr dauerhafte und leiblich brauchbare Seide, die gehäpelt unter dem Namen der Tussah-Seide bekannt ist und speziell von Tschifu aus, zu Pongee verarbeitet, in größeren Mengen zur Ausfuhr gelangt, diese wilde Anthracoa-Art würde für den etwa eingeführten japanischen Spinner eine stete Auffrischung seiner Kraft gewährleisten.

Wenn einmal die von Deutschland gebauten Bahnen das für die fragliche Kultur geeignete Gebiet in rege Verbindung mit Kiautschou gebracht haben, dann wäre es für das deutsche Kapital an der rechten Zeit, mit der Einführung der widerstandsfähigen japanischen Raupe zu beginnen, denn der Chinese geht — wie Freiherr von Richthofen sagt — mit seinem Kapital gern an Unternehmungen, die von Europäern geleitet werden, und Garantie für das Gelingen der neuen Kulturen sind die eminenten Erfolge der Japaner seit den achtziger Jahren.

Welche Kapitalien hier geschaffen werden können, möge das Beispiel Frankreichs lehren, das nicht einmal eine jährliche Cocon-Ernte von zehn Millionen Rilo hat, während der jährliche Produktionswert seiner Industrie sich auf nahezu eine halbe Milliarde Mark beläuft. Durch jene neue, von Deutschland hoffentlich gegebene Anregung auf dem Gebiet der Seidenindustrie, kann somit für unser Kiautschou ein ausgedehntes und zugleich reiches Hinterland in wenigen Jahren geschaffen werden.

Das Nachtlager in Krimmelhausen.

Humoreske von Maximilian Schmidt.

Zwei junge Maler machten ihre erste Studienreise; sie hießen Prinz und Graf. Ihr Ziel war Krimmelhausen, eine etwa zwei Stunden von der Eisenbahn entfernte Ortschaft in den Vorbergen, in deren Nähe sich einige höchst lohnende Wald- und Wasserpartien zur Skizzierung vorfinden. Krimmelhausen war von der Bevölkerung noch ziemlich unbelebt, hatte aber drei Wirtschaftshäuser: „Zum schwarzen Bären“, „Zur goldenen Ente“ und „Zum blauen Teufel“.

Die beiden Künstler, das Ränzeln auf dem Rücken, schlenberten heiteren Mutes ihrem Ziele zu. Es fing bereits zu dämmern an und jeder sehnte sich nach einem guten Nachtquartier; aber sie konnten in der Wahl desselben sich nicht einigen. Prinz wollte durchaus zum „schwarzen Bären“, der ihm aufs Beste empfohlen worden, Graf aber wollte in der „goldenen Ente“ einkehren und Erstere verlangte, daß sein Freund, als der Jüngere nachgeben sollte. Das verdroß diesen, er wollte sich nicht beunruhigen lassen, wollte sich in einer Art Eigensinn nicht zu der Wahl des Freundes verstehen. Schließlich kamen sie dahin überein, daß Prinz beim „Bären“, Graf in der „Ente“ Einkehr nehme und Morgen wollten sie dann darüber urteilen, wo es am besten wäre, einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Jeder hoffte, daß ihm empfohlene Gasthaus würde das bessere sein. Der Eine verspürte Lust nach einem gedrohten Huhn, der andere wünschte Forellen und

Forellen und so trennten sie sich, in Krimmelhausen angekommen, um ihre Nachtlagerberge aufzusuchen. Am anderen Morgen Punkt sieben Uhr wollten sie am Dorfbrunnen zusammentreffen.

Aber Beide wurden bitter enttäuscht. Prinz erhielt statt des Huhnes nur eine überlebende Amsel und einen Pömpel von Bier und als er ein Zimmer verlangte, fragte ihn der derbe Wirt, was er für ein „Metier“ habe. Auf die Antwort „Maler“, was er mit Anfechtung verwechselte, entgegnete er geringschätzend lachend:

„So, so, o Maler. No, da müßens schon mit'n Tanzboden vorlieb nehmo. Es liegen zwar schon drei Handwerksburschen oben, aber es is noch a leer's Bett dort; da woid's für Sie auch nüt z'schlecht sein; vorausgesetzt — wenn's vorher zahl'n.“

Offenbar hatte er es schon einmal mit einem Gschpeller zu thun gehabt.

Vergebens forderte Prinz ein Zimmer für sich allein und war schon Willens, das Quartier zu verlassen und zu dem jüngeren Kameraden in die „goldene Ente“ zu gehen, aber die Furcht, von diesem ausgelacht zu werden, hielt ihn davon ab. Mit einem gewissen Galgenhumor bezog er sein Schlafgemach. Er glaubte in eine Sögmühle geraten zu sein, denn die drei Schlafkameraden schnarchten um die Wette. Der Eine seinem Bette zunächst liegende erwachte und wollte mit Prinz durchaus eine Unterhaltung beginnen. Er war ein schlaggeistiger Conditorgehilfe und erzählte ihm von seinem „fernen Lieb“, dabei seufzend in der Sorge, ob sie ihm „auch treu und immer recht hold verblieb“. Dann jammerte er über die Enttäuschungen der Welt, die er sich so süß vorgestellt habe.

Nachdem er eine halbe Stunde über alles Mögliche und Unmögliche geplaudert, forderte er den neuen Ankömmling auf, ihm nun auch seine Lebensgeschichte zu erzählen. Aber Prinz, der von Ungeziefer gequält wurde, rief nur:

„Der Teufel soll diese Flohwirtschaft holen!“

„Mit Vergnügen, Kamerad!“ sagte der Conditior, „wenn Dich auch heut die Fröhe beissen, morgen konnst Du wieder das Schönste auf den Fluren suchen und damit im Geiste die Liebste schmüden. Erinnerung, o wie bist Du süß! Aber jetzt halt ich's nimmer aus!“ unterbrach er sich. „Mein Blut muß sehr süß sein. Nun glaub ich's gern, wie oft sagte mein Lieb zu mir: Mein lieber Alex! Was? Wie?“

Er erhielt keine Antwort mehr. Prinz war froh auf seiner geläuteten Hoffnungen bereits eingeschlafen und träumte von Forellen und Hühnern, von Eiderbäumen und —

Niel übler erging es dem Freunde. Graf ward alsbald inne, daß man in der „goldenen Ente“ vor einem Künstler sehr wenig Respekt habe, denn nachdem er sich als solcher vorgestellt und ein hübsches Zimmer verlangt, sagte der Wirt auch hier:

„So? A Künstler? Sonst niz? War'n erst gestern zwea da, die Berg g'fressen und Messer g'schlukt, aber niz zahl't hab'n. Zimmer ham ma toans und z'essen giebt's auf b'Nocht nur, was schon Mittags b'stelt worn is. 'n Raas ham ma und o Broad; i moan, damit kann a Künstler satt wein.“

Graf war wie aus den Wolken gefallen, aber bereits schlug es neun Uhr, der Wirt forderte von den wenigen Gästen das Schlafgeld ein, zwei Mäße breiteten Stroh in die Stube und große Dedeln darüber; ein paar Fuhrknechte warfen sich gähmend darauf, der Wirt löschte das Licht aus und Graf war gezwungen sich ebenfalls zur Ruhe zu legen, denn auch mit hungrigem Magen. Bald schief er ein, denn die Jugend nimmt's nicht so genau. Nur der Dorfnachtwächter, der mit seiner dem Ton eines zerbrochenen Topfes ähnelnden Stimme gerade vor dem Stubenfenster die Stunden anfang, unterbrach den Schlummer des jungen Mannes in regelmäßigen Abschnitten. Des Schmarren der Kameraden ließ ihn dann immer lange

nicht wieder in Schlaf kommen. Doch auch diese Nacht ging vorüber.

Am Morgen hatten beide zeitig ihr Quartier verlassen, um sich zum Brunnen zu begeben. Prinz nahm jedoch sein Frühstück ein, indem er eine harte, altbackene Semmel in das frische Wasser tauchte, als Graf, der den Eichorienabsud ebenfalls unberührt gelassen, mit etwas saurem Gesicht herbeikam.

„Guten Morgen, Graf“, rief ihm der Freund entgegen. „Nun? Gutes Quartier gehabt?“

Graf glaubte in dem Gesichte des Fragenden einen spöttischen Zug zu bemerken und wollte ihm den Triumph nicht gönnen.

„Ganz vortrefflich!“ entgegnete er daher. „Gebratene Ente gutes Bier, famoser Rostbraten! Das Bett sehr fein und der Kaffee —! Und dabei war der Preis sehr bescheiden. Und Du? Bist Du im „Bären“ nicht enttäuscht worden?“

„Ganz und gar nicht, im Gegenteil!“ sog der Andere. „Forellen, Hühner, freundliche Wirthin — das Brautbett in der oberen Stube war mein Rostlager; ich habe selten eine so süße Nacht gehabt!“

„Das ist ja ausgezeichnet!“ meinte Graf. „Ich denke, wir trennen uns nicht mehr. Ich bleibe heute Nacht auch im Bären.“ Und einem boshaften Gedanken nachgebend, sagte er: „Oder besser, wir wechseln für die nächste Nacht die Quartiere, damit sich jeder sein Urtheil bilden kann, wo es am besten ist, unser Stundquartier aufzuschlagen.“

„Damit bin ich einverstanden!“ entgegnete der Freund, der sich nun auch einen Spaß machen wollte. „Nun aber müssen wir Jemanden ansuchen, der uns den Weg zum Sturzloch zeigt.“

Dieser Jemand stand in der Gestalt eines sehr freundlich aussehenden Mannes bereits neben ihnen. Es war der Gemeindediener und Rostwächter, der an den Brunnen gekommen und den Diskurs der beiden jungen Leute mit angehört hatte. Sofort bot er sich ihnen als Führer an. Er machte sie aber darauf aufmerksam, daß der Weg beschwerlich sei und sie kaum vor Abend zurückkommen würden und fragte, ob sie deshalb nicht im „Bären“, wie in der „Ente“ das Nöthige bestellen wollten. Man beauftragte ihn, dies zu thun. Prinz wollte auch Entenbraten, Graf Forellen und Hühner haben. Sie schickten ihre Künzler ins Gasthaus und behielten nur ihre Stiegenblätter bei sich.

Der Promulus besorgte Zimmer und Souper. In der „Ente“ sagte er für den Abend einen Prinzen, beim „Bären“ einen Grafen an und schärfte den Leuten ein, dem Rufe von Krimmelhauen Ehre zu machen.

Dann ging's zum Dorfe hinaus. Vor demselben stand ein neues Wirthshaus mit dem Schilde „Zum blauen Teufel“. Zwei allerliebste junge Mädchen waren in dem Blumengarten vor dem Hause beschäftigt und grüßten freundlich die jungen Males.

„Da nehmen wir Quartier!“ rief Graf, „das ist doch ganz natürlich.“

„Ich bin's zufrieden“, gab Prinz zu. Der Gemeindediener aber meinte, für heute ließe sich das nicht mehr ändern, morgen aber könnten sie beide „zum Teufel“ gehen.

Beide hätten aber lieber schon heute diesen Weg gemacht, denn jeder wußte warum; indessen die Sache war abgemacht und jeder gönnte dem andern die Enttäuschung.

Als sie Abends totmüde in ihrem Quartier anlangen, Graf im „Bären“, Prinz in der „Ente“, waren sie nicht wenig verwundert, als ein jeder von dem Wirth ehrsüchtig in die frisch geschweuerte und aufs Beste hergerichtete Stube geleitet und mit einem vortrefflichen Rostessen erfreut wurden. Beiden wurde das beste Bett der Wirthshaus zur Verfügung gestellt und sie schliefen im Vergleiche zu der vergangenen Nacht in der That wie Prinzen und Grafen. Aber sie mußten auch rote solche bejahen. In vergnügtester Stimmung trafen sie am Mor-

gen wieder beim Dorfbrunnen zusammen. Jeder glaube vom andern mit einer Sturmflut von Worten empfangen zu werden.

„Nun, gefiel Dir's im Bären?“ fragte Prinz den Freund.

„Neben alle Mäßen gut; zwar etwas theuer, aber gut. Wie sanft Du es in der „Ente“?“

„Wie Du geschildert und noch weit besser. Ich habe prächtig soupirt.“

Beide sahen sich eine Weile zweifelnd an. Endlich fragte Graf lächelnd:

„Ist das Lob auf die Ente keine Ente?“

„Gewiß nicht“, entgegnete der Freund. „Aber hast Du mir mit Deiner Schwärmerlei keinen „Bären“ aufgebunden? Denkst Du nicht mit Grausen an die Eiderdaunen und was drum und drauf?“

„Du meinst, weil Dir Deine Phantasie statt einem Bund Stroh ein weiches Bett erscheinen ließ?“ lachte der Andere.

„Ich verstehe Dich nicht. Ich weiß nur, daß ich ausgezeichnet geschlafen habe und Du gestern die volle Wahrheit sagtest, was nicht jeder von sich behaupten kann. Ich habe gelebt wie ein Prinz.“

„Ein Graf hätte es sich nicht besser wünschen können, als ich es gehabt“, entgegnete Graf.

„Verzeihens, ich muß mich schon dreinmischen und die Herren aufklären“, sagte jetzt der Gemeindediener, der sich ihnen als Führer wieder zugesellt. Bestern haben freilich alle zwei gelogen, aber heut haben's die schönste Wahrheit gesagt, denn ich hab der Sache eine andere Wendung gegeben.“ Und er erzählte, auf welche Art sie zu einem guten Quartier gekommenen.

„Ich würd' Ihnen schon raten, zum „Teufel“ zu gehen“, schloß er. „Der Wirth, ein Veteran vom siebenziger Krieg hat alles aufs nobilste hergerichtet und weiß auch, daß ein Künstler kein Kunstfehler ist, wie der Wirthsmeister gemeint“, setzte er lachend hinzu.

Die beiden jungen Leute lachten jetzt gleichfalls hell auf, denn endlich war Klarheit in die Sache gekommen.

Sie drohten sich gegenseitig mit dem Finger und Prinz sagte lächelnd:

„Ich, als der Keltere, werde einmal „im Teufel“ sondiren, ob wir unsere Lage wirklich verbessern, denn die beiden jungen Teufelinnen können auch nur Trugbilder sein. Du kannst nochmals im „Bären“ bleiben, oder in der „Ente“, wie Dir's beliebt.“

„Nein, nein, wir sondiren gemeinsam“, versetzte Graf rasch. „Ich gehe mit zum Teufel.“

Und dort kamen sie sobald nicht wieder los. Noch Und dort kamen sie sobald nicht wieder los. Sie wurden mit ihren Studien gar nicht fertig und blieben, bis der letzte Pfennig verbraucht war. Zu Hause klirrten sie oft des sentimentaln Conditors Spruch: „Erinnerung, o wie bist Du fäh!“

Amerlei.

* Guter Triumph. Man erzählt der „Tägl. Rundsch.“: Der Schnellzug hat in Station B. einige Minuten Aufenthalt. Zwei Mitreisende steigen aus und belegen, da sie wiederkommen wollen, ihre Plätze. Inzwischen aber steigt in das vollbesetzte Koupe zum nicht geringen Erstaunen aller übrigen Mitreisenden, welche den Eindringling höflich darauf aufmerksam machen, „die Plätze seien belegt“, sehr gemächlich ein englisch aussehender Herr ein und läßt sich breitpurig nieder. Mr. B. scheint deutsch verstanden zu haben, als der erste Ausgestiegene seinen Platz wieder einnimmt; mit geheimer Freude aber warten Alle auf den Augenblick, wo der zweite, ein viederer Deutscher, der nicht so aussieht, als ob er sich etwas gefallen lassen würde, eintreten soll. Er kommt und erklärt Mr. B., „er habe diesen Platz belegt gehabt.“ Mr. B. radebrecht einige unverkennliche Worte und bleibt sitzen. Verwundert sieht sich unser Mitreisender um und den seltsamen Fahrgast der Länge nach an: „Ach, — Sie sind ein Engländer!“ entfährt es ihm wie in möglichster Ueberrasung. Verhaltene Frechheit auf Seiten der Anderen, Jorneglut

auf der des Einen! Dessen Junge aber hatte sich gelöst: „Oh, sie wollen mir wohl Höflichkeit lehren?“ — „Oh nein! Die wird Ihnen jetzt in Transvaal beigebracht!“ — Schallende Heiterkeit und herzlicher Beifall war die Folge. Mr. B. aber hatte genug. Der britische Löwe schlief von dannen.

* Zu rückwärts voll. „Ah, gut, daß ich Sie treffe!... Wie sieht es denn mit den hundert Mark, die ich Ihnen geliehen und die Sie mir schon vor sechs Wochen zurückgeben wollten?“ — „Ich hätte sie Ihnen auch wieder zurückgegeben; aber Sie hatten damals so tiefe Trauer und da durfte ich Ihnen doch nicht eine so große Freude machen!“

* Kolossales Geschäft. „... Das ist noch gar nichts! Wir haben in unserm Geschäft allein zehn Kommis, die den ganzen Tag nichts zu thun haben, als die Gläubiger zu verdrösten!“

Räsel.

Was ist das für ein kluger Mann: Er legt sein Bett recht faßlich an Und überlegt es reißlich? Daß ihn noch niemand nennen kann — Das ist mir unbegreiflich!

Charade.

Mich Erste, frisch und frei, suchst alles emiglich Ihr lebet nicht von mir und sterbet ohne mich. Geld, Hab' und Gut vertraut mir Zweitem arm und reich.

Und größer diene ich zur flotten Wohnung euch; Mein Ganzes baut die Welt erfind' sich oft und gern, Soll Pracht auf kurze Zeit, vom Besen ist es fern.

Buchstabenräsel.

st + n G l

Auflösungen der Räsel aus voriger Nummer:

Räsel: Fingerhut. Palmbaum: Eddm, Wode. Unterhaltungsaufgabe: Im Jahre 1691. Buchstabenräsel: Nachtmähe.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 29. Januar. Franz v. Sales, † 1622.

• St. Andreas: Morgens 9^{1/2} Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Ursulagemeinschaft. • Karnevalstreiben: Morgens 8 Uhr feierl. Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder der Bruderschaft v. hl. Joseph. • Kloster vom armen Kinde Jesu: Zeit des hl. Bischofs u. Kirchenlehrers Franz von Sales. Morgens 6 Uhr 1. hl. Messe, 7^{1/2} Uhr Hochamt, abends 6^{1/2} Uhr sakrament. Abendmahl.

Dienstag, 30. Januar. Adalgundis, † 680. Martina † 228.

Mittwoch, 31. Januar. Ludovico, † 1533. • Dominikanerkloster: Heute beginnen die 7 Wochentage zu Ehren des hl. Joseph. In jedem derselben ist abends um 7 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Joseph mit sakramentalem Segen. Alle Gläubigen, welche an diesen Wochentagen die hl. Sakramente würdig empfangen, gewinnen jedesmal einen vollkommenen Ablass.

Donnerstag, 1. Februar. Brigitta, † 525. Januarius, † 107.

Freitag, 2. Februar. Maria Lichtmess, Gebotener Feiertag. Evangelium Lukas 2, 22—32. Epistel Malachias 3, 1—4. Vollkommener Ablass für die Mitglieder des Vereins der christlichen Familien. • St. Andreas: Titularfest der marian. Jungfrauen-Sodalität, zugleich Anfang der 10 Feiertage zu Ehren des hl. Franziskus-Averinus. Morgens 7 Uhr hl. Messe mit Kommunion der Sodalen. 9 Uhr feierl. Hochamt, 4 Uhr nachm. Festpredigt, Komplet, Umzug durch die Kirche u. Lebeum. • Dominikanerkloster: Das feierl. Hochamt wird dargebracht für die Lebenden u. verstorbenen Wohlthäter der Kirche und des Klosters. Vor demselben ist Kerzenweihe u. feierl. Prozession. Nach der Komplet wird der Blasius-Segen erteilt; ebenso Samstag morgens nach allen hl. Messen. • Maria Himmelfahrt: Nachmittags nach der Andacht Erteilung des Blasius-Segens. Nach allen hl. Messen Blasius-Segen. • Kapelle zu Stoffeln: 11. hl. Messe mit sakrament. Segen. Nach dem Gottesdienste Erteilung des Blasius-Segens.

Sonntag, 3. Februar. Blasius, † 318. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 W. a. d. D., beide in Düsseldorf

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 13, 24-30. In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut mitten unter den Weizen, und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, ersahen auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind gethan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es auf sammeln. Und er sprach: Nein! damit ich nicht etwa, wenn ihr das Unkraut auf sammelt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Laßt es beides zusammen wachsen bis zur Ernte, und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnütern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündeln zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.“

Das verborgene Leben Jesu.

IV.

Fassen wir lieber Leser, das bisher Gesagte kurz zusammen, so bewundern wir vor allem den Gehorsam Jesu: „Er war ihnen unterthan“ (Luk. 2, 51). Der eingeborene Sohn Gottes, der König der Herrlichkeit, Er, der Himmel und Erde regiert, war dem schlichten Zimmermann von Nazareth gehoramt! So will Er uns durch Sein erhabenes Beispiel lehren, daß gerade der Gehorsam für uns von der größten Bedeutung sei: durch den Gehorsam wird unser Geiſt abgehalten, von der Wahrheit abzuweichen, durch ihn wird unser Wille geſteigt, daß er nicht auf den Weg des Verderbens abirrt. Wenn die göttliche Vorsehung unsere Leitung also einem Menschen übertragen hat, so haben wir uns unterzuordnen, weil eben Gott es so will und weil zudem Gottes eigener Sohn es uns vorgemacht hat. — Ferner: durch Seine in der Werkstätte zugebrachte Jugend will der Herr uns lehren, auch der demütigsten Arbeit (horausgesetzt, daß sie zu unserem Berufe gehört) uns bereitwillig zu unterziehen. Wenn Du auch, lieber Leser, ein armer Handwerker oder Arbeiter bist, so giltst Du darum in den Augen Gottes nicht weniger als ein vornehmer Staatsbeamter oder als ein hochangesehener Künstler oder Gelehrter. Selbst die kleinen und geringen Geschäfte des Haushalts und des Familienlebens sind durch das thätige Beispiel des Sohnes Gottes in eine Belohnung gerückt worden, die jeden, der sich diesen Arbeiten zu unterziehen hat, mit Freude und Trost erfüllen müssen. Fürwahr, Christi Geist muß wieder mehr in unsern Familien walten, und es wird Vieles, Vieles besser werden!

Gott sieht das nicht in Betracht, was die Welt „groß“ nennt. In Seinen Augen gilt das Sandkörnchen ebenso viel wie ein mächtiger Granitberg, denn beides kommt ja von

ihm her. Alle Mächtigen der Erde, wie alle Kleinen und Schwachen sind vor Ihm gleich, vor dem es keinen Rangunterschied gibt. Und wenn eine geistreiche Schriftstellerin einmal gesagt hat: „Gott der Herr wird sich einen Augenblick bedanken, ehe er die Mächtigen der Erde richtet“, — so war dieses Wort zweifellos eine Gotteslästerung und eine Ueberhebung, die mir im Grunde mehr lächerlich als unverschämmt vorkommt. Nein, Gott sieht nicht in Betracht, was die Welt groß nennt; Er ist eben der Vater aller Menschen und liebt alle auf gleiche Weise, Gelehrte und Unwissende, Reiche und Arme.

Aber (sagt Du) wie erklären sich dann die Unterschiede in den Verhältnissen der Menschen? Wie kann ein gerechter, weiser, gütiger Gott es zulassen, daß die Guten verachtet und bedrückt, die Gottlosen aber geehrt und bevorzugt erscheinen? Wenn es eine Vorsehung gibt, warum straft sie nicht das Laster und warum belohnt sie nicht die Tugend? Zunächst ist zu bemerken, lieber Leser, daß das, was hier als wahr vorausgesetzt wird, in dieser Allgemeinheit genommen, durchaus falsch ist; denn nicht alle Guten sind unglücklich, und nicht alle Bösen glücklich; es gibt eben ein inneres Glück, das ausschließlich den Guten zu Teil wird, während der Anteil der Gottlosen die Gewissensbisse sind, die dem Laster auf dem Fuße folgen.

Jedenfalls bleibt es immer wahr, daß es Tugendhafte gibt, deren Unglück ebenso groß ist, wie ihre Tugend. Wie läßt sich diese nicht zu leugnende Tatsache denn mit der Lehre der Gerechtigkeit Gottes und Seiner Alles leitenden Vorsehung vereinbaren? — Vor einigen Wochen las ich an einigen der langen Winterabende in den klassischen Trauerspielen des französischen Dichters Racine; besonders die „Athalia“ fesselte mich, vielleicht weil wir einst in der Schulzeit zu früh mit dem Lebenssehen dieses Meisterwerkes geplagt worden, was uns den Herrn Racine mit samt seinen

Kirchenkalender.

Sonntag, 4. Februar. 5. Sonntag nach hl. drei Könige. Veronika, † 87. Evangelium Matthäus, 13, 24-30. Epistel Kolosser 3, 12-17. ● St. Andreas: Gemeinschaftl. hl. Kommunion der Schulkinder mit hl. Messe um 7 Uhr. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr monatliche hl. Kommunion der Kinder, nachm. 5 Uhr Predigt, darnach Rosenkranz, Andacht u. feierl. Umzug. ● St. Maximilian: Haupt- und Titularfest der Bruderschaft vom hl. u. unbesleckten Herzen Maria zur Bekehrung der Sünden. Morgens 9 1/2 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 6 Uhr Festpredigt, Andacht zum hl. Herzen Maria, feierl. Umzug durch die Kirche und Lebkamm. ● St. Anna: Es ist: Nachmittags 6 Uhr Vortrag u. Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation. ● Dominikanerkloster: Zweiter Sonntag zu Ehren des hl. Thomas von Aquin, mit vollkommenem Ablass unter den bekannten Bedingungen. ● Ursulinenkloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion des Marienvereins. ● Pfarrkirche zu Solmerswerth: 7 1/2 Uhr Frühmesse und gemeinschaftl. hl. Kommunion der Kinder.

Montag, 5. Februar. Agatha, † 251. ● Dominikanerkloster: 9 Uhr feierl. Requiem für die verstorbenen Eltern der Mitglieder unseres hl. Ordens.

Dienstag, 6. Februar. Dorothea, † 208. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Rosenkranz-Bruderschaft.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Dichtungen gründlich verleidet hatte. Doch zur Sache! Wenn nun Jemand etwa nach dem ersten Akte dieses Trauerspiels mit der Letztüre aufhöre, den Dichter aber schelten wollte, weil man den Unschuldigen von einem blutgierigen Menschen unterdrückt sehe, was würden wir diesem Kritikus mit Recht sagen? Aber so warte doch gütigst (würde es zweifellos heißen) bis das Spiel zu Ende ist, und du wirst den Triumph der Unschuld schon sehen! Nun wohl, lieber Leser, ganz dasselbe gilt auch vom Triumph der Tugend auf der großen Weltbühne. Warten wir, gebuden wir uns, bis das große Drama des Lebens zu Ende ist! Ja, wenn dieses irdische Leben Gottes letztes Wort wäre, wenn der Mensch sein endgiltiges Geschick hier auf der Erde fände, dann wäre dies allerdings eine feierliche Verneinung der göttlichen Vorsehung. Allein das gegenwärtige Leben, diese unheimlichen Tage sind nicht das Ende des Dramas; sie sind nur der erste Akt, sie sind die Vorbereitung auf die ewigen Geschicke.

Wer dem armen Arbeiter die Religion raubt, der raubt ihm allen Trost und alle Würde: wir hören es ja Tag für Tag, wie der religionslose Arbeiter sein Loos verflucht! — Ja nur allein die Religion vermag den Arbeiter mit seinem Loos auszuöhnen und sein Herz mit wahren Troste zu erfüllen. Die Religion wendet sich an ihn mit der Mahnung: schau auf den Sohn Gottes in der Erlösung! Ein Fluch hatte die Arbeit getroffen, darum mußte sie wieder geheiligt werden, damit ihr Druck leichter getragen werde. Eines Tages verkündeten Himmelsboten der stannenden Erde, daß der lang erwartete Messias, der Erlöser der Welt, gekommen sei. Wo mag er sein? An der Spitze eines Heeres? Auf dem Lehrstuhle eines Weltweihen? Oder hat er sich vielleicht, um dem allgemeinen Wunsche nachzukommen, mit großer Machtfülle auf einem Throne niedergelassen? — Doch wunderbar! Der Messias, der Erlöser der Menschen, das Heil der menschlichen Gesellschaft, ist ein kleines Kind, ärmer als der Sohn des ärmsten Arbeiters, denn Er hat nicht einmal eine Wiege, in der Er Ruhe und Schutz fände. Sein Pflegevater ist ein Arbeiter, Seine Mutter eine Arbeiterin, Seine ersten Anbeter sind arme Fischer, und welchen Beruf wird Er Sich erwählen? Wie Sein Pflegevater wird Er Arbeiter sein! Er stellt Sich auf die unterste Stufe der Gesellschaft, und nun dieses rührende Schauspiel: nicht die römischen Kaiser, die ein Weltreich beherrschten; nicht die Weisen, die ihre Gelehrsamkeit zur Schau trugen, nicht die Herr, die die Welt eroberten, sollten die Welt erlösen, — nein, ein unbekannter Jüngling, der Sohn eines armen Zimmermanns! In jenem stillen Dorfe Galliläas wollte dieser göttliche Arbeiter die Welt, die Er erlösen wollte, zuerst lehren, daß Er nur deshalb das Werkzeug in Seiner Hand führe, damit es weniger schwer die Hand des Arbeiters drücke. Er wollte ihn lehren, daß Er Sich nicht begnügen dürfe mit dem knappen Lohn, den Er Sich täglich verdiene, sondern sich mit seiner Arbeit ewigen, unergänglichen Lohn verdienen könne und müsse.

Ein Universalstoff.

Von Paul Habighorst.

Wenn Karl Moor von einem „tintenschleudenden Sacculum“ spricht, so dürfen wir wohl mit Fug und Recht von einem „papierernen Zeitalter“ reden, nicht nur, weil so unendlich viel davon beschrieben und bedacht wird, sondern, weil gleichzeitig das Papier mehr und mehr zu einer Art Universalstoff geworden ist. Der alte Sinnenprüdichter Logau sang einst:

„Der Deutschen ihr Papier
War ihres Feindes Leder,
Das Schwert, das war die Feder,
Mit Blute schrieb man hier.“

Heutzutage ersehnt aber das Papier hauptsächlich für viele Zwecke nicht nur das Leder wie das Holz, sondern auch Tuch und Glas, ja sogar Eisen und Stahl, so unglaublich das klingen mag. Einige besonders frappante Beispiele mögen darthun, in welchem Maßstabe das Papier oder richtiger ausgedrückt: „der Papierstoff“ bereits an die Stelle der alten Rohstoffe getreten ist.

Schiffen und Flaschen aus Papier hat man längst, und ihre Herstellung erfolgt in England und Amerika in ziemlich ausgedehnter Weise. Etwas Neues dagegen sind Platten und Dachziegel aus Papier, die in Spanien den gleichen Erzeugnissen aus Thon starke Konkurrenz machen sollen. Man imprägnirt diese Papierfabrikate mit Kalium-Wasserglas, um ihnen eine hinreichende Widerstandsfähigkeit gegen Feuer wie gegen Witterungseinflüsse zu verleihen, und um ihnen auch ein gewisses Neuhere zu geben, werden sie in verschiedenartigen Mustern gepreßt und schließlich lackirt.

Kragen, Manschetten und Vorhemden aus Papier sind unseren Lesern nichts Neues. Wie man aus Berichten über den jüngsten Krieg in Ostasien weiß, tragen die japanischen Soldaten Hemden und Unterbekleidung aus Papier, deren einzelne Teile man teils aneinandergeflickt, teils mit der Nähmaschine aneinandergenäht hat; an den Rändern sind sie mit Reimenkanten besetzt, ferner haben sie Porzellanknäpfe. Ein nordamerikanischer Industriezweig ist die Herstellung von „Zeltungsäden“ — ärmellosen Joden aus einer sechsfachen Lage von Zeitungsmaturlatur. Ränder und Verbindungsstellen sind zusammengelastet; sie haben Achseltragglieder, kosten fünf Cents und sollen, über dem Hemde getragen, sehr warm halten. Sogar Eisfeld macht man drüben aus Papierstoff, die, weil nachlos, durch aus wasserdicht sein sollen.

Eine fernere Neuerung bilden Papiersegel aus zusammengeprehtem Papier, dessen Schichten zusammengelent werden. Der in gewöhnlicher Weise hergestellten Papiermasse setzt man auf je eine Tonne 1 Pfund doppeltchromsaures Kalium, 25 Pfund Leim, 32 Pfund Kalk, 1 1/2 Pfund Wasserglas und 40 Pfund Primatalg zu. Dann wird der Stoff durch Maschinen zu Platten verarbeitet, die immer zu je zwei und zwei mit einer Schicht Leim zusammengepreßt werden. Eine besondere Maschine von großer Kraft muß nunmehr das Papier aus einer dicken, zähen Schicht zu einer ganz dünnen, aber ebenso festen zusammenbrücken. Die auf diese Weise erzeugten Platten werden durch ein Schwefelsäurebad geführt, dem 10 Proc. destilliertes Wasser zugesetzt wurden. Hierauf leitet man sie zwischen zwei Glasplatten hindurch in ein Bad von Ammoniak, dann in reines Wasser und zuletzt zwischen Filzwalzen hindurch, woraus sie getrocknet und zwischen zwei Zylindern saliniert werden. Sie sind elastisch, luftdicht, dauerhaft, leicht, und es können selbst große Segel aus ihnen hergestellt werden.

Sportliebhaber und Tierfreunde wird es zu vernehmen interessieren, daß eine österreichische Fabrik mit einer „Kolomba“ genannten Papiertaube für Übungszwecke einen zweckmäßigen und billigen Ersatz für lebendes Flugwild in den Handel bringt, der den bisher aus Glas oder Thon hergestellten Vogelnachahmungen in verschiedener Hinsicht vorzuziehen ist. Jeder Treffer wird bei dieser Papiertaube sofort durch eine leichte Staubwolke erkennbar, so daß der Schütze auch zwei Schüsse hintereinander abzugeben vermag. Die Kolomba setzt sich zusammen aus zwei teilsförmigen kräftigen Pappstücken von etwa 14 Centimeter Durchmesser, die in der Mitte hohl gepreßt und mit ihren flachen Rändern auf einander gefleht sind. Den Hohlraum zwischen beiden Teilen füllt entweder Kohlenstaub oder ein weißes Pulver aus, und bei jedem Treffer zerstäubt ein Teil davon deutlich wahrnehmbar. Die getroffene Papiertaube löst sich durch Berühren mit gummirtem Papier sofort wieder gebrauchsfähig machen, und sie kann auf diese Weise

zwanzig und mehr Treffer aushalten. Eine Wurfmaschine schleudert sie in die Höhe, man kann sie aber auch mit der Hand emporwerfen, und ihre allgemeine Einführung ist zu Wünschen des armen lebendigen Flugwildes dringend zu wünschen, damit diese sportliche Tierquälerei endlich vollständig beseitigt werde.

Fässer, Badewannen und Boote aus Papier fabriciert man, ferner Papierseiden zu Transmissionswellen, sowie papierene Radscheiben für Eisenbahnwagenräder. Letztere sollen in Amerika vielfach benutzt werden, doch dürfen sie in Deutschland, wo man ebenfalls Versuche damit gemacht hat weder unter Bremsen noch in schnellfahrenden Zügen zur Verwendung gelangen. Auch sollen hier keine neuen derartigen Räder mehr angefertigt werden, bis fernere Verbesserungen in ihrer Herstellung jeglichen Zweifel an ihrer genügenden Haltbarkeit ausschließen.

Trefflich in jeder Beziehung dagegen betöhen sich Häuser aus Papierplatten mit Doppelwänden behufs Herstellung einer temperaturausgleichenden Luftschicht. Namentlich Bahnwärterhäuschen, Baracken für Kriegszwecke, für fliegende Lazarethe, die sich leicht und schnell aufbauen, abbrechen und wieder weiterverpacken lassen, dürften eine Zukunft haben. Ganz etwas Neues ist Papier als wetterfester Anstrich für eiserne Brücken, Dächer und Schiffe. Die Engländer Groß und Bewan haben nämlich nach Mitteilung des Internationalen Patentrebureau Reichelt in Berlin ein Verfahren erfunden, Papier in einer Flüssigkeit aufzulösen, um damit jene Flächen statt eines Firnisches oder dergleichen zu bestreichen. Ein solcher Ueberzug hat vor den theuren, schweren Metallfarben, womit man bis jetzt die Eisenkonstruktionen anstrich, um so größere Vorzüge, als er völlig wasser- und wetterfest macht. Zur Herstellung dieser Anstrichmasse wird Cellulosepapier in fünfzehnprozentiger Natronlauge gelöst und die Masse dann zwei bis drei Stunden lang mit Schwefelkohlenstoff behandelt. Sie wird hierdurch gelbbraun und stellt nun eine chemisch etwas veränderte Lösung des Papiers dar. Von dieser Masse werden 16 Teile in 100 Teilen Wasser aufgelöst, und nun ist der Anstrich fertig, dem man beliebig Mennige, englisch Rot, Ruß oder dergleichen zusetzen kann. Kurz vor dem Auftragen mischt man ein Trockenmittel darunter, am besten aus Bleizuckerlösung, Chlormagnesia oder ähnlichen Salzen bestehend, wodurch der Anstrich hart, wetterfest und ganz unveränderlich wird. Er ist billig, leicht herstellbar, äußerst haltbar, blättert nicht ab und haftet auf Stein, Holz und Metall gleich gut sogar als Anstrich eiserner Schiffe hat sich diese Papierlösung bestens bewährt.

Gastrohre aus Papier werden neuerdings in England verwendet, ganz besonders für lange unterirdische Leitungen. Die Herstellung erfolgt in der Weise, daß man festes Papier um einen Kern wickelt und jede Windung mit geschmolzenem Asphalt trinkt. Die Flanschen macht man gleichfalls aus Papier. Diese Rohre sollen geradezu unverwundlich sein und dem Einfluß von Luft wie Feuchtigkeit gleich gut widerstehen.

Von den Kochöfen aus Papier, d. h. durch Behandlung mit einem geeigneten Stoff unterdrücklich gemachten, stark geprehten Platten aus Papierstoff, zu Papiertanonnen ist nur ein Schritt.

Lederkanonen hat es ja schon im dreißigjährigen Kriege gegeben, und auch in neuerer Zeit ist wieder, um versucht worden, Geschütze herzustellen, indem man ein Stahlrohr von mäßiger Wandstärke mit mehreren Lagen Leder umwickelte. Man bezweckte dadurch die Herstellung von ganz leichten Kanonen für die Gebirgsartillerie und ähnliche Verwendungen, doch scheint sich das Leder dafür nicht zum Besten bewährt zu haben. Man hat nun neuerdings den Versuch gemacht, die ungeheure Festigkeit des Papiers zur Herstellung von Kanonen auszunutzen. Bekanntlich werden ja längst schon in der Feuerwerkserei die Hüllen der Feuerwerkskörper

aus Papier gefertigt, das man in mehreren Lagen übereinander leimt, und es ist erstaunlich, in welchem Grade dieses dem mitunter sehr starken Druck der in den Feuerwerkskörpern, z. B. den Raketen, entwickelten Gase widersteht. Den aus Papier gemachten Kanonen gibt man selbstverständlich eine Seele aus Stahl, die in der gewöhnlichen Weise ausgebohrt und mit Zügen versehen wurde. Nachdem dann die Umwicklung mit Papier fertig ist, folgt noch eine fünfkäufige Umwicklung mit Stahl- oder Bronzebrahi, und schließlich bekommt das Geschütz eine Blechhülle.

Es wird gut sein, über die Verwendbarkeit dieser Papierkanone erst die Urteile der Sachverständigen abzuwarten, ebenso wie über den kürzlich in den Zeitungen erwähnten Versuchsstorpedo aus Papier, immerhin dürften die vorstehend angeführten Beispiele aber schon genügend darthun, daß man das Papier in der That als einen modernen Universalstoff bezeichnen darf. Kein Wunder daher, daß seine Erzeugung sich mit jedem Tage steigert und immer mehr ins Ungeheuerliche (gegenwärtig gegen 60 Millionen Centner im Jahre) wächst.

Sin Gaskspiel Jffland's.

Künstlerlektüre von J. Hahn.

„Vittoria! Jffland, der große Jffland, der König der Schauspieler hat mir seine Mitwirkung zugesagt. Kinder, nun gilt's das Beste einzusetzen!“

Der diese Worte in heller Begeisterung seiner ihn umdrängenden Künstlerlektüre zurief, war der im ersten Drittel unseres Jahrhunderts als Theater-Enthufasist weit und breit bekannte Graf Karl Friedrich von Hahn.

Freudig überofcht blickten die Kinder Thalia's zu ihrem Gebieter auf, dessen imposante Gestalt Alle überagte, aus dessen dunkelgelodetem Jupiterkopfe prächtige Augen bligten, von welchen Goethe erzählte:

„Ein paar Augen — ganz einzige!“

„Und wist Ihr Kinder, was gespielt wird?“ fragte der Theatergraf, so nannte man ihn.

Neugierig horchten sie auf.

„Kobebue's Ritterhauspiel „Die Kreuzfahrer“ jubelte Graf Hahn. „Jffland, der große Jffland, spielt den Balduin von Eichenhorst. — Du Koller mit Deinem Golgengefißt den Bösewicht, die Fräulein Stein die Emma von Falkenstein, — der Ries, wenn er nicht läuft, den Knappen, — und ich spiele den Emir!“

Sodann sang Graf Hahn, wie erst stets zu thun pflegte, wenn er guter Laune war, mit mächtiger Bassstimme ein Recitativ:

„Und nun Kinder, Gott befohlen! Lernt fleißig, damit Ihr mir Ehre macht.“

Guldvollst in der Pose eines Königs grüßend, — entließ er seine lebhaft gesittulierende Künstlerlektüre.

Nun war ein Hasen und Schaffen, ein Probieren und Studieren auf Schloß Remplin in Medlenburg, dem Stammschloß des Grafen Hahn. Gall es doch, nicht nur den berühmten Gast feierlich zu empfangen, — sondern ihm auch in künstlerischer Beziehung würdig zur Seite zu stehen.

In einer vierpännigen Staatskarosse fuhr Graf Hahn dem berühmten Nimen entgegen, um denselben im Triumph von Schwerin, wo er gastiert hatte, nach Remplin zu geleiten. Hier wurde Jffland ein feierlicher Empfang, eine wahrhaft fürstliche Bewirtung.

Auf dem Liebhabertheater des Schlosses, das Graf Hahn, nachdem er Majoratsherr und Besitzer eines fürstlichen Vermögens geworden war, — mit einem Kostenaufwande von 60 000 Thalern errichtet hatte, sollte am Faschingssonntage die Festsdorstellung stattfinden.

Der Adel des Landes, die Honoratioren der benachbarten Städte hatten dazu Einladungen erhalten.

Eine vornehme Gesellschaft war es, die teils mit Interesse dem Gaskspiel Jffland's, teils mit Neugierde dem „Schauspiel“ entgegen sah, einen Großherzoglich Medlenburgischen Landermarschall Komödie spielen zu sehen.

Indes waltete dieser gräßliche Landermarschall hinter den Coulissen seines Amtes als Regisseur, Arrangeur, Garderobier und Friseur. Groß und Klein mußte vor ihm Reue passieren, überall legte er die letzte Hand an, hier einen herabgeglittenen Stulphiesel aufrichtend, dort eine verschobene Perücke festsetzend. Der „Jugendlichen“ schminnte er flugs einige Runzeln und Falten weg, der Fräulein Stein befahl er, den Mund nicht zu weit zu öffnen, da ihr der linke Auggahn fehle, — dem Knappen riet er eine strammere Haltung anzunehmen. Im Sturmschritt eilte er dann in Jffland's Garderobe, um seinem verehrten Gaste höchstehändig die silberne Rüstung anzulegen, die er ihm mit einem kostbaren Diamantringe zum Geschenk machte.

Ehe man sich versah, war Graf Hahn, und zwar im Kostüme eines Fürsten, wieder auf der Bühne, um nach dem Rechten zu sehen.

Nichts emigig seinem Adlerblick, denn als er vor Beginn der Vorstellung als echter und rechter Theatermann durch das Guckloch des Vorhanges sein Publikum überfchauete, da bemerkte er, daß zwar die ersten Plätze besetzt, die Gallerie aber noch viele Lücken aufwies.

„Nur vor vollem Hause soll ein Jffland auf meiner Bühne spielen!“ rief Graf Hahn und befahl:

„Man lasse sofort das Volk, das sich vor dem Schlosse angeammelt, soweit die Plätze reichen, in das Theater.“

Bald darauf sah der Graf zu seiner Genugthuung, daß nun das Haus dicht besetzt war.

Wie sie die Augen aufrißen, die guten Medlenburger Bauern und Bäuerinnen, wie sie vor Vergnügen grinsten, den Faschingssonntag in solch würdiger Weise feiern zu dürfen. Und wie sie in gespannter Erwartung der Dinge harreten, die da kommen sollten.

Endlich kam der große Moment. Endlich ging der Vorhang in die Höhe!

Kobebue's Ritterkomödie „Die Kreuzfahrer“, welche damals die Repertoire der Bühnen beherrschte, nahm ihren Anfang.

Dieses unzweifelhaft wertvollste Bühnenwerk des damals beliebten Dichters, in welchem die Liebe und der Glaube verherrlicht wird, hielt die Zuhörer in größter Aufregung, die aber den Höhepunkt erreichte, als der berühmte Nime auf der Bühne erschien.

Die Verständnisvollen unter den Zuschauern konnten sich eines Gefühles der Enttäuschung nicht erwehren, als der damals mittelgroße, schon ältere und zum Embonpoint stark neigende Jffland in der für ihn etwas zu eng gerateten silbernen Rüstung vor die Rampen trat.

Da Jffland's eigentliche Stärke komische oder gemüthvolle, dem bürgerlichen Leben angehörende Rollen war, so fühlte er sich weder als Balduin v. Eichenhorst noch in der schmerzlichen silbernen Rüstung behaglich. Er schien nicht recht bei der Sache zu sein, denn er amüsierte sich gar zu sehr über sein Partner, die ihn wie ein Wunderthier anstaunten und dabei aus ihren Rollen fielen.

Graf Hahn als Emir, den Turban meist schief auf dem olympischen Haupte, das eine höchst komische Figur, die an Lächerlichkeit dem wahrscheinlich aus Anlaß des Faschingssonntags etwas angekränkelten Knappen und der allzu mittelalterlichen Adelheid von Norbel nichts nachgab.

Kein glücklicher Stern waltete über dieser Vorstellung, in welcher trotz sorgfältigster Vorbereitung in Folge unglücklicher Zufälle Vieles mißlang.

Und so konnte es bei dem Festmahle, das nach Schluß der Komödie Graf Hahn zu Ehren Jffland's gab, zu seiner fröhlichen Laune kommen.

Bestimmt hatten die Künstler den Prochfack

des Schlosses betreten, verstimmt saßen sie an der mit Silber und Kry stall bedekten Tafel, welche die ausbreitensten Gerichte, die edelsten Weine bot.

Selbst dem liebenswürdigen Gaskgeber gelang es nicht, trotzdem er sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Selbstverleugnung wappnete, seine Stimmung zu bemeistern. Es war ihm nicht möglich, seine Gäste aufzuheitern, und so herrschte eher eine Charaktertrag- als wie eine Faschings-Sonntags Stimmung.

Da sollte der geistvolle Jffland den rechten Ton finden.

Er erhob sich — ergriff einen der silbernen Armleuchter und sprach in seiner komisch-patheitischen Art, die nur ihm eigen und die niemals ihre Wirkung verfehlte, folgendes:

„Hochgeschätzte Kollegen! Hochverehrte Kolleginnen! Ziehen wir uns mit Anstand und Würde in unsere Gemächer zurück. Begeben wir uns anstatt mit Vorbeeren, mit — Schmach bebedt zur Ruhe! Dir edler Mäcen aber Dank, inniger Dank, Du verhälft mir heute allein zum Glanze. Denn wenn ich heute glänzte, — so war es nur mit Deiner mir so huldvollst gespendeten silbernen Rüstung!“

Schallendes Lachen erfüllte den vorher so stillen Raum. — Das Eis war gedrochen.

In lebhafter Unterhaltung wurden nun alle begangenen Fehler ehrlich und aufrichtig besprochen, alle unglücklichen Zufälle gewissenhaft aufgeklärt. Gar Viele mußten zur Sprache gekommen sein, denn schon dämmerte der Faschingsmontag und noch immer sah das Künstlervolk erleichterten und fröhlichen Herzens beim schäumenden Becher.

Als der berühmte Nime einige Tage später abreiste, da fanden die schönsten Pferde des gräßlichen Marfalles für ihn bereit. Vom Schlosse Remplin bis Berlin waren Relais gelegt, das letzte Relais von vier Apfelschimmel brachte Jffland, der damals das Amt eines General-Direktor's der Berliner Hoftheater bekleidete, nach der Charlottenstraße, wo der Künstler im Jahre 1811 wohnte.

Als der berühmte Nime den Wagen verließ, fragte ihn der statliche Kutscher in seiner medlenburgischen Mundart:

„Wo schall ich dann nu da Peer un'n Wag'n unterbring'n?“

„Das mußt Du doch besser wissen, das ist doch Deine Sache, mein Sohn!“ meinte Jffland.

„Na, na!“ rief der Kossaken. „Se *) mußt doch selbst **) wetten, wohin he da Peer stellen will!“

Als Jffland sich lachend abwandte, da eilte ihm der Kutscher nach, um ihm einen Brief des Grafen Hahn zu übergeben, der die Bitte enthielt, — Pferde und Wagen als Andenken an Schloß Remplin und dessen Besitzer gnädigst anzunehmen!

*) er **) selbst wissen.

Im Hausch.

Novellette von Gerhard Wacker.

Die Sonne schien hell vom blauen, wolkenlosen Herbsthimmel hernieder und schien durch das vom Morgenwind leicht bewegte Blattwerk der großen Rüstler in das Schlafzimmer des jungen Herrn Günther, der gerade sehr erkant die Augen aufthat und in das blendende Licht hineinblinzelte. Er pflegte sonst vor Sonnenaufgang munter zu sein, wie sich das für einen Oekonomie-Inspektor gehört. Wie kam das denn eigentlich, daß er heute noch im Bett lag? War er krank? Es war ihm allerdings gar nicht so recht wohl, und im Kopf war's ihm eigentümlich verworren. Kein doch — krank war er nicht. — lächerlich. Aber gestern war ja Hochzeit bei Oberamtmann's gewesen. Ja, nun fiel's ihm wieder ein. Es war sehr lustig da hergegangen; er hatte viel getrunken; ja, das hatten sie alle gethan. Und er hatte riesig getanzt, besonders mit der reizenden kleinen Jnne Borgun — und dann hatte er

sie nach Hause gefahren — und — er fuhr sich mit beiden Händen nach dem Kopfe — und da, da hatte er sich ja wohl mit ihr verlobt.

Er fuhr mit einem Ruck in die Höhe: Himmelsdonnerwetter noch einmal! Er sah auf dem Rande der Weltfelle und hatte das Gesicht aufgestülpt und dachte nach. Ja! Kein Zweifel! Nun dämmerte ihm alles auf: Da unten im Erlendbruch, da hatte er sie umfaßt und sie hatte in seinem Arm gelegen — wie hatte sie doch gesagt? Ach ja: „Begehen Sie doch seine Thorheit!“ oder so ähnlich; und dann hatte er sie an sich gerissen und geküßt im Rausch, stürmender Leidenschaft — er hatte sie ja so lange geliebt — sie war ja so unendlich lieblich — aber wie war sie eigentlich auf seinen Wagen gekommen? Nun fiel es ihm ein! Sie war verschwunden vom Ferk. Der Onkel hatte ihr den Wagen nicht wieder geschickt. Da hatte sie heimlich fortgestohlen und war zu Fuß der stürmenden Feiertagsstraße. Der Diener hatte es ihm verraten, als er nach ihr suchte — und er hatte seinen Einspänner angespannt und war ihr nachgefahren; und da unten beim Hellerbach in den Tannen, da hatte er ihr weiches Kleid schüttern sehen und sie stand am Wegesrand hielt mit der einen Hand das Kleid zusammengegriffen, und die andere hatte sie aufs Herz gedrückt. So stand sie im ersten Morgengrauen da, eine holdselige Erscheinung, und hatte stehend zu ihm aufgeblickt: „Bitte, lassen Sie mich doch!“

Und was kam nun? Er war ja wohl vom Wagen gesprungen und hatte sie hinaufheben wollen, ja, und da war sie zurückgewichen und zu Fall gekommen, und in seinen Armen hatte er sie aufgenommen. Sie hatte die kleinen Hände gegen seine Brust gestemmt und die weißen Zähne zusammengebissen: „Inge, Inge! Ich schlag' mich um Dich mit der Welt! Sag' willst Du die meine sein?“ — Da war sie ihm matt ans Herz gesunken und hatte das Wort von der Thorheit gesagt — und er hatte sie auf den Wagen gehoben und sie hatte zwar vor sich hingeblickt und hatte müde an seiner Schulter gelehnt und es gebüdel, daß er sie küßte. Und das Blut dämmerte ihm in den Schläfen. Am Rain hatte er sie herabgehoben und in seinen Armen fast erstickt und ihr hundert Eide geschworen. „Hast Du mich denn gar nicht lieb?“ hatte er in ihre Ohren gerannt und da hatte sie die Hand um seinen Nacken gelegt und leise gesagt: „Ja, Oskar, lange schon. Aber es geht ja doch immer mehr —“ und war in den grauen Morgen hinaus geflohen — und er hatte auf das Pferd gepeitscht und war nach Hause gefahren; und nun — „Was nun?“ fragte er laut.

Inge Bargun war ein reizendes Mädchen und ein Schmuck für jedes Haus. Aber sie war eine hübsche Waise, die der Onkel selbst aus Mitleid in sein Haus aufgenommen hatte. Und Günthers Vater war Amtsrat — und reich. Und als Zehrentenig hatte er ihm seiner Zeit das Wort mit auf den Weg gegeben: „Rein Junge, verplempere Dich nicht. Und nun hätte er sich gründlich verplempert. Ihm war miserabel zu Mut. Seufzend stand er aus und zog sich an und steckte den heißen Kopf tief ins kalte Brannenwasser.

Der Briefkasten klopfte an. „Ich hab' nach Ihren Anordnungen mit acht Gespannen pflügen lassen, und vier Gespanne sind zur Stadt mit Regen. Und hier dieser Brief wurde eben für Sie abgegeben.“

Günther griff hastig darnach. Es war eine kraftvoll und doch elegante Damenhandschrift. Er kannte sie. Der Brief war von Inge. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf. Er wußte, was darin stand. Und jetzt lohnte die Liebe erst in ihm auf, wie er den Brief aufriß.

„Ich halte Sie für einen Cavalier, der das Vertrauen einer Dame nicht täuscht. Darum bitte ich Sie: vergessen Sie alles, wie ich alles aus meinem Gedächtnis gelöscht habe. Sie haben im Rausch gehandelt und darin gethan, was bei keinem Ueberlegen eine Unmöglichkeit für Sie sein muß. Wir

sind uns fremd, wie wir's bisher waren. Inge Bargun.“

Er setzte sich nieder und schrie mit eiserner Hand: „Wenn's ein Rausch war, dann war er göttlich schön. Und ich will nie aus ihm austreten. Außerdem hält ein Cavalier sein Wort. Und ich halte meines. Das helfe mir Gott.“ Da trabte der Hofsingler hin mit dem Brief.

Am andern Tage stand Oskar Günther vor seinem Vater. Der alte Amtsrat sah mit finstern Augen auf ihn. „Da! Wo damit wollt Ihr mich zwingen? Aus dem Komödienpiel wird nichts! Ich habe Kluge Rathen für Dich bestimmt. Und zum Frühstück kommst Du herüber und übernimmst die Domäne!“

Oskar Günther fand wie eine Eise da. „Wie?“ fragte er ruhig.

Der Vater trat ruhig ihm gegenüber und sah ihm in die Augen. „Du kennst mich!“ sprach er leise. „Und Du mich! Wähle! Inge und mich — oder keinen von beiden!“

„Geh!“ sagte der Amtsrat und wies nach der Thür. Festen Schrittes ging Oskar hinaus. Der Alte saß schwer stöhnend ins Sopha. Nach einer Weile setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb lange. Und der Brief an Inge ging am Abend ab.

Nach zwei Tagen kam die Antwort. Aus dem Umschlag fiel ihm zunächst sein eigener Brief entgegen. Sie selbst schrieb: „Ich verstehe nicht, wie ein mir fremder Herr dazu kommt, in dieser mir ganz fremden Angelegenheit an mich zu schreiben. Ich darf Sie bitten, diesen Brief den ersten und letzten sein zu lassen, der zwischen uns gewechselt wird. Hochachtungsvoll Inge Bargun.“ „Donnerwetter! Da siedt Kasse drin!“ sagte der Amtsrat.

Nach drei Tagen stand er selbst vor Inge. Sie stand vor ihm im Hauskleid, ohne jeden anderen Schmuck als den ihrer Lieblichkeit, förmlich mit Kinn übergehoben. Es war im Arbeitszimmer des Onkels. Kalt und ernst sah sie den fremden Mann an: „Sie wünschen?“ Seine Augen lagen forschend auf ihrem Gesichte; fast streng sah er sie an: „Ich wünsche Frieden in meinem Hause!“

„Ich habe ihn nicht gestört!“ — sie sah bloß aus — „und weshalb sagen Sie mir das?“

„Weil ich Sie von Angesicht sehen wollte, die mir meinen Sohn genommen hat. Ein schmerzliches Vergnügen, aber in diesem Falle wirklich ein Vergnügen.“

„Sie befehlen sonst noch?“ fragte sie mit matter Stimme, „ich habe Ihnen nichts genommen und will nichts von Ihnen haben! Bitte, verlassen Sie mich!“

Er trat dicht an sie heran.

„Aber ich will etwas von Ihnen haben, und ich verlange es jetzt von Ihnen: das Glück meines Sohnes. Er läßt nicht von Ihnen, das weiß ich jetzt! Ich weiß alles. Es ist freilich anders gekommen, wie ich wollte; das sage ich Ihnen offen. Gewiß, aber ich verstehe auch alles. Er hat im Rausch gehandelt, aber wer Ihnen ins Gesicht schaute, der begreift es, daß es einen Feuerwein gibt für starke junge Herzen, der eilig trunken macht. Ich gehe jetzt zu ihm. Was darf ich ihm sagen, Fräulein Inge?“

In ihren blauen Augen glomm es leuchtend auf. Sie reichte dem alten Herrn die Hand und hob das süße Gesicht zu ihm auf: „Sagen Sie ihm: über Jahr und Tag! Jetzt geh' ich davon. Wenn er mich finden will, wird er mich finden!“

Der alte Herr zog die Hand des jungen Mädchens bis an seine Lippen:

„Gott erhalt' Sie!“

Tief verneigte er sich und ging. — Sie sah ihm lächelnd nach. —

Er nahm Abschied von seinem Sohne und hielt seine Hand:

„Es ist eine alte Rede: Trunkene Leute haben das meiste Glück! Stimmi diesmol bei Dir. Jetzt wünsch' ich Dir und mir: schloß Deinen Rausch

nicht aus und bring' sie mir über Jahr und Tag! Wie ich schon einmal sagte: Es ist Kasse drin. Und nun sei ein rechter Mann Dein Leben lang! Adieu!“

Rätsel.

Sechs Hüh' hab' ich mit fortgenommen
Mit dreien bin ich wiedergekommen
Und wollte viel lieber, es wären zwei
Als diese heil'ge Zahl von drei.

Logogryph.

Mit G einst spielten sie gewaltig auf,
Was lernt noch heute ihre Weisen,
Was dreist noch heute ihre Geisteswerke;
Mit K ist's erster Anlauf zu dem Lauf
Sowohl der Weisen wie der Karren;
Doch wächst vom Laufen erst die Stärke,
Denn ist's verächtlich, kindlich gar,
Was anfangs lieblich, kindlich war.
Ganz ohne Kopf ist es ein fein Vernehmen,
Ob lieblich oder äbel? muß probieren!
Das Werkzeug kann dein Antlitz zieren.

Sonett.

Kannst ihr das Wort mir sagen
Es groß, so inhaltsschwer?
Ihr könntet damit verjagen
Der Hölle ganzes Heer! —

Auf Gräbern ist's zu finden;
Es spricht von Kampf und Streit,
Von stillen Ueberwunden,
Von ew'ger Seligkeit.

In fürstlichen Palästen,
In Hütten arm und klein,
Bei Kleinern, wie beim Größten,
Bei Allen kommt es ein.

Oft dient's zu stolzem Schmucke
Und trägt sich süß und leicht,
Oft wird von seinem Drucke
Ein steinern' Herz erweicht.

Es weckt vom Sündenbänke
Und zeigt uns unfre Schuld;
Es deckt uns vor der Strafe
Und bringt uns Gottes Huld.

Nach unfrer Ballfahrt Tagen
Führer's uns in's Vaterland!
Dort wird's die Krone tragen
Aus unsers Heilands Hand!

Unterhaltungsaufgabe.

Ein reicher Mann hatte eine Tochter, Namens Elisabeth. Ein junger Mann mit spärlichem Auskommen ward um sie, und erhielt vom Vater keine Krone wegen eines Korb. — Bald darauf trafen den Reichen Unglücksfälle, und er verarmte. Nun bot er dem Freier seine Tochter an, aber dieser erwiderte: „Er könne die Antwort in dem Namen seiner Tochter finden.“ Welche war es?

Buchstabenrätsel.

N
I
P

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Fohlbinder (Wittcher).
Charade: Antifloß.
Buchstabenrätsel: Stundenglas.

Sirakalenender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 7. Februar. Romuald, † 1027. •
Dominikanerkloster: Zweiter der Josephs-
Mittwoche; abends 7 Uhr Andacht mit Sakrament.
Segen. • St. Anna-Stift: Rahm, 6 Uhr
Segensandacht zu Ehren des hl. Joseph.

Donnerstag, 8. Februar. Johann v. Katha, † 1213.
Freitag, 9. Februar. Avollonia, † 249. • St.
Andreas: Zweiter Kanerius-Freitag 9^u, Uhr
Segensmesse, abends 7 Uhr Andacht mit Freibrot,
darnach Sühneandacht.

Samstag, 10. Februar. Scholastika, † 543. • St.
Sambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

jedenfalls im Arm der Best und in großer Gesellschaft viel freundiger Gott dienen können, als in seiner traurigen Einsamkeit. Der Beamte besorgt sich, daß er mit allzuviel fremd-artigen Beschäftigen belastet sei, die ihm nicht Zeit lassen, ernstlich an die Angelegenheiten der eigenen Seele zu denken. Der Privatmann hingegen glaubt, er habe allzuwenig Gelegenheit, Gutes zu thun; darum mischt er sich in fremde Sachen, die ihm nichts angehen. Der Soldat hält das Kriegerleben für allzu locker; der Handwerker und der Arbeiter halten ihr Leben für allzu beschwerlich und zu sehr dem Zwang unterworfen. Der Große hält seine hohe Stellung für zu gefährlich, und der Knecht seine Dienbarkeit für allzu abhängig, als daß sie dabei recht für ihr Seelenheil sorgen könnten. — Und so liegt Jeder, lieber Leser, speziell seinem Stand, sein Amt, seinen Beruf, seine Lebensverhältnisse als besonders schwierig anzuzeigen, wenn die Sorge für das Seelenheil in Frage kommt.

Wir brauchen aber nur die hl. Schrift anzuschlagen, um uns zu überzeugen, daß viele himmlische Kronen gesunden worden sind unter eben denselben Dornen, über die wir uns so gern beklagen. Ja, es gibt keine Lebensstellung kein Gemerbe, keine Verächtlichkeit, in denen die hl. Schrift uns nicht Muster wahrer Frömmigkeit und Heiligkeit zeigt. Abraham hatte großen Reichtum, Isaac aber kaum Brod zum Essen, und beide waren Lieblinge Gottes. Samsel war ein Richter in Israel und hatte in der Führung des israelitischen Volkes eine hohe, verantwortungsvolle Aufgabe; Abel hatte nur seine Schafherde, und beide waren Lieblinge des Herrn. Die Macherbauer waren Kriegsgelente, und Dania ein Hohepriester, aber beide gottesfürchtige Männer. Der ägyptische Joseph hatte die staatlichen Gelder und Einkünfte eines ganzen Königreiches zu verwalten, Tobias aber war ein Privatmann; Gzechias war ein König und Mardochäus ein Knecht, aber alle waren fromm und heilig. Esther lebte am königlichen Hofe, und Judith in der Einsamkeit ihres Hauses, aber beide tugendhaft.

Doch genug der Beispiele. Die wenigen, die ich da angeführt, dürften Dich aber überzeugen, lieber Leser, daß kein Stand an und für sich ein Hindernis ist für das Streben nach wahrer Tugend und Heiligkeit, sondern daß es nur verschiedene Wege sind, die zum Himmel führen. Es ist allerdings wahr, daß einzelne Stände — z. B. der Ordensstand, der Priesterstand etc. — an und für sich heiliger sind, als andere; aber es ist auch ebenso gewiß, daß man in anderen Ständen ebenso heilig, ja, noch heiliger als in diesen sein kann. Das sagte der große heilige Apostel Paulus schon den ersten Christen; denn es muß schon damals Leute gegeben haben, die ähnlich wie wir glaubten, ihr Stand hindere sie in dem Streben nach christlicher Tugend und Vollkommenheit; die Kirche (so etwa sagt er ihnen) verehrt so viele Heilige im Himmel, waren sie denn lauter Apostel? Waren sie alle Propheten? Waren sie alle Priester oder Einsiedler? Lebten denn alle in diesen heiligen Ständen? (1. Kor. 12). — Der ganze Irrtum besteht also darin, daß man die Heiligkeit des einen oder anderen Standes von dem „Stand der Heiligkeit“ nicht recht unterscheidet. Der ist offenbar der Tugendhafteste, der Frömmste, der Heiligste, welcher — in was immer für einem Stande er leben mag, — am besten den Willen Gottes erfüllt; oder mit andern Worten: die Tugend und Frömmigkeit des Menschen besteht in der heiligen Art und Weise, die Pflichten seines Standes treu und gewissenhaft zu erfüllen. Das fällt uns oft recht schwer; aber nur an der Lausheit unseres Willens, an unserer Trägheit liegt die Schuld. Der himmlische Hausvater hat uns in Seinem Weinberge an einen bestimmten, von Ihm ausgesprochenen Platz gestellt; allen Obliegenheiten dieses Platzes sollen wir zu genügen suchen, und zwar den un-

scheinbaren wie den ehrenvollen, den geheimen wie den öffentlichen, den harten wie den leichteren!

Hohlgemerkt, lieber Leser, es ist noch nicht spät, den Dorn der ewigen Seligkeit uns zu verdienen. Was bisher versäumt worden ist, können wir durch verdoppelten Fleiß noch erziehen, — denn die Belohnungen werden nicht sowohl nach der Zeit bemessen, die wir auf die Arbeit im Weinberge des Herrn verwenden, sondern nach dem Eifer und der Liebe, die uns bei der Arbeit besetzt haben.

Salsentzündung.

Von Dr. med. Wilhelm Teschen.

Halssentzündung oder Rachentatarrh ist ein Leiden, welches häufig auftritt und leider von vielen Menschen zu leicht genommen wird, trotz der Schmerzen, die dieser Katarrh stets erzeugt.

Rachentatarrh oder Halssentzündung nennt man eine durch Entzündung oder Magenstörung hervorgerufene Entzündung der Schleimhäute des Schlundes. Hierbei können die Mandeln, die beiderseits zwischen den Bögen des weichen Gaumens liegen, aber das Zäpfchen besonders ergriffen werden. Beide Arten sind schmerzhaft. Die gewöhnliche, einfache oder acute Halssentzündung beginnt mit dem Gefühl der Trockenheit und Hitze im Halse, das Schlucken wird schmerzhaft, ebenso das Schlingen. Die Schleimhaut ist stark gerötet, geschwollen und mit Punkten und Fäden eines weißen zähen Schleimes bedeckt. Erstreckt sich die Entzündung auch auf die Schleimhaut des Kehlkopfes, dann erfolgt beim Schlingen Hustenreiz, beim Trinken oft Krampfhusten, selbst das Atemholen wird zur Qual. Ist das Zäpfchen vorzugsweise ergriffen, so hängt dasselbe geschwollen, hart verlängert und entzündet herab, reizt durch Berührung des hinteren Zungenrückens zum unangenehmen Nügel, zum höchst schmerzhaften Nierenstücken und zum peinvollen Husten. Und alles dieses verstärkt noch die Entzündung und vermehrt den Schmerz. Wenn es eben möglich ist, soll man auf alle diese Reize nicht reagieren, das heißt, so wenig als möglich niederschlucken und noch weniger husten.

Es läßt sich mit Willenskraft viel in dieser Hinsicht thun. Es wird besonders zu viel geschluckt, nicht nur bei diesem Katarrh, sondern auch im Allgemeinen. Die Patienten thäten sich und ihrer Umgebung den größten Dienst, wenn sie den Hustenreiz energisch bekämpfen und so wenig als möglich husteten. Sind beim Rachentatarrh die Mandeln besonders ergriffen, dann entsteht ein Gefühl von Hitze im Halse, große Trockenheit und Schlingbeschwerde, die durch das Bedürfnis, den vermehrten Speichel niederzuschlucken, sehr peinvoll wird. Die Mandeln schwellen an, verengen den Schlund, die Sprache wird heiser und das Atmen wird erschwert, der Schlaf ist unruhig, fieberhaft, man fühlt sich elend und matt. Trotzdem ist dieser Zustand meist nicht gefährlich und geht bei etwas Schonung nach wenig Tagen von selbst wieder vorbei. Bei solchen einfachen Fällen von Rachentatarrh kann man sich leicht selbst helfen und die Besserung beschleunigen. Man bindet Wolle um den Hals, gurgelt mit Salbeitee, aber nur mit kühlem dem man einige Tropfen Pimpinellentinktur oder Klaur zusetzen kann. Das Gurgeln mit solchem kühlem Thee ist von vorzüglicher Wirkung, es vertreibt nicht nur die Entzündung schneller, sondern stärkt auch die Schleimhäute für die Zukunft, so daß sie weniger katarrhalschen Reizungen ausgesetzt sind. Man kann diese Gurgelungen auch nach Besserung des Katarrh mit Ruhen für das Allgemeinbefinden und zur Abhärtung der Schleimhäute fortsetzen.

Ein anderes vorzügliches Gurgelmittel, das man auch lange Zeit fortsetzen sollte, ist eine Lösung von 5 Gramm Tannin auf 500 Gramm destilliertes Wasser.

Vorteilhaft und bei Vielen beliebt ist ein sogen.

Prisnisch'scher Umschlag. Nur muß derselbe auch richtig angewendet werden, was nicht immer geschieht. Man taucht ein zu einer breiten Binde zusammengelegtes Tuch in sehr kaltes Wasser, brüht es stark aus und legt es dann um den Hals.

Das zuerst entstehende Kältegefühl schadet nichts. Ueber diese wolle, gut ausgebrühte Binde wickelt man ein breiteres ganz trockenes Handtuch so darüber, daß keine Verbrennung stattfinden und keine äußere Luft einbringen kann. Diese Bandage bewirkt etwas, aber das muß getragen werden und zwar vom Schlafengehen an bis zum Morgen beim Aufstehen. Dieser Umschlag erzeugt eine Art örtlichen Dampfkaedes. Nimmt man am anderen Morgen diesen Umschlag ab, so muß die Haut dampfen. Man wäscht den Hals sofort kalt ab und trocknet ihn gut und hart reißend ab. Darauf schüßt man ihn durch ein leichtes wollenes Tuch. (Selbstverständlich darf man dabei das Zimmer nicht verlassen.)

So einfach und schnell der Verlauf eines gewöhnlichen, eines acuten Rachentatarrhs in der Regel ist, so unangenehm und gefährlich kann der chronische werden. Und deshalb sollte man keine Halssentzündung leicht nehmen. Durch vernachlässigte Katarrhe sind schon oft ernstliche und tödliche Krankheiten entstanden. Die moderne Medizin hat beobachtet, daß durch Rachentatarrh Muskel- und Gelenksrheumatismus entstanden sind.

Freilich gehört hierzu eine besondere Disposition. Bei Menschen, die eine Erkältung, einen Rachentatarrh nicht leicht wieder los werden, liegt meist eine innere Disposition, eine Neigung zu Krankheiten vor. Sobald der gewöhnliche Rachentatarrh nicht nach wenig Tagen von selber besser wird, rufe man den Arzt, damit derselbe den Gaumen des Patienten genau untersucht. Die Art und Färbung der Entzündung gibt dem kundigen Arzt sofort Aufklärung. So bedeutet eine bloß förmige Anschwellung des Gaumensegels, das ist des hinteren, weichen Gaumens, das Vorhandensein einer Strophelkrankheit; eine umschriebene Rote des vorderen Gaumensegels läßt auf Anlage oder Vorhandensein der Lungenabschwindsucht schließen. Dies und ähnliche Anzeichen geben dem Arzt die Richtschnur zu seiner Behandlung des Patienten an.

Eine chronische Halssentzündung geht auf den Kehlkopf über, zumal wenn man dabei raucht, Spirituosen trinkt, viel spricht oder singt. Auch wirkt die Absonderung jeden Rachentatarrhs auf die Dauer höchst nachtheilig auf die Verdauung ein.

Der chronische Rachentatarrh erfordert stets die sorgsamste Pflege, und es sind die Gurgelungen doppelt so oft in Anwendung zu bringen als beim acuten, also wenigstens sechsmal täglich. Am höchst vorteilhaft hat sich der Gebrauch einer Tanninlösung und einer Alaunlösung erwiesen, also abwechselnd dreimal täglich Tannin und Alaun. Tanninlösung 1:100, Alaunlösung 2-5:100.

So lange der Katarrh besteht, schütze man den Hals durch ein leichtes, wollenes Tuch, welches nicht zu sehr den Zutritt der äußeren Luft verhindert und auch die Ausbückung der Haut genügend gestattet. Sobald völlige Heilung eingetreten ist, härte man den Hals vorsichtig durch kaltes Waschen ab. Allmählich gewöhne man den Hals daran, möglichst frei getragen zu werden.

Rachentatarrhe die infolge ansteckender Krankheiten entstanden sind, bedürfen der Depurierung mit Höllesteinlösung, aber nur durch die kundige Hand des Arztes.

Wer an chronischem Halskatarrh, Schmach oder Hart, leidet, gebrauche, wenn es eben möglich ist, jährlich eine Aebefur in Gms. Weißbach oder in sanft einem Badeort mit Schwefelwasserstoffhaltigen Natron-Thermen.

Eine Maskenball-Flanderei.

Von Anna Theiß.

Ist denn Liebe ein Verbrechen — darf man denn nicht zärtlich sein! — Klingt es von der Empore, und keh umsozt ein lustiger Horlekin das zierlich-

Figürchen im blauen Domino und walzt mit ihm in den Strudel hinein —
Befangen und widerwillig nur hüpfte das Bad-
süßchen mit — es denkt an sein duftiges Ballkleid,
das unzweifelhaft zerstückelt wird in der fürchter-
lichen Enge, und an den blonden Stubenten, seinem
Bercher aus der Tanzrunde, der es nach langem
Suchen gerade entdeckt, als sein übermühter Tänzer
es entführte.

Derselbe scheint seine Gefangene so bald nicht
wieder frei geben zu wollen, jedoch mit einer ener-
gischen Bewegung ringt sich diese los und eilt der
Stelle zu, die sie vorher so unfreiwillig verlassen.

Und — o Glück! Da lehnt er noch an der Säule,
er, wegen dessen allein sie hierhergekommen war, und
blickt melancholisch auf das bunte Gewühl.

Langsam geht sie auf ihn zu und besinnst sich auf
das, was sie ihm sagen — womit sie ihn reden
wolle. Aber es will ihr nicht mehr einfallen, so
sehr sie sich auch bemüht — und nur allein des-
halb hat sie doch den häßlichen Domino überge-
worfen!

Rum ist er auch schon aufmerksam geworden und
kommt ihr entgegen. Der melancholische Ausdruck
in seinen Zügen macht einem freudigen, erwartungs-
vollen Blick — mit fragendem Blicke reicht er ihr
die Hand, und sie legt wortlos die ihre hinein.

Was, es ist so schön, sich zu vorstellen, wenn man
so glücklich ist und — so jung.

„Schon gefunden?“ lachte da eine Stimme hinter
ihnen.

Erschreckt fahren die Beiden herum und erblicken
eine schlanke, elegante Griechin, die sie beobachtet
zu haben schien, und deren dunkle Augen sie hinter
der Maske herab müßwillig anfunkeln.

Scheu wendet sich das Paar, um ein einsames
Plätzchen aufzusuchen — sie verstehen eben noch
nicht mit dem Strome zu schwimmen, die jungen
Menschenkinder!

„Die Glücklichen!“ murmelt die Griechin, ihnen
lächelnd nachblickend, und wendet sich dann der
Menge wieder zu.

Ein junger, eleganter Herr, den Chapeau claque
unter dem Arme, ging soeben vorüber.

„Endlich“, entringelt es sich ihren Lippen, und rasch
eilt sie demselben nach.

„Hi, guten Abend, Doktorchen, Du auch hier?“
spricht sie ihm mit vortheilhaft verstellter Stimme an.

„Gewiß, meine schöne Unbekannte, gerade wie
Du! Darf ich vielleicht erfahren, wer Du bist?“

„Nein, nach Namen fragt man heute nicht, das
sollst Du doch wissen!“

„Aber Du kennst mich doch auch!“

„No, mein Wunder!“ lacht sie lustig.

„Interessirt bist er die schöne Maske von der
Seite an — eine prächtige Erscheinung — fast ist
es ihm, als müßte er sie kennen! Es reizt ihn, sie
näher auszuforschen, und galant bietet er ihr den
Arm. „Du kennst mich also wirklich?“

„Ja, und sogar sehr gut — Dich und Deine
Kollegen, Brenau, Hilberg und die andern! Sie
sind wohl auch hier?“

„Natürlich! d. h. oben sitzen sie in sibeler Gesell-
schaft beim Sekt — und offen gestanden, war ich
gerade im Begriffe, sie aufzusuchen! Wenn ich
wüßte, daß ich Dich mit hinaufnehmen darf — es
sind nämlich auch Damen dabei.“ —

„Wenn ich es erlaube, dann darfst Du's auch —
denn das ist die Hauptfeste!“

„Wie stolz!“ spöttelt er.

Sie lächelt eigentümlich, und, wieder muß er sie
forschend ansehen — wer sie nur sein mag?

In seinen Erinnerungen suchend, führt er sie
die Treppe hinauf und öffnet oben die Thüre eines
der seitwärts gelegenen Zimmer.

Eine kleine, aber dem Anschein nach äußerst ani-
mirte, nur aus vier Herren und ebenso vielen
Damen bestehende Gesellschaft hat sich hier zwang-
los um einen Tisch gruppiert und empfängt die An-
kommenden mit lauten Zurufen

„Ah, willkommen, Senten, das ist aber schön!
Wen bringst Du uns denn da?“

„Eine Tochter des sonnigen Hellas!“

„Wird freudig aufgenommen!“ kringt es zurück.

„Superbe Erscheinung“, sagte Herr Hilberg, ein
guter Freund Sentens, indem er den Schmuck-
bart aufwärts dreht und die Griechin dabei scharf
fixirt. Dann rüdt er rasch zur Seite, so daß diese
genötigt ist, neben ihm Platz zu nehmen. Zu ihrer
Rechten läßt sich Senten nieder und beginnt leise,
sie über die anwesenden weiblichen Masken zu in-
formieren.

„Die blonde Dame neben Hilberg ist meine Freun-
din, die kleine Selma, man kennt sie gleich an ihren
goldenen Haaren — die andere —“

„Lach nur, danke, es interessiert mich weiter nicht“,
wehrte sie ab.

Rum werden die Gläser gefüllt und klingen an.

„Auf gute Freundschaft!“ ruft es da und dort.

„Auf gutes Betragen!“ flüstert Hilberg seiner
neuen Nachbarin leise zu, und die Hand derselben
gittert merklich, als sie das Glas mit dem schäu-
menden Inhalt hebt, um mit ihm anzustoßen.

Er hat es lächelnd beobachtet und scheint eine
Bemerkung machen zu wollen, jedoch seine Dame
nimmt ihn wieder in Anspruch.

Diese, eine anziehende, pittoreske Erscheinung, trägt
ein Phantasiengewand aus schwarzem Atlas, das die
Krone vollständig frei läßt. Dem graziös um den
Kopf geschlungenen schwarzen Schleiergewebe gelingt
es nur sehr schwer, die goldenen Haare zu verbergen,
und die elegante Spitzenmaske verdrängt die Formen
eines unzweifelhaft schönen Antlitzes. Ihr schwei-
diger Kavalier scheint zugleich ihr bevorzugter
Günstling zu sein.

Rum wendet sich dieser wieder der Griechin zu.

„Warum nur so ernst und so schweigsam?“

„Nochmals erhebt er das Glas, um mit ihr anzu-
stoßen — „es lebe die Liebe!“

„Ja, aber die wahre, die echte!“

„Momentan stürzt er — halb verlegen — der Ton-
fall in ihrer Stimme war ihm mit einem Male so
merkwürdig bekannt vorgekommen, denn aber lacht
er leicht hin:

„Bah! — Die Liebe ist immer echt!“

„Aber!“ ruft die blonde Selma und schlägt mit
dem Fächer nach ihm, „ich werde eifersüchtig!“

„Eifersüchtig? Du? aber keine Ursache!“ Er
stülpert ihr etwas zu und beide lachen.

Vor dem geistigen Auge der schweigsamen Grie-
chin aber steigt ein anderer Abend auf, der gar
nicht weit zurückliegt, ein Abend im stillen, trauten
Heim, im Plauderedeschen am Kamin. Ein Abend,
an welchem die Augen desselben Mannes heiß zu
den ihren aufgeschaut, und die Lippen flehentlich
um die armseligen Weiden gebittelt, die sie an der
Brust trug. Pfui, wieviel Leere, Hoffstet und
Falschheit doch das Leben in sich darg.

Rasch erhebt sie sich und wendet sich halbblau an
ihren Begleiter:

„Bitte, Hans, bringe mich jetzt nach Hause!“

Beführt fährt dieser empor und starrt in die
Augen der Sprechenden.

„Käthe! Du? aber ums Himmels Willen —
Du wolltest doch nicht —“

„Und wolltest doch, wie Du siehst!“

Mit einem kurzen Abschiedsworte an die Zurück-
bleibenden führt der Bruder die Schwester hinaus.

„Käthe“, beginnt er draußen, „das hättest Du
doch nicht thun sollen!“

„Und warum nicht? Warum sollte ich mir nicht
auch einmal die Freiheit nehmen, deren Ihr Euch
doch täglich und stündlich erfreut?“

„Bist Du sehr unglücklich, Käthe?“ fragt er sie
dann leise, fast zaghaft

„Nein, Hans, jetzt nicht mehr, darüber kannst Du
beruhigt sein — denn jetzt sehe ich Klar.“

Unten tanzt das Pärchen an ihnen vorüber —
Glück im Antlitz und Glück im Herzen! Licht und
Schatten sind eben überall verteilt — auch auf dem
Rostenballe.

Die Maske fällt.

Eine Karnedagsfeste von Dr. E. Menck.

„Wie schön, wie großartig Sie heute sprechen!“
sagte Lybia Waldheim zu dem jungen Doktor Al-
fred Berg, der ihr gerade aus „Unzeitgemäßen Be-
trachtungen“ ein Kapitel vorgelesen und sich dann
bemüht hatte, in die feingespinnnen Gedanken-
gänge des Philosophen mit seinen eigenen Betrach-
tungen hineinzuleuchten. Zwischen ihm und der
piquanten, nicht mehr ganz jungen Lybia, welche in
den Circeln der kleinen Residenz in den letzten Jah-
ren als geistreiche Dame gesucht, bewundert und
natürlich auch beneidet wurde, bestand so halb und
halb das Verhältnis von anbetendem Lehrer und
leicht begreifender, sich die Abstraktion gefallen lassen-
der Schülerin. Alfred war es eigentlich gewesen,
der ihr den Ruf in den Salons gemacht hatte, zu-
erst dadurch, daß er ihre Unterhaltung mit scharfster
Vorliebe suchte und sodann, daß er sie in seine
ganz persönliche Schule nahm und ihrer Weiterbil-
dung als sie das Ideal in Anspruch mit dem schäu-
menderen Literat nur erübrigte kam, und auch
noch darüber hinaus. Bei solcher Beschäftigung
konnte es kaum ausbleiben, daß Alfred sich bald
heftig in Lybia verliebte, in ihr schönen Stern, sein
höchstes Ideal sah und bei jeder Gelegenheit, so
wie ein mittelalterlicher Ritter beim Turnier mit
den Farben seiner Dame prunkte und zwar düstert,
aber doch hinreißend vernichtbar die Fülle der
herrlichen Eigenschaften ihres Herzens und Weisens
vries. Letztere glaubte er entdeckt zu haben und des-
halb nahm er auch erstere ohne weitere Prüfung als
bestehend an, nach dem alten Grundsatz: „Wo Licht,
da ist auch Wärme“, einem Grundsatz, der unser
elektrisches Jahrhundert wie so manches andere
zum alten Gerümpel geworden hat. Lybia war
Alfred auch in der That dankbar für die Vorber-
eitung, in die sie sich durch ihn gerückt sah,
aber es fiel ihr keinen Augenblick ein, ihm entspre-
chend belohnen zu wollen. Was sollte ihr der junge
Gelehrte, von dem sie ganz bestimmt wußte, daß
seine pelantären Einnahmen einen recht bescheidenen
Charakter trugen; sie wollte — tiefer hinaus, aufs
Konkrete, Irdische richteten sich ihre Wünsche. Al-
fred hatte ihr den unschätzbaren Dienst erwiesen,
sie zu lancieren und die Augen gewisser Leute auf
sie zu lenken, die sonst so geistreiche Frauen im
allgemeinen nicht eben schwärmen, aber stets Feuer
fangen, falls diese das Glück haben, in Mode zu
kommen; Lybia war in Mode. Man wußte es, daß
sie mit ihren reichen künstlerischen Anlagen, eine
halbe Philosophin sei und daß ein Mann wie Al-
fred Berg, der in zehn Jahren wahrscheinlich Pro-
fessor der Philosophie an einer Universität sein
würde, Gedichte an sie richtete; nicht die üblichen
Poetenergüsse eines halbreifen Jünglings, son-
dern die formvollendete Herzenssprache eines Ge-
istes, der die Geliebte auf seinen Höhenpfad mit sich
ziehen möchte. Und als Lybia ihm jetzt mit ihrem
feinsten und lieblichsten Lächeln, wenn auch gar mit
alltäglichen Worten für seinen Vortrag dankt,
fühlt er sich überreich belohnt und ein seltsames Ge-
fühl schwellt seine Brust. Was ist ihm der hü-
mische Beifall seiner jugendlichen männlichen Hörer
im Kolleg gegen diese, fast gelispelten Worte der
angebeteten Frauenstimme.

„Darf ich fortfahren, Lybia? Ich möchte Ihnen
nämlich noch . . .“

„Nein, mein Freund“, unterbricht sie ihn. „Ue-
berreizen dürfen Sie mich nicht. Sie wissen ja,
wie unsagbar sensitiv ich bin. Ohnehin ist es auch
schon 6 Uhr. Um 4 Uhr haben wir begonnen.“

„Das heißt, ich soll gehen. Sie geben mir den
Abschied?“

„Liebster Alfred, nicht empfindlich sein! Sie ha-
ben wahrhaftig keinen Grund dazu. Ob Sie jetzt
gehen oder nicht, Ihre Gedanken bleiben ja doch
bei mir, die will ich noch einmal mit mir selber
durchdenken und verarbeiten!“

Er fühlt sich schon wieder ganz verfehlt und läßt ihr mit Inbrunst die Hand.

„Nun denn, auf baldig Wiedersehen, meine teure Lydia!“

„Und was werden Sie mit Ihrem heutigen Abend machen?“ fragt sie leise, als er schon im Begriffe ist, wegzugehen.

„Ja? Das weiß ich wahrhaftig nicht! Schließlich ist's ganz gleichgültig. Alles, was heute noch kommen kann, ist doch schließlich die gegen die Seligkeit der verflochtenen Stunden. Vielleicht verbräute ich den Rest als echter Pflaster und gehe auf die Reboute im Kaiserhof.“

Hoff erkrankten fährt Lydia aus ihrer träumerischen Haltung empor.

„Alfred! Was haben Sie doch kann im Ernst gesagt! Wüßten Sie wirklich nichts Besseres nach unserem heutigen Gespräch? Wie passen Sie denn auf einen Maskenball? Wollen Sie vergessen, daß wir beide „unzeitgemäße Menschen“ sind?“

„Aber, Lydia, Sie sind doch auch auf dem großen Fester der hiesigen Weinhandlung König gewesen, dieses alten Weiden, der Ihnen allezeit huldigt, aber behauptet doch noch immer Subermann und Hauptmann mit rührender Sicherheit.“

„Ganz unabhängig läßt Lydia bei dieser Bemerkung. Ja, er ist wirklich schick, dieser Rabob! Und das Allerhöchste, wissen Sie, was das ist? Er ist eifersüchtig auf Sie, auf Sie, Alfred.“

„Aber ich frage Sie nur Einzel, so schmeichelhaft mir ja auch momentan Ihre Heiterkeit ist: Warum haben Sie nicht die Einladung angenommen? Ich habe darüber gefaselt.“

„Warum?! Warum?! Wollen Sie mich nerven machen! Weil wir Frauen, mögen wir nun dumm oder geschickter sein, ein höchst gebundenes Leben führen, laufend Klüppeln nehmen müssen, die Sie nicht einmal begreifen können. Ach, Alfred, wenn ich Ihren Vorstoß befehle, ich möchte wegschneidlich an meinen Maskenball.“

„Sie haben Recht, Lydia. Ich will mich Ihrer freudig ergeben. Dann muß ja schließlich doch auch das Glück kommen, das große, unbeschreibliche Glück!“

Er läßt ihr nochmals die Hand und dann ist er draußen auf der Straße, wo schon längst die Gaslaternen und das elektrische Licht strahlen. In seine Wohnung, in seine Arbeitsstube zurück zu er noch nicht. Bevor ihm die Wege umfängt, will er noch Zwiesprach halten mit seinen guten und freien Gedanken, die immer doppelt starkes Leben haben, wenn er von ihr kommt, wenn er ihre Gegenwart gefühlt hat.

Im Sturmtritt durchquert er die um das Weichbild der Stadt laufenden Anlagen.

Was sagte Lydia doch von dem schönen Treiben der Gesellschaft? Wie doch sie ihn doch tadelte. Ein Maskenball meinte sie, wäre etwas zu Abgeschmacktes für ihn gewiß. Amüsieren soll er sich dort auch nicht. Aber, gerade jetzt reizt es ihn, den Genuß des Gegenseitigen zu empfinden. Das süßere süße Gefühl des Karnevals auf Lydia, auf dieses herrliche, wahre Gefühl, inmitten des bunten verlogenen Festungsschauspiels.

Warum soll er nicht auf eine halbe Stunde in den Kaiserhof gehen? Morgen kann er dann Lydia erzählen, wie Recht sie gehabt, als sie ihm im Voraus die schreckliche Oede eines solchen Vergnügens prophezeigte. Ein Blick auf die Uhr zeigt ihm, daß die Geschichte gerade im Gange ist. Mechanisch schlägt er den Weg zu den hell erleuchteten Räumen des Kaiserhofs ein, läßt sich in der Garberode Domino und Mäxle geben und betritt dann ziemlich gleichgültig den Ballsaal, wo nach einer Willkürlichen Melodie etwa dreißig Paare die Polonaise gehen. In der Dunkelheit eine schreckliche Monotonie. Möglich, daß man in früheren Zeiten tanzende Maskenfeste zu freier verstand. Jetzt ist's damit entschieden am Besten. Die Schermittwochs-

stimmung durchkreuzt beständig den künstlich gemachten Traum.

Was sind das wohl für Menschen, die hier tanzen? Angeführte Herren, die wenigstens hinter der Maske den Don Juan spielen möchten und Sensationen jagende Dämchen.

Das ist ja wahrhaftig der bide Weinbändler, der sich da als Pascha jactiert. Unverkennbar, trotz der Gesichtsmaske. Aus der Maskenleibhaftig stammt dies Kostüm nicht, das sieht man sofort. Der reiche Mann konnte sich schon ein eigenes leisten. Das muß doch Lydia erzählt bekommen. Und eine Dame hat er auch am Arme, ein reizendes Rototopfgürchen natürlich, weshalb wäre der Alle sonst wohl auf die Reboute gegangen! Wer wohl die Letzte Schönheit sein mag, die sich mit diesem Geste begnügt.

Alfred spürt eine heimliche Lust, in die Nähe des ungleichen Paares zu kommen. Doch inzwischen fällt sich der Raum immer mehr, neue Masken drängen nach und nur langsam können sich die Paare im Walzertakt drehen.

Alfred, der keine Lust hat, sich dem Wirbel fortzuziehen zu lassen, strebt dem Ausgange zu. Am Ende ist's doch auch zu kühn, dem biden Weinbändler auf der Spur zu bleiben.

Mag er doch am Arme haben, wenn er will, was geht das ihn, Alfred, an, wenn es auch vielleicht hübsch ist, zu denken, daß ein feiner gearteter Geschöpf sich um des elenden Mammons willen verkauft. Das geschickte gefährt und wird morgen wieder gesehen. Eine Reboute ist kein Boden für moralisierende Betrachtungen. Deshalb nur fort, so rasch als möglich, in's Freie, in die kühlende Nachtluft!

Da, plötzlich gibt's eine Stauung. Niemand weiß sich den Grund zu erklären, als plötzlich der Ruf: „Feuer! Im Ballsaal brennt's!“ eine Panik hervorruft. Alles stürzt den Ausgängen, den Garderoben zu. Verwüthende Stimmen läuten begehren und suchen die Flucht anzuhalten, es sei nur ein sündler Lärm gewesen, ein ungeschickter Leuchter hätte einige Seidenpapierkerbchen in Brand gesetzt es sei nicht der Rebe wert.

Da tritt dann allmählich die Beruhigung ein und man sucht wiederum in die erste Stimmung zurückzukehren. Doch das Maskenfest ist einigermassen gelöst. In der ersten Ueberraschung haben sich einige Damen das schwarze Lärchen abgerissen und können ihr Jagdwort nun nicht mehr festhalten. Auch die Herren haben sich nicht viel nutziger betragen.

Alfred sieht, wie dem biden Weinbändler, der hiesig in der zitternden Hand hält, die hellen Schweißtropfen von der Stirne quellen — und das reizende Rototopfgürchen neben ihm hat den Schleier zerflüßelt — und als es sich umwendet, da blickt Alfred wie ein Trug- und Traum-Gestalt in die vertauten und nur allzu beliebten Züge von — Lydia, die sich auf dieser Reboute — mit ihrem zutünftigen Gemahl präsentiert hat.

Die Maske fällt.

Anerkelt.

Franz Liszt über Sarasate. Erinnerungen an Franz Liszt werden aus dem Nachlaß des Vorkreisenden Gerhard Rohlf's im Nebenbest von Westermann's Monatsheften veröffentlicht. Rohlf's, der sich 1870 in Weimar niedergelassen, erzählt u. A.: „Im Reiche der Musik fühlte Liszt sich als König, da konnte er selbst von dem Großherzog, der häufig bei seinen Martineen anwesend war, keinen Widerspruch vertragen. Eines Tages waren der Großherzog und Liszt bei Rohlf's zu Gast. Liszt war äußerst schlechter Laune und hatte die Gesellschaft schon eine halbe Stunde warten lassen, ehe er überhaupt erschien. Im Laufe der Unterhaltung sprach dann der Großherzog von dem Volkswirtwaisen Sarasate, der zum ersten Male nach Belaar gekommen war und Tags vorher bei Hofe gespielt hatte. — „Sarasate ist gar kein großer Künstler, nur ausgeputzt, ausgeputzt!“ sagte Liszt. — „Aber lieber Weiser, erlauben Sie mir, er hat ganz ausgezeichnet gespielt und mir ausnehmend gefallen.“ — „Königliche

Hohheit“, erwiderte Liszt laut über den ganzen Tisch hin, „der eben gewiß sehr gut zu reagieren, aber in musikalischen Dingen glaube ich mehr zu verstehen und meiner Meinung nach ist er kein großer Künstler.“ — „Sie mögen ja im Allgemeinen Recht haben, lieber Weiser“, versetzte der Großherzog; „aber ich bleibe doch bei meiner Meinung!“ — Dieser Vorfall hatte auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Großherzog und Liszt nicht den geringsten Einfluß.

Ein Gaunerkniff. Aus Paris wird der „Straßburger Post“ berichtet: In einem großen Restaurant wurde dieser Tage ein Kellner verhaftet, der ein besonders schönes Mittel gefunden hatte, die Kunden zu bestechen. Er legte nämlich ein Zehnfrankenstück unter die Tische, stecte, wenn jemand ihm ein Zwanzigfrankenstück gab, dieses zwischen die Zähne und wählte dann das Kleingeld auf jeden Franken heraus. Der Gast protestierte, aber der Kellner behauptete, nur einen halben Louis erhalten zu haben, zog die zehn Franken aus dem Munde und behielt Recht. Das ging so eine Weile fort, bis jemand die Gewisheit erlangte, daß der Mann betrüge und ihn entlarven ließ.

Sehr einfach. „Haben Sie schon gehört, daß die Frau v. Martens täglich mindestens einen Liter kölnisches Wasser trinkt?“ — „Nicht möglich!“ — „Freilich... sie leet ja in Köln.“

Scherzfrage. „Warum ist in London der Himmel so grau?“ — „Weil die Engländer das Blaue heruntergelassen haben.“

Fropfenkinder. Mutter: „Nun, Elja, hast Du Dich auf der Hochzeitsreise recht amüsiert?“ — Tochter: „Sehr, liebe Mama; danke Dir, dreimal hat Edgar unterwegs aus Mitleiden die Notbremse gezogen.“

Ungefähr. Kind: „Was für ein Tier ist denn das?“ — Gouvernante: „Das ist ein Mammut.“ — Kind: „Ist es solche?“ — Gouvernante: „Seht nicht mehr; aber vor langen, langen Zeiten hat es solche Tiere gegeben.“ — Kind: „Ach ja, als Sie noch ein Kind waren, nicht wahr?“

Zoo-graph.

Gen Oren zog ich arm als Jüngling aus, Und kam gelangt als ein Mann nach Haus. Gen Eiden zog ich als ein Weib hinaus, Dem Grab noch und tam dort nicht zu Grab. Gen Korben trug man endlich mein Weiblein, Nun rare mir, was wird mein Name sein? Nimme meine Zeichen, änd're ihren Stand, Und siehe da: ein Fräulein wohlbekannt. Weist du, was großes meinem Uter nah Dem Mann, dem zeitgelegentlich geschah?

Unterhaltungsaufgabe.

Ein Student in Heidelberg, mel'ter kein Geld hatte, verlangte solches von seinem Vater, erhielt aber von diesem eine abschlägige Antwort mit dem Bemerkung, er habe ja erit kürzlich Geld erhalten. Der Student ließ aber mit seinem Väter nicht ab und machte seinem Vater den Vorschlag, er wolle ihm ein Ästfel aufgeben, wenn er, der Vater, es errate, so brauche er ihm kein Geld zu geben, errate er es aber nicht, so müsse er ihm solches geben. Der Vater ging auf den Vorschlag ein, und der Student gab ihm das Ästfel an: Was wünscht ein Student von Heidelberg? Die Antwort muß im Rahmen dieser Stadt liegen.

Charade.

Mein Erstes, Lesef, wird Als Strafe sehr gefügt; Mein Zweites lebt und webt, Von höher Blut nuzvoll. Mein Ganzes existiert Nicht nur im fernem Meer; Denn mancher vergnügt Soll Dunkel mu und her.

Buchrathenrätsel.

nnnnn B in
nnnn

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Kavalier mit Krücke.
Zoo-graph: Griechen, Griechen, Griechen.
Unterhaltungsaufgabe: Behalt sie.
Buchrathenrätsel: Nachtlampe.



Verantwortl. Redakteur: Anton Sieble,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
W. a. d. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Sezagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 8, 4-15. „In jener Zeit, als sehr viel Volk zusammen gekommen und aus den Städten zu Jesus herbeigeeilt war, sprach er gleichnißweise: ein Säemann ging aus, seinen Samen zu säen: und da er säete, fiel Einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein Anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein Anderes fiel unter die Dörner, und die Dörner, die mit aufwuchsen erstickten es. Ein Anderes fiel auf gute Erde und ging auf, und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichniß bedeute. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen: den Uebrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen, und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Die am Wege, das sind die, welche es hören, dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Verjüngung fallen sie ab. Das, was unter die Dörner fiel, das sind die, welche gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen Reichtümern und Wohlthäten des Lebens ersticken, und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten, und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in Geduld.“

Sezagesima.

Bewundern wir am verflohenen Sonntag, lieber Leser, die Güte des himmlischen Hausvaters, der selbst den in letzter Stunde eintretenden Arbeitern schließlich den vollen Lohn auszahlt, so zeigt sich im heutigen Evangelium die Güte und Gnade des göttlichen Sämannes in einem noch glänzenderen Lichte: in wahrhaft verschwenderischer Weise streut Er jene himmlische Gabe, den Samen des göttlichen Wortes, nicht nur auf den Acker, der sich dieser Gabe würdig erweist, sondern selbst auf das denkbare schlechteste, undanbarste Erdreich.

In mannigfachen Bildern wird uns in der hl. Schrift die Bedeutung des Wortes Gottes für unser Leben geschildert. Der Prophet Jeremias vergleicht es mit einem Feuer, das hingeworfen wird in die Seele des Menschen und nun jeden Gedanken des Geistes, jedes Gefühl des Herzens und alle Kräfte des Willens ergreift und entzündet (Jer. 20, 9.) Und wieder vergleicht derselbe Prophet das Wort Gottes mit einem Hammer, der in seinen wie in kräftigen Schlägen auf die Seele fällt und alles zerbricht, was er erreicht (Jer. 23, 29.) Der Psalmist vergleicht es mit einem Licht, das in das Dunkel des Herzens leuchtet und es mit himmlischer Klarheit erfüllt (Ps. 118 u. 105); mit dem Thau, der den harten und heißen Boden der Erde mit himmlischen Segnungen tränkt und erfrischt (Ps. 147, 18); der hl. Paulus nennt es ein zweischneidiges Schwert, das durchbringt bis in's Innerste

der Seele (Hebr. 4, 12). — Aber keines dieser Bilder drückt so schön die geheimnisvolle innere Lebenskraft aus, wie das vom Heiland heute gebrauchte Bild: das Wort Gottes ist ein Samen Korn. Wie nämlich der Same ein sinnlich wahrnehmbares (sichtbares) Körnlein ist, das eine mächtige Triebkraft in sich birgt, so ist das Wort Gottes ein sinnlich wahrnehmbares (hörbares) Zeichen, das begabt ist mit einer geheimnisvollen und mächtigen inneren Lebenskraft; denn im Worte Gottes liegen die Keime der Erkenntnis und Liebe Gottes, der Nächstenliebe, jeglicher Tugend und wahren Glückes. Aber immerhin ist das Wort Gottes erst Same und noch nicht Frucht; es ist erst bestimmt, zur Frucht zu reifen. Damit es aber reife, dazu ist vor allem erforderlich die gute Beschaffenheit des Menschenherzens, das — wie der Erdboden den Samen — das Wort Gottes aufzunehmen bestimmt ist. Drei Haupt Hindernisse bezüglich der Bodenbeschaffenheit führt das Gleichniß des Evangeliums an; es sind Hindernisse, die den Samen nicht zur Entfaltung und zum Fruchttragen kommen lassen.

Das erste Hindernis, das den ausgereiften Samen nicht zur Entwicklung kommen läßt, ist die Härte des festgetretenen Bodens, der die Körnlein deshalb nicht einmal in sich aufnehmen vermag. — So verhält sich auch mancher Mensch das Wort Gottes nur mit dem leiblichen Ohr, aber es dringt nicht ein in das Herz, das hart ist wie ein hartgetretener Weg. Der Heiland erklärt dann auch ausdrücklich, daß der Teufel es sei,

Kirchenkalender.

Freitag, 18. Februar. Sezagesima. Simeon + 108. Evangelium Lukas 8, 4-15. Epistel 2 Korinther 11, 19-33 und 12, 1-9. St. Andreas: Nach der 10 Uhr Messe: Effizium der Männer-Sodalität. Nach der 4 Uhr Predigt Bruderschaftsgebete vom guten Tode. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der Junglings-Kongregation; mittags 12 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselbe. Nachmittags 4 Uhr Festgottesdienst der Rosenkranzbruderschaft für das verstorbene Mitglied A. Jünger. St. Maria-Himmelfahrt: hl. Kommunion und Andacht der Jungfrauen-Kongregation. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. Dominikaner-Kloster: 4. Sonntag zu Ehren des hl. Thomas v. Aquin. Ursuline-Kloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion der Eristkommunikanten.

Montag, 19. Februar. Leonides + 388. St. Andreas: 7 1/10 Uhr Messe für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. Ursulinenkloster: Von jetzt ab beginnt die hl. Messe an den Wochentagen wieder um 7 1/8 Uhr, Donnerstags 7 1/4 Uhr.

Dienstag, 20. Februar. Eusebius + 748. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Seelenmesse für das Mitglied des eucharistischen Männerbundes A. Jünger.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

der die Menschen zum Widerstand gegen die Wahrheit und zum Unglauben verführe, — ein Gedanke, den der Bistherapostel Paulus weiter ausführt, indem er sagt: „Wenn auch unser Evangelium verhüllt (für das Verständnis) ist, so ist es nur denen verhüllt, die verloren gehen: den Ungläubigen, deren Herzen der Gott dieser Welt (der Satan) verblendet hat, daß ihnen nicht strahle die Erleuchtung des Evangeliums der Herrlichkeit und Glorie Christi“ (2 Kor. 4), d. i. das Evangelium, dessen Inhalt uns die Herrlichkeit und Glorie Christi und Seines Wertes zeigt. — In der That, wenn wir von der Abneigung des Hochmuthes und der Lasterhaftigkeit gegen den Glauben absehen, so können nur satanische Einflüsse in vielen Seelen den angeborenen Wahrheitsinn und die natürliche Verstandeschärfe so sehr verblenden, daß auch die stärksten Erweise der christlichen Wahrheit für sie so wirkungslos bleiben, wie etwa für den Blinden das helle Sonnenlicht. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, daß da, wo der Heiland die Deutung des Gleichnisses gibt, der Same gleichgesetzt wird der Person des Hörenden: „Die am Wege, das sind die, welche es hören etc.“ — d. i. die am Wege sind das Abbild des Samens, der auf den Weg gesät wurde: der Heiland sät nämlich nicht so sehr die Thätigkeit des Säens in's Auge, sondern vielmehr die Wirkung des göttlichen Wortes in den einzelnen Personen. Was daher im Gleichnisse vom Samen geht, wird in der Auslegung ohne Weiteres von der Person gesagt, die hier in Betracht kommt.

Wir kommen zum zweiten Hindernis, das den ausgebreiteten Samen am Wachstum hindert: Das Abbild des auf felsigen Boden fallenden Samens ist der, welcher mit einem leicht erkennbaren Herzen das Wort Gottes zwar aufnimmt; allein die Erwartung, daß es nun auch zur Reife komme und Frucht bringe, wird getäuscht. Es fehlt diesem Hörer, wie dem felsigen Boden, an Tiefe, so daß der Same des göttlichen Wortes eine solide Wurzel nicht zu bilden vermag. In der That, viele bringen dem Worte Gottes zwar nicht gänzlich Unverständnis entgegen, aber eine so große Oberflächlichkeit des Sinnes, daß es seine gewöhnliche Wirkung nicht zu entfalten vermag. Dahn gehören die unbeständigen, charakterlosmachenden Naturen, die sich wohl rasch durch die Schönheit der christlichen Lehre begeistern lassen; aber weil ihre religiöse Stimmung vorwiegend im Gefühl beruht, während unter dieser dünnen Oberfläche der harte Fels des Eigensinns sich verbirgt, — so huldigen sie dem Worte Gottes nur so lange, als es keine Anstrengung von ihnen fordert. Zur Zeit der Verjudung, zur Zeit der Trübsale — namentlich um der Religion willen, — werden sie ihrem Glauben oder wenigstens der Übung ihres Glaubens untreu.

Das Hindernis, auf das der ausgebreitete Same bei der dritten Bodenart stieß, waren die Dornen, die mitanwachsend die gute Saat erstickten, — es sind die Sorgen um das, was die Welt verspricht, und die Begierden nach dem, was sie dem armen Menschen unablässig vor Augen stellt. Ein sprechendes Beispiel dafür bietet uns „der reiche Jüngling“ aus dem Evangelium (Math. 19.); ein geradezu erschütterndes Beispiel aber ist Judas, der Verräther des Herrn. Während die übrigen Apostel in der Schule des Herrn sich bemühen, immer mehr dem Geiste der Welt zu entsagen und ihre himmlischen Auffassungen zu klären, ließ Judas die Dornen der Habgucht und der Heuchelei in seinem Herzen wuchern; er hat den Herrn unzähligmal in seinem Herzen verraten, ehe er ihn durch die That verrät und so das Schrecklichste vollführte, das auf Erden geschehen kann. — Ach, lieber Leser, haben wir aber im Laufe der Jahre nicht auch Christen kennen gelernt, — nur zu viele, — die die „Dornen“ des Weltsinns und der Welt Sorge, der Hab-

sucht, des Ehrgeizes in ihrem Herzen emporkücheln lassen, bis sie zu Verräthern an der Kirche Jesu wurden! Und wenn Du fragst, warum „sind das „arme“ Volk vorzugsweise dem göttlichen Erlöser Glauben und Liebe entgegengebracht, und warum heute vorzugsweise die „arbeitende Klasse“ unsere Gottes-tempel füllt, — so gibt das heutige Evangelium und zwar gerade an dieser Stelle reichlich Antwort.

Ja, lieber Leser, es gibt gottlob auch heute noch Viele, deren Herz mit einem guten Erdreich verglichen werden darf, — die das Wort Gottes so hören, wie es gehört sein will, und es so aufnehmen, wie es aufgenommen werden muß! Gerade die bevorstehende Zeit der Dürre ist dazu bestimmt, unsere Seele zu einem so guten Erdreich umzugestalten, daß der in dieser hl. Zeit reichlich ausgebreitete Same des göttlichen Wortes hundertfältige Frucht zu bringen im Stande sei. S.

Aus den Küchengeheimnissen Alt-Roms.

Von Dr. Max Baumgart.

Aus der Mitte des letzten Jahrhunderts vor Christus ist uns eine Speisekarte erhalten, die interessant genug ist, um nicht ganz der Vergessenheit anheimzufallen. — Publius Cornelius, Centulus Spinthor stierle zu dieser Zeit den Antritt seines Priesteramts durch eine Festmahlzeit von 16 Personen, auf der es „hoch zugeht“, und deren Speisekarte, wie folgt, lautete: Seitzel und frische Austern, in beliebiger Menge zu verzehren. Pelorische Siemuscheln, Lazarusklappen, Weindorsfisch mit Spargeln. Eine fette Henne. Eine Schüssel mit zugerichteten Austern und Siemuscheln unter einander. Schwarze und weiße Meerzungen. Zweiter Gang: Lazarusuppe. Süße Siemuscheln, Meeresfisch, Feigenschnecken, Kotelette von Reh- und Schweinswildpret, Hühnerpfeffer, Feinschnecken, Stachel- und Purpurschnecken. Eigentliches Mahl: Schweine-entrecote, Wilder Schweinshopf, Fischragout, Schweine-entrecote, gebratene Entenbrüste, wilde Enten fritolirt, Hohenbraten, gebratene Hühner, Creme mit Krokett, pikantische Bräsen, Weinforte: 1. Einheimische (italienische und sicilische) Weine: Bejaner und Tarentiner Tschwein, Romertiner- und Albaner Weine. Massiler und Albaner Ausbruch, Falerner Fouliancerweine. 2. Spanische Weine: Caletaner Blümchen, Tarragonischer Rotwein, Balearische Auslese. 3. Ueberseeische (arabische Weine): Basier und Chierwein, Lesbier und Koe-Ausbruch, Alter Apriur, Syonischer Rotwein, Desertwein von Nagomä. Außerdem: Nerehemolizwein und Weinmet.

Die Verschwendung für läppige Gastmähler im alten Rom, namentlich aber die hohen Preise, die für einzelne Leckerbissen gezahlt wurden, kommen nicht allein auf Rechnung der Schwelgerei, sondern auch auf die der Mode, der Prahlerei, der Sucht, sich hervorzuthun und in den Kreisen der Genusssüchtler von sich reden zu machen. So erkaufte ein Publius Octavius mit der Summe von 1140 M. für ein 5 Pfund schweres Exemplar den Ruhm, einen Fisch erstanden zu haben, der nicht nur dem Kaiser Tiberius, sondern auch seinem Rivalen Apicius zu leuer gewesen war, und erlangte damit großes Ansehen. Erwähnenswert ist, daß in dem zu Eingang unserer Skizze angeführten Speise-gettel von einem eigentlichen Nachschick keine Rede ist; die Hülle des dort Gebotenen läßt denselben auch freilich nicht vermessen. Die maritime Lag-Latirums, sowie die zahlreichen Handelsverbindungen brachten eine Uamenge der verschiedensten Meeresfrüchte nach Rom. Sie waren ein Hauptgegenstand der römischen Feinschmeckerei, wenn auch mehrere gewöhnliche Arten dem Volk als Nahrungsmittel dienten. Der Gourmand Lucullus war der erste, welcher für Meerfische anlegte und diese Art von Luxusbauten in Antroqu-

brachte, in welcher sich die Kaiserzeit bis zum Ueber-maße geseit.

Die künstliche Austernzucht war schon frühzeitig versucht worden. Die Dichter Horaz, Juvenal und andere preisen den Wohlgeschmack der Austern und Plinius nennt sie die Krone des Tisches der Reichen; auch gab es besonderes Austernbrot. Was sonst die Zubereitung derselben anbelangt, so haben wir in dem wiedergegebenen Speise-gettel genau frische, und eine Schüssel mit zugerichteten Austern unterschieden. Letztere waren also ein von Austern bereitetes Gericht, welches auf einer bedeckten Schüssel auf die Tafel gebracht wurde.

Nächst den Austern, welche die erste Stelle einnahmen, galten die Schnecken für einen geschätzten Leckerbissen und wurden darum ebenfalls in besonderen Reichen gemästet. Kaviar, wie wir ihn essen, kannten die Römer nicht; statt dessen gab es bei ihnen als geschätzte Delikatessen fremdhergebrachte Fisch-Brühen und -Saucen mit eingelegeten und eingemachten Stücken. Auch hier gab es wieder beliebte Vorzugsörter und Bezugsquellen, so kam die gefischteste Fisch-Brühe aus Neu-Carthago, dem jetzigen Cartagena in Spanien. Man bereitete sie aus den inneren Theilen der Makrelle, und zwar in der Weise, daß man dieselben in einem Topf legte und einlachte, dann entweder in die Sonne stellte oder über dem Feuer kochte, fortwährend rührte, und wenn sie sich aufgelöst hatten, durch einen langen, dichten Korb durchsiehte: Die abfließende Flüssigkeit war dann die geschätzte Fisch-Brühe, das Zurückbleibende eine ebenfalls begehrte Lakt. Der Gebrauch der Lakt war übrigens sehr mannigfaltig, in der Küche sowohl wie bei der Tafel; beträufelte man doch sogar die Austern damit. Zum häuslichen Gebrauch machte man Lakt von gewöhnlichen Fischen, um es den Sklaven als Zulatz zu geben, wie uns schon Cato erzählt, daß dieselben auf dem Lande zur Zubereitung ihrer Speisen Oliven, Lakt oder Essig erhalten hätten.

Die Fischbrühe, deren man sich als Würze beim Kochen usw. bediente, wurde, auch in verdickten Mischungen gebraucht: mit Wein, mit Mel, mit Essig oder auch mit Wasser. Ein höchst eigentümliches Gericht war endlich noch das aus Rufe und eingefalgten Fischen hergestellte Käse- und Feringstragout.

Daß schon in den letzten Jahrhunderten der Republik die in späteren Zeiten vergrößert wiederkehrenden Viehhofereien an kostbaren und seltenen Tauben, gemästeten Kapouzen und Poularden und großen Gänselebern aufgetommen waren, beweist das Faunische Luxusgesetz vom Jahre 161 vor Christus, welches gegen das Mästen des Geflügels eine Bestimmung enthält. In der Folgezeit beschränkte sich aber diese Jucht nicht auf das zähme, einheimische Federvieh, sondern man suchte Waldvögel und Geflügel aus den fernsten Gegenden zu zähmen und in Vogelhäusern zu füttern.

Die ältere Zeit hatte sich zum größten Teil von vegetabilischer Kost genährt; schon Plautus aber läßt in scherzhafter Weise seinen Koch im „Lügen-maul“, einem der vorzüglichsten Lustspiele dieses Komödien dichters, das „Graßfressen der Menschen“ geißeln.

Zimmer mehr gelangten im Laufe der Zeit Fleisch und Fisch an die Stelle der vegetabilischen Kost in der späteren römischen Küche zur Geltung. Früh und verbreitet war der Genuß des Schweinefleisches, denn jeder Landmann zog seine Schweine selbst, die ihm den Vaten zum Feste lieferten; Speck und Küstentütschen, Schweinsknöchel und Leberknödel waren bereits beliebte Gerichte, Schinken und Schmalz nicht zu vergessen. Wunderbar genug haben die Römer erst nach langem Bedenken sich entschließen können, ebenso wie Fiegen, Lamm- und Schweinefleisch, als allgemeines Nahrungsmittel auch Rindfleisch zu genießen. Zu den beliebtesten Speisen aber, und zwar ganz unserer Verhältnisse entsprechend, für alle Klassen der Ge-

feilschaft gehörten Würst. Ihre Zubereitung war der in unserer Zeit ähnlich, nur daß der Geschmack der Römer an einer Menge harter Gewürze Gefallen fand, so daß unserm Gaumen dieses Gericht kaum noch zugesagt haben würde. Ist nun auch der allgemeine Ausdruck für Würst (Stoppoco) echt lateinisch, so besah doch auch schon Rom im gewöhnlichen Sinne seine Braunschweiger und Gohäer Produkte, das heißt nach ausländischen Rezepten unter fremden Namen hergestellte Fleischwaren oder auch direkt, so besonders aus Gallien eingeführt.

In weit größerem Umfange, als die Einführung von Thieren, erfolgte in Italien die Klimatisierung von Fruchtbäumen und eßbaren Gewächsen, die sich dann von dort in andere Länder verbreiteten. Die frugale Küche der älteren Zeit konnte bei der Zubereitung von Speisen, da Butter in Griechenland sowohl wie auch in Italien nur zu medizinischem Gebrauch verwendet wurde, keine anderen Zutaten als Öl, Honig, Salz und Essig. Das Öl vertrat und vertritt heute noch im Lande der Olivenbäume die Stelle der Butter und vielfach auch die des fettes; Fische und Gemüse, Fleisch und Bodwurz erfuhren die Behandlung mit dem vielbegehrten Rohf der Niden. Ferner erfahrene wir, daß der Römer seine Nidstrüben in Salz, Senf und Essig einmachte. Mit Essig, Pfeffer und anderen pikanten Zutaten versetzte man die Nidonen. Dann sind die verschiedenartigen Nide nicht zu verzeihen, von den gewöhnlichen Steinpilzen an bis zu den Kaiserkrönchen und Champignons; ein besonderer Bezeichner jener Schwämme war der Kaiser Claudius, so sehr freilich, daß er sich infolge unmäßigen Genusses derselben den Tod holte.

Von Salaten erwähnen wir den Kopfsalat, sowie grünen Rappodotier und roten Spicrisalat. Von Grün- oder Braunkohl, einem sehr beliebten Gemüse, sah man sowohl den größeren Stengel, wie auch im Frühjahr die jungen Keime. Im übrigen diente der Kohl auch schon im Altertum sprachwörtlich zur Bezeichnung des Abgestandenen und wenig Reizvollen: „Zweimal Kohl, heißt: Welt ist wohl!“

Kuchen und Bodwurz gab es dabei in großer Menge und in den mannigfaltigsten Formen. Die Tafelgeschichte wurden in Gestalt kleiner Leigschweinechen den Gästen zum Nidnehmen überreicht, unserem Baumkuchen und Konfekt recht wohl vergleichbar. Doch erinnert der Leig wohl eher an Pumpernickel, wenigstens war es ein sehr hartes Gebäck, das auch weit in die Welt verhandelt wurde. Aber auch eine Art Pfannkuchen kannten die Römer in Gestalt eines dünnen Dostkuchens, eines Delphins, von Weizen mehr zur Speise gewöhnt, indes auch für Kranke von Ärzten empfohlen. Sehr beliebt aber war der Brotkuchen, ein Bodwurz aus Mehl, Wein, Milch, Öl, Fett und Pfeffer. Auch sei aus noch der Spritz-, Stränkel- und Topfkuchen, sowie der Brezeln gebührend gedacht.

Als Gegenstück zu der anfangs mitgeteilten Speisestarte sei noch eine ebensolche aus dem 14. Jahrhundert der christlichen Zeitordnung angeführt, ein Küchenzettel, der für ein zwei Tage langes Essen zu Ehren des Bischofs von Feix im Weisensfels entworfen worden war und sich erhalten hat. Dieses Mahl kostete 8 Gulden 15 Groschen 9 Pfennige.

Den ersten Tag gab es drei Gänge, nämlich:
1. Eieruppe mit Safran, Pfefferkörnern und Honig darin. Hirs, Gemüse, Schafffleisch und Zwiebeln. Ein gebratenes Huhn mit Zwetschen.
2. Stodfisch mit Öl und Rosinen. „Bleer“ (eine Fischgattung), in Öl gebraten. 3. Speisefische, sauer gefotten, Parmen, gebaden. Kleine Vögel in Schmalz mit Rettig, Schweinsteule mit Gurken.
Den zweiten Tag trug man wieder in drei Gängen auf: 1. Gelbes (?) Schweinefleisch, Vierteln mit Honig und Weinbeeren. Gebratener Hirtin.
2. Kleine Fische mit Rosinen. Ralte „Bleer“ 18-

braten (die am vorigen Tag übrig geblieben). Gebratene Gans mit roten Niden. 3. Gefalgene Hecht mit Pfefferkü. Salat mit Eiern. Gallert mit Mandeln befestigt. „Und hiermit“, steht der Verfasser dieses Küchenzettels hinzu, „ist Seine Gnaden gar wohl zufrieden gewesen.“

Kapitän Berg.

Von Jakob Hilbisch.

Es war Mitte der Achtziger nach einer Reihe von für die Schiffahrt hoffnungslosen Jahren.

Ein trüber Märztag mit Regen und heulenden Windböen. Der alte Kapitän Berg hatte vor der Entreehüt seine Galosen ausgezogen. Dann war er eine Weile stehen geblieben, hatte geküßt und schließlich gellingselt. Jetzt stand er im Kontor des Konsuls.

Er war ungewöhnlich blaß und zitterte. Seine Lippen bewegten sich, und die Hände suchten unsicher in der Brusttasche nach dem Briefe des Konsuls. Er wußte sehr wohl, was er sagen wollte; er hatte aber das Gefühl, als müßte er den Brief in der Hand halten, während er Wort für Wort das herausbrachte, was nicht nur seine eigene, aufrichtige Meinung, sondern auch seine inständige Bitte an den Konsul war.

Endlich hatte er den Brief. Er lächelte wieder und lebte sich an das Kontorputt.

„Kein, nein, guter, bester Herr Konsul, es geht nicht, geht wirklich nicht. Haben wir jetzt viele Jahre angehalten, so werden wir auch noch weiter aushalten. Heute die „Hermine“ verkauft, wäre ein Stück aus dem Tollhause. Wer giebt denn heute noch etwas für ein altes Holzschiff? Kein Mensch. Das wissen Sie ebenjogal wie ich.“

„Ich schrieb Ihnen“, sagte der Konsul freundlich und milde, „ich wußte keinen anderen Ausweg. Leider fürchte ich, daß es nie besser wird, der Dampf verdrängt alles.“

„Ach, guter, bester Herr Konsul! Ich habe ja Hunderttausende und mehr für Ihren schönen Herrn Galtz verdient. Sie dürfen das Schiff nicht verkaufen, wenigstens nicht, so lange ich lebe. Ich bin ja Mitreder und wird mein Anteil an der „Hermine“ verkauft, dann bekomme ich nicht so viel heraus, daß ich meine Schulden bezahlen kann — dann muß ich ja als Bettler sterben, und das wollen Sie doch nicht, Herr Konsul — das habe ich auch nicht verdient, nachdem ich mich vierundvierzig Jahre auf See abgequält habe.“

Der Konsul sah eine Weile unbeweglich da und blinnte vor sich hin. Dann nickte er gedankenvoll mit dem Kopfe, als wolle er etwas sagen, fand aber auf und stellte sich ans Fenster mit dem Rücken gegen den Mann. So stand er da, sein Wort wurde gewechselt. Endlich kam es tonlos heraus:

„Sie sprachen von Ihrem viertel Anteil. Ich habe nicht allein mein Interesse, sondern auch das meiner Mutter zu wahren. Uns Beiden gehört über die Hälfte des Schiffes, und schon aus diesem Grunde wünsche ich natürlich das Beste für uns alle. Ich sehe nur einen Ausweg.“

Der alte Kapitän war im Sofa zusammengesunken. Jetzt erhob er sich und trat an das Fenster. Dabei legte er die eine Hand auf die Schulter des Konsuls.

„Junger Herr. Ich bitte für mein Viertel. Es ist mein und der Meinigen ganzes Hab und Gut. Ihnen gehört mehr als die Hälfte des Schiffes. Dies ist aber nur ein kleiner Bruchteil Ihres Vermögens, und — vergessen Sie die Mannschaft der „Hermine“ nicht. Der eine war elf Jahre an Bord des Schiffes; der Steuermann fing als Schiffsjunge bei mir an, und der alte Hans, der Zimmermann, fährt schon acht Jahre mit mir — und dann kommen noch alle die anderen, welche darauf rechnen, daß sie wieder mit hinausgehen können.“

Der Konsul wandte sich um und blinnte ihn lächelnd an.

„Lieber Berg! Wollen Sie mir garantieren, daß wir in diesem Jahre fünf Kronen mit der „Hermine“ verdienen, dann segeln Sie in Galien's Namen los. Aber immer und immer wieder Geld zuschießen, kann ich denn doch nicht mehr verantworten.“

„Ich garantieren, Herr Konsul?“ Herrgott, kann ich die Frachten garantieren, kann ich über Wind und Wetter bestimmen? Nein! Aber lassen Sie es uns noch einmal versuchen. Es wird schon besser werden. Es ist mir, als läge es in der Luft, als kämen bessere Zeiten. Und ich bin erst achtundsechzig Jahre und kann immer noch Geld verdienen.“

„Sie haben Mut, Berg.“

„Ja, ja, wir frischen sie ordentlich auf, und dann gehen wir auf lange Reise. Fünf Jahre bleibe ich denn draußen. Von hier geht es gleich nach Südamerika und von da weiter, fünf Jahre bleibt die „Hermine“ fort.“

„Dann muß sie aber neu getupfert werden und die Segel sind auch schlecht. Das wird eine Menge Geld kosten.“

„Ja, und einen neuen Bugspriet muß sie haben, und neuen Bodmast! Wir pugen sie von oben bis unten neu auf, und dann gehen wir los auf Leben und Tod.“

„Ich versuche nicht, Berg, daß Sie ein so seltenes Vertrauen haben können. Denn Sie sind doch ein alter Mann. Krank sind Sie auch; und aufrichtig gestanden, ich habe schon lange erwartet, daß Sie sich von der See trennen würden. Und jetzt wollen Sie auf fünf Jahre wieder hinausgehen und bei diesen Zeiten detartige Unkosten tragen?“

„Junger Herr. Ich habe die Mittel nicht, mich zur Ruhe zu setzen, und das eine sage ich Ihnen aufrichtig. Zwar bin ich schon achtundsechzig Jahre. Sollte ich aber gezwungen werden, mich von dem Schiffe, dessen Mitreder ich bin, und von meiner alten Rhederei zu trennen, so beim hohen Himmel, suche ich mir eine alte Galeas oder ein anderes altes Klüffelfahrzeug oder auch ich gehe wieder als Steueremann, vielleicht an Bord meines eigenen Schwiegersohnes, hinaus. Aber ich denke, daß es anders kommen soll, daß ich ohne Sorgen sterben kann, wenn ich mit der „Hermine“ nach fünf Jahren hier wieder vor Anker gehe. Die Zeiten müssen und werden auch besser werden. Das kommt ganz von selbst.“

Der Konsul setzte sich wieder an seinem Tulle nieder.

„Ich fange an, Lust zu bekommen, Berg. Ihr Mut scheint mich anzustechen.“

„Bravo, Herr Konsul. Unsere „Hermine“ wird wieder jung gemacht, wird wieder schön, wie in alten Tagen.“

„Schon gut, Berg. Heute haben wir genug geredet. In einigen Tagen holen Sie meinen Bescheid. Ich muß auch mit den anderen Interessenten sprechen. Hoffentlich läßt sich alles Ihrem Wunsche gemäß ordnen.“

Wahrscheinlich waren die Frachtberichte der nächsten Tage wieder besser; denn noch vor Ausgang der Woche erhielt der alte Berg das „Ja“ seines Hauptreders. Der Konsul schrieb:

Lieber Berg!

Die „Hermine“ wird schleunigst in Stand gesetzt. Sie erhält neues Kupfer, neuen Bugspriet und Bodmast. Die Segel werden ausgebeffert resp. ergänzt. Es ist eine fünfjährige Reise vorgesehen und die für die Ausrüstung erforderlichen Mittel stehen zur Verfügung. Hoffentlich sind Sie zufrieden. Ich erwarte Sie schon in den nächsten Tagen hier. Besten Gruß
Ihr

Brandt, Dize-Konsul.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Quinquagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 31—43. „In jener Zeit nahm Jesus die Zwölf zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gegeißelt und angepöbeln werden; und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen, es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, saß ein Blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was das wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die vorangingen, fuhren ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: was willst du, daß ich dir thun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde! Und Jesus sprach zu ihm: sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

Quinquagesima.

Welchen Zweck mag doch die Kirche im Auge haben mit der Verlesung des heutigen Evangeliums? Welch' traurige Weisung — zu keiner Zeit, die gerade der ausgelassensten Freude gewidmet zu sein scheint! Auf der einen Seite das Bild des gegeißelten, verspotteten und gekreuzigten Erlösers, und auf der andern Seite das tolle Treiben in diesen Tagen! — Nun, lieber Leser, eben weil in diesen Tagen viele Christen mit den Weltkindern wetteifern in ausgelassener Freude und großes Vergnügen finden an Gebräuchen, die sich aus der Zeit des Heidentums bis auf unsere Tage hartnäckig erhalten haben; weil auch viele Christen im Genuße weder Maß noch Ziel kennen, gedankenlos die Gesundheit ihrer Seele wie ihres Leibes schwer schädigen und nur zu oft den notwendigen Lebensunterhalt der Familie in der leichtsinnigsten Weise vergeuden, — darum hat die für das zeitliche und ewige Wohl ihrer geliebten Kinder besorgte Kirche gerade die Lesung des heutigen Evangeliums vorgegeschrieben, um solche Christen durch das Andenken an das schmerzliche Leiden des Erlösers wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich aller verbotenen Genüsse auch in diesen Tagen enthalten und die an sich erlaubten Freuden nach dem Maße christlicher Zucht und nach den Kräften ihres Vermögens ordnen. Die Kirche verbietet keineswegs an diesen Tagen — die nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen sind, — sich zu freuen; aber diese Freude darf die Grenzen des christlichen Anstandes, der Ehrbarkeit, und Mäßigkeit nicht überschreiten. Dabei bleibt allerdings bestehen, lieber Leser, daß es dem Geiste der Kirche mehr entspricht, die

in manchen Gotteshäusern in diesen Tagen gebotene Gelegenheit eifrig zu benutzen und fern von dem Trubel der Welt, Dem zu huldigen, der aus unendlicher Liebe zu uns den bittersten Tod erduldet.

Fassen wir nun, lieber Leser, den Inhalt des heutigen Evangeliums etwas näher in's Auge, so wirft sich vor allem die Frage auf: in welchem Zusammenhang die beiden Begebenheiten, die es berichtet, zu einander stehen, und welche Bedeutung sie für uns haben. — So fremdartig diese beiden Begebenheiten einander zu sein scheinen, in so naher Beziehung stehen sie zu einander und zu uns: sie verhalten sich gleichsam wie Ursache und Wirkung, wie Grund und Folge. Der am Wege sitzende Blinde war zunächst ein Bild der geistigen Blindheit der Apostel, die noch nicht einsehen und erkannten die Bedeutung des Ganges nach Jerusalem und die Reden des Herrn nicht verstanden. Die Heilung des Blinden aber war ein Vorbild der Erleuchtung der Apostel durch den hl. Geist. In dem Vertrauen zu Jesus, das der Blinde in so rührender Weise kund gab, spiegelt sich die Anhänglichkeit der Apostel an ihren Herrn und Meister und ihre Liebe zu ihm ab. Die Lobpreisung Gottes durch den geheilten Blinden ist ein Vorbild der Verkündigung des Heils in Christo durch die Apostel. Das Gott lobende Volk stellt die Scharen der Gläubigen dar, die aus allen Stämmen und Völkern und Nationen sich zu Christus bekehrten und in Seiner Kirche Rettung fanden.

Indes war die Heilung des Blinden nicht für die Apostel allein lehrreich und bedeutsam. Hören wir den hochseligen Lehener-Bischof Martini darüber: „Dieses Ereignis (sagt er) stimmt durch das, was es im höheren Sinne

Kirchenkalender.

Sonntag, 25. Februar. Quinquagesima. Mechtildis † 1300. Evangelium Lukas, 18, 31—43. Epistel 1 Korinther 13, 1—13. St. Andreas: Morgens 6 Uhr Aussegnung des hochw. Gutes. Feststunden: 12—1 Clementarschule, 1—2 Junggesellen-Sodalität, 2—3 Männer-Sodalität, 3—4 Ursula-Verein, 4—5 marian. Kongregation, 5—6 Männer-Sodalität, 6—7 Junggesellen-Sodalität, 7—8 Komplet. Maria Empfängnis-Kirche: Sonntag, Montag und Dienstag findet das 40 stündige Gebet statt. Montag und Dienstag morgens 9 Uhr Hochamt mit Segen, danach die Feststunden. Dienstag 6—7 Uhr Komplet. Dominikanerkloster: 5. Sonntag zu Ehren des hl. Thomas v. Aquin.

Montag, 26. Februar. Alexander † 328. St. Andreas: Feststunden: 12—1 Clementarschulen, 1—2 Junggesellen-Sodalität, 2—3 Männer-Sodalität, 3—4 Ursula-Verein, 4—5 Junggesellen-Sodalität, 5—6 Männer-Sodalität, 6—7 Komplet. — Dienstag findet die Feststunde in derselben Ordnung statt. Montag, Dienstag und Mittwoch sind hl. Messen: 6, 7, 8, 9 Hochamt 10 Uhr, letzte hl. Messe. Dominikanerkloster: Abends von 7—8 Uhr Feststunde vor dem ausgehenden allerh. Sakrament. — Dienstag findet diese Feststunde wie am Montag statt. St. Anna-Stift: Montag und Dienstag nachm. 6 Uhr Segens-Andacht.

Dienstag, 27. Februar. Leonhard † 596.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

bedeutet, mit unserer gegenwärtigen heiligen Zeit schon zusammen. In dem Blinden von Jericho, den unser Heiland wunderbar sehend machte, erkennen nämlich die hl. Väter das ganze, durch die Sünde geistig-erblindete Menschengeschlecht, dem Jesus, dieses wahre Licht der Welt, durch Mitteilung der heilbringenden Erkenntnis das geistige Auge geöffnet hat. Diese heilbringende Erkenntnis bewährt sich aber besonders in der rechten Erkenntnis seines Kreuzes. Denn hat man das Kreuz Christi erkannt, so hat man alle Schätze der Weisheit erkannt, die darin verborgen sind, weshalb der Apostel Paulus nur immer wiederholt, daß er von nichts wissen und von nichts predigen wolle, als von Christo dem Gekreuzigten. — Die Jünger, denen der Herr heute sein Leiden ankündigt, hatten zwar schon lange seinen vertrauten Umgang genossen; sie verstanden aber, wie es in unserem Evangelium heißt, von diesen Dingen, die Jesu ihnen ankündigte, noch nichts, sie verstanden das Geheimnis seines Glaubens noch nicht; sie teilten hierin vielmehr das Schicksal der meisten ihres Volkes, denen ein Leiden und sterbender Messias ein Stein des Anstoßes war, obwohl die Propheten so bestimmt das Leiden und Sterben des Messias vorausgesagt hatten. Die Jünger Jesu waren also in Hinsicht auf dieses Geheimnis, das ihnen heute ankündigt wurde, ebenfalls noch blind; und wie schön und bedeutungsvoll erscheint es daher, daß Jesus gerade jetzt vor ihren Augen dieses Wunder der Heiligung eines Blinden wirkte!

Gehören etwa auch wir, lieber Leser, zu jenen geistig-Blinden, deren Vorbild jener arme Blinde von Jericho war? Wenn wir auch „wirklich“ genug sind und tausend Augen haben, wo es gilt, irdische Vorteile zu erproben, zeitliche Güter zu prüfen und abzuschätzen: so sind wir in der That „Blinde“, die hilflos am Wege liegen, wenn es sich darum handelt, unsern ewigen Vorteil in's Auge zu fassen und die Mittel zu prüfen und auszuwählen, die geeignet sind, die himmlischen unvergänglichen Güter zu gewinnen. Oder wer ist so von sich eingenommen, daran zu zweifeln! Wer leidet in so hohem Grade an der schlimmsten Krankheit der Selbstüberschätzung, daß er seine Nebligkeit mit dem blinden Bettler von Jericho in Abrede zu stellen magte! Ach, wir sind blind für unsere Schwächen und Leidenschaften, für unsere bösen Angewohnungen und schlimmen Reigungen, — aber ungemein scharfsichtig für den „Spalter“ im Auge des Nächsten.

An dieser unserer geistigen Blindheit, lieber Leser, ist aber nicht nur unsere unvollkommene Erkenntnis schuld, sondern mehr noch unser verkehrter Wille. In dieser Blindheit halten wir oft geradezu unsere sündhaften Mängel und Armligkeiten für vorzügliche Eigenschaften: nennen den Stolz und den ungemessenen Ehrgeiz Selbstbewußtsein, — den Eigensinn Charakterfestigkeit, — den Geiz und die Habgucht Sparsamkeit, — die Genußsucht unschuldige Freude, — mürrisches Wesen innere Sammlung, — und reden uns auf diese Weise ein, unsere Blindheit sei das hellste Licht, und kein Schatten sei an uns zu entdecken!

Auch sind wir blind in Bezug auf die Gesfahren, die unserm Seelheil von außen in der Welt, von innen durch unsere eigene zum Allen geneigte Natur drohen, — blind in Bezug auf die Fallstricke, die der Erbfeind unseres Heils unter den verschiedensten Formen uns zu legen versteht, — blind endlich in Bezug auf unser letztes, höchstes, ewiges Ziel! Wir kennen unsere Bestimmung, wissen, daß es sich um ein fürchtbar einfaches: „Entweder — Oder“ handelt, — um ewiges Glück in ungeahnter Fülle oder ewiges Verderben. Das wissen wir! Und doch könnte man die weitaus größere Zahl der Menschenkinder häufig in zwei große Heerlager teilen: die einen leben, als ob es keinen Himmel,

und die andern, als ob es keine Hölle gäbe, — die einen klammern sich an die irdischen Dinge, und die andern fordern durch ihre Freveln das Strafgericht Gottes heraus, das mit ewigen Qualen endet.

In letzter Zeit hat man nun viel geredet von einer gewissen „Rückständigkeit“ der Katholiken auf allen Geieten des öffentlichen Lebens. Ach, lieber Leser, wenn die gedachte „Rückständigkeit“ sich nicht auf das mitbezieht, was für jeden Christen die Hauptsache sein muß, dann soll jener Vorwurf — auch wenn er berechtigt wäre, — uns nicht allzu sehr aufregen; denn da würde ja das Wort des Herrn sich erfüllen: „Die Letzten werden die Ersten — und die Ersten die Letzten sein!“ (Matth. 30).

Der erste transatlantische Kabel.

Von Armin Koyal.

Es ließe Wasser in den Ozean tragen, wollte man heute über die ungeheure Wichtigkeit der überseeischen Telegraphenverbindungen ein Wort verlieren. Die Niagaraisten, den Vorschlag zur elektrischen Telegraphie nur auf dem Grunde untergelegter Azaren von Weltteil zu Weltteil zu führen, war ja sozusagen das letzte Glied in der Kette der Bestrebungen unseres Jahrhunderts, die räumliche Entfernung auf ein Minimum zu reduzieren. Die Wichtigkeit der Kabelverbindungen ist ja jedermann geläufig, sie kam während des spanisch-amerikanischen Krieges zu ungeheurer Geltung und macht sich auch jetzt in dem Kriege zwischen England und Transvaal unentbehrlich, sie dokumentiert sich täglich in den für Handel und Verkehr notwendigen Vorkaufsverfahren, kurz — man kann sich vor der tabulösen Zeit kaum mehr eine rechte Vorstellung machen.

Wierzig Jahre waren es vor kurzem, seitdem der elektrische Kante die erste Depesche von den Seydeln Islands an das amerikanische Ufer hinübergeschickte. Welch ungeheurer Unterschied! Bislang hatte jede, auch die wichtigste Nachricht von einem Weltteil zum andern mindestens eine Woche per Schiff gebraucht, und nun beanspruchte eine Verkündigung zwischen Indien und Brasilien, alle bürokratischen Formalitäten inbegriffen, kaum so viel Stunden wie früher Tage. Der Jubel über die vollendete Verbindung war daher ein sehr begründeter, und es interessierte gewiß, in alten, vergilbten Wäldern nachzulesen, welchen Eindruck die erste Depesche in New-York hervorgerufen hat.

Eine Zeitschrift vom Jahre 1858 schildert die Stimmung in der größten Stadt der Union auf sehr anschauliche Weise. Nach langen, mühseligen Versuchen war es den Schiffen „Niagara“ und „Agamemnon“ gelungen, die Kabellegung zu vollenden. Das Tau hatte eine Länge von 2022 Seemeilen. Das längste bis dahin gelegte Kabel zwischen Varna und Bolaklava im Schwarzen Meer hatte nur etwas über 600 Kilometer. Nach den vielen fruchtlosen Bemühungen stand man in New-York der Kabelverbindung der beiden Weltteile sehr skeptisch gegenüber. Man hatte das Vertrauen in den Erfolg der Unternehmung, den Glauben an die Nützlichkeit und den Ernst der Unternehmer vollständig verloren. Amerikanische Gelehrte dozieren mit voller Entschiedenheit, daß es unmöglich sei, die Elektrizität auf so große Entfernung durch den Ozean wirksam zu leiten. Der atlantische Telegraph war bereits als gewöhnlicher Humbug angesehen und abgethan.

Am 5. August 1858 brach mit umso größerer Festigkeit der Freudensturm los. Am Nachmittag rannten plötzlich die gerlumpten Zeitungsjungen mit tobenden Sprüngen durch die Straßen New-Yorks und verfluchten mit schrillen Stimmen den größten Sieg der damaligen Zeit: „Das Telegraphenloos ist gelandet!“ Dem Berichte nach dürfte es an jenem denkwürdigen Nachmittage sehr heiß hergegangen sein, Zeitungsbureau wurden gefürmt jeder wollte mit eigenen Augen die Nützlichkeit der

Nachricht lesen. Und überall bildeten sich Gruppen die von nichts anderem, als dem großen, endlich gelungenen, nationalen Werte sprachen. Denn daß es sich um ein Nationalwunder handelte, darüber liegen die Amerikaner keinen Zweifel auskommen. Franklin mit seinen Experimenten in der Elektrizität, Morse, der Erfinder des unterseeischen Telegraphen und Field, der Gründer der atlantischen Telegraphengesellschaft — in diesen Männern erblickten die Amerikaner die Dreieinigkeit, welcher das große Werk zu verdanken war. Allen übrigen Mitarbeitern liehen sie nur den Titel „Gehtühen“ zukommen. Sehr bezeichnend für das amerikanische Selbstbewußtsein von damals — vielleicht auch für das auf die Gegenwart überkommene — ist ein Artikel des „New-York Herald“, in welchem die amerikanische Superiorität in folgenden Worten verkündet wurde:

„Die größte politische Folge dieses Ereignisses wird sich in Europa fühlbar machen. Die europäischen Nationen stehen voran in Kunst, Wissenschaft und Sitte, weil deren dicht bevölkerte Gemeindefeinde ihnen in dieser Beziehung den Vorzug geben. Aber wir sind die ersten in der Welt in geistiger Thätigkeit und praktischer Entwicklung, und das atlantische Tau wird für politischen Einfluß auf die weite Welt den Vortrang geben. Der Telegraph wird unsere politischen Theorien und unsere Civilisation in Europa verbreiten und daselbst auferlegen. Bereits entstehen daselbst konstitutionelle Regierungsformen unter dem Antriebe unserer politischen Erfolge. In materieller Beziehung räumen Morse's Telegraph, Stevenc's Nacht „Amerita“, Mc. Cormick's Nähmaschine, Hobbs's Schloß und Rary's Pferdebedeckungskunst, Hughes's Telegraphenmaschine und hundert andere Dinge sehr gehörig unter den alten Eschlenen Europas auf. Die Klasseninteressen, sowie die der Regierungen müssen der Freiheit der individuellen Entwicklung weichen. Der Welt materieller Gegenstände und politischer Theorien wird bald in der alten Welt dadurch bestimmt werden, daß sie von America kommen. Die Thatfachen, welche hier der freie Gedanke schafft, werden augenblicklich der ganzen Welt durch den Telegraphen mitgeteilt werden, und America muß und wird für die Civilisation an der Spitze der Bewegung stehen.“

Der Freude des 5. August folgte am 6. ein tief bekommenes Gefühl der Unerwartlichkeit, der Beforgnis. Der Nationalismus der ersten und der folgenden Depeschen ließ noch Feld für gerechte Zweifel an dem vollständigen Gelingen. Ist das Tau auch an der irischen Küste? Das war die erste Frage. Wunsch und Hoffnung machten die einen beruhigend, Mißtrauen und Furcht die andern verneinend oder bezweifelnd antworten. Die ganz Ungläubigen und die Zweifler an der Nützlichkeit der Leiter der Unternehmung kamen jetzt wieder mit dem harten Urteile hervor: „Industrieller Ruiff Humbug!“ Nicht wenige neigten dem Glauben zu, die Depeschen des Herrn Field, der mit der „Niagara“ in Trinitybai angekommen war, seien vollständige Lügen und nichts beweise, daß das Tau wirklich gelandet sei. Mit billigerem Gefühle und gerechterem Grunde nahmen andere an, die Elektrizität bringe nicht die nötige Wirkung hervor, und das glücklich gelegte Tau werde doererst, vielleicht für lange Zeit noch, stumm bleiben.

Bergebens erwartete man von Stunde zu Stunde die Postkchaft, die von der Königin Victoria an den Präsidenten der Union gelangen sollte. Die erste Depesche ließ gar lange auf sich warten.

Unterdessen bemühtigte sich der Pantechumor dieser weltbewegenden Sache. Insbesondere wurden fingierte Depeschen der Königin und Antworten des Präsidenten im Publikum verbreitet. Als Beispiel sei eine dieser Depeschen an James Buchanan angeführt: „Wetter Herr! Wie finden Sie das Solo, das ich auf einer Saite ausführte? Ihre ergebene Victoria.“

Die Antwort lautete: „An Victoria. — Madame!

Für eine Lady ist dies ein anstößiges Talent; aber die Kunst hat uns alle elektrifiziert. James."

Neuliche Westprodukte wimmeln in den Zeitungen; alles fingierte „erste Depeschen“. Ein New-Yorker Industrieller bot aber der Telegraphen-Direktion in vollem Ernst 1000 Dollar an, wenn sie eine Depesche, in welcher er der Königin von England Produkte seiner Fabrik anbieten wollte, zuerst besördere. Da in der Folge noch viele derartige Anerbieten einliefen, mußte aber die Direktion auf diesen Extraprofit verzichten.

So füllten Sinn und Widersinn die Tage der spannungsvollen Erwartung. Endlich am 16. August kam der Beweis gegen alle Zweifel: Die heißersehnte erste Depesche der Königin Victoria an den Präsidenten. Des Jubels über das Gelingen des Unternehmens war nun kein Ende. Die Fahnen und Embleme, welche vielfach während dieser Zwischenzeit des Zweifels herabgenommen waren, erschienen wieder und zahlreiche noch, Kanonendonner und Raketen kündeten am Abend die erspönte Nachricht an. Auf den Straßen war Leben und Aufregung, in den Hotels und Barrooms flossen reiche Ströme zu Ehren des Telegraphen. An bildlicher Einladung zur Feier des großen Ereignisses in den Hallen von Gambrius fehlte es auch nicht. So hieß es an einer Stelle:

„Freuet Euch, Wir sind vereint. Heiratskontrakt des alten Weltteils mit der jungen Amerika. Drinnen ein Telegraph!“ Und daneben in großen Buchstaben das magische Wort: „Lagerbier“.

„Jedermann berüht vor Freude!“ — verklärte am nächsten Morgen der „Herald“ in großer Schrift an der Spitze seines Blattes.

Der 17. August war ein Tag allgemeiner Nationalfeier — Kanonendonner, Feuerwerk, Illumination, wehende Fahnen und wogende Menschenmassen. Der Charakter des Festes war die spezielle Verherrlichung des amerikanischen Genies, dem die Schöpfung des großen Wertes gelungen. Die Namen Franklin, Morse und Field glänzten überall in Flammenlicht.

In dem deutschen Viertel glänzte folgende Inschrift:

„Expedition der Socialen Republik. Es lebe die sociale Republik.“ — An einem anderen Hause: „Seid umschlungen, Millionen.“ — Gleich daneben war zu lesen: „Liberté, Egalité, Fraternité.“ Das waren Ausrufe deutscher und französischer Exilierten, die aus den damals der Halberbergangeheit angehörnden Ereignissen von 1848 sich nach Amerika geflüchtet hatten.

Während der Illumination geriet das New Yorker Rathaus in Brand. Auch dieser Zufall wurde für die Situation ausgebeutet. Eine deutsche Zeitung sah die den ganzen Unverstand und die Nachlässigkeit der Behörden in folgenden Worten zusammen: „Wie die Krähwinkel eine Illumination machen und dabei das Rathaus anzünden hätten.“ — Der Mayor von New York nahm die Sache ebenfalls von der heiteren Seite und sagte in seinem Toaste:

„Der Gemeinderat hat zur Verherrlichung der Feier das Rathaus angezündet; wir wollen den Lord Mayor von London bitten, unser Beispiel nachzuahmen. Es ist nicht bekannt, daß der Londoner Bürgermeister dieser Aufforderung nachgekommen wäre.“

Jene Tage des Jubels zeitigten noch manche Pointe-Extrapolagen, von welchen wir zum Beschluß noch folgende erwähnen wollen: „Ein patriotischer Sohn der Republik schlägt in dem „New York Herald“ der Königin Victoria vor, für den damals gerade heiratsfähigen Prinzen von Wales eine schöne Tochter Amerikas zu wählen. England und Amerika, jetzt vereint durch das Telegraphentau, würden dadurch innig zum Heile der Welt verbunden werden. Die erwähnte Braut solle von Onkel Sam adoptiert und von allen Staaten der Union ausgestattet werden. Wir können dem Prinzen, so schlecht der Brief des republikanischen Heiratsagen-

ten, eine Partie verschaffen, wie er sie auf dem ganzen Erdkreis nicht besser finden kann und der Umstand, daß die Braut die Tochter von Onkel Sam ist, stellt sie im Rang so hoch, als dessen sich irgend ein Herrschertum in Europa rühmen könnte.“

Seit jener Zeit sind 40 Jahre verfloßen. Der Prinz von Wales hat es vorgezogen, in die Familie des Königs von Dänemark hineinzutreten, die Telegraphentau aber sind inzwischen vermehrt worden und für den Gebanten, sei er nun gut oder schlecht, gibt es zwischen Europa und Amerika keinen trennenden Raum mehr. Durch die zahlreichen unterfeischen Kabel, die sich wie die Saiten einer Harfe aneinanderreihen, sind die beiden Weltteile heute auf das Engste verbunden. Sonst aber ist in Amerika manches geblieben, wie es zur Zeit der ersten Kabeldepesche gewesen ist.

Wenn man früher ins Geschäft geht.

Humoristische Skizze von Friedrich Thiele.

„Mein Gott, Männchen, was willst Du denn schon?“

Welcher wohlhabende Ehemann hätte diese Worte noch nicht gehört, wenn er ganz gegen Tradition und Erwartung eines Morgens plötzlich um 6 statt um 8 Uhr in das allgemeine Wohnzimmer tritt. „Ja, was willst Du denn schon? Noch sind die Zimmer nicht völlig geheizt und gewischt, das Feuer brennt noch nicht perfekt, der Kaffee ist noch im Stadium des Werbens — was soll man mit Dir anfangen und wer hat Dir das Recht gegeben, unsere häuslichen Affäre rudlos zu stören?“

Aber man hat auch als Mann und Familienvater nun einmal seine Morgen, wo man zeitiger als gewöhnlich mit dem Gefühl befriedigten Schlafbedürfnisses aufwacht und einen unwillkürlichen Drang in sich fühlt, sich zu erheben. Die Poesie der Morgenstunde geht einem auf — rasch nun den Schlafrock um die fröstelnden Glieder geworfen, und wie ein Gespenst erscheint man im Familienkreise, lächelnd in dem Bewußtsein, alle vor Bewunderung die Hände zusammenschlagen zu sehen.

Wenn ich sage „man“, so rede ich in diesem speziellen Sinne von Georg Donat, etabliertem Kaufmann und Generalagent in Berlin, Leipzigerstraße.

Für gewöhnlich kehrt Herr Donat Morgens 8 Uhr mit der Pünktlichkeit eines guten Geschäftsmannes aus den Regionen des Traums in die Gesilde der schönen Wirklichkeit zurück, nahm um 8 Uhr seinen Kaffee ein, las bis 9 Uhr seine Zeitung, setzte sich 9 Uhr in den Straßenbahnwagen und begrüßte um 10 Uhr sein Personal mit dem stereotypen, unbefunden und unempfindlichen: „Guten Morgen, meine Herren!“ Wie hätte es auch anders sein sollen? Vor 8 Uhr kam er seinen Tag aus dem Geschäft, dann ab er Abendbrot, dann verlangte seine durstige Geschäftsseele nach einigen Stunden ruidigen Genießens entweder in einem Theater, oder im Konzert, oder im Wintergarten, oder bei einer gemüthlichen Stalpartie. Nachts um die zwölfte Stunde traf er — um den frühesten Termin anzugeben — so ungefähr wieder in seiner in einem Vorort belagerten Behausung ein, und so ein sieben Stunden Ruh, frei nach Faust durfte er doch wohl für seinen abgerackerten Korpus in Anspruch nehmen, ohne den Namen eines Langschläfers oder Faulpelzes zu verdienen.

Nun war Herr Donat gestern Abend unwohl gewesen und nicht aus, dafür aber bereits um 10 Uhr zu Bett gegangen. Merkwürdig, wie zeitig er heute erwachte, wie frisch und munter er sich fühlte! Sein Taschenschronometer zeigte erst auf 8 Uhr, die Dämmerung hatte die Regierung noch nicht völlig an das Licht abgetreten. Herr Donat stand auf, pfeifend vor innerer Wärme, um sich das seltsame Vergnügen zu leisten, im Schlafrock durch das Fenster zu schauen. Himmel, welch ein Leben schon da umher! Menschen, deren Erfindung er sonst nur aus ihren Wirkungen wahrgenommen, fanden lebhaftig vor seinen Augen. Die Semmeljungen prügelten sich nach allen Regeln englischer Boxerkunst, der

Milchmann grüßte durch die Straßen, nicht als ob er es bezahlte befäme, sondern weil er es wirklich bezahlte bekam, und die Droschkenführer nahmen unter einer Laterne den ersten Blick.

Gegen 8 Uhr erschien er in den allgemeinen Räumen. Seine Frau, die mit dem Hausmädchen in Gemeinschaft bereits einen erbitterten Krieg gegen Dielen und Möbel führte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, indem sie ihn mit den Eingangs erwähnten Interjektionen empfing.

„Nun, wollt Ihr mich nicht haben?“ grüllte der Papa.

„Doch — sehr gern — wir freuen uns sehr“, wie es in solchen Fällen in der Regel heißt.

Herr Donat hob bereitwillig eine Zeit lang bald das rechte, bald das linke Bein vor dem insultatorischen Wesen und ließ sich geduldig aus einem Winkel in den anderen, aus einem Zimmer in das andere manövrieren. Endlich brach der Friede des Kaffeetischs für ihn an, dann fiel er über die Zeitung her, um das Neueste aus Samoa und Petersburg zu verschlingen und ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit setzte er sich schon um 8 Uhr auf die Straßenbahn und langte noch immer wohnig durchströmt vom triumphierenden Bewußtsein des Morgengenußes eine Stunde früher als gewöhnlich vor seinem Geschäftslokale an.

„Bureauzeit von 8—1 und 3—7 Uhr“ stand in großen Lettern an der Thür. Herr Donat drückte die Klinke — nanu? Die Thür noch verschlossen. Der Hausmann sollte doch schon um 8 da sein, um die Bureau zu säubern. Und jetzt war es 8. Und was noch schlimmer, er trug nicht einmal seinen Schlüssel bei sich, denn da er ihn selten brauchte, dachte er in den wenigsten Fällen daran, ihn einzuflecken. Herr Donat wartete einige Minuten, seine gute Laune begann zu verdraußen, die Morgenstunde ihr Gold in Blei zu verwandeln. Nach kurzem Horren stürzte er zornig und ungeduldig die Treppe hinab, um sich in ein benachbartes Café zu begeben und seinen Jörn mit einem Cognac wirklich zu bekämpfen.

9 Uhr durch — nun würde er doch endlich Einlaß finden.

Er stieg die Treppe hinan — was das nur für ein Lärm im Hause war? Als zantien sich ein halb Duzend Marktweiber, lang es von oben herunter. Was mochte nur los sein? Er erftigte die andere Treppe — hoch? kam das nicht aus seinem eigenen Bureau?

Was trieben denn die Herrschaften eigentlich?

Leise aufstehend näherte er sich und blickte vorsichtig durch den Spalt der nur angelehnten Thür. Welch ein Anblick! Wenn er auch nicht wie Lots Weib zur Salzsäule wurde, so stand er doch vor Entsetzen so starr, als hätte ihm ein Hanser oder Krafft-Ebing die Idee suggeriert, er sei ein orientalischer Säulenheilige. Die jungen Leute, die sonst bei seinem Eintritt so sitfam auf ihren Drehsesseln saßen und die Federn geschäftig über das Papier gleiten ließen — in welcher Situation mußte er sie erblicken?

Den kleinen Tisch aus seinem Privatbureau, woran er mit seinen Geschäftsfreunden zu sitzen pflegte, hatten sie in der Mitte des Zimmers aufgepflanzt und alle Stühle um diesen herum, seinen eigenen — seinen höchst eigenen gepolsterten Büschfessel nicht ausgenommen. In friedlicher Tafelrunde saßen da die beiden Bureaugehilfin, die Stenographin und der zweite Buchhalter, vor sich eine Patente Bierflasche nebst den drei zum Komptrolinventar gehörigen Wassergläsern, sein eigenes natürlich eingeschlossen und stießen kreuzförmig auf irgend jemandes Gesundheit an.

Der Hausmann stand rechts davon am Pulte, einen Kessel vor sich und tranötrte mit einem Taschensmesser mit nicht zu verkennender Kunstfertigkeit und Eckerhändnis einen gefassten Speier.

Auf dem Pulte daneben saßen — man denke, auf dem Pulte! — die beiden Beiringer, der eine den Schuntelwalzer pfeifend und der andere dieselbe

wunderbare Melodie in ohrenzerrigenden Tönen durch einen mit Seidenpapier umwickelten Kamm blasend, wogu beide mit zwei großen Eimeln den Takt schlugen.

Und der erste Buchhalter, der zugleich die Würde eines Bureauvorstehers bekleidete, sein Vertreter und Vertrauensmann, welcher mit der Aufrechterhaltung der Ordnung in diesem Augiasstall beauftragt war, wo war er?

Er glänzte durch völlige Abwesenheit! Mit immer länger werdendem Gesicht verfolgte der überraschte Chef die einzelnen Phasen dieses unerwarteten Schauspiels!

O diese ruchlose sündige Gesellschaft. Sie bemerken nicht einmal sein Kommen, so daß er die Thür noch ein wenig weiter aufmachen konnte, um nichts von den Vorgängen im Zimmer zu verlieren. Mohring, der zweite Buchhalter, sonst ein Dudmäuser erster Sorte, war eben in einer gewichtigen Beredsamkeit begriffen, die er mit wilden Gesticulationen begleitete.

„Mitsbürger, Freunde, Römer!“ donnerte er mit dem Pathos eines Karl Anton, indem er das Bierglas hoch und stolz emporhob. „Acht Ihr, weshalb ich Euch heute den köstlichen Trank des Gamberrins spende? Nein, Ihr ahnt es nicht! Denkt Euch, was gestern Abend — oder vielmehr heute Nacht geschehen ist! Flora, der Traum meiner schlaflosen Nächte, hat mir, als ich sie sorgsam nach ihrem väterlichen Heim spedirte, den ersten süßen Kuß auf meine glühenden Jünglingslippen gehaucht. Er brennt noch auf ihnen wie spanischer Wein —“

„Stuß!“ brüllte der eine Bureaugehilfe lachend. „Hall's Maul!“ herrschte Mohring ihn an. „Du hast nicht für eine Strippe Poesie unter dem Zwischstül. Flora, die Geliebte,“ fuhr er dann fort, „die bleiche Jungfrau mit den Azuraugen —“

„Sie hat ja schwarze“, fiel der eine Lehrling, sein Konter unterbrechend, ein.

„Silentium! Das versteht er nicht. Flora, die bleiche Jungfrau mit den Azuraugen —“

„Und den roten Haaren“, rief der zweite Gehilfe. — „Den goldblonden Locken, Du Generalstiel — ihr zu Ehren wollen wir heut' die Gläser leeren! Darum Mitsbürger, Freunde, Römer! Erhebt die mächtigen Vokale, steht an auf das Wohl Floras, der Königin ihres Geschlechts! Sie soll leben hoch, hoch, hoch!“

„Hoch! hoch! hoch!“ schallte es, worauf die Stenographin schelmisch zu singen anhub: „Es leben die Schwarzen, die Blondnen, die Braunen. Sie leben alle hoch!“

„In aller Welt, Ihr infamen Notenquetscher“, schrie Mohring jetzt den unermüdblichen Kammbläsern zu, „haltet doch mal euh' mit Eurem vermaledeiten Gebudel! Berger! — dies galt dem Hausmann — „sind Sie noch nicht fertig? Ich habe einen höllischen Rater — her mit dem rettenden Haifisch oder ich zwinge Ihnen jedes Barthaar einzeln aus!“

Berger servierte lachend den kunstreich engegräteten Meeresbürger, auf den der Buchhalter sich mit wachem Hefshunger stürzte, indeß die beiden Musikanten mit ungeschwächter Kraft und tiefem Verständnis eine Polka intonirten, wodurch sich der eine Bureaugehilfe so begeistert fühlte, daß er Fräulein Loura, die Stenographin, nach allen Regeln des Längzeremoniells zum Reigen aufforderte.

Der Hörcher draußen war begeistert, zu sehen, wie das tanztüchtige Pärchen es wohl anstellen würde, zwischen den Kulissen und Tischen hindurchzukommen, ohne sich die Rippen entzweizukloffen, aber siehe da — eine lange Übung mochte ihnen wohl zu statuen kommen, denn sie vermieden die Rippen mit ebensoviel Geschick als Grazie. Der Hausmann, nachdem er lässig getrunken, begann, um sich gleichfalls angemessen zu beschäftigen, als Kraftturner zu produzieren, indem er Stühle vor sich hinstellte und das große Hauptbuch auf einen Finger zu balancieren versuchte.

„Jetzt müßte uns der Alte sehen“, jubelte der andere Gehilfe, der sich an die Bierflaschen hielt. „Der?“ höhnte Mohring, „der kann zu Grose gehen.“

In diesem kritischen Moment erschien Herr Donat in der Thür.

„Guten Morgen, meine Herren.“ Er sprach es laut, bedeutsam, mit etwas ironischer Stimme, aber ruhig. „Entschuldigen Sie, wenn ich störe“, fuhr er spöttisch fort und ließ seine Blide rundum schweifen.

„Bitte genieren Sie sich nicht.“

Wie Wespen, wenn der Witz in das Nest schlägt, stoben die überraschten Merkurjünger auseinander. Der Musikanten blieb eine grelle Note in der Kehle hängen, die Ränge versteinerten mitten in einem kunstvollen Paß und der kühne Verehrer Floras begann entsetztlich zu erpöckeln, denn ihm war eine heimliche Gräbe in den Schulden geraten, die den Argusaugen des Transkripts entgangen war. Der Hausmann allein behielt seine Gesichtsgegenwart, er schaffte schleunigst Tisch, Stühle und Gläser beiseite, worauf sich die Sünder allgemach still an ihre Plätze schickten.

„Wo ist denn Herr Kolbe?“ fragte Herr Donat scharf — er meinte den Bureauvorsteher.

„Nicht da?“ antwortete Kleinlaut der Hausmann.

„Nicht? Kommt er immer so spät?“

„N., nein.“ erwiderte Berger mit einer Stimme die deutlich das Gegenteil besagte.

Da faßte Mohring, der nunmehr glücklich den Eindringling hinuntergewürgt hatte, ein Herz, trat vor und sagte: Sie wollen entschuldigen, Herr Donat, heute ist mein Geburtstag und da —“

„Und da müßten Sie ihn mit allen Kollegen dadurch begehren, daß um 10 Uhr noch niemand hier war, wie?“

„Entschuldigen Sie, ich hatte mich gestern etwas verspätet.“

„Das glaube ich wohl. Und Sie Kesser?“

„Ich hatte es verschlafen, Herr Donat.“

„Sie Berger?“

„Meine Uhr war stehen geblieben.“

„Genug“, rief Herr Donat entrüstet. „Kenne das. Von nun an werde ich —“

„Klingelkling!“

Er unterbrach sich und trat an das Telephon.

„Hier Donat“, rief er höfend.

„Ist Mohring schon da“, lönte die Antwort zurück.

„Gehen Sie hin, Herr Mohring Sie werden gewünscht.“

Augenscheinlich berlegen trat Mohring ans Telephon, Herr Donat ergriff in leichtbegreiflichem Mißtrauen das andere Hörrohr und lauschte.

„Gut bekommen altes Haus?“ erklang die frühere Stimme.

„Dante ja.“

„Wart' köstlich fidel gestern — was macht der Brummschädel, he. Habe auch einen Bleckkopf wie noch nie. Donnerwetter, ich glaube, 's war fünf Uhr durch, als wir nach Hause kamen.“

„Lach nur, ich habe zu thun“, brummte Mohring Kleinlaut, während seine Wangen sich hochrot färbten. „Du scheinst schön im Dufel zu sein“, rief der andere. „Na, schloß nur aus, grüß Deinen Kater von mir und sag' ihm, er solle mir gestohlen werden! Schluß!“

„Ein sehr höflicher Herr“, bemerkte Herr Donat ironisch. „Haben Sie lauter so geblöbten Umgang. Das ist wohl der Bruder von Fräulein Flora?“

„Bitte entschuldigen —“

„Lassen Sie mir“, wies Herr Donat ihn ab.

„Was geht mich das an — ich kann ja zu Grose gehen, wie?“

Zum Glück erschien eben der Bureauvorsteher um den arg Bedrängten aus seiner unerquicklichen Situation zu erlösen.

„Guten Morgen — Herr Donat“, ergänzte der Umförmling gehesnt.

„Morgen.“ Herr Donat zog lalttschelnnd die Uhr aus der Tasche und blüdete auf die Zeiger. Berlegen that der Bureauvorsteher dasfelde. „Kaun Uhr“, bemerkte Herr Donat.

„Meine Uhr scheint nachzugeben“, erklärte Kolbe lalttschelnnd. „Dann trat er gleichmüßig näher und begann: „Bitte um Verzeihung, daß ich mich heute einmal verspätet habe, Herr Donat, ich —“

„Sie haben's auch verschlafen? Wie? Ihre Uhr ging nach? Oder der Wacker hat nicht gewinkt?“

„Meine Frau hat heute Geburtstag und da —“

„Ach, Ihre Frau hat Geburtstag? Beidet Ihre Frau häufig an dem Uebel?“ meinte sarkastisch der Chef. „Sie haben Recht, Herr Kolbe, alle Morgen sind Sie pünktlich und gerade heute, wo ich einmal früher da bin, müssen Sie sich verspäten. So geht's halt.“

„So ist's auch wirklich“, verzogte Kolbe frech, es ist das erste Mal, Herr Donat.“ Damit nahm er ruhig seinen Platz ein und begann sein Logenwerk, während Herr Donat in dem Bewußtsein, daß ihm alles Schelten doch nichts helfen würde, sich in sein Privatkomptoir zurückzog.

„Morgen heißt's aber pünktlich sein“, rief Mohring, als alle sich von dem gehaltenen Schrecken einigermaßen wieder erholt hatten.

„Morgen steht der normalerweise schon 10 Uhr am Pulte“, orientierte der erste Gehilfe.

Am anderen Morgen befanden sich in der That alle Angestellten pünktlich auf dem Plage. Der Hausmann und die Stenographin erschienen sogar eine volle Viertelstunde früher. Nur Kolbe, der Bureauvorsteher, traf wie gewöhnlich erst um 9 Uhr ein.

„Herr Kolbe, das war aber gewagt“, meinte Mohring mit bedenkllichem Gesicht.

„Dummes Zeug“, antwortete der Bureauvorsteher lachend. „Ich müßte meine Pappenheimer nicht kennen — wenn der gestern so zeitig aufgefunden ist, schläft er heute um so länger.“

Und Kolbe als guter Menschenkennner und Psycholog hatte Recht. Wohl nahm Herr Donat sich an dem verhängnisvollen Morgen vor, nun nun an jeden Morgen um acht Uhr im Bureau zu sein. Da er aber vorigen Abend nicht ausgehten war, blieb er diesen um so länger, und als am anderen Morgen seinem Befehl gemäß um ein 3/4 Uhr gemerkt wurde, fühlte er die Kraft sich zu erheben bei weitem noch nicht in sich. „Heute kann ich ganz sicher sein, daß alle pünktlich sind“ tröstete er sich, „heute habe ich's nötig.“ Und am nächsten Tage dachte er: „Für heute wird's auch noch.“ Und am dritten — ging im Bureau — alles wieder seinen alten Gang und wird so fortgehen, bis Herr Donat wieder einmal früher ins Geschäft geht.“

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Charade: Ungarn.

Logogriff: Dofen, Gofen, Kofen, Jofen, Mofen, Pofen, Rofen, Tofen.

Unterhaltungsaufgabe: Man zählt derartig, daß der Rezer das erste Mal Nr. 3 bekommt.

Ruchstabenrätsel: Abendandacht.

Sirgenkalender.

Mittwoch, 28. Februar. (Nischermittwoch). Romanus † 480. Anfang der 40tägigen Fastenzeit.

● St. Maria Empfängnis: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht. ● Dominikanerkloster: Das Kreuzweg wird nach allen hl. Messen ausgeteilt. — Heute ist der 5. der 7. Wochentage zu Ehren des hl. Joseph; abends um 7 Uhr ist Andacht mit Sakrament. Segen. ● St. Anna-

stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht zu Ehren des heil. Joseph. ● Franziskanerkloster: Heute wird nach allen hl. Messen das Kreuzweg ausgeteilt.

Donnerstag, 1. März. Eutbertus † 718.

Freitag, 2. März. Simplicius † 483. ● St. Andreas: 5. Xaverius-Freitag. Abends 7 Uhr Predigt und Andacht, danach Sühne-Andacht. ● St. Maria-Empfängnis: Abends 7 Uhr Kreuzwegandacht mit Fastenpredigt. ● Anna-

stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht zu Ehren des hl. Herzens Jesu. ● Kapelle zu Stoffeln: 1. Freitag zur Verehrung des göttl. Herzens Jesu, 8 Uhr hl. Messe.

Sonntag, 3. März. Kunigundis † 1040.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 4, 1-11. „In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn. Und es trat der Versuchter zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brode allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Gänge des Tempels, und sprach zu ihm: Mit du Gottes Sohn, so stürze dich da hinab: denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stohest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Uebermal nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weiche, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen. Alldann verließ ihn der Teufel, und siehe, Engel traten hinzu und dienten ihm.“

Die H. Fastenzeit.

Schon die sog. Vorfastenzeit, die mit dem Sonntage Septuagesima begann, hatte einen düstern Schleier über die freundlichen Bilder aus der Kindheit Jesu gezogen. Nun aber, lieber Leser, betreten wir einen steinigen beschwerlichen Pfad, auf dem statt süßduftender Blumen der Knabach Dornen der Abtötung für uns wachsen. Sicher wäre es unrecht, wenn wir uns darüber beklagen wollten; denn unsere Mütter, die Kirche Gottes, weiß genau, was uns not thut.

Die Anordnung der vierzigstägigen Fastenzeit reicht bis in die Anfänge des Christentums hinaus und rührt nach dem Aussprüche der hl. Väter Hieronymus, Leo des Großen u. A. von den Aposteln her. Sie ist eine der Buße in ganz besonderem Maße gewidmete Zeit; diese Buße aber kommt zum Ausdruck hauptsächlich in der Nüchternheit des Speises, die der Christ in freiwilligem Gehorsam gegen die Kirche Gottes und zur Sühne seiner Sünden sich auferlegt. Daß aber das Fasten in Wahrheit als ein Mittel der Genugthuung gegenüber der strafenden Gerechtigkeit Gottes anzusehen ist, dafür zeugt schon die älteste biblische Urkunde, die wir in den fünf Büchern Moses besitzen. Im 9. Hauptstücke des letzten Buches ruft Moses dem israelitischen Volke die vielen und schweren Verleumdungen Gottes ins Gedächtnis, die den Jörn des Herrn in einem so hohen Maße erregt hatten, daß Er das treulose Volk vernichten wollte; es war damals, als Moses den Berg bestieg, um die steinernen Gesetzestafeln zu empfangen, und auf deren Empfang er sich vorbereitet durch vierzigstägiges Fasten. Und als er nun vom Berge herab-

kam und sah, daß das Volk in seiner Abwesenheit sich ein goldenes Kalb gegossen, da warf er die Tafeln aus seinen Händen und zerbrach sie vor den Augen des entarteten Volkes. In Erinnerung an dieses Ereignis sprach Moses (V. 9): Ich fiel nieder vor dem Herrn, wie zuvor, ohne Brot zu essen und Wasser zu trinken (wiederum) vierzig Tage und Nächte, wegen all der Sünden, die ihr gegen den Herrn begangen und durch die ihr ihn zum Zorne gereizt habt; denn ich fürchtete Seinen Unwillen und Zorn, indem Er, gegen euch entflammt, euch vernichten wollte. Und es erhörte mich der Herr auch dieses Mal.“

Zu der Epistel des Mihermittwoch tritt der Prophet Joel im Namen Gottes vor das israelitische Volk mit der Mahnung, es möge doch endlich durch aufrichtige Buße zum Herrn sich bekehren, um die angedrohten Strafgerichte von seinem Haupte abzuwenden: „Bekehret euch zu Mir (so spricht der Herr), aus eurem ganzen Herzen! Bereichert eure Herzen und nicht eure Kleider! Bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott, denn Er ist gütig und barmherzig; Er ist langmütig und bereit, euch Gnade zu erweisen und die verdiente Strafe zu erlassen.“ ... Wo aber sollten sie denn ihren Gott versöhnen? wie die vielen Sündtücke, die den Zorn Gottes herausgefordert, wieder gut machen? — Hören wir, lieber Leser, was der Prophet des Herrn ihnen weiter zuruft: „Lasset die Psalme auf Sich erörten und kündigt ein H. Fasten an. Rufet das Volk zusammen, wehlet die Versammelten, und Alles vereinige sich vor dem Angesichte des Herrn, Alt und Jung, Greise und Säuglinge! Die Priester des Herrn sollen an der Spitze des Volkes erscheinen, sie sollen weinen zwischen dem Vorhofe und dem Altar

Kirchenkalender.

Sonntag, 4. März. 1. Sonntag in der Fasten. Rosmiß + 1483. Evangelium Matthäus 4, 1-11. Epistel 2 Korinther, 6, 1-4. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Kinder, 8 Uhr hl. Kommunion der Gymnasialisten, nachm. 3 Uhr Andacht. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr monatliche Kommunion der Kinder, nachm. 5 Uhr Predigt, nach derselben Rosenkranzandacht u. Umgang durch die Kirche. Maria Himmelfahrtstiche: hl. Kommunion u. Versammlung der Jünglings-Kongregation. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag u. Andacht für die marion. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinenkloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion des Marienvereins, nachm. 6 Uhr Herz-Jesuandacht mit Predigt. Dominikanerkloster: Heute ist der 1. Sonntag des Monats mit vollkommenem Abtag für die Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft. Das Hochamt wird dargebracht für die Lebenden und verstorbene Wohlthäter der Kirche u. d. Klosters. Zugleich ist heute der letzte der 6 Sonntage zu Ehren des hl. Thomas d. Aquin mit vollst. Abtag. Fastenpredigten sind Sonntags in der 11 Uhr Messe u. nachm. 5 Uhr. Statt der Fastenpredigten, welche bisher in der Woche, Mittwoch abends gehalten wurden, wird für dieses Jahr Sonntags früh in der 7 Uhr Messe eine kurze Andacht gehalten werden. Die hl. Kommunion wird dann in dieser Messe gleich nach der hl. Wandlung ausgeteilt werden. — An den Kreuzwegen ist abends um 7 Uhr Kreuzwegandacht.

(Ansführung siehe legit. Seiten.)

und sehen: Schone, o Herr, schone Deines Volkes und laß Dein Erb nicht zu Schanden werden!" (Noel II.) Dieses Alles, lieber Leser, spricht der Prophet im Namen des Herrn. Es ist also der Herr selbst, der Sein Volk durch den Propheten ermahnt, ein allgemeines Fasten anzulegen, und der ihm die tröstliche Versicherung giebt, daß dieses Fasten, mit eifrigem Gebete verbunden, das wirksamste Mittel sei, Seine Gerechtigkeit zu verherrlichen und die Strafbaren Seinem Vaterherzen wieder nahe zu bringen. — Und der Worte des Propheten bedient sich, wie schon gesagt, die Kirche gleich am ersten Tage der Fastenzeit, am Aschermittwoch: ganz erfüllt vom Geiste Gottes und voll banger Besorgnis für das ewige Heil ihrer geliebten Kinder, läßt auch sie ihre Stimme ertönen, um diese zu besseren Gesinnungen zurückzubringen.

Mit großer Weisheit führt sie uns daher auch im heutigen Evangelium Jesus Selbst vor als unser Muster und Vorbild. In jenem strengen Fasten des Herrn während der vierzig Tage — sagt ein Erklärer der hl. Schrift, — erkennen wir einen Akt der Sühne und der Gegenwärtigkeit zu jener Essensbegierde, die unsern Stammvater Adam im Paradiese zum Falle brachte. Dem ersten Stammvater war zur Prüfung ein „Fastengebot“ auferlegt worden, das er übertrat; deshalb wolle unser zweiter Stammvater (Christus) Sich Selbst ein Fastengebot auferlegen, um gleich beim Beginn Seiner Messianischen Wirksamkeit den Gegensatz anzudeuten, in dem der zweite Adam dem ersten gegenüber sich befindet. Auch während Seiner Lehrthätigkeit hat Jesus die Notwendigkeit des Fastens betont zur Ueberwindung des bösen Feindes, indem Er erklärte, daß eine gewisse Art von Dämonen nicht anders ausgerieben werden könne, als durch Gebet und Fasten (Matth. 17, 20). Wenn aber Christus, der Herr, Selbst das denkbar strengste Fasten übte und daselbe als zur Ueberwindung des Teufels notwendig erklärte, so finden wir es begreiflich, daß auch die Apostel strenges Fasten beobachteten, so daß der hl. Paulus sagen konnte: die Apostel erwiesen sich, wie in vielen andern Dingen, so auch im Fasten als Diener Gottes (2. Kor. 6, 5).

Das Alles ist nun so klar, lieber Leser, daß es uns billig befremden muß, wenn Leute, die doch immer die Bibel im Munde führen, das Fasten als eine Thorheit erklären und uns Katholiken verhöhnen, weil wir das thun, was die hl. Schrift nicht genug rühmen kann. Sie sehen eben in der Bibel das nicht, was sie nicht sehen wollen; sie finden darin nur, was ihren Vorurteilen und irrigen Begriffen entspricht. Für Jeden aber, der sehen will, ist es klar, daß das kirchliche Fastengebot seine Rechtfertigung in dem Worte Gottes findet, und daß die Kirche also ganz im Geiste ihres göttlichen Stifters handelt, wenn sie ein so wertvolles Hülfsmittel uns zur Pflicht macht, in dieser heiligen Zeit vor Ostern, in der wir mit dem Weiden und Sterben unseres Erlösers uns besonders eingehend beschäftigen sollen.

Dabei nimmt die Kirche jede billige Rücksicht: sie entbindet vom Fastengebote alle diejenigen, für welche das Fasten Folgen haben würde, die es seiner Bestimmung gemäß nicht haben soll, nämlich: Nachteile für die Gesundheit oder Unfähigkeit für die Berufsgeschäfte. Sie verpflichtet daher zum Fasten — das nur eine einmalige Sättigung für den Tag zuläßt, — keinen, bevor er das 21. Lebensjahr zurückgelegt hat, weil bis dahin der Körper noch nicht hinlänglich erstarbt zu sein pflegt, um bei einer einmaligen Sättigung bestehen zu können. Auch hört die Verpflichtung zu diesem Fasten wieder auf mit dem Eintritte des Greisenalters, weil da wiederum eine bedeutende Verminderung der Kräfte sich bemerklich macht; als durchschnittliche Grenzscheide pflegt man das 60. Lebensjahr anzunehmen; die Kirche hat eine bestimmte Anzahl von

Lebensjahren nicht festgesetzt, weil bekanntlich bei dem einen Menschen die Kräfte früher, bei dem andern später abnehmen. — Und wie die Schwäche des Körpers an sich, so entbinden von der strengen Pflicht des Fastens sehr anstrengende und kraftverzehrende Arbeiten und Beschäftigungen, wie denn überhaupt die Gottesgelehrten vier Arten von Befreiungsgründen anzuführen pflegen: Unmöglichkeit, Not, Arbeit und geistliche Wohlthätigkeit. So sind denn vom Fasten entbunden, außer den Kranken und Gesehunden, die meisten Handwerker und Handarbeiter, besonders die im Freien zu arbeiten haben: Reisende, die einen längeren und beschwerlichen Weg zurückzulegen haben: Lehrer, die täglich wenigstens vier Stunden Unterricht erteilen; diejenigen Armen, die nicht so viel haben, um sich mit einer einmaligen Mahlzeit wirklich sättigen zu können, und — nach dem hl. Alphons von Liguori — selbst jene geringen Leute, die nur Brot und Gemüse haben, weil eine einzige Sättigung mit solcher Kost die Kräfte nicht genugsam zu stärken vermöchte.

Alle Uebrigen — sofern nicht ein wirklich triftiger Grund eine Dispensation nötig macht, — sind strenge zur Erfüllung des Fastengebotes verpflichtet.

Vergleicht man das Fasten unserer Tage — auch wenn es ganz nach kirchlicher Vorschrift gehalten wird, — mit dem, was unsern christlichen Vorfahren auferlegt war, so ist es kaum mehr, als eine nach den Regeln der Mäßigkeit eingerichtete Lebensordnung. Und doch finden es Viele noch zu hart! Ob wir, lieber Leser, wohl weniger Ruhe bedürften haben, als unsere Voreltern?

S.

Durch Afrika auf dem Sibirienwege.

Von Dr. G. v. Hiller-Sternberg.

Wer heute in den mittleren Mannesjahren steht, wird sich daran erinnern, daß in den Affanten von anno dozumal, als er die Schule besuchte, an der Stelle des inneren Afrika sich nicht viel mehr vorfand, als ein diebentiger weißer Fied. Heute ist das von Grund aus anders geworden. Zahlreiche Expeditionen haben das Innere des schwarzen Erdteils durchzogen, und namentlich der eifrige, unermüdete Engländer schickt sich an, die Forschungsergebnisse praktisch zu verwerten. Besonders gilt dies auf dem Gebiete des Eisenbahnbau und Telegraphenbau. Während das deutsche Kapital die Mittel nicht aufbringen kann oder vielmehr nicht will, um die sogenannte ostafrikanische Centralbahn von der Nilküste nach dem Seengebiet auszubauen, während die Usambatabahn ein kläglicher Torso bleibt, der nur durch das Eingreifen der Regierung davor gerettet worden ist, die Beute des Raubes zu werden, geht John Bull an ein Werk, welches seines gleichen nur in den amerikanischen Pacificbahnen und in den gewaltigen, der Vollenbung sich nähernden transsibirischen Eisenbahn findet. Ob es sich um die Anlage eines 2 Millionen Pfund kostenden Sperrdammes bei Assuan zur Verwässerung des oberen Aegypten handelt oder um die Herstellung vollständiger Bahnbauten im Sudan oder in Sidafrika, ist gleichgültig. Wenn nur irgendwie Aussicht vorhanden ist, daß das Unternehmen in absehbarer Zeit einmal Ertrag abwirft, findet sich das erforderliche Kapital, und so ist es denn kein Wunder, daß sich die Engländer namentlich bereits ernstlich mit dem Gedanken tragen, die vom Norden und Süden, Fährflüssen vergleichbar, in das Innere von Afrika hineinzuführen die Eisenbahnen zu einem Stränge zu verbinden, der ununterbrochen vom Kap der guten Hoffnung nach Aegypten führen und dazu dienen soll, das Übergewicht in diesem mehr als 800 000 deutsche Quadratmeilen großen Erdteile dem angelsächsischen Stamme zu sichern.

Derselbe Cecil Rhodes, auf den die moralische Verantwortung für den räuberischen Ueberfall der friedlichen transbaalischen Buren durch den Freiheiter Jameson zurückfällt, wollte vor kurzem in Berlin, wo er in Rubenz vom Kaiser empfangen wurde, um die deutsche Regierung für seine Pläne zu gewinnen, deren Verwirklichung wesentlich von deutschem Entgegenkommen abhängt. So läßt der Gedanke auch erscheinen mag, durch Hunderte von Meilen einer kaum auf das oberflächlichste bekannten Gebirge eine Bahn zu bauen, so sicher wird er doch einst in Thatfachen umgesetzt werden und zwar umso mehr, als schon im Norden und Süden auf lange Strecken die Anfangsleiter des riesigen Sibirienweges vorhanden sind, auf denen vielleicht schon in wenigen Jahren der Europäer durch Länder fliegen wird, welche bisher nur der arabischen Sklavenhändler und der reisende Geograph unter strengen Lebensgefahren und im Kampfe mit den Eingeborenen, Schrittweise vorbringend, durchzog.

Als die Franzosen den Bau des eben verdrachten Panamakanales unternahmen, handelte es sich um Durchstichung einer kaum 40 Kilometer breiten Landzunge, auf der jedes Terrainverhältnis auf das genaueste bekannt und sorgfältig vermessung war. Trag eines Kistenaufwandes an Kapital scheiterte das Werk an den natürlichen Schwierigkeiten, und da der Kanal erst heranzuführen war, wenn er in seiner ganzen Länge vollendet, waren alle bis zur Einstellung der Arbeiten ausgeführten Erdbewegungen und Gesteinsverlagerungen umsonst und als Resultat blieb nur eine Schädigung des französischen Nationalwohlstandes um 2 Milliarden Franc übrig.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei einem Eisenbahnbau. Fast jeder Kilometer, um den sich die fählerne Doppelspur in das Innere weiter vorwärtschiebt, ist ein unmittelbarer Gewinn. Wenn auch nicht mit jedem Bauabschnitt ein neuer Stapelplatz des Handels erreicht wird, so erfährt doch damit der mühsame Karawanentransport successive eine Erleichterung, und so wird eine derartige Ueberlandseisenbahn auch schon lange demuthbar, ehe das letzte Stück die Verbindung schließt.

Wie schon angedeutet, sind von der afrikanischen Zukunftsbahn die Anfangsleiter bereits in der tröstlichen Erstreckung fertig. Schon seit geraumer Zeit führte der Sibirienstrang reichlich 900 Kilometer weit von Unterägypten dem Nil entlang bis zum ersten Cataract bei Assuan, dem gewöhnlichen Endziele aller Aegyptenreisen. Die englische Expedition gegen den Mahdi, welche mit der Eroberung Omdurmans wohl nur ihr vorläufiges Endziel erreicht hat, gab die Veranlassung, den Bahnbau weiter gegen Süden bis Wadi Halfa fortzuführen, von wo aus der Weiterbau bis Kartum und bis Fochada ohnehin ein Gebot der Notwendigkeit ist, wenn Geld und Menschen zur Wiedereroberung des Sudans nicht umsonst geopfert sein sollen. Politische Schwierigkeiten dürften sich hier wie auf der nächstfolgenden Strecke südlich von Fochada um so weniger ergeben, als noch volle 1400 Kilometer südlich von diesem Orte bis zur Grenze von Deutsch-Ostafrika in der Landschaft Kuanda der Bahnbau sich auf dem Gebiete der britischen Interessensphäre bewegen würde, und da sich der Weiterführung, abgesehen von den vielen im wasserreichen ägyptischen Sudan notwendig werdenden Brückenbauten, auch keine besonderen Terrainverhältnisse entgegenstellen, ist dieselbe binnen kurzem zu erwarten.

Von Kapstadt im Süden führt schon seit einer Reihe von Jahren die Bahn weit gegen Norden über die südafrikanischen Stufenlandschaften, durch die Wüste Karroo, durch die Steppen des Betschuanalands, dann weiter durch die Kalahariwüste und Rhomas Reich zum Herzen des Kontinents hinein und endet vorläufig 1500 Kilometer von Kapstadt in Bulwago im Matabeland. In drei Absätzen klettert der Sibirienweg von der Meeres-

flüßte durch die südafrikanische Stufenlandschaft herauf, um dann auf der ausgedehnten, von tiefen Flußthälern unterbrochenen Hochebene weiterzuführen. Die wenigen aus der Konfiguration der Landschaft sich ergebenden Terrainhindernisse, wie z. B. bei Schofong und kurz vor Buluwoqa, werden nach dazu aus Erfahrungsmäßigkeiten in fast kindlich naiver Weise überwunden. So führt, um nur ein Beispiel anzuführen, die Bahnstrecke an vielen Stellen in enge Schluchten hinein, aus deren Sockelgasse man keinen Ausweg sieht. Gegen das Ende der Schlucht erscheint neben dem Fahrgeleise ein zweites Gleis, auf dem die Maschine, die inzwischen losgekoppelt wird, zurückfährt, um sich an das hintere Ende des Zuges zu setzen und diesen unter Gewinnung einer bedeutenden Steigung um die nächste Bergwand höher aus der Schlucht herauszuschleppen, die sonst nur mittelst eines kostspieligen Tunnels oder Viaductes hätte überwunden werden können.

Auf einer derartigen Höhe fährt man natürlich nicht mit der Geschwindigkeit eines D-Zuges; aber den bisherigen Transportverhältnissen gegenüber ist sie auch in ihrer heutigen Verfassung, die selbstverständlich sehr verbesserungsfähig ist, schon ein enormer Fortschritt. Auf der geplanten Fortsetzung nördlich von Buluwoqa tritt die Trace in das Flußthal des mittleren Zambesi und seines rechten Nebenflusses des Loangoo, wo eine Reihe von Kunstbauten erforderlich sein werden, und erreicht von hier aus zur durchschnittlich mehr als 1000 Meter über dem Meere gelegenen ostafrikanischen Hochebene emporsteigend, nach ungefähr 1500 Kilometer Weg, auf welchem sich keine unüberwindlichen Hindernisse entgegenstellen, das deutsch-ostafrikanische Gebiet, d. h. das Gebiet des Kongostates an ihrer Südgrenze am südlichen Ende des Tanganikasees.

Die Fortsetzung von hier kann nur durch das Gebiet der fremden Staaten erfolgen, und so versuchte England schon vor einigen Jahren zwecks Ausführung einer Telegraphenlinie die Verletzung eines schmalen Gebietsstreifens vom Kongostate zu erlangen. Das Vorhaben scheiterte damals an dem vereinigten Widerstande des deutschen Reiches und Frankreichs, und so trat man denn heute danach, sich mit dem unbehaglichen Germanen durch gütliche Uebereinkunft zu einigen, um die Fertigstellung des Verbindungsgliedes zu sichern, wobei ein Anschluß der von der Ostküste von deutschen Unternehmern zu bauenden ostafrikanischen Centralbahn in der durch Emin Pascha bekannt gewordenen Karawanenstadt Tabora oder westlich davon in Aussicht genommen wird.

Die Durchführung dieses Unternehmens, die es ermöglichen würde, innerhalb 10—12 Tagen aus dem Randwege Afrika vom entsemeten Süden bis zum äußersten Norden zu durchqueren, wäre natürlich ein Kulturwert ersten Ranges. Für den Reisenden, der in Südafrika zu thun hat, wird die transafrikanische Bahn allerdings wenig in Frage kommen, denn gegenüber der langen Fahrt im Eisenbahnwagen wird die Reise auf eleganten Dampfern immer die unergleichlich angenehmere bleiben und der Zeitgewinn wird die Unbequemlichkeiten der Landreise nur in den seltensten Fällen auswiegen. Aber für die afrikanischen Massen, welche, obwohl zum großen Teil recht kulturfähig, unter der unwürdigen Blutherrschaft ihrer Stammesfürsten und der Menschenjägererei arabischer Sklavenhändler verfallen, wird das Morgenrot einer besseren Zukunft erst anbrechen, wenn die Barbarei des kulturfremden Islams und des Feindschismus gebrochen und die europäische Völkergemeinschaft durch den Ausbau großer Eisenbahnlinien definitiv gesichert sein wird.

Für die deutschen Sonderinteressen ist Cecil Rhodes' Projekt immerhin von zweifelhaftem Werte. Die Bahn ist in erster Linie ein Mittel zur Befestigung des englischen Einflusses und wird schwer-

lich Massengüter 4000 Kilometer weit zum Kap oder zum Mitteländischen Meere zu befördern haben, für welche die Frachttäge sich unerschwinglich gestalten müßten. Der nautische Handelsweg der Zukunft von den centralafrikanischen Seen führt vielmehr entweder den Kongo hinunter oder noch weitaus kürzer durch Deutsch-Ostafrika kaum 800 bis 1000 Kilometer weiter zum Indischen Ozean. Berücksichtigt man nun, daß der größte Teil der deutsch-ostafrikanischen Kolonie dank seiner Höhenlage von vielen tausend Metern über dem Meere für die Kolonisation durch deutsche Einwanderer wohl geeignet ist, später sicher von solchen besiedelt werden wird, so erweist sich der deutsche Bahnbau dort selbst immer mehr als Notwendigkeit. Wenn nun Cecil Rhodes' Projekt auch nur den einen günstigen Erfolg hätte, das Trägheitsmoment, mit welchem der deutsche Kolonialbahnbau zu kämpfen hat, uns überwinden zu helfen, und uns zu Anstrengungen anzuportieren, welche hinter denjenigen anderer Nationen nicht gar zu weit zurückbleiben, so wäre das selbe doch schon aus diesem Grunde allein mit Freuden zu begrüßen, vorausgesetzt natürlich, daß die deutsch-Oberbehörden, soweit die Bahn deutsches Gebiet berührt, unangestastet bleiben und sich dieser Bahnbau nicht etwa zu einem englischen Walle gestaltet, welcher der deutschen Kolonie den Zugang zu den Seen, einer wichtigen Vorbedingung ihres Gedeihens, absperrte.

Drill.

Militär-Humoreske von Ludwig Heinrich.

Jedermann meint zwar zu wissen, was „Drill“ ist, aber wenn man den Begriff definieren soll, so wird man doch erst mal ordentlich darüber nachdenken müssen, wie man seinen sieben civilisierten Mitmenschen dieses militärische Universalwort verdeutschen soll. Diese Umschreibung ist auch gar nicht so einfach, denn unter Drill versteht der Soldat eben gar manches, was sonst einzeln in den sieben Haupttugenden des Soldaten, nämlich: Egerzisen, Fechten, Schießen, Schwimmen, Turnen, Felddienst und Instruktion zerstreut ist. Zu verwechseln ist das Wort außerdem nicht mit Drill, worunter der Soldat im Allgemeinen die Windungen seines gegogenen Gewehrs versteht, während mein Kamerad Vorsch, der Held dieser Geschichte, auf die Frage, was Drill sei, allerdings die eigenartige Antwort „Mien Anna“ gegeben hat.

Ich will daher in aller Kürze ein Erlebnis aus meiner ruhmslosen, im heißen Frieden absoluten dreißigjährig-freiwilligen Dienstzeit mitteilen, das geeignet ist, den Begriff „Drill“ wenigstens nach einer Seite zu veranschaulichen.

Jeder Mensch hat sein Stedenpferd, man kann es also einem strebsamen Hauptmann nicht verdenken, wenn er auch eins hat. Dieses Stedenpferd hieß bei meinem braven Kompagniechef Instruktion. Mochten die einzelnen Leute der Kompagnie weder Krone durch noch Fußspitzen niederbrücken können, mochten sie die Scheibe oder die Kugel befändliche Lust treffen, sie waren für Kexls, wenn sie nur ordentlich ratiouniren konnten, das heißt, in der Instruktionstunde nicht nur keine Antwort schuldig blieben, sondern dieselbe auch noch mit möglichst vielen Worten verdrämten.

Schlimm hatten es daher diejenigen Vaterlandsverteidiger, denen die fürsorgliche Natur wohl einen großen Verstandestafel mit auf den Weg gegeben hatte, leider aber den nötigen Inhalt dazu zu liefern vergessen hatte, wie solches in dem Teile des geeinten Deutschen Reiches, in dem meine Geschichte spielt (es haben dort früher Obotriten gewohnt) leider nicht gerade selten vorkommt.

Am meisten zeichnelt mein Kamerad Vorsch sich durch imposante Dummheit aus; dieser brave Flurenbesorger (mit Spitznamen auch „Zornig“ genannt, weil eine seiner geführeichten Antworten, die

er während seiner ganzen Militärdienstzeit gegeben hat, auf die Frage, was er thäte, wenn eine feindliche Patrouille auf ihn als Feldwachtposten schiffe, die war, daß er dann z o r n i g würde) konnte es lange nicht begreifen, daß es außer Erbsen mit Speck und Kohl mit Hammelfleisch noch etwas auf dieser schönen Erde geben könne, für das Menschen Interesse haben oder das sie auswendig lernen könnten. Er beantwortete daher im ersten Vierteljahre alle an ihn gerichteten Fragen, die sich nicht gerade auf kulinarische Genüsse bezogen nur durch Aufzählen seines bis an die sämtlichen Ohrmuscheln erstreckenden „Mündschens“, ohne daß diesem irgend ein Ton entschlüpfte.

Später, als er civilisierter, das will sagen, militärischer wurde, brangen dann ab und zu einige unartikulirte Laute zwischen seinen Kanonwertzeugen hervor, doch noch lange dauerte es, bis er auf eine einfache Frage zu einem verständigen Ja oder Nein sich aufraffte, auf seines Serenitäten Frage: Dummheit sei eine Gabe Gottes, deshalb dürfe man sie nicht, was? m i ß b r a u c h e n antwortete.

Ich muß hier übrigens ein besonderes Lob über seinen Instrukteur, den Sergeanten Meinte einschalten, der es in bewundernswürdiger Weise verstand, seinen drillbefohlenen Rekruten die Theorie der Kriegskunst beizubringen, indem er die Fragen möglichst lang ausdehnte und stets so zu stellen wußte, daß nur noch ein Ja oder Nein zur Antwort übrig blieb.

Wehe aber, wenn Zornig, rechte Porsch, von dieser Ja- und Reinsage-Praxis abwich, der seine Antworten weiter erläutern zu müssen verneinte, denn dann kam sicher der blühendste Unfuss zu Tage, z. B.: „Porsch, trägt der General zur Parade stets langschäftige Stiefel?“

„Ja wohl und zwar ungerieffelt.“

So hatte schon einer der lieblichsten Abschnitte des Soldatenlebens — die Rekrutenzeit — ihr Ende erreicht und es begann die nicht minder interessante Periode des Kompagnieerzehrten. Mit diesem Fortschreiten der praktischen Kriegskunstausbildung hält die Theorie gleichen Schritt, das heißt, sie verläßt die Thematia über den „Inneren Dienst“ und wendet sich dem Zweige der militärischen Wissenschaft zu, was besser absoluter Veberechnung allein Feldmarschälle hervorgehen, das ist der praktische Felddienst.

Dies letztere wußte auch unser Herr Oberst, und hielt der Kompagniechef auf Instruktion im Allgemeinen, so ritt der Regiments-Kommandeur fast ausschließlich auf „Sicherung im Felde“ und „Feldwachtdienst“ herum, was Wunder also, daß zu der gefährlichen Kompagnie-Vorstellung, die stets mit einer Feldwachen-Aufstellung und schließlich mit einer „Entwicklung“ gegen den glücklichen Weise nur „maximale Feind abzuschließen pflegte, alles aufgegeben wurde, um den in dieser Beziehung absolut keinen Scherz verhehenden Regiments-Kommandeur aufzureden zu stellen.

„Das Terrain“ (so heißt es schon deutsch Gelände) „kennen, meine Herren, ist die wichtigste Vorbedingung, um dem Feinde wirksam entgegenzutreten zu können“; so oder ähnlich pflegte der alte Herr jede Kritik und jede Ansprache zu beginnen und zu schließen. Und in dieser Terrainkenntnis leisteten wir auf unserem lieben kleinen „Egerzlerplatz“ vor der Stadt etwas ganz Geschaunliches. Nicht nur wußten wir, daß „rechts von uns im Graben an der Chaussee nach Maritz die Feldwaache Nr. 1, links am Abhange hinter Steffen's Dorf-scheune Nr. 3 lag“, sondern auch, „daß das Gelände rechts der Chaussee die Grammonstannen heiße, daß die Chaussee nach Maritz, Kessin und Wize führe, daß das ca. 2500 Meter vor uns liegende Dorf Steinhorst heiße, daß der etwas links davon sichtbare Baum das Kirchdorf Groß-Harmstorf heiße, daß links hinterm Abhange die Mäntzflöhe, die eine postfahrbare Brücke habe und sich in die Warnow ergieße“ — und so fort, so daß wir

samt und sonderb ein geographisches Examen in dieser Gegend ohne Zweifel bestanden hätten.

Das Merkwürdigste aber war, daß sogar mein mehrerwähnter Kamerad Porsch, genannt Jörnig, der vor Beginn seiner Kriegsstudien in dem ca. 2500 Meter vor uns liegenden Dorfe Steinhors noch seiner eigenen Angabe „Schepernecht“ gewesen war, vermöge seiner Vorkenntnisse im Stande war, diese schöne lange „Feldwache-Instruktion“ ohne Anstoß herzuheften.

Da wir durch wiederholtes Abschreiten ferner noch genau wußten, wie weit ein im Terrain sichtbarer großer erratischer Block, eine Hecke, ein Graben und mehrere andere Terrainunterbrechungen von uns entfernt waren, und wir in dem so wichtigen „Disparanzhühen“ so leicht also auch nicht zu fangen waren, so konnten wir der Gefahr der Vorstellung in diesem wichtigen Grade vor dem gestrigen Herrn Obersten ziemlich getrost ins Auge sehen, denn wir waren ja auf alle Fälle vorbereitet.

Wen der Herr Hauptmann denkt aber der Herr Oberst lenkt.

Kommt da nämlich vor dem Tage der Vorstellung der Regimentsbefehle heraus, daß die Kompagnien morgen um so und so viel Uhr in der und der Ecke des großen Exercitplatzes zur Vorstellung bereit zu stehen hätten.

Das war ein harter Schlag, denn diesen Platz kannten wir bisher nur vom Hörensagen und erfuhrten jetzt durch ältere Kameraden auch nur, daß er auf der entgegengesetzten Seite unseres lieben „Kleinen“ und etwa fünf Mal so weit als dieser von der Stadt belegen sei, sich als eine unendliche öde „coupée“ sandige Fläche darstelle und ringsum von hohen verschwiegenen, jede Fernsicht hemmenden Fichtenwäldchen eingefaßt sei.

Na, da sich der Militärstand von einer noch so musterhaft geführten Ehe dadurch sehr wesentlich zu seinem Vorteil unterscheidet, daß es ein Miederleben in ihm absolut nicht gibt, so starben wir am anderen Morgen präzis eine halbe Stunde zu früh mit an einer Gartenleine ausgerichteten Fußspigen auf dem besahnten Fied und „rübrten“, d. h. wir durften abgesehen von den Weinen, die einzelnen Gliedmaßen nach Belieben bewegen.

Endlich nach der gestrigen Herr Oberst nebst obligatorischer Begleitung und findet dank der Gartenleine unsere Richtung zunächst vorzüglich. Ebenso erzeugen die seit Monaten täglich und händlich geübten Griffe seine hohe Zufriedenheit, wie er auch an den weiter ausgeführten Märschen und Exercitien Kennenwertes nicht auszuweisen fand.

Nachdem der Oberst uns daher seine Zufriedenheit in den gezeigten Leistungen persönlich ausgesprochen, dann aber darauf hingewiesen hatte, daß das alles noch nicht den brauchbaren Soldaten ausmache, sondern dieser sich erst im Felddienste bewähren müsse, ging die unter den veränderten Umständen verhängnisvolle „Entwickelung“ vor sich.

Nach einer vom Hauptmanne schleunigt aus dem Ärmel geschüttelten „Generalidee“ war der Feind von irgendwo her zu erwarten, und somit das hinter und befindliche Grotz, zu deutsch Herr, entsprechend durch uns zu sichern.

Unheimlich schnell waren die Feldwachen eingeleitet und die nahen Hügel von ihnen besetzt, also ältere Unteroffiziere noch schnell bestrebt waren, die Wachen über das neue „Borterrain“ nötdrftig aufzustellen.

Natürlich war auch mein Freund Porsch als erste Wächung dabei, sein vaterländisches Heer gegen feindliche Invasionen zu schützen, zu welchem Zwecke er kampfhaft über den Berg in die nahen Fichten kletterte. In dieser anstrengenden Tätigkeit unterbrach ihn der Oberst, der vom Pferde gestiegen war und persönlich die Postenkette revidierte mit der wohlwollenden Frage: „Nun, mein Sohn, sage mir doch mal Deinen Auftrag und beschreibe mir auch das Terrain, auf welchem der Feind erwartet wird.“

Natürlich, so mußte es kommen. O, Zufall, was für ein tödlicher Geselle bist Du doch! Warum müßtest Du gerade diese beiden strategischen Antipoden zusammenführen. Von jedem anderen Wächstehen würde der Gestirge doch wenigstens etwas erfahren haben.

Und doch! Ist's Wahrheit oder Täuschung? Porsch redet ja ganz flott von der Leber herunter, Staunend, aber nach den ersten gehörten Worten auch schredensbleich, hört die ganze Corona seine Ausführungen:

„... Das Gehölz rechts der Chauffee heißt die Grammonstannen; die Chauffee rechts von mir führt nach Marly, Resin und Witz. Das 2500 Meter vor mir liegende Dorf heißt Steinhors, der etwas links davon sichtbare Turm markiert das Dorf Groß-Harmstorf; links hinterm Abhang fließt die Aid...“

„Aber Mensch“, schreit der Oberst im höchsten Zorn, „sind Sie verrückt oder leiden Sie an Hallucinationen?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!... fließt die Aidnig, welche bei Feldwache Nr. 3 eine tragfähige Brücke hat; die vor mir befindliche Hecke schätze ich auf 900 Meter Ent...“

„Herrrr! in des Dreizehlers Namen, sind Sie aus dem Irrenhause entwichen oder was ist Ihnen? herrscht der Oberst den braven Porsch nachmals in höchster Aufregung an, dem nun doch wohl ein Licht aufgehen mochte, daß er trotz promptester Abfertigung seiner Instruktion etwas Dummes begangen haben müsse, denn er widelte sich nunmehr in sein bekanntes, unerschöpfbares Schmeigeln. —

„Die Herren Offiziere!“ rief der Oberst mit vor Zorn vibrierender Stimme. Dann ging er mit denselben abwärts zur Kritik, so daß ich leider nicht weiß, wie dieselbe ausgefallen ist. Nur das kann ich noch berichten, daß mein braver Kompagnieführer bald darauf zum Landwehr-Bezirkskommandeur eines stillen Landstädtchens „apancierte“, in welcher Stellung man bekanntlich weder Rekruten zu drillen noch Feldwachen zu instruieren braucht.

Was aber meinen Kameraden Jörnig, rechts Porsch, zur Abgabe seiner falschen Terrainbeschreibung veranlaßt hatte, das waren die Folgen eines allzu mechanischen „Drills“.

Aktelei.

* Ungeachteter Barwark. Herr: „Das ist ein altes Sprichwort: Unakt ist der Welt Lohn!“ — Dichterin: „Das könnte ich nicht behaupten. Ich dichte schon seit 10 Jahren, bekomme aber meine Sachen immer mit bestem Dank zurück.“

* Furchtlos. Freie (der einen Maurer bemerkt, welcher aus dem Berüt schlüft): „Du, sieh mal Anakt! Der furcht' sich nich' vor de' Arbeit — der legt sich dicht bei hin!“

•••

* Fekter's aus dem Gerichtssaal.
• Verhängliche Frage. Verteidiger (zum Angeklagten): „Was meinen Sie, habe ich nicht für Sie gesprochen, als ob Sie mein eigener Sohn wären?“ — Angeklagter: „N! das auch so'n Dumpe, Herr Doktor?“

• Wenn Sie nicht binnen drei Tagen“, schrieb ein Advokat an einen säumigen Schuldner, die Forderung meines Klienten samt Zinsen und Kosten begleichen, werde ich Sie zu Laube und Wasser verfolgen und dem Erdboden gleichmachen.“

* Richter: „Angeklagter, Sie sind freigesprochen.“ — Angeklagter: „Ich recurriere.“ — Richter: „Sie sind ja freigesprochen, wozu wollen Sie recurrieren?“ — Angeklagter: „Das Obergericht soll auch sehen, daß ich unschuldig bin.“

* Vorsitz end er (zu einem angeklagten Eridatar): „Sie können nur dann freigesprochen werden, wenn Sie Ihr Verzicht durch Unglücksfälle, Krankheiten oder Todesfälle in Ihrer Familie rechtfertigen können.“ — Angeklagter: „Unglücksfälle habe ich leider keine gehabt.“

• Ein berühmter Verteidiger zu Wien reiste nach Jhalau zu einem Prozesse, für den er ein großes Honorar erhalten hatte; Alsich zu Beglau der

Verhandlung zog der Staatsanwalt die Anklage zurück und der Angeklagte wurde freigesprochen. Er forderte nun den Verteidiger auf, ihm wenigstens einen Teil des Honorars zurückzugeben, da er dieses doch nur für seine Rede beanspruchen könne. „Sie haben nicht Unrecht“, entgegnete der Verteidiger. „Kommen Sie mit mir in mein Hotel, ich werde Ihnen dort die Rede halten. Das Geld gebe ich aber keinesfalls zurück!“

Somonum.

Des Büchlings Last,
Des Mädchens Hier
Bin ich, dem leicht
Und jenem schwer,
Doch geben beide
Biel D'rum her,
Wär' ich dort leichter,
Schwerer hier.

Scharade.

Mein Erstes denkt in einer engen Welt
Gleich einem Ei, auf wilden Fluten schwebend
Mit seinen Benigen, ihm beigeleitet,
Den Tod von Regionen überlebend.
Mein Zweites, das auf Berg und Felsen stand
Und weithin überhaute Thal und Hühen,
Steht meistens jetzt zerstückt von Feindeshand,
Kaum sieht man noch von ihm die morschen Spuren.
Mein Ganzes blüht im Norden wieder auf
Und heißt durch regen Fleiß die schweren Wunden,
Die es vorher im blauen Jenseitlauf
Durch des Tyrannen Wirgerhand empfunden.

Raindrom.

Ein kleines Wörtlein die: ich auch;
Es lieft sich vor und rückwärts gleich.
Was es auch nennt, o laßt euch sagen.
Es muß das Gottesfiegel tragen,
Denn wikt, sonst ist es je und je
Ein Duell voll Elend, Not und Weh!

Buchstabenrätsel.

R < P

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

- Montag, 5. März.** Festebrich 1175. • Pfarrkirche zu Solmerswerth: An allen Tagen der hl. Fastenzeit abends 6^{1/2} Uhr Rosenkranz-Andacht.
- Dienstag, 6. März.** Fridolin 589. Coleta 1447.
- Mittwoch, 7. März.** Thomas u. Aquin 1274. Quatember. • St. Lambertus: Radm. 5 Uhr Fastenpredigt, nach derselben Rosenkranzandacht. • St. Maria Empfängnis: Abends 7 Uhr Rosenkranz-Andacht. • St. Maria-Himmelfahrt: Abends 7^{1/2} Uhr 4. St. Josephs-Andacht. • St. Ananias: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht zu Ehren des hl. Joseph. • Dominikanerkloster: Thomas u. Aquin, Kirchenlehrer u. Bekenner unseres hl. Ordens. Alle Wächungen können heute einen voll. Absatz unter ben gewöhnlichen Bedingungen gewinnen, falls sie in unserer Kirche nach der Meinung des hl. Rates beten. Um 9 Uhr ist feierl. Hochamt; abends 7 Uhr Rosenkranz mit Segens-Andacht. Heute ist auch der 6. der 7. Mittwoch zu Ehren des hl. Joseph.
- Donnerstag, 8. März.** Joh. v. Gott 1550. • Maria Empfängniskirche: Radm. 5 Uhr Predigt für den Mütterverein. • St. Maximilian: Die Fastenpredigten sind Donnerstags abends 8 Uhr. Während der hl. Fastenzeit ist tägl. abends 6 Uhr Andacht zum bitteren Leiden Jesu. Die Fastenmesse ist Freitag morgens 7^{1/2} Uhr.
- Freitag, 9. März.** Franziska 1440. Quatember. • St. Andreas: A. Kaverius-Freitag, 9^{1/2} Uhr Segensmesse. Abends 7 Uhr Predigt und Andacht, danach Sühne-Andacht. • St. Lambertus: Morgens 7^{1/2} Uhr Segensmesse verbunden mit den üblichen Fastengebeten. • St. Maria Empfängnis: Abends 7 Uhr Kreuzwegandacht mit Fastenpredigt. • St. Maria Himmelfahrt: Abends 7^{1/2} Uhr Herz-Jesuandacht. • Kapelle zu Stoffeln: Die hl. Messe ist von heute ab wieder 7^{1/2} Uhr. • Pfarrkirche zu Solmerswerth: Morgens 6^{1/2} Uhr hl. Messe mit Fastenpredigt.
- Sonntag, 10. März.** 40 Märtyrer von Sebaste 316. Quatember. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. 5 Wunden. • Pfarrkirche zu Solmerswerth: Quatembersonn.



Verantwortl. Redakteur: Anton Straß,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 17, 1-9. In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich, und führte sie abwärts auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt: und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihnen redeten. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns; willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine dicke Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; Diesen solltet ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand als Jesum allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Sagt Niemandem dies Gesicht, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sein wird.

Die hl. Fastenzeit.

II.

Die wunderbare Begebenheit, die uns das heutige Evangelium berichtet, ereignete sich im letzten Lebensjahre Jesu; der Herr war im Begriffe, aus Galiläa nach Judäa zu gehen, um dann in Jerusalem das Letzte OSTERFEST zu feiern, das mit Seinem OSTERODE enden sollte. Die drei auserwählten Jünger Petrus, Johannes und Jakobus, die Zeugen Seiner Todesangst am Ölberg sein werden, bedürfen einer besonderen Stärkung ihres Glaubens; diese Stärkung wird ihnen heute zu teil durch ein Wunder, das nächst der Auferstehung als das größte der vom Gottmenschen gewirkten anzusehen ist. — Auch wir Kinder der Kirche, lieber Leser, bedürfen in dieser hl. Bußzeit, die uns außergewöhnliche Bewährungen auferlegt, einer Stärkung der guten Vorsätze, die wir (hoffentlich) am Aschermittwoch gefaßt haben. Ja, einer Stärkung und Ermunterung, denn unsere Sinnlichkeit sträubt sich allzu gern gegen die Abtötung des gebotenen Fastens, und sie weiß sich dabei hinter alle möglichen Vorwände und Entschuldigungen gleichsam zu verschanzten. Diese Schwachheit der menschlichen Natur ist unserer hl. Kirche gar wohl bekannt; darum läßt sie uns im heutigen Evangelium den vom himmlischen Lichtglanze umstrahlten Erlöser schauen und läßt uns ahnen die Wärme und Seligkeit, die auch uns zu teil werden soll, wenn wir dem Herrn auf dem Wege der Selbstverläugnung und Abtötung mutig folgen. Wir alle wollen ja selig werden und zur Anschauung Gottes gelangen; wir wissen aber auch, daß die himmlische Herrlichkeit als Lohn nur denen verbleiben wird, die sie durch ein Leben nach dem Geiste Jesu — und Seiner Kirche — verdient haben. Ich blättere in diesen Tagen, lieber Leser, in einem alten Buche und stieß auf ein Kund-

schreiben des großen Papstes Benedikt XIV., das derselbe im ersten Jahre seines Pontifikates, am 30. Mai 1741, an alle Bischöfe des Erzkreises richtete: „In der Beobachtung der vorgeschriebenen Fasten (heißt es dort), liegt die Frucht unierer Heerzucht; durch sie unterscheiden wir uns von den Feinden des Kreuzes Jesu Christi; durch sie wenden wir die Geißel des göttlichen Jornes von uns ab; durch sie, von himmlischer Hilfe während des Tages geschützt, stärken wir uns gegen den Fürchten der Hölle. Wenn die Christenheit in der Beobachtung des Fastengebotes lüßig wird, so kann dies nur geschähen zum Nachteile des Gott schuldigen Dienstes, zur Schmach unserer katholischen Religion und zur Gefährdung der christlichen Seelen. Uns kann kein Zweifel darüber obwalten, daß eine derartige Nachlässigkeit eine Quelle von Leiden erschließen wird, welche in den öffentlichen Angelegenheiten für die Völker und alle Art von Mißgeschick für die Einzelnen.“ Ich kann nicht leugnen, lieber Leser, daß ich einigermassen erstaunt war, als ich dieses so ernst mahnende Wort Benedikts las; denn, wer mit der Gesichte dieses großen Papstes etwas vertraut ist, wird ihn unmöglich einer außergewöhnlichen Strenge gegen die ihm anvertraute Heerde anklagen. Seit diesem ersten Mahnworte ist ein und ein halbes Jahrhundert verfloßen, aber die Lässigkeit, die es aufhalten sollte, ist stets gewachsen. Wie viele Christen zählt man denn überhaupt noch in den Städten, die die Fastenvorschriften — in ihrer heutigen, so sehr gemilderten Form — gewissenhaft beobachten? Und welche Beschämung muß uns erfassen, wenn wir von jener Strenge des Fastens lesen, wie sie in ersten Jahrtausend der Kirche üblich war! Schon bei den Juden im alten Testamente war die während der Fasttage gestattete einmalige Mahlzeit bis nach Sonnenuntergang verschoben worden. Dieser

Kirchenkalender.

- Sonntag, 11. März.** 2. Sonntag in der Fasten. Regina. Evangelium Matth. 17, 1-9. Epistel 1. Thessalonicher 1-7. St. Andreas: Nachm. 3 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation, 1/4 Uhr nachm. Vortrag u. Andacht für dieselben.
- Montag, 12. März.** Gregor der Große † 604. St. Andreas: 1/10 Uhr hl. Messe für Verstorbene der Männer-Sodalität.
- Dienstag, 13. März.** Ernst.
- Mittwoch, 14. März.** Mathilde † 968. St. Lambertus: Nachm. 5 Uhr Fastenpredigt, nach derselben Rosenkranzbacht. St. Maria Empfängnis: Abends 7 Uhr Josefs-Andacht mit Predigt. Dominikanerkloster: Lechter der 7. Mittwoch zu Ehren des hl. Joseph: abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht; nach derselben ist Sakrament. Segen.
- Donnerstag, 15. März.** Longinus † 50. Maria Empfängnis-Kirche: Morgens 8 Uhr feierl. Segensamt.
- Freitag, 16. März.** Hierbertus † 1022. St. Andreas: 7. Konversus-Freitag, 9 1/2 Uhr Segensmesse. Abends 7 Uhr Andacht mit Predigt. St. Lambertus: Morgens 7 1/2 Uhr Fasten-Segensmesse. St. Maria Empfängnis: Abends 7 Uhr Kreuzwegandacht mit Fasten-Predigt.
- Samstag, 17. März.** Gertrud 659. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. 5 Wunden.

Gebrauch ging auch in die christliche Kirche über, bis etwa vom neunten Jahrhunderte an allmählig ein milderer Gebrauch Platz griff: aus dieser Zeit liegt nämlich ein Erlass Theodorichs, Bischofs von Orleans (Frankreich) vor, in welchem dieser Prälat diejenigen scharf tadelt, welche schon zur „Non“, d. i. um 3 Uhr nachmittags, ihre Mahlzeit zu nehmen sich berechtigt halten. Noch im ersten Jahrhunderte finden sich Spuren von Ermahnungen nach dieser Richtung; beispielsweise verbot ein Konzil von Rouen (Frankreich) den Gläubigen, ihre Mahlzeit zu sich zu nehmen, bevor in der Kirche nach der Non der tägliche Vespertgottesdienst begonnen; allein es tauchte auch bereits hier und da der Brauch auf, den Vespertgottesdienst etwas früher abzuhalten, um so den Gläubigen einen Anhaltspunkt zu geben, ihre Essenszeit ebenfalls vorzuschreiben. Allmählig milderte sich die Fastendisziplin dahin, daß die Gläubigen schon um Mittag die ihnen gestattete Mahlzeit zu sich nahmen, und bis zum Ende des 14. Jahrhunderts war dieser Gebrauch allgemein eingeführt, wenn auch einzelne hervorragende Gottesgelehrte (u. A. Alexander v. Hales und der hl. Thomas v. Aquin) gegen diese weitere Milderung der Fastenordnung energisch in die Schranken traten.

Allein dadurch, daß die Stunde der Mahlzeit vorgeordnet worden war, wurde das Fasten eigentlich nicht erleichtert; im Gegenteil: da man nur eine Mahlzeit zu sich nehmen durfte, so mußte man den langen Zwischenraum von dem einen Mittag bis zum folgenden nur um so schwerer. Es blieb nichts übrig, als der menschlichen Schwachheit in etwa Rechnung zu tragen, und so wurde das eingeführt, was wir heute „Kollation“ nennen. — Der Leser wird fragen, woher diese Bezeichnung, dieser Name, komme? Damit hat es folgende Bewandnis: die Regel des großen hl. Ordensstifters Benedikt († 543) schrieb außer den kirchlichen Fasten noch eine große Zahl anderer Fasttage vor; aber deren Strenge wurde dadurch in etwa gemildert, daß die Mahlzeit zur Stunde der „Non“ (3 Uhr), genommen wurde, während damals, wie schon bemerkt, an den von der Kirche vorgeschriebenen Fasttagen sowohl die Ordensleute, wie alle übrigen Gläubigen, vor Sonnenuntergang keine Speisen genossen. Man hatte aber diese Mönche im Sommer und Herbst harte Landarbeiten zu verrichten, und gerade um diese Zeit waren die Fasten bis zur Non häufig und vom 14. September an täglich. Die Mönche machten deshalb von der ihnen nach der Ordensregel zustehenden Gewalt in der Weise Gebrauch, daß sie den Mönchen auf den Abend vor der Komplet einen Schluck Wein gestatteten, um so ihre durch die anstrengende Tagesarbeit erschöpften Kräfte etwas zu stärken. Diese Stärkung aber wurde gemeinsam genommen, während die Abendlesung, die sog. Konferenz (lateinisch: Collatio) stattfand. Diesen Namen trug jene Lezung deshalb, weil die berühmten Konferenzen (Collationes) von Cassian den Hauptgegenstand der Lesungen bildeten, und so wurde der Name „Kollation“ auf diese abendliche Erfrischung übertragen. Seit dem 9. Jahrhunderte wurde diese Kollation dann auch auf die kirchliche Fastenzeit ausgedehnt. Im weiteren Verfolg aber machte man die Erfahrung, daß dieser Trank ohne irgend eine feste Speise der Gesundheit nicht recht zuträglich sei, und so führte sich zwischen dem 14. und 15. Jahrhunderte nach und nach der Gebrauch ein, daß die Religiosen zu dem Kollationstrunk ein Stück Brot erhielten.

Nachdem aber in den Klöstern diese Milderungen einmal eingeführt waren, verbreiteten sie sich naturgemäß sehr rasch sowohl unter der Weltgeistlichkeit wie unter dem Volke. Als im Laufe des 14. Jahrhunderts die Mahlzeit auf die Mittagstunde verlegt wurde, war der bisherige Kollationstrunk unmöglich hinreichend; man nahm Brot, Früchte, Gemüse u. dgl. hinzu, aber in so bescheidenem Maße,

daß die Kollation höchstens als Erfrischung, unter keinen Umständen aber als zweite Mahlzeit angesehen werden konnte. So ist also das heute geltende kirchliche Fastengebot — ich wiederhole Gejagtes, — im Grunde nur eine nach den Regeln der Mäßigkeit eingerichtete Lebensordnung: dürfen wir denn diese noch zu „hart“ finden? S.

Die südafrikanischen Ströme und die Wunderfontein-Quelle.

Von H. Hinke.

Im südafrikanischen Kriege spielen, wie wir dies bereits zu wiederholten Malen gesehen haben, auch die Flüsse eine ganz besondere Rolle und es haben die Engländer hier weit mehr denn in anderen Ländern mit deren Eigentum zu rechnen. Wir laden den Leser zu einer kleinen Wanderung ein, bei der wir ihm die interessantesten Flüsse vor Augen führen wollen, ohne indeß dabei auf den Krieg näher einzugehen.

Mit wenig Ausnahmen durchziehen die größeren Ströme Höhenzüge und wild zerfessene Gebirgsteile, die bei den meisten Flüssen Stromschnellen und gewaltige Abflürze hervorrufen. Die Ufer sind vielfach sehr steil, das Bett daher ein enges und tiefes. Dieses fällt sich oft im Laufe weniger Stunden durch ablaufendes Regenwasser des Innenlandes zur vollständigen Höhe der Uferwände. Mit gewaltigem Tosen bräust plötzlich das Wasser wie eine Sturmflut heran, alles mit sich reichend und das Pastren einer unbekanntes Furt mit dem landbesitzlichen Ochsenwagen, dem 12—16 Tiere zu je zweien vorgepannt sind, oft mit Lebensgefahr und Verlust der gesamten ausgeführten Habe verbunden. An Kennzeichen, die ein Umringselzehr gar nicht bemerkt, erkennen die Buren, ob sie es wagen dürfen, mit ihrem Fuhrwerk, oder zu Pferde den Flußlauf zu passieren. Die Wasserhöhe an bemolten Steinen im Flußbette oder an Baumstumpfen, die aus dem Wasser hervortragen, dienen ihnen als Maßstab. Wehe dem, der mitten im Flusse fest sitzen bleibt. Versöhnen ihn auch die oft herandrusenden schmutzigen Wassermassen, so peinigen ihn und sein erschöpftes Vieh, die zu Tausenden sich einfindenden nimmerfatten Moskitos. Mit Beulen über und über versehen, geht man aus einem solchen, meistens nächtlichen Kampf, hervor.

Durch das reichende Ausströmen der Wasser bilden sich infolge des Gegenfalls des Seewassers an den Ausflüssen Sandbänke, die stetig ihre Lage, Höhe und Tiefe ändern und Schiffen von größerem Tiefgang die Einfahrt verwehren. Es giebt Flüsse, die in trodener Zeit vollständig ohne Wasser sind, dennoch wird der Einkünfte in solchen Terrains nie verdrunken, denn an dem Spritzen mehrerer Kollergewächse und Gräser kann man die Stellen erkennen, unter welchen nach einigem Graben Wasser fließen zu finden ist. Ein Hottentot trankte einst mich und mein fast zusammenbrechendes Pferd, indem er einen langen Stoch an einer von ihm ausgesuchten Stelle in die Erde stieß und durch Rütteln und kreisförmiges Bewegen eine sich stets erweiternde, trichterförmige Oefnung schuf, die sich bald mit der kostbaren Flüssigkeit füllte. Nur in den größten Flüssen findet man während des ganzen Jahres Wasser und in diesen oftmals auch nur stellenweise. So haben wir im Westen den Cuene mit verschiedenen Katarakten, der die Grenze unserer südwesafrikanischen Besitzung gegen das nördlich gelegene, portugiesische Angola-Gebiet abschließt und über dessen Ursprung die Nachrichten auseinandergehen. Man vermutet, daß er mit dem östlich gelegenen Olodongo und Tonke-Fluß in unterirdischer Verbindung steht, welche letzteren ihren Ausfluß aus dem Agami-See nehmen.

Den südlichen Teil unserer Besitzung begrenzt der Orange River oder Gariep, der, wie die ergebnen, von Osten nach Westen fließend, sich in den Atlantischen Ocean ergießt. Auf den Sandbänken, in der Nähe des Zuflusses fand seiner

Zeit der Bremer Kaufmann Überzig seinen Tod. Mit solchen Booten kann man diesen Fluß auf weite Strecken befahren, doch wird eine Einfahrt von der See für tiefergehende Schiffe nur zu unmöglichen sein, wenn zwei Wellenbrecher, rechts und links vom Ausfluß, geschaffen werden.

Vollständig erforderlich ist der untere Flußlauf immer noch nicht und Traters, d. h. Handelsleute, welche in diesem Gebiet reisen, behaupten, seine Uferwände zeigen Spuren von Kohlen und Eisen, sie wollen auch den typischen „blauen Grund“ der Diamantenselder an einigen Stellen entdekt haben. In ihn ergießt sich der in letzter Zeit oft genannte Vaal River, welcher zum Teil die Südgrenze Transvaals bildet und in der Geschichte des Burenkriege eine bedeutende Rolle spielt. Ebenso wie der Orange River nimmt er eine Reihe kleinerer Flüsse auf, die zum Teil aus sich selbst sind. Das Bett des Vaal ist ziemlich steil, das Bett größtenteils schieferartiges Gestein, an manchen Punkten ganz glatt und eben, hin und wieder auch sehr ausgebeugt in der Breite und oberhalb Kimberleys liefert sein Bett seiner Zeit die wertvollsten und schönsten Diamanten.

Die Flußläufe sind in der Regel schon von Weitem zu erkennen, da ihre Ufer fast durchgängig mit prächtlichem Baum- und Pflanzenwuchs besetzt sind. Der hervorstechendste der Nebenflüsse des Vaal ist der Mooi River, dessen Eigentümlichkeiten später geschildert werden sollen.

Von geringerer Bedeutung ist der südlich gelegene der westlichen Flüsse, der Olifants River, welcher seinen Namen durch die Elephantenjagden erhielt, die früher an seinen Ufern abgehalten wurden. Eine mit vielen Kosten erbaute eiserne Brücke über diesen Fluß wurde von den reisenden Dossiers wieder hintersgespült.

Im Osten Südafrikas gewinnen wir ein ganz anderes Bild, denn hier finden wir zahlreiche Flüsse, die in dem das Land durchziehenden Draakensgebirge oder dessen Ausläufern entspringen, unabhängig von einander fließend und große, nicht bevölkerte, fruchtbare Strecken durchziehend, in den Indischen Ocean münden. Gehen wir die Südostrüste hinauf, so finden wir als ersten erwähnenswerten Fluß den Buffalo. An seiner Mündung liegt East London, das als Einfuhrhafen eine große Bedeutung erlangte. Mittels Daggermaschinen hat man eine breite Einfahrtstraße durch die der Mündung vorgelagerten Sandbänke geschaffen, und der Verkehr nahm dadurch große Dimensionen an. Schiffe laufen jetzt ein und aus und mit kleineren Booten kann man beträchtliche Entfernungen den Fluß aufwärts zurücklegen.

Dann kommen wir auf unserer Wanderung zum Umkoma und Umzimvubu oder St. Johns-Flüsse. Der erstere hat weniger Bedeutung wie der St. Johns. Zwei mächtige Felsen, die Thore des St. Johns, begrenzen die Einfahrt und sind ein wirklich furchtbares Merkzeichen für die Schiffe. Man hat verschiedentlich versucht, die landschaftlichen Schönheiten und wunderbare Umgebung des Flußes mit dem halbtropischen Baumbuchs und Laubweid zu schüttern, aber auch die rechte Phantasie kann das Bild nicht in solche Farben kleiden, die erforderlich sind, um die ganze Schönheit der Natur an diesem Punkte wiederzugeben. Der St. Johns ist deshalb auch ein beliebter Ausflugsort. Kleine Dampfer vermitteln den Verkehr von dem nördlich gelegenen Durban, und die Boote können bis 12 englische Meilen den Fluß hinauf fahren. In dem Hinterlande, Pondoland, bilden die vielen kleinen Gebirgsflüsse herrliche Katarakte und Wasserfälle, von denen der Tsho-Wasserfall der schönste und tiefste der Kapkolonie ist. Ueber ein fast senkrecht abfallendes Felsstück fließen sich die Wasser 375 Fuß hinab und bieten, namentlich bei hellem Mondschein, einen feenhaften Anblick.

Auch der nunmehr in der Reihe folgende Umgeni-Fluß in Natal bildet bei dem kleinen Orte Howid einen herrlichen, 334 Fuß tiefen Wasserfall. Ein

enger Kessel nimmt die gewaltigen Wassermengen auf, und schon von Weitem kündigt ein dichter Nebel das Vorhandensein des Falles an. Bei diesem Flusse, wie auch bei dem in letzter Zeit viel genannten Tugela und einigen anderen, höher hinauf gelegenen Flüssen, ist ein Zugang von der See nur zu gewissen Zeiten mit kleinen Booten zu ermöglichen. Der Krotbilschuh oder Limpopo ist zwar einer der bedeutendsten Ströme, zum Teil aber noch unerforscht, soweit seine Verwendbarkeit für die Schifffahrt in Frage kommt. Er bildet die Nordgrenze von Transvaal und fließt, nachdem er beträchtliche, sich schwängere,umpfige Tiefschlünder durchzogen, oberhalb der Delagoabai ins Meer. Bis etwa 25 Meilen hinauf ist dieser Strom schiffbar, soweit bis jetzt festgestellt ist. Wir gelangen nun zum Zambezi, dem Könige der Flüsse des Südens. Untergang der berühmten Vittoriafälle breiten sich die Wasser des Flusses bald wieder wie oberhalb der Stürze zu breiten Weiten aus, die sich auf ca. 1200 Meter erstreckt. Dann theilt sich der Strom in mehrere Arme, von denen allein der Ruama, der größte und zu jeder Zeit schiffbar ist. Ungewöhnliche größere und kleinere, dicht von Wasserbügeln bevölkerte und mit üppiger Vegetation bestandene Inseln liegen im Strome zerstreut. Es fließen ihm, von Norden und Süden kommend, eine ganze Anzahl Flüsse zu, die beträchtliche Wassermengen mit sich führen und teilweise von den Eingeborenen in selbstgefertigten Booten aus Baumstämmen besetzt werden. Von dem Ausflusse bilden diese Arme ein Delta von etwa 80 englischen Meilen Breite. Wie Rhodessa-Goldsucher dem Verfasser dieses Berichtes, ist der Strom bis weit oberhalb Zete, den jetzt neu entdeckten alten Goldfeldern, aus welcher Gegend König Salomo sein Gold hergeholt haben soll, schiffbar, und alten Urkunden zufolge bedeutet die Vortugiesen in früheren Jahrhunderten ihre Handelszüge bis dahin aus. Heute schneht der Fluß das zentrale Afrika von dem südl. Teile ab; doch steht man im Begriff, Forschungen dahingehend anzustellen, bis zu welcher Entfernung von der Küste der Stromlauf für Handelszwecke nutzbar gemacht werden kann. Bis jetzt hat doch in den Tiefschlündern grafsendriehier dem Europter den längeren Aufenthalt dort unmöglich gemacht. Durch ausgedehnte Anpflanzungen, die infolge des schnellen Wachstums der Pflanzen in diesen tropischen Strichen verhältnismäßig leicht bemerkbar werden können, gebekt man auch diesem Uebelstande abzuhelfen.

Rechen wir nun zu dem „schönsten Flusse“, dem Mooi River, zurück. Wer die alte Hauptstadt Transvaals, Pretoria, besucht hat, dem wird auch das klare Wasser dieses den Ort berührenden Flusses aufgefallen sein. Man kennt den Ursprung des Mooi River nicht genau und vermutet, daß er den Wunderfontein-Quellen entspringt. Schon lange, ehe man von den Diamantfeldern kommend, den Mooi-Fluß erreicht, fallen dem aufmerksamen Beobachter eine Anzahl kleiner Bäche, Sprünge genannt auf. Die Wässer dieser Bäche fließen meist von Nordost nach Südwest, d. h. dem Vaal-Flusse zu. Diabas-Gestein ist in diesem Teile vorherrschend und zeigt sich in vielen verschiedenen. Je näher an Pretoria, desto hügeliger wird das Terrain. Zuweilen trifft man morastigen Schiefer- und Kalkboden an höher gelegenen Stellen, wo man ihn nicht zu finden erpartet; stellenweise klingt der feste Boden ganz hohl, gleichsam als ob man über einen Brückenbogen hinwegschreite. Dann zeigen sich auch eine Menge größerer und kleinerer Erdrisse und Spalten, die unterliegende Kalkschichten erkennen lassen. Verschiedene Untersuchungen seitens der Geologen bestätigten die dem Verfasser dieses von Transvaal-Buren gemachte Mitteilung, daß der Mooi River und einige kleinere Ströme stellenweise im Boden gänzlich verschwinden, um nach oft weitenlanger unterirdischer Laufbahn südlich von diesem Punkte wieder an Tage zu treten. Sehr wenig ist bisher zur genaueren Erforschung dieses

interessanten Teiles Transvaals geschehen; die Aufmerksamkeit der benachbarten Goldfelder nahm die Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch. Und doch sollen hier noch gewaltige Schätze der Ausbeutung harren, wenn wir den Annahmen einiger Lebdenburger Goldgräber Glauben schenken dürfen, die sich dahin äußerten, daß man in diesem Terrain die herrlichsten Edelsteine, Diamanten, Rubinen, sowie Kobalt und verschiedene Erze finden werde. Speziell würde das Gebiet von Wunderfontein in mancher Beziehung reiche Ausbeute liefern. Ueber diese merkwürdigen Höhlen erzählt man sich allerlei Wunderdinge, doch weiß Niemand etwas Bestimmtes. Selbst die in der Nähe wohnenden Anstebler, die jeden Fuß breit Landes kennen, sind über die Wasser der Höhle und diese selbst sehr wenig unterrichtet. So interessant auch die von einigen Formern über dieses Wunderwerk der Natur gemachten Mitteilungen sind, so ist doch anzunehmen, daß der Besucher ebenso enttäuscht sein wird, wie Dr. Holub, dem wir die einzigen ausführlichen Nachrichten darüber verdanken. Zum Eingang in den Höhlenraum gelangt man durch eine Felspalte. Nur ganz schmale, niedrige Gänge, die kriechend passiert werden müssen, zeigen sich zu Anfang, dann erweitern sich dieselben und erreichen eine Höhe bis zu 10 Fuß, verengen sich aber nach oben zu engen Spalten. Stalaktiten, jedoch nicht von besonderer Form, hängen von den Decken herab. Das die Grotten durchströmende Wasser fließt von Osten nach Westen und ein Teil der Wandernung muß im Wasserlaufe erfolgen. Die Tiefe des Wassers nahm nach Westen und Norden hin zu, die Erforschung konnte jedoch nicht ausgedehnt werden, da die führenden Farmer, die mit Lichtkumpfen den Weg beleuchteten, weiterzugehen sich weigerten. Ein kleines Boot hätte nach Ansicht Holubs mit Leichtigkeit eingeführt werden können, und es wäre mit Hilfe dieses vielleicht möglich gewesen, festzustellen, wo die unterirdischen Wasser ihren Anfang nehmen und ob tatsächlich eine Verbindung des Mooi River mit dem Höhlenwasser besteht. Ein bei Vermessung der Eisenbahn nach Pretoria tätig gewesener Ingenieur behauptet, daß nach seinen Beobachtungen ein Conner des Marico River, Nebenfluß des im großen Bogen fließenden Limpopo-Rivers, mit den vielen unterirdisch fließenden Wässern in der Nähe Pretoria zusammenfließen und ebenfalls mit den Wunderfontein-Quellen. Der vorerwähnte Stellenweise hohle Boden, die Sprünge mit den nach Südwesten ablaufenden Wässern, die Erdrisse, welche sich von Zeit zu Zeit mit Wasser füllen, das von unten aufsteigt, lassen diesen Schluß wohl zu.

Aud dennoch schuldig.

Skizze aus dem amerikanischen Leben von Joseph T. Cumann.

„Nein, Herr Distriktsanwalt, ich kann nicht zugeben, daß der bereits zweimal vom Termin-Kalender abgesetzte Fall nochmals verlegt werde, und da die hier bereits vorgeführte Angeklagte ohne Verteidiger ist, erenne ich hiermit als solchen Mr. Frederic Sturgis.“

Diese vom Richterliche kommenden Worte hatten die Wirkung, daß ein kleiner, ziemlich umfangreicher Herr, der dem Ausgange des Saales zuschritt, plötzlich Halt machte, sich rasch umwandte und etwas verbälft beinschante.

„Ja, Mr. Sturgis,“ sprach der Richter jetzt weiter, „ich kann Ihnen diesmal nicht helfen. Ich weiß zwar, daß Sie sich nicht gern mit Criminalfällen befassen und der Civilprozeß den Vorzug geben; da aber keiner Ihrer Kollegen in der Nähe zu sein scheint und ich die vorliegende Sache, schon um der Angeklagten willen, die sich seit beinahe drei Monaten in Untersuchungshaft befindet, erldigt zu sehen wünsche, müssen Sie als Verteidiger eintreten. Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde Zeit zur Einsicht in die Akten der Strafgeschworenen und zur Beratung mit der Angeklagten, dann werde ich die Verhandlung eröffnen.“ Damit überließ er dem

inzwischen herangekommenen Anwalt ein schwaches Bündel Akten-Papier.

Der Angeredete, welcher sich von seiner Ueberlassung erholt hatte und wußte, daß Widerspruch ihm nichts helfen würde, machte gute Miene zum bösen Spiel; er begann sofort das Anlagematerial durchzulesen und er erlah daran, daß Mary Everitt beschuldigt war, ihrer Dienstherrin ein schwarzes Strahlenkleid und einer bei derselben wohnenden Freundin einen Umhang von gleicher Farbe entwendet zu haben. Er ersuchte nunmehr die Angeklagte, ein hübsches, schon gewachsenes Mädchen von vierundzwanzig Jahren, mit einnehmenden Gesichtszügen, sich mit ihm nach einer Ecke des Saales zurückzuziehen.

Miß Everitt, die in ein einfaches, nett gearbeitetes Leinwand gekleidet war, folgte der Aufforderung mit niedergebaggelungen Augen und einem trostigen Zuge um den Mund; allen Fragen ihres Verteidigers setzte sie indessen beharrliches Schweigen entgegen. Es hatte das Aussehen, als ob sie taubstumm wäre, oder als ob die Angelegenheit, wegen der sie hier war, sie nichts angehe.

Mr. Sturgis, welcher nicht wußte, was er davon denken sollte, machte sie auf das Ueberflüssige ihres Gedächtnisses aufmerksam; er bot sie, ihm Vertrauen zu schenken, da er ihr Interesse nach besten Kräften wahrzunehmen beabsichtige. Da jedoch keines seiner Worte Eindruck auf sie zu machen schien und sie bei ihren trostigen Verhalten blieb, führte er sie wieder zu Anklagebank zurück und erklärte, daß er zum Eintreten in die Verhandlung bereit sei.

Der Richter erteilte nunmehr dem Distriktsanwalt das Wort und dieser rief nach einer kurzen Ansprache an die Geschworenen die Dienstherrin der Angeklagten, eine Mrs. Blair, auf den Zeugenstand.

Die Aussage der Dame, zusammengefaßt, lautete: „Ich bin eine Wittwe, ohne Familie, und lebe mit Miß Walker, einer Freundin, die ein Zimmer in der zweiten Etage bewohnt, sowie einer Dienerin in dem Hause Nr. 123 Cotton Place. Mary Everitt war bei mir seit über drei Monaten in Diensten, als sie am zwölften April, einem Sonntag, während meiner und Miß Walkers Abwesenheit das Haus ohne Erlaubnis verließ. Da sie auch am folgenden Tage gegen Mittag noch nicht eingetroffen war, entstand in mir der Verdacht, daß sie mich bestohlen haben könnte; ich begann nachzuforschen und entdeckte bald, daß mir mein bestes schwarzes Strahlenkleid, das ich mir erst kurz vorher angeschafft hatte, fehlte. Wenige Minuten darauf kam Miß Walker mit der Mitteilung zu mir herunter, daß sie ihren ebenfalls neuen schwarzen Umhang vermisst. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß Mary sich beide Kleidungsstücke angeeignet rief einen Polizeimann herbei und setzte ihn von dem Vorgefallenen in Kenntnis. Er begab sich in das unter dem Dach gelegene Zimmer des Mädchens, um dort nach den vermissten Gegenständen zu suchen, vermochte jedoch nichts zu finden. Gerade, als er wieder zu mir zurückkehrte, trat auch Mary in ihrer gewöhnlichen Kleidung wieder im Hause ein. Auf meine Frage, wo sie gewesen, verteidigte sie jede Antwort; meiner Anschuldigung gegenüber, mich und meine Freundin bestohlen zu haben, hatte sie nur ein Achselzucken. Sie wurde sofort verhaftet, und Miß Walker und ich mußten vor dem Polizeirichter erscheinen, um unsere Anklage zu wiederholen; die abhanden gekommenen Kleidungsstücke blieben verschwunden.“

Marys Anwalt richtete einige Fragen an Mrs. Blair, vermochte sie jedoch nicht zu verwirren und ließ sie, nachdem sie noch eine genaue Beschreibung des Kleides gegeben, bald abtreten.

Die zweite Zeugin war Miß Walker; sie bestätigte im Wesentlichen die Aussage ihrer Freundin und beschrieb den von ihr vermissten Umhang. Dem Kreuzverhör des Verteidigers hielt auch sie tapfer Stand.

Die ganze Zeit über hatte die Angeklagte, welche

Mr. Sturgis sofort beobachtet, nicht die geringste Bewegung gemacht und mit zu Boden gesenkten Augen da gesessen. Als aber vom Districtsrichter nunmehr eine dritte Zeugin aufgerufen wurde und Mrs. Morris, eine noch junge Frau, vor den Richterlich trat, richtete sich Marys Oberkörper straffer empor und aus ihren dunklen Augen schob ein verächtliches Blick auf die Zeugin hinüber.

Mrs. Morris erzählte mit einem Ausdruck sichtlich Befriedigung auf dem Antlitz, daß die Angeklagte, mit der sie seit längerer Zeit bekannt sei, am zwölften April, Nachmittags gegen 3 Uhr mit einem Paket in ihrer Wohnung erschienen sei und gebeten habe, sich bei ihr umkleiden zu dürfen. Nach zehn Minuten sei sie aus dem ihr zu diesem Zweck eingeräumten Zimmer in eleganter schwarzer Gewandung wieder heraustritten und habe sich nach einem weiteren Aufenthalt von knapp einer Viertelstunde entfernt, die Kleider, welche sie bei ihrem Erscheinen an sich getragen, hätte sie nunmehr verpackt mit sich genommen. Auf Verlangen des Districtsrichters gab die junge Frau eine auffallend sorgfältige, bis ins Einzelne gehende Beschreibung der Gewänder, in denen sich Mary Everitt nach dem Umkleiden befunden; dieselbe stimmte vollständig mit der von den beiden vorherigen Zeuginen gelieferten überein.

Der Verteidiger, dem Mrs. Morris jetzt zum Kreuzverhör überwiesen wurde, müßte sie ein paar Sekunden lang mit ironischem Blick und fragte dann: „Wie lang sind Sie mit der Angeklagten bereits bekannt und durch wen wurde diese Bekanntschaft vermittelt?“

Sie zögerte eine Minute mit der Antwort und sagte dann: „Vor etwa vier Jahren wurde sie mit durch meinen Mann zugeführt.“

„Aß durch Ihren Mann?“ rief Mr. Sturgis; „wo hat denn der das Mädchen kennen gelernt?“

„O, sie ist eine seiner sogenannten Jugendfreundinnen — von denen er jetzt noch viel zu viel hält!“ setzte sie, ihre Gefühle für die Angeklagte verzerrt, unklugereife hinzu.

„Und da liegt Ihnen selbstverständlich daran, ihn von seiner Verehrerin gründlich zu heilen“, fragte der Verteidiger, welcher bemerkte hatte, daß die Geschworenen seinen Gebotengänge folgten, rasch weiter.

„Ich muß doch der Wahrheit die Ehre geben!“ versetzte sie kühlweisend.

Er nickte, wie ihrer Aeußerung Beifall spendend, mit dem Kopfe und sagte: „Ihre Beschreibung der Garberobe, in der sich Miss Everitt am zwölften April von Ihnen entfernte, nachdem sie sich kaum eine Viertelstunde in derselben bei Ihnen aufgehalten, war so ins Kleinste gehend und treffend, daß ich Ihre scharfe Auge und gutes Gedächtnis bewundere. Wann haben Sie Mrs. Blair besucht?“

„Am Tage nach der Verhaftung dieses Mädchens“, kam es zögernd aus ihrem Munde. „Ich las von derselben in der Zeitung und wollte mich von der Wahrheit der betreffenden Notiz überzeugen.“

„Daß dabei das Gespräch auf die angeblich von Miss Everitt gestohlenen Kleider kam, ist natürlich, dieselben wurden Ihnen doch ausführlich beschrieben?“

„Nein, die Damen legten mir das Dezemberheft von French Dressmaker vor, zeigten mir zwei Modestücker, nach denen Kleid und Umhang gearbeitet waren, und fragten mich, ob die Gewänder, in denen ihre Dienerin von mir fortgegangen, jenen Bildern entsprechen hätten.“

„Und das machten Sie leider beständig?“

„Ja, das mußte ich, wollte ich mich nicht zur Mitschuldigen der Diebin machen.“

„Ich danke Ihnen; ich habe keine weitere Frage an Sie zu richten“, sagte der Verteidiger und die junge Frau trat ab.

Der öffentliche Ankläger verkündete, daß er keine Zeugen mehr vorzuführen habe, worauf sich Mr. Sturgis an seine Klientin mit der Frage wandte,

ob sie irgendwelche Erklärung zu geben wünsche. Mary Everitt sah aber wieder mit niedergesunkenen Augen völlig schlaftrunken da und that, als ob sie nichts höre. Er verständigte nunmehr den Richter, daß er ebenfalls von jeder weiteren Vernehmung absehe.

Jetzt ergriß der Districtsrichter das Wort zu längerer Rede, in der er die Behauptung aufstellte, daß durch die Zeugin, besonders durch die Aussage der Mrs. Morris vollständig bewiesen worden sei, Mary Everitt habe den Diebstahl begangen, der um so verwirklichter wäre, weil sie denselben nur aus Eitelkeit vollführte, um sich wahrscheinlich einem Liebhaber, mit dem sie an jenem Sonntag Nachmittags zusammengetroffen, in eleganter Gewandung zu präsentieren. Leider sei es nicht möglich gewesen, die erwähnten Gegenstände herbeizuschaffen, doch hätte dies wenig zu bedeuten, nachdem einmal der Beweis erbracht sei, daß das Mädchen dieselben getragen. Schließlich legte er den Geschworenen die Schuldfrage der Angeklagten dringend ans Herz.

„Meine Herren Geschworenen“, begann nun der Verteidiger, „ich muß mich selber sehr kurz fassen, da ich bereits in einer halben Stunde in einem anderen Teile des Gebäudes zu thun habe. Sie wissen, auf welche Weise ich Anwalt der Angeklagten wurde, und Sie werden mir glauben, daß ich kein persönliches Interesse an dem Fall haben kann, zumal wie der Herr vorliegende Richter vorhin richtig sagte, ich hauptsächlich Civiladvokat bin und ein Mißverfolg an dieser Stelle meinem Rufe nicht zu schaden, ein Erfolg demselben nicht zu nützen vermag. Ich stehe heute hier nur als Mensch verständigen Männern gegenüber, die ich bitte, die Zeugenaussagen ihrem vollen Werte nach zu würdigen. Es bleibe dahingestellt, ob die wirklich abhandlung genommenen Kleidungsstücke wirklich gestohlen worden sind; jedenfalls gründet sich, wie Sie gehört, die Beschuldigung seitens der ersten beiden Zeuginen nur auf barge Annahmen, die durch Thatfachen zu unterstücken ihnen nicht möglich ist. Immerhin halte ich beide Damen für ehrliche Seelen, die sich bloß von ihrer Vorurteilbarkeit nicht loszumachen vermögen.“

Ein Anderes ist es mit der dritten Zeugin, die nach meiner Ansicht ganz und gar unzulässig ist! Ich bezweifle, daß meine Klientin am 12. April überhaupt bei ihr gewesen ist, und bedaure deshalb ihre Weigerung, in eigener Sache den Zeugenstand zu betreten. Mrs. Morris erzählte, die Angeklagte wäre an jenem Tage nur kurze Zeit bei ihr gewesen, aber sie gab uns eine so detaillierte Beschreibung der in Frage stehenden Kleidungsstücke, wie selbst eine sich für solche Modestücke sehr interessierende Dame sie erst nach sorgfältigem, längerem Studium zu bieten vermag. Wir wissen indessen, woher sie ihre Kenntnisse nahm; ich erinnere Sie an jenes Dezemberheft des French Dressmaker, das ebenfalls auch noch im April käuflich war. Die Zeugin haßt Miss Everitt aus Gründen einer wahrscheinlich ganz haltlosen Eifersucht, der sie nicht einmal hier Bügel anzulegen vermochte, und sie wünscht die Beurteilung der Jugendfreundin ihres Mannes, um sie in seinen Augen verächtlich zu machen! Was unter solchen Umständen auf ihr Zeugnis zu geben ist, wollen Sie freundlichst selbst beurteilen; ich bin überzeugt, daß, wenn Sie dies thun, Ihr Verdikt auf Nichtschuldig lauten wird.“

Die Geschworenen wurden nach einer kurzen Belehrung seitens des Richters in ihr Beratungszimmer geführt, lehrten jedoch schon nach 10 Minuten wieder zurück, und die Obmann verkündete, daß sie sich auf ein Nichtschuldig geeinigt.

Mr. Sturgis eilte hinweg, um seinen Termin vor der Zivilkammer des hiesigen Gerichtshofes nicht zu verpassen, und Miss Everitt verließ erhobenen Hauptes den Saal.

Mr. Sturgis war nicht wenig erstaunt, als am nächsten Tage Miss Everitt in seinem Bureau erschien und die Frage an ihn richtete, ob er für sie

Entschädigungsklagen über je 5000 Dollars wegen falscher Anschuldigung und ungerichtlichster Einsperkung gegen Mrs. Blair und Miss Everitt anstrengen wollte; ein Honorar könne sie ihm zwar nicht bieten, doch wolle sie die Hälfte der zu erreichenden Entschädigung an ihn abtreten.

Der Anwalt, welchem, wie allen seinen Kollegen, derartige Abmachungen nichts Neues waren, ging auf den Vorschlag ein und begann sofort, das Klageverfahren. Es mußte indessen länger als ein halbes Jahr vergehen, ehe in dieser Sache der erste Termin stattfinden konnte.

Etwas drei Monate später kam Mr. Page, ein wohlhabender Kaufmann, den Mr. Sturgis genau kannte, da er mit ihm wiederholt geschäftlich zu thun gehabt hatte, eines Sonntagabend in die Privatwohnung des Letzteren und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen, die selbstverständlich sofort gewährt wurde.

Als sich die Herren allein befanden, begann Mr. Page: „Sie werden sich erinnern, daß ich in jenem Kriminalprozesse, indem Sie gesteuernemahnen die Angeklagte verteidigen mußten, einer der Geschworenen war; mein Interesse war dadurch reger geworden, ich folgte der Verhandlung mit Spannung und bewunderte die Geschicklichkeit, mit der Sie sich der Ihnen gewordenen Aufgabe entledigten. Als Inhaber eines Modemagazins schenkte ich auch der wiederholten Beschreibung der abhandlungen gekommenen beiden Kleidungsstücke ganz besondere Aufmerksamkeit und befragte mir sogar am folgenden Tage das betreffende Heft des French Dressmaker, um nochmals die Modestücker und die gehörte Beschreibung miteinander zu vergleichen. Wenige Tage darauf engagierte meine Frau ein neues Stubenmädchen, und Sie können sich meine Ueberraschung vorstellen, als ich in demselben Mary Everitt wiedererkannte; sie selbst hatte der Geschworenenbank, wie Ihnen auch aufgefallen sein muß, gar keine Beachtung geschenkt und wußte deshalb nicht, daß mir die gegen sie erhobene Beschuldigung nicht fremd war. Da ich indessen, gleich Ihnen von Ihrer Unschuld überzeugt war, hätte ich mich, meiner Gattin davon Mitteilung zu machen, wer ihre neuere Dienerin sei, und ich halte meine Verschwiegenheit bisher auch nicht zu bedauern.“

Maria's Leistungen waren sehr gut zu bezeichnen und abhandlungen gekommen ist bei uns, soweit mir bekannt, nichts. Heute ist das Mädchen's Ausgung. Kurz nach dem Lunch stand ich mit einem Bekannten, der mir sein neues Jahrbuch zeigen wollte, vor meinem Hause, als Mary, zum Fortgehen gerüstet, ebenfalls heraustrat. Durch ihr elegantes Aussehen aufmerksamer geworden, betrachtete ich sie genauer und denken Sie sich mein Erstaunen — ich erkannte im Augenblick, daß Kleid und Umhang, die sie trug, dieselben waren, wegen deren sie unter Anklage gestanden! Ich ließ sie unbehelligt fortgehen und schweigend bisher Jedermann gegenüber; Ihnen aber davon Mitteilung zu machen, wollte ich nicht unterlassen.“

Noch im Laufe derselben Woche erhielten Mrs. Blair und ihre Freundin von Mrs. Sturgis die Mitteilung, daß er die Schadenersatzklagen gegen sie zurückgezogen habe. Mary Everitt aber sah sich gezwungen, sich nach einer anderen Stellung umzuthun.

Buchstabenrätsel.

EIGN

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

Homonym: Kette.
Charade: Hamburg.
Palindrom: Ehe.
Buchstabenrätsel: Ein großer Maler.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
S. a. S. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 11, 14-28. „In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war; und als er den Teufel ausgehrieben hatte, redete der Stamme und das Volk verwunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere verurteilten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: Jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verulstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da saget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn euere Kinder sie aus? Also werden sie selbst euere Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaft das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bemannet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffensrüstung, auf welche er sich verließ, und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von den Menschen ausgefahren ist, woheret er durch dürre Orte und sucht Ruhe; und wenn er sie nicht findet, spricht er: Ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Wesen gereinigt und geschmückt. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind, als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst; und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger, als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, stand ein Weib unter dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brust, die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind die selig, welche das Wort Gottes hören und dasselbe beobachten.

Die hl. Fastenzeit.

III.

Während der hl. Fastenzeit sollen wir, lieber Leser, u. a. ernstlich über die Ursachen der bisher von uns begangenen Sünden nachdenken: groß sind die Gefahren, die unserer Seele namentlich seitens des bösen Feindes drohen. Darum hat die Kirche uns im Evangelium des ersten Fastensonntags die Verlesung Jesu vorgeführt; darnach vervollständigt sie durch das heutige Evangelium gewissermaßen ihre Unterweisung über die Macht und die Kunstgriffe dieses unsichtbaren, aber so gefährlichen Feindes: hat er den Menschen einmal unter seine Botmäßigkeit gebracht, so „bewacht“ ihn dieser starke Bewaffnete, damit er ihm nicht mehr entkomme; macht der Sünder aber durch wahre Buße sich von seiner Herrschaft los, so sucht er ihn von neuem zu fangen. Gelingt es ihm, indem der von neuem Angegriffene feige und schläfrig den Versuchungen erliegt, dann ist nichts im Stande, den Untergang aufzuhalten, denn „die letzten Dinge (sagt der Herr), werden ärger sein, als die ersten.“ Darum muß während der ganzen Dauer der hl. Fastenzeit das Bestreben des Christen darauf gerichtet sein, die Vergangenheit wider gut zu machen und die Zukunft sicher zu stellen. Wie ernst aber die Kirche jenes Wort des Herrn: „Die letzten Dinge (eines Rückfälligen) werden ärger sein, als die ersten,“ — aufnahm, geht daraus

hervor, daß zu der strengen öffentlichen Kirchenbuße, wie sie im ersten Jahrtausend üblich war, der Sünder in der Regel nur ein mal zugelassen wurde; fiel er später in die vorige (schwere) Sünde zurück, so wurde er der Gnade einer öffentlichen Buße nicht mehr für würdig erachtet und blieb bis an sein Lebensende vom Empfang der hl. Sacramente ausgeschlossen.

Welcher Art war denn die erwähnte öffentliche Buße? Und welche Christen mußten sich ihr unterziehen? — Offenkundige schwere Vergehen, die ihrer Natur nach, und auch durch Zufall, öffentliches Vergehen erregt hatten, forderten nach damaliger Anschauung eine öffentliche Selbstanlage, und es konnte dem Sünder, der ein Glied der Kirche bleiben wollte, eine solche nebst entsprechenden Bußwerken vom Bischof auferlegt werden. Die Bußwerke sollten einerseits die gestörte Ordnung der christlichen Gemeinde sühnen, andererseits aber auch vor weiteren Verflüchtigungen bewahren. In den ersten Jahrhunderten waren die von den Vätern geforderten Leistungen noch nicht durch ein allgemeines Kirchengesetz geregelt, weshalb dem einzelnen Bischof — und bei geheimen Vergehern auch den von ihm beauftragten Priestern — die Beurteilung der einzelnen Fälle anheimgestellt war. Der ursprünglichen Milde in der Behandlung der Gefallenen folgte dann eine strengere Praxis, zumal als die Gefahren in den Verflüchtigungen sich

Sirphenkalender.

Sonntag, 18. März. 3. Sonntag in der Fasten. Cyrillus † 386. Evangelium Lukas 11, 14-28. Epistel Epheser 5, 1-9. St. Andreas: Nach der 4 Uhr folgt Venedigandacht vom guten Tode. St. Lambertus: Monats-Sonntag des Vereins der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth, morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion. Maria Himmelfahrtskirche: hl. Kommunion und Versammlung der marian. Jungfrauen-Kongregation. St. Martin: 1/8 Uhr gemeinschaftl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstr. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Festvortrag der Ritalieder des 3. Ordens für die Verstorbenen. Pfarrkirche zu Volmerswerth: 7 1/2 Uhr Frühmesse und gemeinschaftl. hl. Kommunion der Kinder. Dominikanerkloster: Diesen Nachmittag nach der Fastenpredigt ist die monatliche Prozession mit dem hl. Sacramente. Montag, 19. März. Josef. St. Andreas: 1/10 Uhr hl. Messe zu Ehren des hl. Josef von Seiten der Männer-Edellität. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt zu Ehren des hl. Josef. Maria Empfängnis: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt zu Ehren des hl. Josef, abends 7 Uhr Andacht mit Predigt. St. Maria-Himmelfahrt: 7 1/2 Uhr Hochamt und abends 7 1/2 Uhr St. Josephs-Andacht.

(Sonderung steht letzte Seite.)

mehrten; doch sollte nie eine übergroße Strenge Verzweiflung herbeiführen, den „glühenden Docht auslöschten“; die Kirche hielt eben an der von ihrem göttlichen Stifter gelehrten Wahrheit fest, daß im Reiche Christi auf Erden Sünder und Gerechte, „Mitrant“ und „Weizen“ seien (Matth. 13), und daß die Unheiligen durch fortgesetzte bessernde und heilende Thätigkeit so viel als möglich zur Heiligkeit zu führen seien. Zu diesem Zwecke wurden die kirchlichen Bußwerke und die Bedingungen für die Wiederaufnahme der von den Hellsündern ausgeschlossenen Sünder immer mehr geregelt.

Im dritten Jahrhundert bildeten sich vier Grade oder Stationen der Buße heraus: der Weinenden, Hörenden, Liegenden und Stehenden. Der erste Grad oder die Station der „Weinenden“ war die unterste Stufe der Buße, die der reumütige Sünder zuerst betreten mußte. Wenn er nämlich seine Vergehen dem Bischofe bekannt und um die Aufnahme unter die öffentlichen Bußer gebeten hatte, so mußte er barfuß in der Kirche erscheinen, sein Haupt wurde vom Bischofe mit Asche — dem Erinnerungszeichen an den Tod — bestreut und sein Leib mit einem rauhen Bußgewande bekleidet. Diese Aufnahme zur öffentlichen Buße geschah meist am Aschermittwoch mit der bekannten Formel: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und zum Staube zurückkehren wirst.“ Hierauf wurde dem Bußer die Dauer seiner Bußzeit angekündigt, und er aus der Kirche hinausgewiesen mit den Worten des Oberhirten: „Deiner Sünden und Vergehen wegen wirst du aus dem Gotteshause vertrieben, wie Adam seiner Uebertretung wegen aus dem Paradiese vertrieben worden ist.“ — Der Bußer wurde also auf diese Art aufgenommen in die Klasse der „Weinenden“, so genannt, weil die Bußer dieser Klasse, außerhalb der Kirchthüre auf den Knien liegend, unter Reuestränen die zum Gottesdienste gehenden Gläubigen wegen des gegebenen Bittengesuches um Verzeihung und um ihre Bittbitte anflehen mußten. Bei strenger Kälte und bei rauher Witterung mußten sie während des ganzen Gottesdienstes — der oft bei 3 Stunden dauerte, — geduldig dort ausharren. Hatten die Bußer eine bestimmte Zeit hindurch (gewöhnlich mehrere Jahre) in dieser Station sich gehalten, so durften sie in die Station der „Hörenden“ übertreten: sie durften nun im unteren Teile der Kirche dem Psalmengesange beiwohnen und die Predigt hören. Nach der Predigt aber — vor der eigentlichen Opferhandlung mußten sie sich entfernen. Von dieser Station gingen sie, in der Regel nach etwa 3 Jahren, über in die Station der „Liegenden.“ In dieser Klasse ward die eigentliche Buße verrichtet, und in ihr blieben die Bußer am längsten: 3, 5, 10, 15 und noch mehr Jahre. Diese Bußer mußten nach vollendeter Predigt in der Mitte der Kirche auf den Fußboden sich niederwerfen, unter Thränen an ihre Brust schlagen, ihre Schuld bekennen und um Nachlaß bitten. Der Bischof mit der ganzen Geisteslichkeit ging vom Altare zu ihnen hinab, warf sich mit ihnen auf den Boden und weinte mit den Weinenden. Während dessen betete die ganze Gemeinde für die auf ihr Angesicht hingestreckten. Endlich stand der Bischof auf, streckte seine Hände über sie aus und erteilte ihnen den Segen. Dann richtete er wie ein liebevoller Vater sie mit der Hand auf, ermunterte sie zum Eifer in Verrichtung ihrer Bußübungen, (öfters Fasten bei Wasser und Brot, Krankendienst, Meidung jeder Unterhaltung u. dgl. mehr), und entließ sie. Und dieser feierliche Akt wiederholte sich bei jedem sonn- und feiertäglichen Gottesdienste während der ganzen Bußzeit in dieser Station. — Endlich beim Aufsteigen in den vierten Grad oder in die Station der „Stehenden“ verschwanden die öffentlichen Zeichen der Buße. Der Bußfertige legte das Bußkleid ab, er durfte der

ganzen hl. Messe beiwohnen und zwar — gleich den andern Gläubigen, — stehen; nur war er noch ausgeschlossen von dem Opfergange und vom Empfange der hl. Kommunion. Erkrankte ein Bußer während der Bußzeit lebensgefährlich, so wurde ihm zur Voricht durch einen bevollmächtigten Priester die Lösprechung erteilt; genas er jedoch wieder, so mußte er die noch restierende Bußzeit nachholen.

In der That, lieber Leser, wenn wir diese Bußübungen unserer glaubensstarken Vorfahren auch nur einer flüchtigen Betrachtung würdigen, so ergreift uns, neben der aufrichtigen Bewunderung eines solchen Glaubenslebens, die größte Bewunderung. Wohl hat die vom hl. Geiste geleitete Kirche der zunehmenden Schwachheit ihrer Kinder mit Weisheit und Milde Rechnung getragen, indem sie, von der ihr verlebten Vollmacht Gebrauch machend, alle die strengen Vorschriften der ehemaligen Bußdisziplin auf das Allernotwendigste beschränkt hat. Um wieviel mehr müssen wir uns aber angetrieben fühlen, die heutigen, unserer Schwachheit angepassten kirchlichen Bußvorschriften mit peinlicher Genauigkeit zu erfüllen, da sie ja nur die Bestimmung haben, unser ewiges Heil zu fördern. S.

Eine berühmte Schwester.

Zum 150. Geburtstag Karoline Herschels (geb. am 16. März 1750).

Von Dr. L. J. Lindner.

Acht Kometen am Himmel konnten seinerzeit den schönen Augen eines Mädchens nicht widerstehen; sie ließen sich entdeden und machten so den Namen ihrer Entdederin unsterblich. Die Entdederin dieser acht Kometen war Karoline Herschel, deren Geburtstag wert ist, nicht nur von der Gelehrtenwelt, sondern auch von der aller Gebildeten gefeiert zu werden. Der 1. August 1786 war der denkwürdigste Tag im Leben dieser seltenen Dame. In diesem Tage entdeckte sie nämlich ihren ersten Kometen und teilte die Entdeckung verschiedenen Astronomen mit, sie verfolgte den Lauf des Kometen so oft und solange das Wetter sowie die Helligkeit des Gestirns es zuließ. Die Entdeckung des zweiten Kometen geschah im Jahre 1788 am 21. Dezember. Nicht lange darauf entdeckte sie ihren dritten Kometen und zwar am 7. Jan. 1790; schon am 17. April desselben Jahres hatte sie einen vierten entdeckt und die schmeichelfhaften Dankschreiben, welche sie von den Gelehrten Lalonde und Maskeline erhielt, machten ihr große Freude und spornen sie an, immer noch mehr Kometen zu entdecken. Schon am 15. Dezember 1792 entdeckte sie ihren fünften, am 7. Oktober 1793 ihren sechsten, am 7. November 1795 ihren siebenten und am 14. August 1797 ihren achten und letzten Kometen.

Doch diese Kometenentdeckungen sind es nicht allein, die ihren Namen auf die bewundernde Nachwelt gebracht haben und ihn erhalten werden, bis es keine Kometen mehr giebt, d. h. bis die Sterne, auch die Schweifsterne, werden vom Himmel gefallen sein und das Ende aller Himmel da sein wird, der Name Karoline Herschels ist auch berühmt geworden, weil sie, als Schwester des berühmten Astronomen Friedrich Wilhelm Herschel, diesem als verständnisvolle Gehilfin zeit ihres Lebens zur Seite gestanden hat. Wenn Goethe sagt: „Dienen lerne das Weib, denn das ist ihre Bestimmung“, so hat Karoline Herschel diese ihre Bestimmung auf das Schönste, auf das Idealfte erfüllt und es ist sehr fraglich, ob der große Astronom Herschel ohne sie das geworden und geliebt wäre, als was ihn die heutige Welt feiert, nämlich

der größte Astronom des achtzehnten Jahrhunderts.

Karoline nahm von ihrem dritten Lebensjahre an an allem Anteil, was die Familie betraf. Die Brüder wurden alle Musiker und mit besonderer Freude lauschte sie den musikalischen Unterhaltungen ihres Vaters und ihrer Brüder. Der Vater war auch ein großer Bewunderer der Astronomie und Karoline erwähnte noch in älteren Jahren, wie sie von ihm in einer kalten Nacht auf die Straße geführt wurde, um einen Kometen zu sehen, bei welcher Gelegenheit sie auch schon mit den Sternbildern bekannt wurde.

Im Jahre 1755 wurde der kleine Haushalt in Hannover, ihrer Geburtsstadt, auseinandergerissen, weil das Regiment, bei welchem der Vater und die Brüder standen, nach England versetzt wurde. Schon um diese Zeit verriet Karoline in ihrem ganzen Thun eine schwärmerische Liebe zu ihrem Bruder Wilhelm. Zwar lehrten Vater und Brüder im Jahre 1757 wieder zurück, doch hielten die unruhigen Zeiten an und die Brüder Jakob und Wilhelm gingen wieder nach England, um dort durch Musik ihren Unterhalt zu erwerben. Unterdeß besuchte Karoline die Garnisonsschule, strickte Strümpfe für die Brüder, schrieb Briefe für dieselben, und hatte überhaupt eine arbeitsvolle Zeit. 1763 starb ihr Vater und ließ sie in großer Not zurück. Noch im Alter von 17 Jahren besah Karoline nichts mehr als ihre Elementarkenntnisse. Sie mußte um Leben zu können Strickunterricht erteilen und schlug sich so kümmerlich durch.

Da erhielt sie von ihrem geliebten Bruder Wilhelm aus England eine Einladung nach Bath zu ihm zu kommen, wo er versuchen werde, sie zur Sängerin auszubilden. Die Mutter, welcher er eine kleine Jahresrente ausgesetzt hatte, willigte ein. Er holte selbst die Schwester ab und im August 1772 trafen beide in Bath ein. Bei allen Wenigkeiten im Leben ihres Bruders wurde Karoline nun seine Gefährtin und Arbeitsgenossin und hatte vollen Anteil an all den aufregenden Wandlungen, durch welche der bisherige Musiker Astronom des Königs und ein berühmter Mann wurde. Der Bruder gab ihr Gesangsunterricht, auch Lektionen in Englisch und Mathematik und den Anfangsarbeiten der Astronomie. Sie lernte mit Feuereifer und als ihr Bruder sich mehr und mehr der Astronomie zuwandte und nicht im Stande war, den hohen Preis für ein Teleskop zu zahlen, vermannte sie im Juni 1773 das Haus in eine Werkstat, in welcher Karoline eifrig mitthätig war. Sie trat auch als Sängerin auf und stieg empor zur ersten Sängerin der Konzerte, so, man bot ihr ein Engagement für das Musikfest in Birmingham an, was sie, immer von dem Wunsche besetzt ihrem Bruder zu dienen, ausschlug! Als der Bruder durch die Entdeckung des Uranus plötzlich selbst als leuchtendes Gestirn am Himmel der Astronomie erschien und zum königlichen Astronomen ernannt wurde, sorgte sie am Pfingstsonntage 1782 zum letzten Male, denn sie lehnte alle ihr anebotenen Engagements ab, da sie nicht den Mut in sich fühlte, ihren Bruder zu verlassen und verzichtete gerne auf jede selbständige Stellung, nur um die Gehilfin ihres von ihr so hoch verehrten Bruders zu werden.

Während der Abwesenheit ihres Bruders am königlichen Hofe zu Queens Lodge bildete sich Karoline auf eigene Faust zum Astronomen aus und um sie darin zu ermuntern, gab ihr der Bruder einen Kometensucher, mit dem sie am 20. August 1782 ansah, alle bemerkenswerten Erscheinungen aufzufuchen und zu beschreiben. Auf einem freien Rasenplatze durchsuchte sie

oft allein den Himmel, um sich zu orientieren und nachdem dies geschehen, suchte sie Nebelflecke und Sternhaufen auf; ganz besonders aber schrieb sie für ihren Bruder die Beobachtungen nieder, gab ihm die Zeit an und war überhaupt seine Gehilfin. Sie scheute keine Anstrengung, keine Mühe und war erfreut, wenn Wilhelm sie lobte und ihren Fleiß anerkannte.

Sie half mitarbeiten an dem großen vierzigfüßigen Teleskop, welches in Slough vollendet und aufgestellt wurde; sie polierte die Metallstücke an den Instrumenten, reinigte die Arbeitszimmer, die Bücher vom Staube, ordnete die wissenschaftliche Korrespondenz ihres Bruders, empfing hohe Besuche und zeigte und erklärte ihnen die Instrumente. Aber auch Gelehrte empfing sie, und als ihre Arbeiten bekannt wurden, unterließ es kein Astronom, der nach England kam, neben dem Bruder Wilhelm auch Karoline Herschel seine Aufwartung zu machen.

Im Jahre 1787 erhielt sie, als Assistentin ihres Bruders, einen Gehalt von jährlich 50 Pfund Sterling. Die erste Rate erhielt sie am 1. Oktober; es war das erste Geld, welches sie in ihrem Leben für sich besaß und noch ihrem Belieben verwenden konnte. Sie empfand eine kindliche Freude darüber, weil sie ihrem Bruder nun nicht mehr so zur Last zu fallen brauchte; nur in diesem Sinne hatte das Geld, mit welchem sie außerordentlich sparsam umging, für sie einen Wert. Im Jahre 1788 trat in ihrer Stellung eine wesentliche Veränderung ein, als ihr Bruder sich am 1. Mai verheiratete. Jetzt gab sie den Posten einer Haushälterin ihres Bruders auf, bezog eine eigene Wohnung und blieb nach wie vor eine Assistentin und Sekretärin ihres Bruders. Als die junge Frau ihrem Gemahl 1792 einen Sohn schenkte, übertrug sie ihre schwärmerische Liebe auch auf diesen, dessen Aufwachen und Arbeiten sie mit den freudigsten Empfindungen verfolgte.

So wirkte sie auch bei bereits gebrochener Gesundheit noch fort und als ihr Bruder, Sir William Herschel, am 25. August 1822 starb, kehrte sie nach ihrer Geburtsstadt Hannover zurück. Am 28. Oktober traf sie in der Behandlung ihres Bruders, an der Marktstraße Nr. 453, ein und bezog die besten, für sie hergerichteten Zimmer seiner Wohnung. Hier lebte sie in stiller Zurückgezogenheit. Doch kein Gelehrter von Bedeutung besuchte Hannover, ohne sie aufzusuchen. Selbst die königliche Familie erwiderte ihr die lebenswürdigsten Aufmerksamkeiten. Im Jahre 1835 wurde sie zum Ehrenmitglied der Royal Astronomical Society ernannt, erhielt 1846 die goldene Medaille vom König von Preußen und starb am 9. Januar 1848 im 98. Lebensjahr.

Die Kochfrau.

Von Lin'a Fabian.

„Die Einladungen kannst Du nun also ausschreiben“, erklärte ich meinem Mann, „so daß wir nur noch die Frage des Kochens zu erledigen hätten.“

„Wir ist nicht übel“, lachte er, „das Kochen ist doch ausschließlich Deine Sache, ich habe in der Küche bekanntermaßen nichts zu suchen. Miteffen will ich ja ganz gerne, aber kochen, — br!“

„Kein Mensch verlangt von Dir, daß Du kochen sollst, Du bist ja nicht einmal im Stande, Dir Deinen Thee aufzubrühen“, antwortete ich spöttisch, „aber ein Abendessen für ein Duzend Personen vermag ich mit Minna allein nicht herzustellen, ich muß unter allen

Umständen für diesen Tag eine Kochfrau bestellen.“

„Na, weißt Du“, meinte er und zog die Stirn in Falten, „mit 'ner Kochfrau soll das so ne Sache sein. Von den Kochfrauen habe ich schon ganz schauervolle Geschichten gehört.“

„Ach was, Stammtisch-Käubergeschichten“, fertigte ich ihn kurz ab, „da haltet Ihr Euch immer über unser Kaffeekränzchen auf, aber was an dem Stammtisch zusammengelasscht und getratscht wird, das ist wahrhaftig schon nicht mehr schön. Das verfängt aber bei mir nicht, ich brauche auf das Anepengeschwätz nicht zu hören, ich weiß, was ich zu thun und zu lassen habe: ich bestelle mir eine Kochfrau und dabei bleibt's!“

„Meinetwegen nimm Dir gleich ein Duzend Kochfrauen“, knurrte er, offenbar ärgerlich über die wohlverdiente Abweisung, die ich ihm hatte zu teil werden lassen. Denn was am Stammtisch erzählt wurde, war ihm die reine Offenbarung . . .

Ich bestellte also für Donnerstag eine Kochfrau: nicht zu alt, adrett, bescheiden, perfekte Köchin. Vier Mark für den Abend, freie Verköstigung und das übliche „mit nach Hause nehmen“. Ich erhielt umgehend die Versicherung, daß meinen Wünschen in jeder Hinsicht entsprochen werden würde, Nachmittags werde die Kochfrau zur Stelle sein.

— Als am Donnerstag früh mein Mann nach dem Bureau ging, gab er mir noch die ihm nötig dünkenden Verhaltensmaßregeln bezüglich der Kochfrau.

„Sei ohne Sorge“, beruhigte ich ihn, „ich verstehe mit derartigen Leuten umzugehen. Außerdem kommt die Frau erst Nachmittags, bis dahin habe ich Deine guten Ratschläge schon längst wieder vergessen.“

„Das glaube ich gern“, brummte er, „in der Vergeßlichkeit hast Du eine ungeahnte Größe erreicht“, — damit ging er und überhob mich so einer Antwort, die sicher Hände und Füße gehobt haben würde.

Raum hatte er die Korridorhür geschlossen, als heftig geschellt wurde. Minna hatte ich zum Schlächter geschickt, sobald mir nichts übrig blieb, als selbst zu öffnen. Der Brieft Träger wahrscheinlich . . . Ich hatte die Kette los und öffnete ohnungslos. Schon wollte ich die Hand nach dem Briefe ausstrecken, als die Thür durch einen scharfen Drud von außen vollends aufgestoßen wurde und sich eine kleine fugelebrunde Person mit einem Handtuche bewaffnet, der ungeheuerliche Dimensionen aufwies, in den Korridor schob. Sie drängte mich nicht gerade sehr höflich zur Seite und nahm ohne weiteres ihren Weg nach der Küche, wo sie pustend, stöhnend und nach Atem ringend auf einen Stuhl sank. „Alle Wetter“, schallte es in mein Ohr, „wenn ich gewußt hätte, daß das drei Treppen hoch wäre, hätte ich mir die Sache noch überlegt — das geht mir zu sehr über die Puste.“

Nachdem ich mich von meinem nicht geringen Erschaunen etwas erholt hatte, fragte ich: „Nur sind Sie denn eigentlich, was wollen Sie denn hier?“

Ein wiehernbes Gelächter war die Antwort. „Wer ich bin, hahahaha, was ich hier will, hahahaha“, — sie konnte sich erst nach geraumer Zeit von dem Lachtrampf erholen. „Sie haben mir doch bestellt, ich bin ja die Kochfrau, die Müllern“, dabei schob sie den Riesenhandkorb mit einem berben Fuhrtritt unter den Küchensisch.

Ich hatte mir, offen gelanden, eine Kochfrau anders vorge stellt, schmuder, sauberer, jünger. Aber auf das Aussehen kam es ja am Ende nicht an, die Leistungen gaben den Ausschlag. „Warum kommen Sie denn schon so früh, ich

hatte Sie erst für den Nachmittag bestellt?“ fragte ich misstrauisch.

„Jotte doch!“ antwortete sie harmlos, „ich bin das von meiner Kundschaft so gewöhnt und trinke bei die Herrschaften immer gleich früh Kaffee mit Thee oder Kakaoschaffens allerdings auch, aber bei Thee muß ich schon um die Rumflasche bitten. Aber sagen Sie mal, Madamchen“, unterbrach sie sich plötzlich, indem sie sich umblickte, „haben Sie denn kein Dienstmädchen?“

„Die ist einholen gegangen“, erklärte ich. „Na, das is man gut“, athmete sie erleichtert auf, „bei das langweilige Kochen muß man jemand haben, mit dem man sich was erzählen kann.“

„Dazu dürfte wohl keine Zeit sein“, entgegnete ich etwas scharf. „Ja, und warum haben Sie denn dieses Korbungscheuer mit hierher geschleppt?“

„Das brauche ich, denn her zu hab' ich meine Sachen drin und nach Haus zu pad ich das Essen rein. Ich bin ja engagiert mit der Bedingung, daß ich mit die Reste mit nach Hause nehmen darf.“

„Nun, so viel wird wohl nicht übrig bleiben, daß Sie den ganzen Korb füllen können.“

„Ach“, lachte sie, „das kann man nicht wissen. Ich bin schon bei Herrschaften gewesen, wo der Korb nicht einmal ausgereicht hat, da hab' ich noch ein Paket extra machen müssen.“

Da ich nicht Lust hatte, dieses Thema weiter zu erörtern, meinte ich: „Nun, es gibt also garnierte Bröckchen, Suppe, Zander mit Butter, Hafensbraten und Nachtisch. Vorbereitet habe ich alles, Minna holt die letzten Zuthaten, so daß Sie sich langsam an die Arbeit machen können. Es wird Ihnen doch alles gelingen?“

„Du meine Güte“, antwortete sie fast mitleidig, „ich bin in der Küche aufgewachsen, gelernt habe ich in die besten Hotels und jetzt koch' ich bei die feinsten Herrschaften. Mißraten is mir in meinem Leben noch nie nichts und wenn's mal vorgekommen ist, so war's ganz selten. Also darüber brauchen Sie sich keine Kopfschmerzen zu machen, meine Standeshöhre geht mich über Alles.“

Da jetzt das Mädchen zurückkam, hielt ich es für das Geratenste, das Feld zu räumen, denn der Eindruck, den die Kochfrau auf mich gemacht hatte, war nicht übermäßig günstig. — „Was ist denn das für 'ne alte Schachtel, die draußen in der Küche herumlungert?“ sprach mein Mann, als er Mittags nach Haus kam.

„Das ist die Kochfrau“, erklärte ich etwas gedrückt.

„Da hast Du Dir ja ein liebliches Exemplar ausgesucht, die sieht eher aus wie eine Scheuer als eine Kochfrau.“

„Das Aeußere ist auch nicht maßgebend“, erwiderte ich verdrücklich, „wenn Du Dir abends die Erzeugnisse ihrer Kunst wirst gut schmecken lassen, wirst Du schon anders urteilen.“

„Hoffen wir das Beste“, seufzte er. „Ich wünschte, es wäre erst Alles vorüber.“

Als ich gegen Abend hin und wieder, wie es einer Hausfrau zukommt, in der Küche nach dem Kochen sehen wollte, komplimentierte mich die Kochfrau jede mal mit sanfter Gewalt wieder heraus. „Liebe Frau, Sie brauchen sich im Geringsten gar nicht zu bemühen“, meinte sie, „sehen Sie, ich bin schon mitten drin in's Vergnügen. Der Hafe wird gleich in den Bratofen geschoben, länger wie 'ne Stunde braucht er ja nicht —“, dabei hantierte sie in fast heängliger Weise zwischen den Tellern, Schüsseln und Kasserolen umher. Eben balancierte sie einen bis an den Rand gefüllten Topf Milch auf mich zu, da — eine Berührung

mit meinem Ellenbogen, ein Stoß, ein Klatsch und die Milch spritzte mir in's Gesicht, feuchete meinen Hals und zog lange weiße Sturzbrüche auf mein Hautkleid. „Sehen Sie“, schrie mich die Kochfrau an, „das kommt davon, wenn Sie sich unausgesetzt in der Küche aufhalten! Wenn Sie fortwährend hier herumstehen, brauchen Sie sich gar nicht zu wundern, wenn Ihnen mal eine Sofähne über das Kleid gegossen wird!“

Minna stand mit offenem Munde da und horchte, — eine heimliche Schadenfreude leuchtete aus ihren Augen: sie freute sich offenbar darüber, wie mich die Kochfrau behandelte.

„In der Ordnung wäre es wohl, daß Sie sich wegen Ihrer läppischen Ungeheuerlichkeit entschuldigen“, meinte ich ärgerlich, „es schickt sich nicht für Sie . . .“

„Läppische Ungeheuerlichkeit, — na nu wird's Tag“, lächelte die Kochfrau und ihr feistes Gesicht färbte sich putherrrot. „Det laß ich mir nich zwei Mal sagen denn pad ich sofort meine sieben Sachen und Sie können ihr bißten Essen allene zusammen brodeln, — ich halte noch was auf Standbehere.“

„So brauchen Sie das nicht aufzufassen“, lenkte ich behutsam ein, hielt es aber doch für das Geheime, die Küchenhür von außen zuzumachen, der Klügere giebt in solchen Fällen immer nach. Bis in das Wohnzimmer hinein aber hörte ich noch, wie diese unerschämte Person mit dem Mädchen sich unterhielt, und ich hörte auch, wie diese in das dröhnende Lachen lustig einstimmte. Das war eine Küchen-Revolution in bester Form.

Mitterweile war ich mit dem Beden der Tafel zu Ende gekommen. Ich ordnete das Arrangement an. Den Tafelaufsatz stellte ich selbst in die Mitte, — es war ein schweres Stück Arbeit, aber ich hatte Angst, daß damit etwas passieren könnte. Minna sollte die drei Vasen hereinholen, die ich mit Blumen hatte füllen lassen. „Bringen Sie aber eine nach der anderen“, befahl ich, „Sie können den kurzen Weg dreimal machen, so viel Zeit haben Sie schon.“

Trotzdem brachte das Mädchen die drei Vasen zusammen angeschleppt, in jeder Hand eine, die dritte schief unter den rechten Arm geklemmt, sodas das Wasser bei jedem Schritt auf das Parquet lief.

„Sie sollten doch immer nur eine Vase bringen“, rief ich empört, „Sie sehen doch, daß Sie mit dem Wasserausgießen den ganzen Fußboden ruinieren. Kommen Sie doch wenigstens schnell . . .“ und ich wollte sie beim rechten Arm ergreifen. Unwillkürlich wollte sie denselben heben, die Vase schwante ein, zwei Mal bedenklich vornüber, aber ehe ich zuspringen konnte, — Kladderbatsch, rief sie das mit Macht ausströmende Wasser zu Boden, auf dem sie trachend zerfahelte.

„Ungeheuerliche Person“, schalt ich, „das konnte ich mir wohl denken. Diesmal mache ich es aber wahr, was Vase und Blumen gelöstet haben, wird unweigerlich vom Lohne abgezogen.“

„Nein, so was!“ mischte sich da die Kochfrau die schleunigst herbeigekommen war, ein, „je feiner die Herrschaften sind, desto mehr wird tabut geschlagen. So'n armes Dienstmädchen hat's noch nich so übrig . . .“

„Ach habe Sie um Ihre Ansicht oar nicht gefragt“, rief ich außer mir, „halten Sie also Ihren Mund und geben Sie in die Küche!“

„Det stimmt“, entzettelte sie noch einer Weile, „gefragt haben Sie mir noch nich. Aber das kann ja auf Genauesheit beruhen: ich werde Ihnen auch nich erst fragen . . .“

Ich empfand es als eine wahre Erlösung,

als mein Mann wiederkam. Er war von dem Arrangement der Tafel durchaus befriedigt. „Wie sieht's denn sonst?“ fragte er. „Zu Alles soweit parat? In einer halben Stunde werden die ersten Gäste hier sein.“

„Oh“, erwiderte ich, indem ich mich räusperte, „ich meine wohl . . .“, ich denke sicher . . . Ich werde mal Minna fragen.“

Ich klingelte; nach einer längeren Pause erschien das Mädchen. „Ist die Kochfrau mit Allem fertig?“ fragte ich möglichst harmlos.

Minna schien sich eine ganze Weile zu besinnen. „Die Kochfrau is schon seit 'ner halben Stunde nach Haus gegangen“, antwortete sie dann mit malträstem Lächeln.

„Nach Hause gegangen?“ beehrte ich.

„Ja woll“, bestätigte Minna.

Schredensbleich stürzte ich nach der Küche: die Kochfrau war verschwunden, ihr Riesenkorb auch. Von den garnirten Bröckchen waren die mit Caviar und Lachs belegten ziemlich alle geworden, vom Zander und Hasen fehlten die besten Stücke, Apfelsinen, Ananasmanteln und Rosinen waren stark mitgenommen.

„Wo ist denn das alles geblieben?“ fragte ich mich selber.

„Det hat die Kochfrau in ihren großen Korb gepackt“, meinte Minna mit der gutherzigsten Miene der Welt. „Damit is sie denn los gegangen — sie meinte, sie wäre mit's „nach Hause nehmen“ angaschirt — und da sie keinen Lohn gekriegt hat . . .“

„Ihr habt zusammen unter einer Decke gesteckt“, freischte ich, „Sie freche Person packen morgen Ihre Sachen und scheeren sich aus meinem Hause . . .“, — einer Ohnmacht nahe sank ich auf einen Stuhl.

„Det poßt sich schon“, hörte ich das Mädchen noch sagen, „ich hält ja so wie so jetzindigt, die Kochfrau hat mich nämlich heut als Wollongtürin angaschirt . . .“

Amerfei.

* Hartnäckige Sünder. Note: „Dürfte ich Frau Baronin um den Beitrag für das Korrektionshaus bitten? — Baronin: Mein Gott, ich steure jetzt schon acht Jahre bei; haben denn diese Menschen sich noch immer nicht gebessert?“

* Der Decadent: „Ich verfidere Sie, mein Fräulein, in mir birgt sich ein unerlöschlicher Fonds dichterischen Ahnens; aber ich fühle mich noch zu gesund und frisch, um etwas Großes leisten zu können.“

* Falscher Verdacht. Nicht bei einer Brennerei vorübergehend, hielt: „Brennereibrennerei von A. Müller, Hoflieferant. (Für sich): Hoflieferant? — Dees härt' p' jeht unser'n guten Fürchten net zu'traut!“

Heiteres aus dem Gerichtssaal.

* „Ich will, meine Herren Geschwornen“, haate ein Verteidiger in einem Schwurgerichtsprozeß, „Sie nicht mit juridischen Erörterungen langweilen, da ja das der Herr Vorsitzende in seinem Resümee ohnehin besorgen wird.“

* Ein anderer Verteidiger sagte in seinem Plaidoyer: „Dem Angeklagten ist leider keine energische Hand zur Seite gestanden, die ihn von dem Abgrunde weggezogen und ihn zugerufen hätte: „Bis hierher und nicht weiter!“

* Einem Angeklagten, welcher der Kurpfuscherei beschuldigt wurde, hielt der Vorsitzende strenge vor, daß er es gewagt habe, ohne ärztliches Diplom Kranke zu behandeln. Der Angeklagte bat sodann um Geheimklärung der Verhandlung, da er zu seiner Rechtfertigung etwas vorzubringen habe, was er nur dem Gerichtshofe anvertrauen könne. Nachdem die Verhandlung für geheim erklärt worden, sagte der Angeklagte: „Hier, Herr Präsident, ist mein Diplom; ich bin ja Arzt, aber meine Patienten dürfen es nicht erfahren, sonst haben sie kein Vertrauen mehr zu mir!“

* Vorliegender: „Angeklagter, Sie sind zu lebenslänglichem schweren Kerker verurteilt. Wenn Sie die Strafe gleich antreten, zählt Ihnen schon der heutige Tag.“

Charade.

So auf der Men höchsten Spigen
Die ewigen Kräfte blihen,
Dort findest du die Stadt, vom Ersten dir genannt.
Dem Zweiten hat ein schwaches Leben
Die Schöpfung Natur gegeben,
Doch gab sie ihm dafür des Lebens Dauer viel,
Wer langsam lebt, gelangt aus fernste Ziel!
Im Schoß des Meeres wunderbar geboren,
Wirft die emvürte Flut mein Ganzes an den Strand;
Geschiffen von des Künstlers Hand,
Schmückt es der Frauen Hals und Ohren,
Und was der Künstler nicht zu kleinern Zwecken braucht
Für Pfeifen oder Uhr verrauht.

Domonym.

Mich hat die Klugheit einst geboren,
Und ich gearb die Sicherheit;
Doch meine Tochter ist verloren,
Denn das Verbrechen mich zu keinem Dienst entweiht.
Verleibe laß ich oft verbolne Früchte naschen,
Und helfe sie auch manchmal übersehen.
Vom Geiz werd' ich je hochgeschätzt,
Selbst, Leser, — du bedarft mich jezt.

Palindrom.

Ich nüge dir in künftiger Stunde,
Wie schon Mathäus g'nägend lehrt.
Nimmst du mich aber umgekehrt
Und sprichst mich aus mit Röhrenmunde,
So heist du nach der Fabelsunde
Als König mich geehrt.
Angleich entleitet ein Silbenpaar
Aus dem, was eine Silbe war.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Buchstabenrätsel: Eigennamen.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Montag, 19. März. Josef. • St. Anna-Stift: Morg. 7 1/2 Uhr Hochamt, nachm. 5 Uhr Festpredigt, Verehrung der Reliquien d. hl. Josef. • Franziskanerkloster: 9 Uhr feierl. Hochamt, u. 5 Uhr Predigt und St. Josefandacht. • Carmelitessenkloster: Morgens 6 Uhr beginnt die 1. hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt, nachm. 4 Uhr Predigt, Fastenandacht u. Lebeam; zum Schluß sakrament. Segen u. Verehrung der Reliquie des hl. Josef. Von heute ab bealnt jeden Morgen die 1. hl. Messe um 6 Uhr um an den Samstag die Solbeandacht nachm. 6 Uhr. • Pfarrkirche zu Volmerswerth: 7 Uhr Hochamt mit Segen, abends 6 1/2 Uhr sakrament. Andacht. • Dominikanerkloster: Heute ist das Patronatsfest unserer Kirche u. unseres Klosters. Das feierl. Hochamt um 9 Uhr wird dargebracht für die lebenden u. verstorbenen Wohlthäter der Kirche u. des Klosters. Abends 7 Uhr Rosenkranz, Festpredigt u. feierl. Segensandacht. • St. Marien Hospitalkirche: 6 Uhr hl. Messe, 7 1/2 Uhr Hochamt, nachm. 5 Uhr Gottesdienst mit Festpredigt.

Dienstag, 20. März. Joachim. • St. Andreas: Morgens 9 1/2 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode.

Mittwoch, 21. März. Benediktus † 542. • St. Lambertus: Nachm. 5 Uhr Fastenpredigt, nach derselben Rosenkranzandacht. • St. Maria Empfängnis: Abends 7 Uhr Josef-Andacht mit Predigt. • St. Maria Himmelfahrt: Abends 7 1/2 Uhr St. Josefandacht.

Donnerstag, 22. März. Othobianus. • Maria Empfängnis: Morgens 8 Uhr feierl. Segensamt.

Freitag, 23. März. Otto † 1139. • St. Andreas: 8. Kaverius-Freitag, 9 1/2 Uhr Segensmesse, Abends 7 Uhr Andacht mit Predigt, darnach Sühneandacht. • St. Lambertus: Morgens 7 1/2 Uhr Fasten-Segensmesse. • St. Maria Empfängnis: Abends 7 Uhr Kreuzwegandacht mit Fasten-Predigt. • Maria Himmelfahrt: 7 1/2 Uhr Fasten-Segensmesse, abends 7 1/2 Uhr Kreuzwegandacht u. Predigt. • St. Martin: Abends 7 1/2 Uhr Fastenandacht mit Predigt. • Pfarrkirche zu Volmerswerth: 6 1/2 Uhr Fastenmesse mit Predigt.

Samstag, 24. März. Gabriel, Erzengel. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. 5 Wunden. • Carmelitessenkloster: Nachmittags 6 Uhr Solbeandacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. u. S. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag in der Fasten (Passions-Sonntag).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 8, 46-59. In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret auf Gottes Wort: darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater ihr aber entehret mich. Doch ich luche meine Ehre nicht: es ist Eines, der suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn Jemans meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts: mein Vater ist es, der mich ehret, von dem ich sage, daß er euer Gott ist. Doch ihr kennet ihn nicht: ich aber kenne ihn und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen werde: Er sah ihn, und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Tu bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, sag ich euch, ehe dem Abraham ward bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen: Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.

Die hl. Fastenzeit.

V.

Ganz entsprechend dem Charakter der Zeit hat die Kirche das heutige Evangelium ausgewählt. Da nämlich heute, am Passions-sonntage, die Feier des Leidens und Todes des Erlösers (im engeren Sinne) beginnt, so wählte sie einen Abschnitt, der wie wenig andere in die Leidensgeschichte einleitet; ja, der Inhalt dieses Abschnittes ist derart, daß er geradezu einen Teil dieser Leidensgeschichte ausmachen könnte: was hier vom Evangelisten erzählt wird, hätte ebensogut in dem späteren Verhöre Jesu vor dem Hoherpriester Kaiphas und vor dem Landpfleger Pilatus verhandelt werden können. Der einzige Unterschied wäre etwa darin zu suchen, daß Jesus in dem Verhöre vor diesen Richtern schweigt, oder doch nur antwortet, wenn das Interesse der Wahrheit und die Ehre des himmlischen Vaters es absolut fordern, während Er hier noch in fortlaufender Rede lehrt und die böswilligen Anklagen Seiner Gegner zurückweist, insofern durch diese Anklagen der Eindruck Seiner Lehren bei den Zuhörern hätte gehindert werden können. Im Uebrigen sind die Wahrheiten, die Sein heiliger Mund hier und in jenen richterlichen Verhören ausspricht, dieselben: Er nennt Seine Lehre die Lehre der Wahrheit, wie Er sich vor Pilatus den König der Wahrheit nennt; Er erklärt in nicht zu mißdeutenden Worten hier Seine ewige Gottheit, wie Er sich vor Kaiphas und Pilatus den Sohn Gottes nennt; und hier wie dort erhebt sich gegen Ihn, die Un-

klage der Gotteslästerung, — nur, daß Er sich hier noch den Folgen dieser Anklage, dem Verhören Ihn zu töten, entzieht, weil „Seine Stunde“ noch nicht gekommen ist.

Nach dieser kurzen Erörterung nehmen wir, lieber Leser, unsere Betrachtung über das Gebet wieder auf. Alle hl. Väter sagen uns übereinstimmend, daß das Gebet zur Seligkeit unumgänglich notwendig sei, daß jeder Tag ohne Gebet ein verlorener Tag sei, daß ohne Gebet das Glaubensleben und der Glaube selbst mehr und mehr abnehmen müßten.

Dennoch wird die Verpflichtung zum Gebete namentlich zum sogenannten Viltgebete — vielfach gelockert, ja, das Gebet geradezu als unvernünftig hingestellt. Dabei habe ich nicht etwa die Gottesfänger im Auge, denen das Gebet als die Ausgeburt eines kranken Gehirns erscheint; auch nicht jene unverfügbaren Leute, die das Dasein Gottes zwar noch zugeben, aber behaupten, daß Gott, nachdem Er einmal die Welt geschaffen, die Dinge in der Welt ihren Lauf geben lasse, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Auch bei dieser Weltanschauung kann das Gebet selbstredend keine Stelle mehr finden; denn, wenn Gott um uns sich nicht kümmert, dann ist auch das Gebet etwas nutzloses und Unvernünftiges. — Ich denke vielmehr an eine religiöse Richtung, die namentlich unter den gebildeten Protestanten verhältnismäßig viele Anhänger zählt: sie nennen sich allerdings noch „Christen“, reden auch noch von der „göttlichen Lehre“ und dem „göttlichen Erbe“ des Christentums, aber beinahe in demselben



Kirchenkalender.

- Sonntag, 1. April. 5. Sonntag in der Fasten. Lugo † 1132. Evangelium Johannes 8, 46-59. Ostler Gebiärer 9, 11-15. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Schulkinder, 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Gymnasialisten; nachm. 3 Uhr Predigt mit Andacht. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr monatliche Kommunion der Kinder, nachm. 4 Uhr von Selten der Rosenkranzbruderschaft gemeinschaftl. Verkünde s. d. verstorbenen Mitglieder. ● Maria Himmelfahrtstliche: Bräutigam zweier neuvermählten Priester, 7/10 feierl. Hochamt. ● St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchenkongregation. ● St. Martin: 7/8 Uhr gemeinschaftl. Dreie-Kommunion für die Schule an der Martinstr., 7/9 für die Schule an der Neuperstr. ● Dominikanerkloster: Das feierl. Hochamt um 9 Uhr wird dargebracht für die lebenden und verstorbenen Wohlthäter unserer Kirche und des Klosters.
- Montag, 2. April. Franz v. Paula † 1508.
- Dienstag, 3. April. Richard † 1253.
- Mittwoch, 4. April. Isidor † 578. ● St. Andreas: 8 1/2 Uhr Antiphonamt als Schluß des Schuljahres des Gymnasiums. ● St. Lambertus: Nachm. 5 Uhr Fastenpredigt, nach derselben Rosenkranzandacht. ● St. Maria Empfängnis: Abends 7 Uhr Jos. Andacht. ● St. Maria Himmelfahrt: Abends 7 1/2 Uhr letzte St. Josephs-Andacht. ● Dominikanerkloster: Abends 7 Kreuzwegandacht mit Instrument. Segen.
- (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Sinne, wie Andere vom „göttlichen“ Plato oder Aristoteles reden; Christus ist ihnen nur nach „der Weise von Nazareth“, dessen vorzügliche Sittenlehre den „liebenden Vater“ erkennen und lieben lehre, und der nach einem Scheintode auferstanden sei u. s. w. Es liegt auf der Hand, daß für sie die Anforderungen Jesu und der Apostel zum Gebete nicht „maßgebend“ sein können; sie halten es vielmehr für widersinnig und verwerflich. Dabei haben sie, wie schon gesagt, namentlich das Gebet im engeren Sinne — das Bittgebet — im Auge. Prüfen wir denn einmal, lieber Leser, die hauptsächlichsten Einwendungen, die diese sogenannten Rationalisten gegen die Berechtigung und (wenn ich so sagen darf) Vernünftigkeit des Gebetes vorbringen; sie kommen öfter damit, als Du vielleicht ahnst; mancher sonst gute, aber etwas mangelhaft unterrichtete Katholik hat sich dadurch beunruhigt gefühlt, obwohl dazu gar kein Grund vorliegt.

1. „Das Gebet (heißt es) ist überflüssig; denn Gott weiß ohnehin ja, was wir nötig haben, und ist, vermöge Seiner unendlichen Güte auch stets geneigt, allen unsern Bedürfnissen abzuhelfen. Wozu Ihn also unsere Wünsche erst vortragen, um Ihn um Abhilfe unserer Bedürfnisse zu bitten?“

Darauf ist Folgendes zu erwidern: durch unser Gebet wollen wir doch gewiß Gott dem Herrn nicht erst kund und zu wissen thun, wessen wir bedürfen, gleich als wüßte Er Selbst es nicht; auch wollen wir nicht einen gleichsam sinnlosere Einfluß auf Seine unendliche Güte damit ausüben: das wäre ja geradezu thöricht. Wir wollen nur in Demut vor Gott bekennen, daß wir Seiner Hilfe bedürfen; wir wollen Gott huldigen durch das demütige Bekenntnis, daß Alles, was wir sind und haben, von Ihm komme, — daß Er andererseits uns aber auch nichts schulde, sondern daß Seine freie Liebe und Erbarmung es sei, der wir alles Gute verdanken. Es steht aber auch keineswegs im Widerspruch mit Gottes Güte, daß Er uns Seine Wohlthaten auf unser Gebet hin erweist. — Ein Beispiel möge das klar machen: ein Vater ist vermöge seiner Liebe wohl stets bereit, seinem Kinde Gutes zu erweisen; wer aber möchte ihn tadeln, wenn er die Erweise seiner Liebe von der Bitte des Kindes abhängig macht? Und sehen wir nicht vorzreffliche Eltern tagtäglich ihren Kindern gegenüber so handeln? So kann auch unser himmlischer Vater die Erweise Seiner Gnade und Liebe an die Bedingung knüpfen, daß wir Ihn darum bitten, — ohne daß Er dadurch mit Seiner unergründlichen Güte in Widerspruch träte. Wer Gott um eine Wohlthat nicht bitten mag, der ist eben hochmütig, und dem Hochmütigen verweigert Gott Seine Hilfe mit Recht, ähnlich wie in der Familie der Vater dem hochmütigen Kinde gegenüber verfährt, das ihn nicht bitten mag. — Gott bedarf unseres Gebetes allerdings nicht; aber wir bedürfen desselben, um einerseits der Pflicht der Huldigung Gott gegenüber zu genügen, und um andererseits in der Demut uns zu erhalten, die zur Erlangung göttlicher Gnadenerweise erforderlich ist.

2. „Das Gebet (heißt es weiter) ist ganz unwirksam; denn was Gott will, das will Er von Ewigkeit her, und das steht unänderlich fest, da Er nicht ist, wie ein Mensch, der seine Entschlüsse ändert. Das Gebet aber hat gerade den Zweck, Gott zu bestimmen, daß Er Seinen Willen nach unseren Wünschen richte und daher eventuell von jenen Willensentschlüssen abgehe, den Er vielleicht vorher gehabt. Da dieses aber für Gott in Ansehung Seiner Unveränderlichkeit ganz unmöglich ist, so kann das Gebet nie wirksam sein.“

Dieser scheinbar sehr scharfsinnige Einwurf beruht auf einer ganz unrichtigen Auffassung der hier obwaltenden Verhältnisse. Das Gebet hat keineswegs den Zweck, Gott zu einer Veränderung Seiner ewigen Willensentschlüsse

zu bewegen. Das Gebet ist ebenso, wie alle unsere übrigen Willenshandlungen, ein freier Akt des Menschen; Gott sieht aber vermöge Seiner Allwissenheit alle freien Handlungen des Menschen (von Ewigkeit her) voraus: Er hat sie darum auch schon von Anfang an in Seinen Weltplan aufgenommen. Das Gleiche findet daher auch statt bei dem Akte des Gebetes. Von Ewigkeit her hat Gott die Gebete aller Menschen vorausgesehen und mit Rücksicht auf diese Gebete die Erteilung Seiner Gnadenerweise geordnet. Das Gebet ist also keineswegs unwirksam; es ist nicht in dem Sinne wirksam, als würde Gott, ähnlich wie der Mensch, durch das augenblickliche Gebet bestimmt, etwas zu thun, wozu Er vorher etwa nicht entschlossen gewesen wäre, — vielmehr sah Er von Ewigkeit her das Gebet, das in einem bestimmten Augenblicke verrichtet wird, voraus und hat gemäß dieser Voraussicht von Ewigkeit her beschlossen, auf dieses Gebet hin bestimmte Gnadenerweise zu geben; dieser Beschluß aber kommt gerade dann zur Verwirklichung, wenn das Gebet — als Bedingung dieser Verwirklichung — verrichtet wird.

Ein weiterer Einwurf soll uns nächstens beschäftigen. Ich wiederhole: das Gebet ist ein wesentlicher Teil der Religion, und wie der Mensch zur Religion verpflichtet ist, so auch zum Gebet. S.

Kohlennot und Kohlen-Verlust.

Von Dr. Max Neudirth.

Es fehlt nie an scharfsinnigen Betrachtungen darüber, was einst geschehen wird, wenn die Menschheit die ihr erreichbaren Kohlenvorräte in der Erdrinde verbrannt hat. Mit Berücksichtigung vernimmt der deutsche Leser, daß unsere einheimischen Kohlenbeden, vor allen das überaus reiche ober-schlesische, bei normaler Prognose des Verbrauches mindestens zwei Mal länger ausreichen werden als die englisch-schottischen, und mit Reid müssen wir vernehmen, daß uns die Amerikaner mit ihren ungeheuren Kohlenfeldern in Kanada, Pennsylvanien, am Missouri und am Michigansee weit über sind, und daß auch China und Sibirien Reichthümer an diesen schwarzen Diamanten bergen, gegenüber welchen der in deutscher Erde liegende Vorrat geradezu winzig erscheint.

Während wir nun als beati possidentes uns in akademischen Betrachtungen für das Geschick unserer Urtenel in der zwanzigsten bis dreißigsten Generation erwärmen, rückt uns auf einmal das Segenteil, die Kälte auf den Hals, als Folge eines plötzlich hereingebrochenen Kohlenmangels, der seine Ursache keineswegs in der Erschöpfung einzelner fossiler Lagerstätten, sondern in der umfassenden Lohnbewegung hat, welche, von den böhmischen Braunkohlenrevieren ausgehend, nach den sächsischen Kohlenrevieren übergriffen hat und weite Gegenden Deutschlands und Oesterreichs mit Mangel an diesem unentbehrlichen Brennstoff bedroht. Diese Not wird ja gewiß in wenigen Wochen vorübergehen und der Konsument wird höchstens einige Mark oder Kronen mehr aus dem Portemonnaie herausrücken müssen. Immerhin wird sich aber mancher fragen, ob bei dem Vorhandensein so großer unterirdischer Lagerstätten die Preissteigerung der letzten Zeit eine Berechtigung hat.

Unter den Faktoren der Preisbildung spielt nun der Gesamtkohlenreichtum der Erde keine greifbarere Rolle. Wie hoch sich ein Centner Kohle im Kleinverkauf an einem bestimmten Orte stellt, hängt zunächst von der Höhe der Transportkosten, also von der Entfernung der Gruben und von der etwaigen Erleichterung eines billigen Wasserweges oder der Notwendigkeit eines kostspieligen weiten Bahn-

transportes, dann aber davon ab, ob und in welcher Höhe eine wenig providentielle Steuerpolitik dem Volke den unentbehrlichen Heizstoff durch Öltro und andere Steuern verteuert. Daneben kommt aber auch die Höhe der Arbeitslöhne und das Kapital in Betracht, welches in den in Abbau stehenden Flözen steckt und börsenmäßig bewertet wird, so lange wir noch nicht beim Staatssozialismus angelangt sind. Wären daher die Kohlenbergwerke annähernd gleichmäßig über die Erde verteilt, so würden wir, von Streitzeiten abgesehen, wohl immer annehmbare Kohlenpreise haben. Aber die Natur, die an manchen Stellen unfruchtbare Wüsten entstehen ließ, um anderwärts üppige Paradiese zu schaffen, hat auch hier des Glückes Gaben ungleich verteilt; während der eine im Ueberflusse schwelgt, muß der andere darben. Das ist nun einmal der Lauf der Dinge auf dieser Erde.

Obenan an Kohlenreichtum steht der nordamerikanische Kontinent. Von Kanada zieht sich das sogenannte appalachische Kohlenfeld tief in die Vereinigten Staaten über Pennsylvanien, Ohio und Virginia bis tief hinunter nach Tennessee hin. Diese Reviere bedecken einen Flächenraum von 160 000 Quadratkilometer, also eine Bodenfläche, welche einem Drittel des Deutschen Reiches nahe kommt, und die Summe der Flöze erreicht eine Mächtigkeit von 8—40 Meter. Ausgedehnter noch, wenn auch nicht reicher, sind die Kohlenfelder in Illinois, Indiana, Kentucky, Missouri und den benachbarten Unionsstaaten. Dazu kommen noch jene in Neufundland und Neufundland. Schon diese Felder enthalten einen kolossalen Kohlenvorrat, den man, wenn man einen Abbau bis zu 1000 Meter Schachtiefe annimmt, billig auf 800 Milliarden Metertonnen schätzen muß. Das aber außerdem in den Rocky-Mountains, auf Melville, Banksland und den übrigen circumpolaren Inseln einschließliche Gränlands im Erdenschoße ruht, entzieht sich jeder Schätzung, muß aber sehr hoch bewertet werden, da das ganze Becken der Hudsonthaländer nach seiner geologischen Beschaffenheit für eine enorme Entfaltung der dort lagernden Kohlenflöze spricht.

Effektiv arm an Steinkohlen ist Südamerika, wo nur die Becken von Kolumbien am Golfe von Uraba und im Departement Magdalena und die Kohlenbistritte von Chile und an der Magelhaensstraße von Bedeutung sind. Außerdem finden sich natürlich noch an vielen anderen Orten, so namentlich in Peru, Ecuador und Südbrasilien, zahlreiche Kohlenwerke. Den Weltmarkt wird aber Südamerika kaum je beeinflussen können, selbst wenn im Innern des Amazonasstrombedens und Paragwais, die beide so gut wie unerforscht sind, noch manches Kohlenlager gefunden werden sollte.

In Europa fällt zunächst der gänzliche Mangel an Steinkohlen in Italien auf, welcher dieses reich, ja fast überfüllte Land hindert, den wirtschaftlichen Aufschwung zu nehmen, der ihm bitter Not thäte. Der kleine Mann empfindet den hohen Preis, der aus England oder Südrussland importierten Kohle zunächst zwar kaum, denn das gesegnete Klima nach an vielen Orten die Zimmerheizung fast stets entbehrlich, im Uebrigen besitzt der Italiener aber auch eine Virtuosität im Frieren, um die ihn mancher Nordländer beneiden könnte. Dafür ist aber die Lage der Industrie um so schlimmer. Fast ebenso arm sind die Balkanländer an Steinkohlen, und auch Ungarn wird Not haben, für seine aufblühende Industrie stets den erforderlichen Brennstoff bereit zu stellen. Nur wenig besser daran ist Schweden, welches wahrscheinlich dank seiner wertvollen Eisenerze, welche die spanischen und steirischen an Reinheit und Güte weit übertreffen läßt eine mächtige Eisen- und Maschinenindustrie haben würde, wenn nur in einigermaßen

annehmbarer Nähe Kohlenlager vorhanden waren.

Zu den mittelmäßig mit Kohle gesegneten Ländern gehört Frankreich, welches zahlreiche kleinere Lagerstätten, daneben dann die Kohlenbänne von St. Etienne und le Creuzot besitzt, außerdem aber auch an dem Reichtum des belaischen Kohlenbezirks teilnimmt, dessen Höhe weit ins Französische hineinreicht.

Nichtbestimmter haben die an der Grenze liegenden Saarbrücker Kohlenlager stets den Reiz der französischen Macht erweckt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß man bei einem umgekehrten Ausgange des Krieges von 1870 in Frankreich keinen Moment gezögert haben würde, den wertvollen Besitz des preussischen Nachbarn mit Beschlag zu legen.

Spanien, Portugal, Norwegen und Dänemark spielen in der Weltwirtschaft keine Rolle; übrigens hat auch nur Spanien unter allen Dreien nennenswerte Kohlenlager, welche kaum den eigenen Bedarf decken. Auch Oesterreich ist nur mäßig mit Stein- wie mit Braunkohlen gesegnet, und nachdem man sich seit Jahrzehnten in Sachsen auf die Braunkohlen der benachbarten böhmischen Reviere verlassen hat, ist es kein Wunder, daß ein umfassender Kohlenarbeiterstreik, wie er jetzt in Böhmen ausgedehnt ist, die Fabriken in Leipzig und Chemnitz zum Stillstand und die sächsischen Staatsbahnen zur Einschränkung des Betriebes zwingt.

Rußland besitzt in seinem centralen Teile südlich von Moskau bei Tula, Rjasan und Kaluga sehr bedeutende Kohlenfelder, desgleichen am Ural und Dniepr, und es gehört keine Selberrgabe dazu, vorauszusetzen, daß hier auch in 100 Jahren die Centren der großen Industrie stehen werden, welche das mächtig aufstrebende Land dann besitzen wird.

Belgien verbannt seinen heutigen Wohlstand in erster Linie seinen Kohlenvorräten, welche sich im Becken von Mons über 900 Quadratkilometer ausdehnen und zu denen bei Lüttich weitere 540 Quadratkilometer kommen.

Allen diesen Ländern an Kohlenreichtum weit voran stehen aber Deutschland und England. Das Saarbecken, oder wie man es jetzt öfter scherzhafter Weise nennen hört, „das Königlich Stamm“, ist schon erwähnt worden. Am bekanntesten ist das rheinisch-westfälische Revier, welches auf 2000 Quadratkilometer 130 Klöße mit 77 Meter Kohle enthält. Nicht bedeutend ist auch das niederschlesische Kohlenbecken bei Waldenburg. Alle werden aber an Ausdehnung wie an Kohlenreichtum weit übertroffen von Oberschlesien. Dort findet sich Kohle auf einer Fläche von 5000 Quadratkilometer, und die 104 abbaubaren Klöße haben eine Gesamtmächtigkeit von 154 Meter Kohle. Der bedeutendste von ihnen ist der Koberiffel mit 18 Meter Höhe. Es ist ein eisenartiger Anblick, wenn man vor dieser Kohlenwand steht, welche die Höhe eines ganz stattlichen Hauses hat und Millionen Centner Kohle birgt. Kleinere Steinkohlenlager finden sich noch an vielen Orten Deutschlands, fallen aber hier nicht ins Gewicht.

England gräbt seine schwarzen Diamanten auf einer Fläche von 30 000 Quadratkilometer und überall, wo Kohlen liegen, in Südwales, bei Birmingham, Manchester, Liverpool, in Staffordshire, Warwickshire, in Northumberland und Durham, in Cumberland, in Schottland am Firth of Forth oder am Clyde befindet sich das Meer in nächster Nähe. Dant diesem Umfange kann die Kohle auf weithin mit der billigen Wasserfracht versandt werden und so sind schon viele hundert Millionen Mark aus Norddeutschland als Kaufpreis für englische Kohle ins Ausland gegangen.

Die anderen Weltteile sind schnell abgethan. In Afrika finden sich Steinkohlen nur im Kaplande, in Natal, Transvaal und in Deutsch-

afrika am Robuma und zwischen dem Rhaffa- und Tanganyikasee und am Sambesi. Um so reicher an Kohle ist China, dessen Lager sich unter einer Fläche von der Ausdehnung des Deutschen Reiches erstrecken. Auch Vorder- und Hinterindien, Borneo, der Altai und Sibirien namentlich die Gegend um Tomsk sind reich damit gesegnet. Australien besitzt gleichfalls große Kohlenfelder und Neuseeland ist sogar überreich damit bedacht.

Wie wird sich nun die Kohlenfrage in den nächsten Jahrhunderten gestalten? Man berechnet die Kohlenvorräte Englands auf 200 Milliarden Tonnen, diejenigen Deutschlands auf 150 Milliarden, denen in Frankreich 18, in Oesterreich-Ungarn 17, in Belgien 15 Milliarden Tonnen gegenüber stehen. Das macht zusammen 400 Milliarden, während Nordamerika deren etwa 700 Milliarden besitzt. Bei der jetzigen Förderung würden die Kohlen zuerst in Oesterreich-Ungarn ausgehen, demnächst in Frankreich und in Belgien, und zwar wäre das in längstens 400—500 Jahren zu erwarten; dann käme in 600—700 Jahren England an die Reihe und in 1200 Jahren träte dieser Fall in Deutschland ein. Jedes Jahr erbringt aber den Beweis, daß die Kohlenförderung zunimmt. Es ist eine sehr mächtige Schätzung, wenn man annimmt, daß sich dieselbe bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts auf eine halbe Milliarde Tonnen in Europa gehoben haben wird. Bei diesem Verbrauch wäre aber Europa schon in 800 Jahren mit seinen Vorräten gänzlich fertig.

Die Sache hat nun aber noch mehrere Seiten.

Alle vorgenannten Zahlen beruhen auf der Voraussetzung, daß der Geologie keine bedeutenderen Kohlenlager mehr unbekannt geblieben sind und daß der Abbau in der Tiefe an der jetzigen Grenze Halt machen wird. Beides ist unzutreffend. Selbst die obersten Schichten der Erdrinde sind uns erst höchst unzulänglich bekannt und das Schicksal des Wiener Geologen und Bimetallisten Säß, der ein baldiges Verliegen der Goldlager in Aussicht stellte und sehen mußte, daß die Goldproduktion wenige Jahre darauf ungeheuer zunahm, kann sich mit Modifikationen wiederholen. Zweitens wird man aber die Schächte noch viel tiefer in die Eingeweide der Erde hinabtreiben, der Betrieb wird dadurch allerdings gefährlicher, weil dann schlagende Wetter in größerem Maße auftreten und die Produktionskosten nehmen zu. Aber ausföhrbar ist es mit dem modernen Hilfsmitteln, mindestens 600 Meter tiefer, als es bisher geschah, Bergbau zu treiben. — Vielleicht ist dies aber zu dem Zeitpunkt, wo die Kohlen zu Ende gehen werden, nicht mehr nötig. Denn andere Naturkräfte, welche Luft und Wärme und Energie spenden, sind genug vorhanden. Es kommt nur darauf an, sie dem Menschen dienstbar zu machen und in diesem Problem mag der Erfindungsgeist ja täglich Fortschritte.

Mein Mann ist krank.

Stizze von Th. V. Galk (Berlin).

„Sie haben ein Zimmer zu vermieten?“

„Ja wohl!“

„Darf ich es ansehen?“

„Bitte, treten Sie näher.“

Ich hatte kaum einige Schritte über den Corridor gethan, als ich ein Fauchen und Schnaufen vernahm, woran sich ein von Schimpfworten begleiteter Ruf schloß.

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte die Frau, die mir geöffnert, „ich werde sofort zurückkommen — mein Mann ist krank!“

Damit war sie auch schon entwichen. Mir fiel der geradezu allfische Ton auf, in dem sie die Worte gesprochen. Dazu leuchteten die Augen in einem Ausbruch, der mir beinahe übertrieben vorkam.

Ich schüttelte verwundert das Haupt.

Wenn man sonst in ein Haus kommt, wo sich ein Kranter befindet, so atmet alles Trauer, Angst und Verzweiflung. Hier keine Spur davon. Rein, gerade das Gegenteil.

Ich trat in das Zimmer.

Es war hell und freundlich. Nicht reich, aber sehr sauber gehalten. Gardinen von blütenweißem Aussehen lagen über den spiegelblanken Schemen. Ein Tisch, mit Blumen besetzt, stand davor; ein Kissenstoch, Geranien, die von Blüten bedeckt waren, Waldanemonen, eine Myrthe, die noch unter dem Wasserglase stand, also frisch eingepflanzt war, und vor allem Rosmarin.

Ich neigte mich über die Blumen und blühte sinnend darauf. Rosmarin war die Lieblingspflanze meiner Mutter. Sie hat ihn stets so gern gehabt. Ich habe ihn auch auf's Grab gepflanzt.

„Hierher zieht Du“, sagte ich mir, wie einem Banne gehorchend, dessen ich nicht Herr zu werden vermochte.

Inzwischen war die Frau zurückgekommen — leise, unhörbar. Ich ward ihrer nicht eher gewahr, bis sie neben mir stand.

„Sie lieben Blumen auch so sehr?“ fragte sie mich. — „Ja wohl!“

„Ach, das ist mir lieb! Dann werden wir bestimmt mit einander gut auskommen! Alle Menschen, die Sinn für Blumen haben, pflegen gut zu sein!“

Ich fragte nach dem Preise, den das Zimmer kosten sollte, und da er nicht zu hoch gegriffen war, erklärte ich mich bereit, hierher zu ziehen!

„Es wird Ihnen gewiß gefallen! Die Herren die bei mir gewohnt, haben sich nur immer ungerne getrennt. Der letzte war ein Artillerieoffizier. Er zog fort, weil er in eine andere Garnison versetzt worden. Ich will auch gewiß alles thun, dessen Sie zu Ihrer Bequemlichkeit bedürfen!“

Als ich schon im Fortgehen begriffen war, erinnerte ich mich erst, daß meine nurmehrige Wirtin mir gesagt hatte, ihr Mann sei krank. Als zukünftiger Hausgenosse hielt ich es also für schädlich, mich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Oh, es hat nichts zu bedeuten,“ entgegnete sie. „Er hat eine so gute Natur, daß er schon einen Puff vertragen kann. Freilich einmal gibt es doch einen Knack! Daß es so kommen muß, sagt Jedermann. Früh fort und spät nach Hause, in Wind und Wetter, einen wie alle Tage! Weiß der Himmel, daß er das überhaupt noch aushält! Gestern war es zwei Uhr in der Nacht, als er in's Bett kam. Ich hörte schon am Tritt, daß nicht alles in Ordnung sei. Denn, sehen Sie, ich vermag kein Auge zuzuthun, bis ich ihn zu Hause weiß. Gleich darauf stellte sich dann die Kollik ein. Die hat nun den ganzen Vormittag angedauert, so daß er heute nicht einmal in die Arbeit gehen konnte.“

„Was für eine Beschäftigung hat denn Ihr Mann?“

„Gärtner ist er!“

„Ach, daher die gut erhaltenen Blumen!“

„Gewiß, er versteht sein Fach und weil er die Blumen so liebt, da — mein ich, — muß er doch wohl im Grunde des Herzens nicht ganz schlecht sein.“

Es war ein ganz merkwürdiger Ton, indem sie das sprach. Es klang, wie wenn sie sich an etwas klammern wollte. Ich aber riefte, daß ich vor ein Kästel gestellt sei.

Ich hatte es nicht zu bedauern, daß ich zu Frau Loffen gezogen. Sie war eine von jenen Naturen, deren Lebensweck darin zu bestehen scheint, den Mitmenschen das Leben zu glücken. In meinem Zimmer herrschte stets die größte Sauberkeit, die Blumen, die sie mir aus den

Jugen. Dabei die Ruhe, die ringum waltete. Ich habe vielleicht nie in meinem Leben so flott arbeiten können, wie in jenen Tagen, da ich das kleine Zwischengeschloßzimmer bewohnte. Die Gedanken strömten nur so herbei, und sie verweilten in aller Behaglichkeit so lange, bis ich sie in Mühe festgehalten und auf das Papier gezeichnet hatte. Freilich, wer sollte sie auch verschonen? Wüßte mir gab es in der jungen Wohnung an lebenden Wesen nur noch die Blumen, die auf dem almohischen Tisch am Fenster standen und jene stille Frau, die bei aller Geschäftigkeit und bei großem Fleiß — sie besorgte das gesamte Hauswesen in seinen Obliegenheiten völlig allein — niemals zu tönen war. Früh morgens vernahm ich schwere Tritte und gleich darauf, wie die Thür mit Wucht in das Schloß fiel. Derselbe Vorgang wiederholte sich in vorgerückter Nachtlunde. Es war das Zeichen, daß ihr Mann ging und zurückkehrte. Zu Gesicht bekam ich ihn niemals. Ich trug auch kein Verlangen darnach. Am ersten Tage, als Frau Vossen das Frühstück brachte, fragte ich als wohlgezogener Mensch selbstverständlich, ob ihr Mann noch krank sei.

„Nein,“ erwiderte sie, „er ist wieder gesund. Gestern Abend war er schon auf und davon. Ich sagte Ihnen ja, sein Unwohlsein pflegt schnell vorüberzugehen. Er ist übrigens diesmal sehr lange gesund gewesen, länger als je, seit wir verheiratet sind.“

Sie war sehr traurig, als sie das sagte. Ich mußte mir das gar nicht zu erklären. Als ihr Mann krank war, schien sie vor Freude aufzuspringen, und nun, da er genesen, wollte sie sich vor Kummer beugen.

Mit der Zeit schloß ich mir das Rätsel. Die Enttäuschung fand ruckweise statt, denn immer nur zu Momenten, wo ihr das Herz wirklich schmerz beladen war, machte es sich Luft. Es war die alte Geschichte, nur daß sie diesmal eine so merkwürdige Gestalt angenommen. Sie hatten sich geliebt und geheiratet und die erste Zeit auch ganz glücklich gelebt. Er war fleißig, und sie verstand Haus zu halten. Aber mit den fortschreitenden Jahren offenbarte sich ein Zwiespalt, auf den man in der Jugend nicht geachtet. Sie war bereits ein reifes Mädchen, als sie den jungen, starken Burschen kennen gelernt und mit ihm an den Altar getreten war. Nun verblühte sie rasch, während er erst in den Zenith der Männlichkeit gelangte. Um das Unglück voll zu machen, starb das einzige Kind, das der Ehe entsprossen. Es war ein schmuder strammer Bursche gewesen, das Abbild des Vaters, mit dem tiefinnerlichen Sinn der Mutter. Während diese nur Thränen kannte, wurde im Herzen des Vaters die Lebensfreude bald wieder wach. Wenn er sich schon vorher gefast hatte, daß andere Frauen viel, viel schöner seien als die seine, so kam es ihm jetzt, wo das Band zwischen ihnen zerrissen, daß zur stärksten Ueberzeugung. Fleißig, statisch, wie er war, brauchte er nicht viel Umschau zu halten. Die Augen mancher Frau ruhten längst voll Beschränktheit auf ihm. Im Schmerz haben sie ihm oft gesagt, daß sie ihn leiden mochten. Ich sehe die Weiden ja immer beisammen auf dem Friedhofe“, schloß Frau Vossen ihre Mitteilung, „wenn ich das Grab meines Vitor besuche. Denn als Gärtner hat er im Sommer dort jeden Tag zu thun, und sie ist stets bei ihm und leistet ihm die Hilfe, deren er bedarf.“

Nur wenn er krank ist, dann kehrt er mir, dann hat die andere nichts bei ihm zu schaffen! Dann kann ich ihn betten und pflegen und um ihn sein — nur wenn er krank ist!“

Der Restenstock in meinem Zimmer war schon abgeblüht und das Laub draußen an den Bäumen bereits bergab. Die stille Frau lebte einen Tag wie alle — unhörbar, geschäftig, dabei im Knisteln das Gepräge von jenem tie-

fen Seelenschmerze, der so scharfe Spuren hinterläßt.

Als ich eines Abends nach Hause kam, wunderte ich mich, auf dem Corridor noch Licht zu finden. Ich ahnte sofort, daß sich etwas ereignet haben müsse, das abwich von dem Alltagsleben dieses stillen Haushaltes.

Gleich darauf vernahm ich ein Stöhnen untermischt mit Klageklängen.

Ich ging einen Schritt weiter, und nun bot sich mir ein Bild, so ungewohnt zu den Verhältnissen, die hier Platz gegrißen, daß ich mit Recht davon betroffen sein mußte. Auf dem Bett, halb entkleidet, lag der Mann, umschlungen von den Armen der Frau Vossen. Ueber das fieberglühende und darum noch gesünder als sonst aussehende Gesicht fuhren liebevoll, wie wenn dadurch die Gluth, die hinter den Schläfen hämmerte, gelindert werden möchte, kleine zitternde Hände. Das gramdurchsuchte Haupt aber hatte sie ihm auf die Brust gelegt, auf eine mächtige, breitgewölbte Brust, die sich röhrend hob und senkte und trotz der Krankheit, deren Sitz der gesamte Körper geworden, nicht im mindesten der wohlwinzigen Last gewahrt wurde, die sich wie mit tausend Fesseln an ihn schmiegte.

Nun hörte Frau Vossen, daß ich gekommen. Sie hob das Haupt ein wenig empor. Das Auge erglänzte in scharf überirridischem Glanze, und die Stimme vibrierte in einem Klange, den ich nie in meinem Leben vermissen werde:

„Mein Mann ist krank!“
Ich wühlte dem Arzte, der eben eine Arznei verschrieben und fragte ihn, ob er zu mir ins Zimmer gekommen, was denn eigentlich passirt sei.

„Er war gerade im Begriff“, so erzählte der Arzt, „eine Trauerrede auf dem Friedhofe zu verschreiben. Dabei glitt er vom herabhängenden Arze und blieb ohnmächtig liegen. Seitdem ist er kaum wieder zum Bewußtsein gekommen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, hat das Rückenmark eine sehr starke Erschütterung erlitten.“

„Es ist doch keine Gefahr für sein Leben?“
„Das wohl kaum! . . . Merkwürdigerweise nicht, dank der mächtigen Konstitution und der quellenden Gesundheit, die in diesem Körper aufgespeichert sind. Man muß in hoffen, was die Natur da geschaffen. Aber eine geistige Störung hat unter allen Umständen Platz gegriffen. Er wird unbedolken sein und angehängt werden müssen wie ein Kind — er bleibt eben krank, so lange er lebt!“

Schneeglöckchen.

Es' noch erklang — Der Berche Sang,
Noch eh' der Flug aufreißt des Aders Schollen,
Der Wind nur weht — Sie lockt's hinauf,
Die länger nicht geduldig warten wollen.

Erst eines wagt — Sich ganz veranzt
Ans Licht, die Ueberdägen verschlafen redend;
Gleich hegen mehr — Sich rings umher,
Das dunkle Beet mit blüh'nder Schrift bedeckend.

Nings alles still! — Wie lange will
Noch Baum und Strauch mit fahlen Zweigen trauern?
Der Wind nur weht — Raub übers Beet,
Daß sie erschreden sich zusammentauern.

Wenn andre blüh'n — Aus vollem Grün,
Dann haben, ach, sie Abschied längst genommen.
Sie zeigen nur — Sich auf der Flur,
Zu melden, daß die andern Blumen kommen.

Mag Winter auch — Mit eisgem Hauch
Surd' sie reisen in das Reich des Toten:
Es' trotz und nie — Der Kruz, der sie
Gesendet hat als seine ersten Voten.

So zart und klein, — So leuchtend rein
Eteh'n sie im Kleid, aus Licht und Schnee geworden;
Verkümbend laut — Dem, der sie schaut,
Der Erde Bündnis mit dem Himmel oben.

Homonym.

Könn' ihr das Wort mit sagen
So groß, so inhaltschwer?
Ihr könnt' damit verjagen
Der Hölle ganzes Heer! —

Was Gräbern ist's zu finden;
Es bricht von Kampf und Streit,
Von stillen Ueberwinden,
Von ewger Seligkeit.

In fürstlichen Palästen,
In Gärten arm und klein,
Beim Kleinsten wie beim Größten,
Bei allen kommt es ein.

Oft dient's zu stolzem Schmucke
Und trägt sich süß und leicht,
Oft wird von seinem Drucke
Ein feinern' Herz erweicht.

Es weckt uns Sündenschläfe
Und zeigt uns uns're Schuld;
Es deckt uns vor der Strafe
Und bringt uns Gottes Huld.

Nach uns'rer Wallfahrt Tagen
Führt's uns in's Vaterland!
Dort wi'd's die Krone tragen
Aus uns'rer Heilands Hand!

Charade.

Mein Erstes wird umsonst gedroschen,
Denn ach, sein Kratz ist hoch und leer,
Man fauft's in Masse für zwei Groschen,
Doch liebt's der milde Wander sehr.
Mein Zweites schmückt die Götteröhne
Zwiescher Art mit Ehr' und Ruhm,
Doch auch die unbesetzte Schöne
Beim ersten Gang zum Heiligthum.
Und hat sie diesen Schmuck verloren,
Wird ihr das Ganze dargebracht,
Dann wird sie rot bis an die Ohren,
Indes die Menge spottend lacht.

Logogryph.

Ich, von Schillern auferweckt
In der Hochbegelierung Weiße;
Ich, voll reinster Liebesglut,
Ich, die Stille — Wahrgetreuel
Wenn das erste Zeichen fällt,
Wißt, daß ich Flammen sprele.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Charade: Sternbild.
Logogryph: Kaffee, Kaffee, Kaffee.
Homonym: Stein.
Buchstabenrätsel: Die Erde ist rund.

Sirchskalender.

(Fortsetzung).

Donnerstag, 5. April. **Witwenz Ferrerius** † 1419.
● Maria Empfängnis: Kirche: Morg. 8 Uhr Segensamt, nachm. 5 Uhr Verjammung des Wüstervereins mit Predigt. ● Dominikaner-Kloster: Fest d. h. Vinz. Ferr., Velenner's uneres hl. Ordens mit voll. Ablass für alle Gläubigen unter den sonst gewöhnlichen Bedingungen, falls sie in unserer Kirche nach der Reinigung des hl. Vaters beten. Abends 7 Uhr Rosenkranz mit Segensandacht.

Freitag, 6. April. **Sixtus** † 132. Fest der sieben Schmerzen Mariens. ● St. Andreas: 10. u. letzter Laverius-Freitag, 9^u. Uhr Segensmesse. Abends 7 Uhr Andacht mit Predigt, darnach Sühneandacht. ● St. Lambertus: Morgens 7^u. Uhr Fasten-Segensmesse. ● St. Maria Empfängnis: Abends 7 Uhr Kreuzwegandacht mit Fastenpredigt. ● St. Maria Himmelfahrt: 7^u. Uhr Fasten-Segensmesse, abends 7^u. Kreuzwegandacht u. Predigt. ● St. Anna: 11^u. Nachmittags 6 Uhr Jesu Andacht. ● Carmelitenkloster: Herz Jesu-Freitag; gleichzeitig Fest der sieben Schmerzen Mariä, Titularfest der marian. Jungfrauencongregation, morg. 1/2 6 Uhr Andacht, 8 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, nachm. 1/2 6 Uhr Predigt, darnach Festandacht. ● Kapelle zu Stoffeln: Erster Freitag zur Verehrung des göttl. Herzens Jesu, 7^u. hl. Messe. ● St. Martin: Abends 1/2 8 Fastenandacht mit Predigt.

Samstag, 7. April. **Hermann Joseph** † 1236.
● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. 5 Wunden. ● Carmelitenkloster: Nachmittags 6 Salveandacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

(Palmsonntag).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 21, 1-9. „In jener Zeit, da sich Jesus der Stadt Jerusalem näherte, und nach Bethphage am Ölberge kam, sandte er zwei Jünger an und sprach zu ihnen: Gehet in den Flecken, der euch gegenüber liegt, und ihr werdet sogleich eine Felle angebunden finden, und ein Füllen bei ihr; macht sie los und führet sie zu mir. Und wenn euch Jemand etwas sagt, so sprecht: der Herr bedarf ihrer; und sogleich wird er sie euch überlassen. Dieses alles aber ist geschehen, damit erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Sion: Siehe, dein König kommt sanftmützig zu dir und stüzet auf einer Fellein, und auf einem Füllen, dem Jungen eines Lastthieres. Die Jünger gingen nun hin und thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Fellein mit dem Füllen, legten ihre Kleider auf dieselben und setzten ihn darauf. Sehr viel Volk aber breitete seine Kleider auf den Weg; und andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Und die Schaaren, die vorausgingen und nachfolgten, schrien und sprachen: Hosanna dem Sohne Davids; hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn.“

Die hl. Fastenzeit.

VI.

Es ist gewiß überraschend, lieber Leser, daß unser Herr, der in Seinem ganzen Leben, stets den Ruhm und den Glanz gekostet hatte, heute die Ehre eines glänzenden Triumphes mit allen Zeichen einer öffentlichen Ehrung annimmt, und gar fünf Tage vor Seinem schmachvollen Tode. Er weiß doch, daß Er einem Verbrecher gleichgekreuzigt werden wird; woher also dieses verschiedene Verhalten? Warum nimmt Er heute an, was Er bisher immer zurückgewiesen hat? — Man könnte allerdings mit dem Evangelisten sagen: „Es mußte erfüllt werden, was durch den Propheten (Sacharjas) vorhergesagt worden war, der da spricht: „Saget der Tochter Sion (Jerusalem), siehe dein König kommt sanftmützig zu dir, stüzend auf einer Fellein, dem Füllen eines Lastthieres.“ — Ganz recht, die Prophezelung mußte erfüllt werden, — allein der Prophet konnte vermöge göttlicher Eingebung doch nur vorhersehen, was von Ewigkeit her beschlossen war! Darum noch einmal: warum hält der demütige Herr heute den glänzenden Einzug in die jüdische Hauptstadt? — Ich will von den Gründen, die die hl. Väter hierfür angeben, der Kürze halber nur einen einzigen anführen, und zwar den, welcher vorzugsweise auf die Erbauung abzielt: Jesus triumphiert auf dem Wege zu Seinem Kreuzestode, um uns den Wert der Leiden zu lehren. Die Welt läßt die Glückseligkeit in sinnlichen Genüssen bestehen, die vergehen, in Ehren, die verbleichen; — um ihr diesen Irrtum zu benehmen, ergreift der Heiland, wie wir jüngst (am Sonntag „Laetare“) hörten, die Flucht, als man ihn zum König machen wollte (Joh. 6, 15). Denn es sich aber darum handelt, erniedrigt zu werden und zu

leiden, dann ruft Er aus: Laßt uns hingehen! (Matth. 26, 46). Das Kreuz wartet Meiner; es ist Mein Ruhm, und Ich will es im Triumph ansuchen! — Und welche erstaunliche Wirkung, lieber Leser hatte dieses erhabene Beispiel! Millionen Martyrer sind, Freudenlieder singend, dem Richtplatze zugeeilt! Wie weit sind wir selbst aber noch davon entfernt, mit dem Apostel Paulus sprechen zu dürfen: „Ich habe Wohlgefallen an der Erniedrigung, an der Verfolgung und Bedrängnis um Jesu Christi willen“ (2. Kor. 12, 10). Wie Viele aus uns lassen sich durch geringfügige Südtterereien von den Liebungen der Frömmigkeit abhalten, zu denen die Kirche Jesu während dieser hl. Zeit so eindringlich auffordert! —

Wir hatten, lieber Leser, noch eine von den landläufigen Einwendungen gegen das Gebet zu behandeln. Man sagt da: „Wenn der Mensch Gott um zeitliche Wohlthaten und Segnungen bittet, die bedingt sind durch göttliches Eingreifen in den Lauf der Natur (z. B. wenn gebetet wird um Gedeihen der Feldfrüchte, um Spendung von Regen oder Sonnenschein u. s. w.) — so liegt doch einem solchem Gebete eine gewisse Annäherung zu Grunde; denn der Vater macht ja Anspruch darauf, daß Gott in dem Interesse des Vaters und, um seinen Wünschen zu genügen, die allgemeine Ordnung des Naturlaufes stören und ein Wunder wirken solle.“

Auch dieser Einwand ist nicht so gefährlich, wie es manchem auf den ersten Blick scheinen mag. Wir erwidern: es läßt sich wohl nicht leugnen, daß die Natur dem Menschen dienstbar sein soll in dem Sinne, daß sie ihm alles das bieten soll, was ihm zur leiblichen Erhaltung und zur äußeren Wohlfahrt notwendig ist, Verhält es sich aber also, dann muß man auch annehmen, daß Gott — indem

Kirchenkalender.

Sonntag, 8. April. Palmsonntag. Walter † 1099.
 Evangelium Matthäus 21, 1-9. Epistel Philipp 2, 5-11. • St. Lambertus: Sonntag 8. April: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Uhr, Vortrag und Andacht für dieselben. • St. Maximilian: Palmsonntag beginnt das feierl. Hochamt mit der Palmweide Morgens 9 Uhr. • St. Maria-Himmelfahrt: hl. Kommunion der Knaben. • St. Martin: hl. Messen um 6, u. 7 Uhr mit gemeinschaftl. Oster-Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstraße, um 8 Uhr mit gemeinschaftl. Oster-Kommunion für die Marian. Jünglings-Kongregation, um 9 Uhr Palmweide mit Prozession und Hochamt. 11 1/2 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Jünglings-Kongregation. • Franziskaner-Klosterkirche: Die Palmweide beginnt um 1/2 Uhr; darnach Prozession mit Palmen. • Karmeliter-Kloster: Sonntag, 8. April: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe; 1/2 Uhr Hochamt. Wegen der Römerfahrt ist nachmittags die Andacht aufstatt 3 Uhr um 4 Uhr. • Pfarrkirche zu Solmerswerth: Sonntag, 8. April: Morgens 9 1/2 Uhr: Weide der Palmen, Prozession und Hochamt. Nachmittags 1/2 Uhr. Christenliche und Kreuzwegandacht. • Kapelle zu Stofeln: Morgens 8 Uhr Palmweide, darnach hl. Messe.

Montag, 9. April. Maria von Egypten † 421.
 Dienstag, 10. April. Eschiel, Prophet.

(Fortsetzung Seite letzte Seite.)

Er von Ewigkeit her den allgemeinen Plan der Natur und des Naturlaufes entwarf, — schon in diesem ewigen Plane auf die Bedürfnisse, auf die freien Handlungen und also auch auf die Gebete der Menschen Rücksicht nahm; daß Er also den Plan des Naturlaufes derart einrichtete, daß die einzelnen Vorurtheile in demselben den jeweiligen Gebeten der Menschen entgegen zu stehen, — vorausgesetzt, daß Er diese Gebete in der Weise, wie sie an Ihn gerichtet werden, zu erhören entschlossen war. Darum ist zur Erhöhung dieser Gebete ein jedesmaliges Wunder absolut nicht erforderlich, sondern einfach die Ausführung dessen, was im göttlichen Weltplane von Ewigkeit her beschlossen war. Wo bleibt also da die „Ammozung“, wenn wir nach der Anleitung unserer hl. Kirche um das Gebeten der Felder, um Abwendung von Ungefahr und Unheil, — wenn wir nach der Befehle des Herrn selber um „das tägliche Brot“ bitten! Wie du siehst, lieber Leser, zerfallen diese Einwendungen gegen die Berechtigung des Gebetes in Nichts, wenn man sie nur etwas genauer betrachtet, ganz abgesehen davon, daß für Christen das Wort Christi maßgebend sein muß: „Bittet und ihr werdet empfangen!“ (Joh. 16).“

Nun noch ein Wort über die heute beginnende Feier der Karwoche. Plötzlich auftretende fromme Gemüths- und Stimmungen haben keinen besonderen Wert, weil sie meist ebenso schnell wieder verfliegen, wie sie auftreten. Darum die täglich größeren und ernsteren Veranstaltungen, womit die vom hl. Geiste geleitete Kirche uns schon seit langer in vorbereitete auf eine recht würdige Feier dieser hl. Woche. Der Eingang zum „Allerheiligsten“ war im Tempel zu Jerusalem von Gott selbst so sumreich eingerichtet, daß man, um dahin zu gelangen, erst durch drei Abteilungen schreiten mußte, die ebenso geheimnisvoll waren hinsichtlich ihrer Lage wie ihrer Größe; denn je weiter sie ins Innere führten, um so enger wurden sie, die erste und zweite dieser Abteilungen wurden die Höfe genannt; die dritte Abteilung hieß Tempel im eigentlichen Sinne. Durch diese Abteilungen — als ebenso viele Stufen der Andacht und Ehrfurcht, als ebenso viele Vorbereitungen zu immer größerer und ernsterer Heiligsammlung, — gelangte man endlich ins Allerheiligste: und mit ähnlichen Vorbereitungen sollen wir, den Anordnungen unserer hl. Kirche gemäß, diese heilige Woche anstreben.

Denn gleichwie das Allerheiligste der geweihteste Ort des alttestamentlichen Tempels war, so ist die Karwoche die heiligste Zeit des neuteamentlichen Kirchenjahres. Die drei Zeitabschnitte, die ihr vorausgehen und deren Ernst in dem Maße erhöht wird, je näher sie uns an diese heilige Woche heranzuführen, — waren die Zeit von Septuagesima bis zum Aschermittwoch, dann vom Aschermittwoch bis zum Passionssonntag und endlich vom Passionssonntag bis zum heutigen Palmsonntag. Schon am Sonntag Septuagesima legte die Kirche das violette Büßgewand an und verzichtete auf den Gesang des Alesuja, um eine der nahen Fastenzeit entsprechende ernste Stimmung in ihren Kindern wahrzurufen. — Dann begann die Fastenzeit mit der mahnenden Erinnerung an die Asche und den Staub, — was wir sind; sie dauerte fort bei vermehrten Predigten und Andachtsübungen, bei mannigfacher Abtönuung. — Noch mehr: am vergangenen Sonntag verhielte die Kirche zur Kundgebung ihrer Trauer, die Widnisse ihres göttlichen Bräutigams, damit ihre Kinder mit heiliger Ehrfurcht sich den kommenden ersten Tagen nähern möchten. — So treten wir endlich ein in die „große Woche“, wie die Kirche die Karwoche nennt, weil in ihr die größten Geheimnisse unserer Erlösung vollbracht wurden, und weil Gott Seine grenzenlose Liebe und Barmherzigkeit offenbarte und

dabei zugleich das furchtbare Beispiel Seiner Gerechtigkeit gab, die die Sünde an dem eingeborenen Sohne so schrecklich straft.

Welche Tage im ganzen Kirchenjahre könnten wir wohl erwarten, die angemessener wären, Gott um Vergebung unserer Sünden zu bitten, als diese Tage der Karwoche, in denen die Pforten der göttlichen Barmherzigkeit weit geöffnet sind! Denken wir an die Wochen, die vorübergegangen sind vielleicht in Leinheit und Gleichgültigkeit, und suchen wir nun in verdoppeltem Eifer der Verdienste des Blutes Jesu teilhaftig zu werden in den Tagen, da einst dieses kostbare Blut vergossen ward: für uns! — Wenn wir der Glaube (sagt ein Geistesmann des 17. Jahrhunderts) nicht anders lehrte, so würde ich beim Lesen der Leidensgeschichte glauben müssen, Christus leide für den Himmel, denn ich sehe, wie die Sonne ihr Angeicht verhilft, — ich würde glauben, Er leide für die Erde, weil ich sehe, wie sie bis in ihre Grundfesten erbebt, — oder Er leide für den Tempel, der sein Gewand trauernd gereiht; — ach! Er leidet für uns, die wir in unserem Leichtsinne gesüßlicher gegen den leidenden Erlöser uns verhalten, als jene leblosen Geschöpfe. S.

Luftballon oder Drachensieger.

Von Dr. Friedrich Knauer.

Welche Fülle Vorteile und Leben vom Grunde aus veränderter Erfindungen hat uns das abgelaufene Jahrhundert gebracht das längst erhoffte Luftfahrzeug aber ist es uns schuldig geblieben. Wir haben eine umfangreiche Litteratur über die Theorie und Technik der Luftschiffahrt umfassende Erfahrungen über die Herstellung luftdichter Ballons ihre rasche Füllung, ihre Handhabung beim Aufstieg und Landen; wir haben die Lehren der Mechanik nach allen Richtungen in Kontribution gezogen und in der Aeronautik verwendet. Drachensieger, Windflügel, Luftschrauben, Motoren aller Art in den Dienst der Luftschiffahrt gestellt, haben aber das Leihbare, bei jedem Winde benutzbare, als wirkliches Verkehrs- und Transportmittel dienende Luftfahrzeug heute ebensowenig zur Hand, wie vor hundert Jahren.

Oder sollten uns die bevorstehenden Versuche mit dem Riesenballon des Grafen Zeppelin auf dem Bodensee und mit dem Drachensieger des Ingenieurs Krefz auf einem kleinen See in der Nähe Wiens doch noch Lügen strafen und das zwanzigste Jahrhundert gleich zu Beginn die Menschheit auch noch mit dem lenkbaren Luftschiffe bedenken?

Hie Luftballon, hie dynamisches Luftschiff! In zwei Lager sind die Aeronauten getrennt. Die einen schwören auf die Ballontheorie, die anderen auf die dynamische oder aviatische Luftschiffahrt. Ja, giebt es denn eine Luftschiffahrt ohne Luftballon, wird der Laie fragen, kann man an eine Luftfahrt eines großen Luftschiffes denken, das nicht von einem oder anderen Luftballons getragen würde? Gewiß. So bestrebt den Nichtfachmann das klingen mag gerade die gewiegtesten Luftschifftechniker haben schon lange die Hoffnung aufgegeben, den Luftballon außer zu lokalen Beobachtungsauffahrten bei günstigem Winde oder als Fesselballon auch zum lenkbaren, bei verschiedener Windrichtung als Verkehrs- und Transportmittel tauglichen Luftfahrzeuge auszugestalten, und können sich das Fahrzeug der Zukunft in den Lüften nur als dynamische Flugmaschine denken.

Man braucht kein in alle die schwierigen Lehren und Probleme der Mechanik Eingeweihter zu sein, um sich darüber klar zu werden, daß ein Riesenballon als lenkbare Luftschiff nicht taugt. Wie soll ein solches Insekt, nichts anderes als eine riesige Gasblase, bei seiner weiten Fläche und Raugigkeit gegen den Widerstand der Luft, gegen konträren Wind aufkommen können? Und welche un-

geheuren Umfänge müßten diese Ballons, wenn sie nach Art unserer Lastschiffe beladen werden, zum Lastentransport dienen sollten, haben, da schon ein mit Wasserstoffgas, also dem leichtesten Gase gefüllter Ballon, der samt Eigengewicht und Gewicht der Gondel nur eine Gesamtlast von 120 Centnern zu tragen vermag, einen Rauminhalt von 10 000 Kubikmeter zeigt. Mit so gespanntem Erworren man daher dem Ausgange der im größten Stile vorbereiteten Versuche mit Zeppelins Riesenballon der an die 200 000 Mark gekostet hat, entgegensteht, es dürfte da doch nur ein negativer Erfolg, d. h. der endgiltige Beweis resultieren, daß es mit den Luftballons als lenkbare Luftschiff nichts ist.

Mehr Chancen des Erfolges hat der Drachensieger von Krefz. Nicht nur, daß er an immer größeren Modellen eine Reihe gelungener Vorversuche gemacht hat, konnte er bei seiner Flugmaschine alle die Fehler, die von früheren Drachensiegeren jüngerer Zeit begangen wurden, vermeiden. Besonders instruktiv für spätere Aeronauten waren die im großen Maßstabe arrangirten Experimente Maxim's und Adler's. Erfinder, der Erfinder der Schnellfeuerkanone, konstruirte ein Drachenluftschiff, das samt drei darauf befindlichen Menschen 3625 Kilogramm wog und dessen Drachenfläche 540 Quadratmeter betrug. Es wurde eine eigene Eisenbahn gebaut auf deren Schienen der Apparat mittels Luftschrauben von 5½ Metern vorwärts getrieben wurde. Eine 817 Kilogramm schwere Maschine lieferte 372 Pferdekraft. Als aber bei einer Geschwindigkeit von 15 Metern in der Sekunde der von den Schienen abgehobene Drachensieger in der Luft frei schwebte schlug die Flugmaschine um und zerschellte. Maxim hatte die Schwierigkeit der Erhaltung der Stabilität bei seinen Versuchen nicht hinlänglich gewürdigt. Aber sich seinen auf Kosten des französischen Kriegsministeriums hergestellten Drachen auf einer vollkommen glatten Rundbahn von 100 Metern Durchmesser derart laufen, daß er ihn im Zenitum der Bahn mittels einer Leine befestigte, bis er in Folge seiner wachsenden Geschwindigkeit sich vom Boden erheben würde. Die Flugmaschine stellt sich aber im entscheidenden Momente schief, stieß auf der einen Seite mit dem Boden zusammen und ging in die Brüche. Es war also auch hier die Erhaltung der Stabilität schlecht berechnet. Dagegen gelangen in Nordamerika angestellte Versuche mit viel kleineren Drachensiegern sehr gut. Krefz ordnet nun die Flugflächen seines Drachensieglers nach dem bekannten Hargrave'schen System, wie man es bei den zu meteorologischen Beobachtungen in Anwendung kommenden Flugdrachen schon lange anwendet, etagenartig an. Dann läßt er seine Flugmaschine vor ihrer Erhebung in die Luft nicht auf Rädern laufen, sondern wie einen Schlitzen auf hohen Rufen, sodas sein Drachensieger im gegebenen Falle auch auf einer Wasserfläche sich fortbewegen kann. Aber auch den Drachensieger kann man sich nicht recht als das Luftschiff der Zukunft vorstellen. Wohl ist hier die ganze Konstruktion weit leichter auszuführen als bei anderen Flugmaschinen, aber der Antrieb der Luftschrauben verlangt viel Arbeit und dadurch, sowie durch die Drachenfläche, welche den nöthigen Auftrieb zu erzeugen hat, geht der größte Theil der Motorleistung eigentlich nutzlos verloren.

Welchen Ausgang immer die Versuche mit Graf Zeppelins Riesenluftballon auf dem Bodensee und die mit dem Drachensieger von Krefz auf dem Attersee auch nehmen mögen, die Frage der Lösung des Luftschiffproblems ist nur noch eine Frage der Zeit. So negativ alle die bisherigen Versuche mit dieser und jener Luftschiffstuppe waren, die prinzipielle Möglichkeit, ein lenkbare Luftschiff zu schaffen, haben sie doch erwiesen. Und je deutlicher die kla-

tanten Mißerfolge mit den großen Luftballons, die in gewissen Kreisen besondere Anhänger haben, sprechen, desto mehr werden sich dann Geld- und Arbeitskräfte jener Richtung zuwenden, in der das Luftschiff der Zukunft, die dynamische Flugmaschine, allein gefunden werden kann. Das Verdienst, die schließliche Lösung des Problems in nächste Zeit gerückt zu haben, bleibt ja doch den unermüdblichen Bestrebungen des eben vergangenen Jahrhunderts.

Nummer 52.

Humoreske von Edgar Claffer (Mainz).

Mit hochgehobenem Haupte, die Klappmütze fühlend auf dem linken Ohr und den blonden Schnurrbart wie zwei Stachelnspitzen fest in die Höhe gezwirbelt, stieg der Einjährig-Freiwillige Gräbenbrud über die Kaiserstraße der Provinzialstadt St. Die Frühlingssonne guckte hin und wieder aus dem grauen Gewölk hervor und wo ihre Strahlen eine der zahlreichen Spiegelflächen trafen, verflämte der neugebadene Gefreite nicht, seine stramme Figur im Vorbeigehen zu mustern. Das Keulat dieser Selbstkritik zeigte sich dann regelmäßig in einem vergnüglichen Schmunzeln. Warum auch nicht? Schienen doch sogar die Passanten den schneidenden Marsjünger mit bewundernden Blicken zu messen, und wenn er auch heute nicht den ganzen Plomb seiner Persönlichkeit zur Geltung bringen konnte — es war Markttag und deshalb ein unaufhörliches Drängen und Schieben auf der Straße —, so wurde dies durch das stolze Gefühl, zum ersten Male mit den Knöpfen als Chargierter sich der Mitwelt zu zeigen, einigermaßen ausgeglichen.

Alfred Gräbenbrud hatte also die erste Etappe zum Reserveoffizier durchlaufen. Denn daß er als Leutnant der Reserve seinem Vater, einem der reichsten Gutsbesitzer der Umgegend, in der Herrschaft nachfolgen würde, galt als selbstverständlich und er hätte es nicht gewagt, seinem „alten Herrn“ mit Ansprüchen an die väterliche Kasse vor die Stirne zu treten, wenn die militärische Karriere etwa ins Wanken geraten wäre.

Undel Fredy wußte Augen machen, wenn er seinen hoffnungsvollen Neffen erblickt, dachte der junge Mann und gab sich rasch nach einem mächtigen Nuck, als er in die Redarstraße einbog und das jüwile Gesicht des Untels schon von Weitem im Fenster gewahrte.

„Verteufelt! der Wilde — —!“

Ein heilloscher Schreck fuhr ihm in die Glieder: sein Oberst kam die Straße heruntergegendelt, der „Wilde“, wie ihn das Regiment in liebevoller Aufmerksamkeit getauft. Wenn der ihn unter das Visir nahm, und die Gelehrtheit des Frontmädchens provozierte doch gerade hierzu — dann war er verloren.

Gestülzte Achselklappen, offene Ärmelplatten eigenes Seitengewehr und seidene Troddel — alles durch Regimentsbefehl wiederholt strengstens verboten — das hätte der Wilde schlimmer als ein crimen laesae majestatis gehandelt.

Schnell fort — aber wohin?

Ein Trambahnwagen rollte vorbei.

Rettung! Wie der Blitz schwang sich der jugendliche Missethäter auf den Trittbrettl und schlüpfte gewandt zwischen einem halben Dugend Marktweiber hindurch in das Innere des Wagens.

Das war Hilfe in der Not. Der Gewaltige ging abnungslos außen vorbei.

Alfred atmete erleichtert auf, die Gefahr war für diesmal vorüber, aber er schwor es sich wieder einmal heilig und teuer, nie mehr am hellen Tage die verbotenen Uniformstücke anzulegen.

An der nächsten Haltestelle wurde eine junge Dame, die eben eingestiegen, sein vis-à-vis.

Eine elegante Robe umschloß ihre zarte Gestalt, auf dem reigenden Köpfchen saß ein feines

aufgesträmpfter Strohhut in Waube, ein paar tiefbunte Augen, der feingeschnittene Mund und der blasse fast durchsichtige Teint gaben ihrem Antlitz jenen undefinierbaren Zauber, der berückend und unwiderstehlich wirkt.

Alfred Gräbenbrud hing wie gebannt an ihrer Schönheit.

Sie rühte etwas zur Seite, wobei eine Wolke dunkelster Spitzen zum Vorschein kam, aus der zwei zierliche Füßchen toteti hervorlugten.

„Heumarkt — zehn Pfennige!“

Der Schaffner reichte ihr den Fahrchein, aber so sehr sie in allen Taschen suchte, sie fand ihr Geldtäschchen nicht. Die Röte der Verlegenheit schoß ihr bis an die Haarwurzeln, ein hilfeschender Blick traf den Einjährigen.

„Wenn gnädiges Fräulein gestatten — —“

„D nein — bitte — —“

Aber schon hatte er seine Börse gezogen und den schuldbilen Obolus entrichtet.

Die Marktweiber grinsten.

„Herzlichen Dank! Ich — ich — weiß nicht!“

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein! Gestatten Sie, — Gräbenbrud!“

Sie verneigte sich leicht, dann schwoig er eine Weile.

„Die Abwesenheit eines so notwendigen Re-

quisits bringt uns mehr als alles andere die Höhe menschlicher Kultur vor Augen.“

Er fühlte, daß er etwas reden mußte, und wenn es Kant oder Schopenhauer gewesen wäre.

„Allerdings“, entgegnete sie, indem sie sich rasch in die eigenartige Situation fand, „hätte ich meinen Verlust nur etwas früher gemerkt.“

„So würde es mir leider nicht vergönnt gewesen, Ihnen den kleinen Dienst leisten zu können.“

Sie schien das Kompliment überhören zu wollen und lächelte belustigt.

„Ich werde Ihnen heute Nachmittag sofort meine Schuld zurückerstatten lassen!“

„Die Größe derselben würde mich bei ihrem Verlust in der That in finanzielle Bedrängnis bringen“, erwiderte er mit komischem Ernst, „und wenn — —“

„Ah! Ich bin am Ziel. Nochmals verbindlichsten Dank!“

Sie grüßte, verließ rasch den Wagen und war so schnell in dem Gewühl der Straße verschwunden, daß Alfred ihr nicht zu folgen vermochte.

Langsam nahm er durch einige Seitenstraßen seinen Weg zu Untel Fredy wieder auf.

Ein charmantes Weib, dachte er, wenn ich nur ihren Namen wüßte. Vielleicht ist sie gar verheiratet — das wäre bumm — vielleicht schickt sie ihren Jungen mit dem Geld — —

Br! Weg damit!

Er versuchte seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, aber die Begegnung mit der schönen Unbekannten wollte ihm doch nicht aus dem Sinn.

Sein leicht entzündbares Herz hatte wieder einmal Feuer gefangen; in seiner Phantasie dominierte wieder das Ewig-Weibliche — —

erst die sanfteste Kollision mit einem Milchfuhrwerk führte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. Und um ihm deren ganze Nichtswürdigkeit zum Bewußtsein zu bringen, tauchte plötzlich wie ein Gespenst aus dem Boden die leibhaftige Gestalt seines Obersten wieder vor ihm auf.

Sicher hatte er ihn schon von weitem bemerkt, denn die Straße war fast menschenleer und an ein Entrinnen deshalb nicht zu denken. Fünf Tage „Kassen“ waren ihm gewiß, und mit dem Offizier war es natürlich vorbei.

Alfred Gräbenbrud schritt mit Todesverachtung dem „Wilden“ entgegen. Den römischen Gladiatoren in der Arena mochte es nicht schlimmer zu Mute gewesen sein.

Das Verhängnis rückt näher und näher.

„Bertha Theuerlauf, Corsettengeschäft.“ Ein schmales gelbes Schild ragte von dem kleinen Häuschen auf die Straße hinaus.

Jetzt, Freiheit, sieh mir bei!

Die Ladenhüre erblickte und darauf zuschießen war das Wort eines Augenblicks.

Fräulein Bertha Theuerlauf ließ vor Schreden zwei Schachteln auf die Erde fallen, als der Einjährige hereingestürzt kam; der geheiligte Boden ihrer Kemeale durch einen Männerfuß entweiht.

„Verzeihen Sie — verzeihen — um Gottes-

willen — rasch — verfolgt — mein Oberst —“

Aus diesen stoßweise hervorgebrachten Worten vermochte die Angeredete sich zwar die Situation nur dunkel erklären, aber den flehenden schredensbleichen Mienen des Eindringlings blieb ihr jungfräuliches Herz nicht unerbittlich.

Noch bevor sie ihre Einwilligung gegeben, hatte Alfred schon durch eine Verbindungs-

hüre, welche anscheinend nach einem Hinter-

süßchen führte, die Retirade ergriffen.

„Nummer 59“, rief eine weibliche Stimme, dann ein Angstschrei — —

Fräulein Theuerlauf stürzte nach und barg ihren Schützling schnell zwischen einer Reihe von Kisten.

Schon wieder ertönte die Glocke im Laden-

raum. Sportrennkirren und ein dröhnender Baß signalisierten den „Wilden.“

Alfred vernahm nur einige abgebrochene Sätze.

„— hier ist der Kerl herein —“

„Bedauere sehr, Herr Oberst, Sie müssen sich gerirrt haben.“ (Die Lilut wie eine Grab-

schrift, dachte Alfred.)

„— zu spät — Hausfuchung leider nicht ab-

halten — verwünscht —!“

Dann rasselte er wieder hinaus.

Alfred atmete erleichtert auf. Der grüne Vor-

hang zwischen den zwei nach dem Hofe führen-

den Fenstern bewegt sich zwar immer noch —

offenbar war dort Jemand verborgen — aber

der ausgestandene Schreden hatte ihm den Mut

benommens. Er troch aus seinem Versteck

heraus und nachdem er seiner Retirade in über-

schwänglichen Worten gedankt und sie gleich-

zeitig über das Ungeübliche seiner Erturston

in die intimen Räume weiblicher Toilettenkunst

aufgeklärt, verließ er die gastliche Schwelle.

Vor allem aber plagte ihn jetzt die Neugierde

wer das weibliche Wesen war, das er durch

sein Erscheinen in die Flucht getrieben.

Er promenierte deshalb in der Nähe auf und

ab; Untel Fredy mochte immer noch eine Weile

warten.

Die Zeit wurde ihm nicht lang. Nach einigen

Minuten schon trat eine junge Dame aus

dem bewußten Laden heraus. Er traute sei-

nen Augen kaum: die schöne Unbekannte aus

der Trambahn.

Nun war die Reihe, in Verlegenheit zu ge-

raten an ihm.

Als Cavalier mußte er sie unbedingt um

Entschuldigung bitten, anders blieb ihm nichts

übrig.

Ohne Widerstreben nahm sie seine Beglei-

tung an und während er neben ihr herschritt,

und als Ursache des komischen Intermezzo die

un glaubliche Rebanterie seines Obersten dar-

stellte, lachte sie wiederholt auf.

„Ihr Oberst ist also ein so furchtbarer Ty-

rann?“

„In der That, gnädiges Fräulein, keine Mi-

nutte ist man sicher vor ihm, und bei dem An-

blick eines eigenen Uniformstückes schreit er

vor keinem Mittel zurück, den Bestker zu erui-

ren und unbarmherzig zu verdonnern. Daher

mein Verzweiflungsschritt zu Fräulein Theu-

erlauf. Wenn ich allerdings gewußt — —

„Alle Schuld rächt sich auf Erden! Nehmen

Sie sich in Acht, daß Sie die Nemesis nicht doch

noch erreicht.“ erwiderte sie bedeutungslos.

„Eigentlich sollte dieser Kaffanbräu eine

Warnung für mich sein, aber, gnädiges Fräu-

lein, ich gehöre zur Kategorie der Unverbesser-

lichen“, bestätigte er treuherzig.

„Ja, ja, der Wagemut der Jugend und der Reiz des Verbotenen —“

„Das Erbteil unserer Stammeltern — exempla trahunt!“

In leichtem Gepolde, das in Folge des zweimaligen, gänzlich zufälligen Zusammenstoßes in so kurzer Zeit den Charakter gezwungener Höflichkeit nicht aufkommen ließ, war sie wieder nach dem Centrum der Stadt gekommen.

Alfred wurde es unbefuglich zu Mut, als sie immer mehr in die Nähe der Wohnung des Obersten gelangten; er suchte nach einem Vorwand, sich zu verabschieden, aber seine Begleiterin schien ihm abichtlich durch die lebhafteste Art ihrer Konversation die Gelegenheit hierzu zu bereiten zu wollen.

Sollte ihm das Verhängnis zum dritten Male heute ereiden?

„Mein buon retiro — ich bin am Ziele! Nehmen Sie meinen verbindlichsten Dank für Ihre Liebenswürdigkeit und seien Sie nicht mehr so höflich auf Ihren Oberst — — — meinen Onkel!“

Der junge Vaterlandsverteidiger war wie vom Schlage gerührt. Aber nein, er stand dicht vor dem Hause des „Wilden“, und dort hinein war sie verschwunden.

Wäre jetzt eine Sünderflut hereingebrochen, er hätte sich mit Wonne in ihr untergehen lassen. Er mußte sich aufraffen, um seine Gedanken zu sammeln. Wie ein geprügelter Knabe wollte er heimwärts: ein solches Pech.

Zuerst war er wütend auf sich und dann auf das hinterlistige Weib, das ihm diesen Streich gespielt. Aber ihre Augen, die ihn so freundlich und sanft angeblickt, hatten es ihm doch angethan. Diese Augen!

Er wollte ihr schreiben und sie beschwören, ihrem Onkel nichts zu sagen, dann wollte er ihr zu Gefallen gehen und seine Bitte mündlich vorbringen — zuletzt verwarf er alles wieder.

In der Nacht peinigte ihn wüste Träume. Der „Wilde“ kam auf einem großen Drachen mit geschütem Regen gegen ihn angeritten, um ihn zu durchbohren. Er mußte durch das ganze Regiment Spießruten laufen. . . . da zwischen ein reizendes Antlitz. . . . Die nächsten Tage blieb Alles still, kein Verhör, kein Befehl zur Parade kam, und allmählich beruhigte er sich. Sie hatte sicher nichts ausgeplaudert.

Dem bevorstehenden ersten Bataillons-Exerzieren sah Alfred aber doch mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Er wagte keinen Blick nach dem Obersten zu werfen, welcher der ganzen Übung im Halbfeld beizuhörte.

Nach der Kritik setzte sich das Bataillon in Marschkolonnen Alfred befand sich als dienstthuender Unteroffizier an der Queue seiner Kompagnie.

„Wenn nur erst die Kaserne wieder in Sicht —“
„Einjähriger Gräbenbrand!“
„Herr Oberst!“

Wie ein zum Tode Verurteilter schlich der Gerufene zu dem Regimentskommandeur, der hinter der Truppe zurückgeblieben war.
„Sie haben meiner Nichte einen großen Dienst erwiesen — hat mich sehr gestreut — ritterlich gehandelt — sehr erfreut — werde das nicht vergessen — hier!“

Er reichte ihm ein Zehnpfennigstück vom Pferde herunter.

„Guten Morgen!“

Die Audienz war beendet
Alfred flog auf seinem Platz zurück. Küssen hätte er den Obersten mögen. Und einen solchen prächtigen Vorgesetzten hatte er seither verabschieden können.

Prompt auf den ersten Juli folgte die Beförderung zum Unteroffizier und im Herbst des folgenden Jahres stellte sich der neugewählte

Leutnant der Reserve, Alfred Gräbenbrand zum ersten Male seinem Obersten vor. Das hohe Nichts desselben war längst heimlich und nunmehr auch offiziell zur Braut des Leutnants avanciert. Jenem unfreiwilligen Ren-dezvous waren einige freiwillige gefolgt, aus denen sich allmählich ein inniges Herzensbündnis entwickelt hatte.

Der Oberst machte zwar ein außerordentlich erlauchtes Gesicht, aber erfahren hat er die Begegnung bei Fraulein Theuerkauf nie.

Wenn aber Alfred sein kleines Weibchen einmal neben will, flüstert er ihr ins Ohr „Nummer 59“.

Palmsontag.

Mildes warmes Frühlingswetter!
Weh' mich an, du laue Lust!
Allen Vätern wachsen Mütter,
Weilgen senden süßen Duft.

In des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Krohe Vortritt hab' ich schallen,
Daß der Viebestöng' naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Beubelt mit ihm Schritt vor Schritt
Auf den blutbesprenkten Wegen
In dem Garten, wo er litt.

Habt ihr auch die Mär' vernommen,
Wie der Frühling mit ihm zieht
Und im Herzen aller frommen
Süßes Wunder schnell erblüht?

Kindlein sich'n mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes selgen
Sich herab zur Kunderschar.

Blüht empor ihr Himmelskranen,
Palmen, blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lied und Lust.

Somonym.

Wenn der Accent auf meiner ersten ruht,
So klingt es deinem Ohr gar wundervoll und schön;
Doch reichst du ihn der letzten Silbe dar,
So schreist es und in fremder Sprache zwar,
Durch seiner Donnerstimme laut Getöse.
Das Erste zieht mit süßen Harmonien
Das Herz emvor mit heiliger Sangeslust;
Dem Zweiten wurde Sprechen nur verliessen,
Ja, Zoo trug es in mancher tanzerer Brust.
Durch Einklang sieht das Erste man entstehen,
Wenn einzeln ists der Letzten Ton verhallt,
Doch wird man nie ein hohes Fest begehen,
Wo nicht der Letzten Stimme hallt.

Unterhaltungsaussage.

Ein amerikanischer Streichholzfabrikant findet bei einem Juwelier in Paris ein aus 40 Perlen bestehendes Halsband, welches er zu kaufen wünscht. Da der Preis desselben ihm indessen zu hoch ist, schlägt der Juwelier ihm vor, daß er für die erste Perle ein Streichholz bezahlt, für die zweite 2 Streichhölzer, für die dritte 4 Streichhölzer und so fort: stets die doppelte Anzahl Streichhölzer für jede fernere Perle bis zu der vierzigsten. Der Fabrikant geht hierauf ein. Wie viele Streichhölzer mußte er für das Perlenhalsband liefern, und wie teuer wurde dieses ihm, wenn 1000 Streichhölzer ihm 1 Pfennig kosten.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Somonym: Kreuz.
Charade: Strohkranz.
Pogorpph: Thella, Hella.

Sirhenkalender.

(Fortsetzung).

Mittwoch, 11. April, Leo der Große † 461.
● St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr
Vestunde der Kinder. ● St. Maximilian:
Nachmittags 4 Uhr Vestunde. ● Maria Em-
pfängnis: Abends 7 Uhr, Rosenkranz, und
das Offizium der Charwoche. ● Dominikaner-
Kloster: Nachmittags 4 Uhr: Trauerreden.

● Franziskaner-Klosterkirche: Mittwoch
Nachmittags und Donnerstag Morgen ist Ge-
sundheit zum Beichten. Mittwoch, Donnerstag
und Freitag beginnen um 4 Uhr nachmittags
die bitteren Ketten. ● Carmelitenkloster:
Nachmittags fällt die Andacht aus.

Donnerstag, 12. April, Gründonnerstag, Julius
† 352. ● St. Andreas: 9 Uhr Hochamt und
Oster-Kommunion; 1—2 Uhr Vestunde der
Schulkinder; 5—6 Uhr Rosenkranz, Lamentation;
7—8 Uhr Stationen-Gebete, Prozession. ● St.
Lambertus: Morgens 8 Uhr feierliches Hoch-
amt, 12 Uhr Vestunde der Kinder, abends 7 Uhr
Schluß-Andacht. ● St. Maximilian: Von
6 Uhr ab Austeilung der hl. Osterkommunion,
nachmittags 4 Uhr Vestunde, 7 Uhr Abend-
Andacht. ● St. Maria Empfängnis:
Morgens 8 Uhr Beginn des Gottesd. Abends
7 Uhr Mette und Sacraments-Andacht. ● St.
Klara Himmelfahrt: Morgens 7^{1/2} Uhr
hochamt, abends 7^{1/2} Uhr Andacht. ● St.
Karin: 8 Uhr feierliches Hochamt mit gemein-
schaftlicher Kommunion und nachfolgender Pro-
zession, abends 8 Uhr sacramentale Andacht.
● Dominikaner-Kloster: Morgens 8 Uhr
feierliches Hochamt, nach demselben Uebertragung
des hl. Sacramentes, abends 6 Uhr Trauer-
metten. ● Franziskaner-Kloster: Um 8 Uhr
feierl. Hochamt, abends um 7 Uhr ist Sacraments-
andacht mit Predigt. ● Clarissen-Kloster:
Morgens 7 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags
3 Uhr sacrament. Andacht, abends 8 Uhr feier-
liche Andacht und Lamentation. ● Pfarrkirche
zu Solmerswerth: 7 Uhr Hochamt, darnach
Prozession und Aussetzung des Allerheiligsten,
abends 7 Uhr Andacht.

Freitag, 13. April, Charfreitag, Hermenegild
† 686. ● St. Andreas: 9 Uhr Passio Adolorati.
Präsenz-Messe, 1—2 Uhr Vestunde der Schul-
kinder, 5—6 Uhr Vestunde der Marianischen
Congregation, 6—7 Uhr Rosenkranz, Lamentation,
7 Uhr Passions-Predigt, Stationen-Gebete,
Prozession. ● St. Lambertus: Morgens 8 Uhr
Missa praesantificatoria, 12 Uhr Vestunde der
Kinder, abends 7 Uhr feierliche Vestunde, 8 Uhr
Passions-Predigt und Schluß-Andacht. ● St.
Maximilian: Morgens 6 Uhr Vestunde,
9 Uhr Trauercerimonien, nachmittags 3 Uhr
Passions-Predigt, darnach Prozession, 7 Uhr
Abend-Andacht. ● Maria Empfängnis:
Morgens 8 Uhr Beginn d. Gottesd., nachm. 3 Uhr
Kreuzweg-Andacht, abends 7 Uhr das Offizium
der Charwoche und die letzte Rosenkranzpredigt mit
Misereere. ● Maria Himmelfahrt: Morgens
beginnt die Feier 7^{1/2} Uhr, abends 7^{1/2} Uhr
Andacht mit Predigt. ● St. Karin: Beginn
der Feier um 9 Uhr morgens, abends 7^{1/2} Uhr
Lamentationen und Proigt. ● Dominikaner-
Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Beginn der
Trauer-Cerimonien, Passion, Entschlingung und
Bereuhung des Kreuzes; abends 8 Uhr Trauer-
metten, dann Predigt und Kreuzweg-Andacht.
● Franziskaner-Klosterkirche: Morgens
8 Uhr beginnen die Cerimonien, abends um
7 Uhr ist Festandacht mit Predigt. ● Carme-
liten-Klosterkirche: Morgens 7^{1/2} Uhr
Beginn des Gottesdienstes. Abends 8 Uhr
Kreuzweg-Andacht und Lamentation; Abends
7^{1/2} Uhr Predigt. ● Pfarrkirche zu Sol-
merswerth: Morgens 7 Uhr Cerimonien-
Messe; abends 7 Uhr Rosenkranzandacht
und Predigt. ● Kavelle zu Stoffeln: Nach-
mittags 4 Uhr Andacht.

Samstag, 14. April, Charfreitag, Tiburtius † 229.
● St. Andreas: 8 Uhr, Segnung des Heuers,
Osterkerze, 9 Uhr feierliches Hochamt, nachmitt.
4 Uhr Auferstehungsfeier. Am Charfreitag
wird nur von 11—12 Uhr Weiswasser verab-
reicht. ● St. Lambertus: Morgens 8 Uhr
Aufsegnung und Hochamt, nachmittags 4 Uhr
Auferstehungs-Feier. ● St. Maximilian:
Morgens 7^{1/2} Uhr, Beginn der Segnung des
Heuers und des Taufwassers, 9 Uhr Hochamt,
nachmittags 4 Uhr Auferstehungsfeier. ● Maria-
Empfängnis-Kirche: Morgens 7 Uhr Weihe des
Taufwassers mit anschließendem Gottesdienst. ●
Maria-Himmelfahrt: Beginn der Feier
7^{1/2} Uhr mit Hochamt gegen 8 Uhr. St. Mar-
tinus, Beginn der Feier mit Feuerweihe um 8
Uhr, 9^{1/2} Uhr Hochamt. ● Dominikaner-
Kloster: Morgens 7^{1/2} Uhr Beginn der Cer-
imonien, Weihe der Osterkerze; zum Schluß
feierl. Hochamt und Besper. ● Franziskaner-
Klosterkirche: Heute beginnen die Segnun-
gen um 7 Uhr, das Hochamt gegen 8 Uhr. ●
Carmelitenkloster: Morgens 7^{1/2} Uhr
Beginn des Gottesdienstes. 7^{1/2} Uhr feierliches
Hochamt. ● Pfarrkirche zu Solmerswerth:
7^{1/2} Uhr Beginn der Feuer- und Taufwasser-
weihe, darnach Hochamt.



Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

St. Ostersch.

Evangelium nach dem heiligen Markus 16, 1-7. „In jener Zeit kaufte Maria Magdalena und Maria, Jakob's Mutter, und Salome Spezereien, um hinzugehen und ihn (Jesus) zu salben. Und sie kamen am ersten Tage der Woche in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Und sie sprachen zu einander: Wer wird uns wohl den Stein von der Thüre des Grabes wegwälzen? Als sie aber hinblickten, sahen sie, daß der Stein wegwälzt war; er war nämlich sehr groß. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten sitzen, angethan mit einem weißen Kleide, und sie erschrafen. Dieser aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gefreuzigten: er ist auferstanden und ist nicht hier, sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten. Geht aber hin, soget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorangehe nach Galiläa: daselbst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.“

Allerluja!

Unter allen unseren schönen kirchlichen Festen, lieber Leser, ist das Osterfest das höchste, wichtigste und freudreichste; denn die Auferstehung unseres Herrn ist eigentlich das Fundament unserer Religion, der Grund unseres Glaubens und unserer Hoffnung, wie der Bitterapostel Paulus mit allem Nachdruck geäußert hat: „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist all unsere Predigt vergeblich, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden, so sind auch die, welche in Christo entschlafen sind, verloren! Nun ist aber (fährt er fort) Christus, der Erstling der Entschlafenen, von den Toten auferstanden, und wie der Tod durch Einen Menschen kam, so kommt nun auch die Auferstehung von den Toten durch Einen Menschen, und wie in Adam Alle sterben, so werden in Christo Alle lebendig gemacht werden“ (1 Kor. 15).

Das heutige Fest ist also eigentlich das Fest des Lebens, der Triumph über den Tod, — darum wird dieser Tag mit Recht als der freudigste Tag des Kirchenjahres begeben, und im Vorgefühle des wiedergewonnenen ewigen Lebens stimmt die Kirche den Jubelruf „Allerluja“ von neuem im feierlichsten Tone an, und in all ihren Gebeten und Gesängen hallt wieder der frohlockende Ruf: „Allerluja! der Herr ist wahrhaft auferstanden!“

Wenn wir aber, lieber Leser, das obige Festtags-evangelium lesen, so müssen wir dem weiblichen Geschlechte die Ehre einräumen, daß es in der Treue, in der Liebe und Hingebung gegen Jesus, sowohl während Seines Leidens wie nach demselben, das sogenannte starke Geschlecht, ja, selbst die Apostel weit übertroffen hat: es waren Frauen, die im ganzen Verlaufe des Leidens Jesu am meisten Mitleid und Teilnahme und Mut zeigten. Als der Herr vor dem Richterstuhl des Landpflegers Pilatus stand, war es dessen Gemahlin, die allein unter all den Tausenden Seine

Verteidigung unternahm und ihre Stimme für Ihn beim Richter einlegte: „Habe doch (ließ sie ihm sagen) mit diesem Gerechten nichts zu schaffen!“ — Als dann der Herr, mit dem schweren Kreuzesholze beladen, dem Richtplatze von Golgatha entgegenging, da waren es Frauen, die Ihn weinend entgegenkamen, und ihr Mitleid bezeugten, während die Jünger insgesamt Ihn verlassen hatten und die Juden Ihn verfluchten. — Und als Er endlich in Seinen unsäglichen Schmerzen am Kreuze hing und Seines Todes harpte, da hatte Er — außer dem einzigen Johannes — wieder Niemand zu Seinem Bestande, als Maria, die schmerzreiche Mutter, Maria Cleopha und Maria Magdalena.

Und nun? waren es nicht wieder Frauen, die am Ostermorgen zuerst zum Grabe des Herrn gingen? „Sie kauften (sagt der Evangelist) Spezereien, um hinzugehen und Jesus zu salben.“ Diese Spezereien und die aus ihnen bereiteten Salben waren jedenfalls von einem nicht unerheblichen Werte. Wir wissen aus einer andern Begebenheit, daß einer der Apostel, als Magdalena eine ähnliche, kostbare Salbe über den Herrn ausgegossen hatte, sogleich mit harten Worten tabelte; er betrachtete jene so bedeutungsvolle Anwendung der kostbaren Salbe als Verschwendung: man hätte sie (meinte er) besser verkauft; um den Erlös den Armen zu spenden. So dachten jene Frauen in ihrer hochherzigen Liebe nicht; sie berechneten die Ausgaben nicht, wo es sich um die Ehre, und den Dienst Jesu handelt. — So muß es in der That sein, lieber Leser! Man muß es sich etwas kosten lassen, wenn es um den Dienst und die Ehre des Herrn sich handelt. Und wenn ich nun die einzelnen Gotteshäuser der Stadt im Geiste durchwandere und mir die Schönheit und Pracht der inneren Ausstattung vergegenwärtige, so kann ich nur freudigst Beifall spenden und sagen: Fürwahr, jene Frauen des Evangeliums mit ihrem hochherzigen Beispiel haben auch in



Kirchenkalender.

Sonntag, 15. April. St. Ostersch. Anastasia † 65. Evangelium Markus 16 1-7. Epistel 1 Korin. 5, 7-8. ● St. Lambertus: Sonntag 16. April Nachmittags 1/2, 5 Uhr Rosenkranzbacht, darnach Festpredigt und feierliche Complet. ● St. Martin: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche Oherkommunion für die Marian. Jungfrauen-Gangregation. 1/10 Uhr: feierliche Auferstehungs-Prozession. 6 1/2 Uhr abends: Complet und Segen. ● Domaltaner-Kloster: Um 4 Uhr morgens: Auferstehungsfeier. Um 6 Uhr ist Messe für den 3. Orden mit gemeinschaftl. Kommunion. Nach derhl. Messe wird den Mitgliedern des 3. Ordens der päpstl. Segen erteilt. ● Kloster vom armen Kinde Jesu: 6 1/2 Uhr hl. Messe. 8 Uhr: Hochamt. Abends 5 1/2 Uhr: Predigt und Sakramentsandacht. ● Karmeliten-Kloster: 6 Uhr erste hl. Messe. 8 1/2 Uhr: feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr: feierl. Complet. ● Ursulinen-Kloster: Morgens 8 Uhr: Hochamt. Nachmittags 6 Uhr: Andacht. ● Pfarrkirche zu Volmerdewerth: Morgens 5 Uhr: Auferstehungsfeier; darnach Beginn des 40tägigen Gebetes; 7 Uhr: Frühmesse, 9 Uhr: Hochamt, nachmit. 3 Uhr Vesper, 6 Uhr Complet. ● Kapelle zu Stoffeln: 8 Uhr hl. Messe mit sakrament. Segen.

Montag, 16. April, Ostermontag. Julia † 441. Evangelium Lukas 24, 13-35. Epistel, Apostelgeschichte 10, 37-43. ● St. Lambertus: Nachmittags 1/2, 6 Uhr: Rosenkranzbacht, darnach Festpredigt und feierl. Complet. ● Karmeliten-Kloster: Morgens 6 Uhr, hl. Messe; 1/2, 9 Uhr: feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr: Festandacht. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

unsern Tagen edle Nachahmer gefunden, die die Ausgaben nicht kleinlich berechnen, wenn es sich um die Ehre des Herrn handelt.

Und welchen Eifer bekunden jene frommen Frauen in ihrer Liebe zum Herrn! Sie kamen schon sehr früh zum Grabe, da eben die Sonne aufgegangen war. Sie waren also schon vor Sonnenaufgang thätig, um die nötigen Anhalten zur Ausübung ihres heiligen Entschlusses zu treffen. — Fürwahr, ein nachahmungswertes Beispiel für uns, lieber Leser, in diesen heiligen Oftertagen! Fast in allen Kirchen erwartet uns der Herr in diesen Tagen des vierzigständigen Gebetes. Im allgemeinen mögen die Gebetsstunden befriedigend besucht sein; aber wie viel, (oder besser) wie wenige der Väter finden sich ein morgens in der Frühe! Da liegt ein „großer Stein“ im Wege: unsere Bequemlichkeit, oder (besser gesagt) unsere Lauheit, die so gern mit frommen Vorsätzen sich begnügt, ohne sie zur That reifen zu lassen. Wie würde es den Herrn freuen, wenn Er auch uns sähe unter denen, die in diesen Tagen schon in der Frühe zum heiligen Grabe des Tabernakels eilen, um Ihn zu „salben“ mit frommen Gebeten und Gesängen! Und auch uns würde — für dieses verhältnismäßig kleine Opfer — ein größeres Maas von Gnade und Segen zugeteilt werden von dem Herrn, der den Liebesdienst jener Frauen, oder vielmehr ihren bloßen Willen Ihm zu dienen, so reichlich belohnte!

„Da sie zum Grabe hineingingen, sahen sie einen Jüngling, einen Engel, zur Rechten sitzen; und sie erschaueten.“ — Aber dieser eigens gesandte göttliche Bote benimmt ihnen alsbald geistliche Furcht und erfreut sie mit einer Nachricht, die in diesem Augenblicke Alles übersteigt, was sie hätten hoffen können: „Fürchtet euch nicht!“ (spricht er,) ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten: Er ist auferstanden und ist nicht hier! Sehet den Ort, wo man Ihn hingelegt hatte!“ — O glückliche Frauen! Was hätte ihnen wohl Freudigeres gesagt werden können? Sie fanden freilich den nicht, den sie suchten; aber was sie von Ihm hörten, — daß Er lebe und auferstanden sei, — erfüllt notwendig ihr Herz mit unaussprechlicher Freude.

Auch wir, lieber Leser, nehmen alljährlich Teil an der Freude jener frommen Frauen, denn auch uns gilt die Kunde des himmlischen Boten: „Er ist auferstanden!“ — wie sie allen gilt, die Christum und Seine Gnade suchen. Auch jene frommen Frauen erkannten das; denn als der Engel ihnen weiter sagte: Gehet hin, jaget das, was ihr jetzt gesehen und von Christo gehört habt, Seinen Jüngern und besonders dem Petrus! Saget ihnen, daß Er nach Galiläa vor ihnen hergehen werde, und daß sie Ihn dort sehen werden, wie er es Ihnen gesagt hat! — als der Engel den Frauen das sagte, hatten sie nichts eiliger zu thun, als den Jüngern die Freudenbotschaft zu verkünden, daß sie Gnade finden sollten bei Ihm, den sie bei Seinem Leiden feige verlassen; daß auch Petrus nicht ausgeschlossen sei, der Ihn dreimal verläugnet habe. — Nun, lieber Leser, wie jene guten Frauen einst die Mittlerrolle übernahmen, um die verirrtten Schäflein — die Jünger — zum guten Hirten zurückzuführen, so könnten zweifellos auch manche aus uns eine ähnliche, sehr verdienstliche Mittlerrolle übernehmen, indem sie in dieser hl. Ofterzeit den einen und andern aus dem Kreise ihrer Verwandten oder Freunde zu bewegen suchten, daß er durch würdigen Empfang der hl. O s t e r k o m m u n i o n zu Jesus, dem guten Hirten, zurückkehre: unsere Ofterfreude wird dadurch zweifelsohne eine Steigerung erfahren, die der seligen Freude der Frauen nahekommt, als sie die verirrtten Jünger ihrem göttlichen Meister wieder zuführen durften.

Quellenfinder und Wasserzauber.

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuzner.

Vor kurzem wurde in einem äußerst lehrreichen Buche der Nachweis geliefert, daß die Rauharmachung im wesentlichen eine Frage der künstlichen Bewässerung durch Staubecken und Erbohrung unterirdischer Wasserreservoirs sei. Was von dem fernem Lande im schwarzen Erdteil gilt, trifft auch bei manchem Stüde heimischen Bodens zu, welches bedeutend im Werte steigen würde, wenn Quellen in seiner nächsten Nähe zur Verfügung ständen. Sandigen Boden, in welchem des Himmels belebendes Raß sofort fast ungenüht in die Tiefe sinkt, gibt es in der Mark, in Niederschlesien, Posen, im Hannoverschen und an vielen anderen Orten genug, und in den Gebirgen, namentlich dort, wo die Ralkformation vorherrscht, wie an vielen Stellen der österreichischen Alpenländer, leiden viele Dörfer allsommerlich unter dem Mangel an Quellwasser, welches durch den unappetitlichen Inhalt der größten Eiserne nicht vollwertig ersetzt werden kann. Insofern also die Auffindung guten Wassers oft eine Lebensfrage für manche Siedlungen ist, bietet die Quellenkunde ein allgemeines Interesse, und in der That hat man seit den ältesten Zeiten diejenigen Leute, welche in dem Rufe standen, tüchtige Quellenfinder zu sein, hoch geehrt und zu ihnen, je nachdem sie ihre Thätigkeit mit magischen Ceremonien umgaben oder offen und ehrlich ohne dombastische Bräuche ausübten, mit scheuer Bewunderung oder voll Dankbarkeit aufgeführt.

Wenn wir den Ursprüngen der Quellenfindung nachspüren wollen, so müssen wir uns nach dem sonnenbeschienenen Orient wenden, wo in den wasserarmen Gegenden Arabiens und des iranischen Hochplateaus von den Quellen das Wohl und Wehe der nomadischen Stämme samt ihrem einzigen Reichtum, ihren Heerden, abhängt. An der Spitze der Quellenfindung marschiert kein geringerer als Moses, der mit seinem Zauberstab aus dem Felsen in Horeb auf das Geheiß Gottes Wasser sprudeln läßt, und in den Religionssbüchern der Perser und den arabischen Märchen aus mudjanebanischer Zeit spielt die Auffindung von Quellen durch magische Künste eine große Rolle.

Ein großer Teil der Quellenfinder bis in die Gegenwart hinein bedient sich, soweit es nicht Geologen von Beruf sind, die sich natürlich lieber auf ihre Instrumente verlassen, zum Zweck der Aufspürung unterirdischer Wasserreservoirs der Wünschelrute, und zwar entweder in Gestalt eines Zweiges des Haselnußstrauches, oder des gabeligen Zweiges der Mistel, welchem schon in der Aeneide die Fähigkeit zugesprochen wird, die Pforten der Unterwelt zu öffnen. Wo es aber die Wünschelrute nicht thut, da ist es der Zauberstab der Witter und Magier, der die Kugel hebt, und so steht der Kestulapfad auf den Kaskelstuden der deutschen Sanitätsoffiziere, den das Volk mit grimmen Humor als Blutegel deutet, der aber nichts anderes ist als der Schlangenschab des Hermes, mit welchem derselbe den Seelen der Abgestorbenen auf dem Wege zum Hades voranschreitet im engsten Zusammenhange mit der zauberkräftigen virgula divina, welche auch der Gott des heidnischen Deuffthums Wuotan, der Gott des Wunsches, als Symbol in der Hand trägt. Daß er den Weg zu unterirdischen Quellen weiß, ist nur eine der vielen ihm zugeschriebenen wunderbaren Eigenschaften, denn er zeigt auch an, wo sich edle Metalle in dem Gestein befinden oder Schätze vergraben sind.

Unter den Bergleuten des Mittelalters bildet sich das Quellen- und Schatzsuchen sogar zu einer besonderen Wissenschaft aus, und diese sogenannten Rauhengänger (Ruhdomanten), die von Ransfeld, Freiberg, Goldberg i. Schlesien und noch manchen anderen Orten Deutschlands durch die Gauen zogen, bielten namentlich den in der Johannisnacht unter besonderen Ceremonien und Ansprachen geschneitten gabeligen Haselnußzweig für besonders geeignet, um benjeneren, der die dünnen Gabelenden mit beiden Händen festgeschlossen vor der Brust hielt, so daß das dicke Wurzelende nach vorn und in die

Höhe wies, durch seine Schwanfungen den Ort anzuzeigen, wo sich die gesüchteten Gegenstände befinden sollten.

Noch im Anfang dieses Jahrhunderts haben sich gelehrte Gesellschaften allen Ernstes damit befaßt, die physikalischen Ursachen zu ergründen, bereitzuweisen die Wünschelrute in der Nähe von unterirdischen Wasseransammlungen in Schwingungen geriet. Nachdem aber der Stad und die Kruthe gegenüber der fortschreitenden Erkenntnis als gar zu rudimentäre Werkzeuge erschienen ersand man den bipolaren Cylindar, nämlich einen zwischen Zeigefinger und Daumen gehaltenen Metallstab, und den sogenannten sibirischen Pendel, nämlich ein Stück Kohle oder Schwefelkies, welches an einem Faden aufgehängt war und unter der Einwirkung eines verborgenen Quells in pendelnde Bewegung geraten sollte. Besonders war es der italienische Bauer Amoretto, welcher mit diesen Instrumenten als Quellenfinder Aufsehen erregte und sogar der Münchener Akademie der Wissenschaften, welche ihn zu umfangreichen Versuchen heranzog, seine Mähgen vormachte.

Natürlich können die vom Aberglauben früherer Zeiten erfüllten Versuche nicht ernst genommen werden, sondern verklärten sich vor dem Lichte der Wissenschaft wie Nebel vor der Sonne. Durch Gilbert, Marechou, Orman, Pfaff und andere wurde in überzeugender Weise klar gelegt, daß die thausächlich beobachteten Zudungen der Wünschelrute, die sogenannten hematorischen Bewegungen nichts anderes sind als unwillkürliche Bewegungen, deren der Suchende in seiner Aufregung nicht mehr Herr werden kann, wenn er sich nach seinen bisherigen Erfahrungen an einen Ort gekommen glaubt, unter welchem eine Quelle verborgen sein könnte. Nicht die beredete Wasserader bewegt den Haselnußzweig, sondern unbewußt der Quellenfinder selbst, dessen Muskeln von Seiten des Nervensystems zu Kontraktionen veranlaßt werden. Der Quellenfinder suggeriert sich eben selber die Idee, hier den richtigen Ort gefunden zu haben, wo nachgegraben werden muß, er befindet sich also in einem Zustande von Selbsthypnotisierung, der sich sehr treffend mit jenem vergleichen läßt, dank dessen Versuchspersonen den Gedankenleser wie Cumberlan, Home, Dabonport, die mit verbundenen Augen arbeiten, durch kaum wahrnehmbare unfreiwillige Bewegungen selbst zu den Ort hinführen, wo ein von ihnen verborgener Gegenstand versteckt ist.

Den einzig sicheren Wegweiser zur Auffindung von unterirdischen Quellen und Wasserreservoirs bietet natürlich die Geologie. Das im Regensfall zur Erdoberfläche niederstehende Wasser folgt auch weiterhin dem Gesetze der Schwere und sucht durch Spalten und poröses Erdreich in die Tiefe zu dringen. In weit ausgedehnten Ebenen nun, namentlich in denjenigen des Tieflandes, kommt es nicht weit auf diesem Wege. Denn hier ist meistens auf mehrere hundert Meter Tiefe das Erdreich durch disjunctive Ablagerungen gebildet und alle vorhandene Zwischenräume sind hier bis zur Höhe des Wasserpiegels der benachbarten Ströme, Flüsse, und Bäche mit Wasser vollständig gefüllt. Es ist daher durchaus nicht wunderbar, daß man in solchen Gegenden meistens schon in geringer Tiefe überall auf reichliches Wasser stößt und daß das Niveau in denselben angelegten Brunnen genau nach den jeweiligen Wasserständen der benachbarten Flußläufe steigt und sinkt.

Anders liegen die Verhältnisse in sandigen oder in hügeligen oder gebirgigen Terrain. In Sandgegenden wird man oft sehr tief graben müssen, ehe man auf Grundwasser stößt, in Gebirgsgegenden aber hängt die Localisierung der Quellen lediglich von dem Verlauf der geologischen Schichten ab. Wenn in sanft geneigter schiefer Ebene eine undurchlässige Erdschicht wie Thon, Mergel, Lehm oder Lette verläuft, über welche durchlässige Erdmassen streichen, so wird das Regenwasser bis zu der von beiden gebildeten Grenzfläche, dem sogenannten Wasser führenden Horizont vordringen, und dort, wo die durchlässige Schicht abtrifft, oder sehr schwach ist, als Quelle zu Tage treten oder leicht zu finden sein. Das Wasser folgt dabei ge-

nau dem Geseße der kommunizierenden Röhren, so daß wenn beide Schichten vom tiefsten Punkte des Thales wieder nach der Höhe zu umbiegen, die Quelle durchaus nicht immer tief unten zu Tage tritt, sondern oft in ziemlicher Höhe an der Bergwand entspringt, natürlich aber an einem Punkte der absolut tiefer liegt als die Gegend, aus welcher die Quelle gespeist wird. Aus letzterem Umstande allein erklärt sich auch das Vorkommen der sogenannten Bispelquellen, welche entweder direkt auf oder dicht unter einer Bergspitze zu Tage treten und sehr mit Unrecht als naturgeschichtliche Wunder angesehen werden, im Grunde genommen aber nichts anderes sind als natürliche Springbrunnen, deren speisendes Bassin den Klüften verborgen ist. Hierher gehören auch die artesischen Brunnen, welche oft in Gegenden erbohrt werden können, wo der Laie zunächst keine Spur von Wasser vermutet, wie z. B. in großen Teilen der Sahara, welche, soweit sie auf algerischem Gebiete liegt, von den Franzosen durch Anlage von tausenden von artesischen Brunnen der Kultur zurückgewonnen ist, die dank den unterirdischen Wasserflüssen schon vor zweitausend Jahren unter karthagischer und römischer Herrschaft zu hoher Blüte gelangt war.

Wenn man sich demnach von der Vorstellung lösen muß, daß die Quellen etwas wie Ausflüsse einer natürlichen Röhrenwasserleitung seien, ergibt es sich klar, daß die Auffindung unterirdischer Wasserhorizonte eine genaue Kenntnis der Erdschichten der betreffenden Gegenden zur Voraussetzung hat, weil es von der Lagerung dieser Schichten abhängt, ob das Wasser in unzugängliche Schichten sinkt oder durch Bohrungen gefaßt werden kann. Der Theoretiker wird nun mit seinen abstrakten Fachkenntnissen allein ebenso hilflos dastehen wie der vollstimmliche Quellsucher mit seiner Wunschprobe, er wird diesem aber unbedingte Himmelweil überlegen sein, wenn er die geologische Durchforschung der Gegend zu Hilfe nimmt und zahllose erfolgreiche Bohrvorläufe in allen Teilen Deutschlands beweisen, daß es dabei ganz mit rechten Dingen zugeht.

Sind nun die Quellsucher, welche unter mehr oder minder mystischen Gebräuchen als Laien ihr Handwerk betreiben, durchweg Schwindler? Keineswegs! Die zahlreichen unbestreitbaren Erfolge predigen laut das Gegenteil und daß dem so ist, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir erwägen, daß gewisse geologische Fachkenntnisse dabei oft von den Quellsuchern angewandt werden und sich durch Generationen vom Vater auf den Sohn vererben. Dazu kommt natürlich noch daß die reiche Erfahrung den Blick für die bei der Bohrung am meisten sich eignenden Verhältnisse schärfert.

Einer der berühmtesten Quellsucher aller Zeiten war Abbé Baromette, welcher in seinem französischen Vaterlande und weit über die Grenzen desselben hinaus vieltausendmal erfolgreich zu Rate gezogen wurde und seine vielseitigen Erfahrungen in einem noch heute interessanten Buche Quellsunde niedergelegt hat, welches von Gotta auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Kaum weniger berühmt als der eben genannte war wenigstens in seiner engeren schlesischen Heimat und im östlichen Deutschland überhaupt der bekannte schlesische Graf Brschowich und ein bauerlicher Quellsucher, der in Schlesien weithin Ansehen genoss, ist ihm vor wenigen Wochen in den Tod gefolgt.

Manchmal freilich geht es dem gelehrten und dem ungelahrten Quellsucher wie dem Goetheschen Zauberscheiter, der die Geister, die er rief, nicht mehr los werden kann. Das Wasser sprudelt dann in ungeheurer Mächtigkeit und wirft große Mengen Sand aus dem sich mehr und mehr erweiternden Bohrloche aus, wobei im Innern der Erde große Hohlräume entstehen, deren Wenden schließlich zusammenbrechen. Dann verwandelt sich der erhoffte Segen in Unheil wie bei jener noch in aller Erinnerung stehenden Katastrophe in einem polnischen Städtchen, bei welcher in der Ausbeutung ganzer Strophen der unterminirte Boden einsank und die darauf stehenden Häuser in undenkbarbare Ruinen verdonnelt wurden.

Osterwasser.

Novellette von Marie Prigge-Drook.

Es war am Vorabend des Osterfestes. Die Gloden klangen und sangen die Freudenbotschaft in alle Welt: „Der Herr ist erstanden!“ Aber noch eine andere frohe Kunde brachten sie mit. Der Frühling kommt, der Frühling ist da.“ Vorbei ist die Zeit der Trübsal und Finsternis, Freude zieht wieder ein in die Herzen, das Licht triumphiert, die Sonne siegt!

Im Schulhause zu Jerichow saß der Rektor an seinem Schreibtisch und lorrigte die Schulaufgaben. Ruher ihm waren noch zwei Kinder im Zimmer anwesend, die mit Rücksicht auf den eifrig Schreibenden nur leise mit einander plauderten. Das eine der Kinder, ein Knabe von etwa zehn Jahren, lag ausgestreckt auf einem Ruhebett. Sein Mäulch zeigte seine vergessliche Züge, wie sie wohl Kinder haben, die viel mit Erwachsenen verkehren und früh nachdenken gelernt haben. Er sah bleich und leidend aus im hellen Gegensatz zu seinem kleinen Schwesterchen, das wie ein Eselkind, zart und lieblich, dennoch ein Bild vollendeter Gesundheit bot. Lange, gelbe Loden umrahmten das süße Gesichtchen, in dem die großen kernblumblauen Augen lachten. Eng aneinandergeschmiegt lehnten die Kinder und mit wichtiger Miene erzählte die Kleine dem großen Bruder eine lange Geschichte. Der sah zweifelnnd herein und die kleine Käthe verzog ihr liebliches Mündchen zum Weinen.

„Frage doch den Vater,“ rief sie endlich fast laut. Der wandte sich um. „Was hat denn mein Töchterchen?“ fragte er freundlich.

Statt ihrer nahm der Knabe das Wort:

„Ist's wahr, Vater, was mir die Käthe erzählt, von dem Osterwasser, das allen Kranken Heilung bringt?“

„Erzähle mir, Käthchen, was weißt Du vom Osterwasser und wer sprach Dir davon?“ sagte er gütig.

„Du kennst nicht die Geschichte vom Osterwasser, Papa, und bist doch so furchtbar klug,“ rief die Kleine in unersättlicher Verwunderung aus. „So höre nur, was mir Marlene erzählt hat.“ Wenn am Ostermorgen früh die Sonne aufgeht und mit ihrem ersten Strahl das Wasser berührt, dann tanzt sie auf der Erde, aus Freude darüber, daß unser Heiland auferstanden. Der schwebt dann über dem Wasser und segnet es und wer von diesem Wasser trinkt, oder sich damit besprengt, der wird gesund, und wenn er vorher noch so krank gewesen. Man muß das Osterwasser aber in derselben Stunde schöpfen, gleich wenn die Sonne aufgegangen ist und darf auf dem ganzen Wege hin und her kein einziges Wort gesprochen werden, das zerstreut den Segen. Marlene weiß noch mancherlei, wozu das Osterwasser gut ist, aber sie meint, mehr brauche ich vorerst nicht zu wissen,“ schloß Käthe ihre Erzählung.

„Darin mag sie recht haben,“ erwiderte der Rektor ernst, dann fuhr er, sein Töchterchen lieblosend, fort zu sprechen:

„Es ist ein frommer Glaube, meine lieben Kinder, daß der Herr am Ostermorgen das Wasser segnet. In Wirklichkeit spendet er aber nicht nur dem Wasser, sondern auch allen übrigen seinen Segen, es könnte ja sonst nichts wachsen, nichts gedeihen.“ „Ich hoffe aber,“ lenkte er ab, „Ihr wißt noch mehr von der Bedeutung des Osterfestes und nicht nur das, was Euch Marlene erzählt hat.“

„Ich weiß noch alles, was Du uns vorgelesen hast, lieber Vater,“ erwiderte Bruno, sein kleiner Sohn, „aber die Geschichte vom Osterwasser gefiel mir fast noch besser, ich möchte doch auch so gern gesund werden und mit den anderen Kindern spielen und springen. Ob ich wohl bis an die Erde käme, wenn ich morgen früh ganz zeitig aufstünde? Versuchen könnt ich's doch!“

„Wo denkst Du hin, mein armer Junge,“ rief der Rektor erschrocken aus, „Du mit Deinen schmalen Beinchen, die Dich kaum durch den Garten tragen, bis an die Erde? Schlag Dir nur den Ge-

anken aus dem Kopf. Ich habe eine bessere Botschaft für Dich. Morgen kommt mein Freund, der Professor H. aus Berlin, er will sich für die Festtage frei machen und nach Deinem Rücken sehen. Wenn ein Mensch dessen kann, so ist's mein Freund Alfred, der hat schon vielen Kindern geholfen und wenn es Gottes Wille ist, hilft er auch Dir und für meinen armen Bruno ist dann dies Osterfest ein wahres Auferstehungsfest auch ohne Osterwasser.“

Die Augen des kranken Kindes füllten sich mit Thränen.

„Wieder ein neuer Doktor,“ sagte er müde. „Die können alle nicht helfen und quälen mich nur. Anstatt zu spielen, muß ich dann wieder stundenlang auf meinem Strohbett liegen und werde doch nicht gesund.“

Tief aufatmend legte der Rektor seine Hand auf des Sohnes Kopf. „Nicht verzagen, mein Kind, es kann noch alles gut werden.“

Er wandte sich wieder seiner Arbeit zu und die Kinder plauderten leise weiter.

„Wann hat Marlene Dir die Geschichte erzählt?“ fragte Bruno.

„Gestern früh, als Du beim Vater Deine Stunde hattest. Sie hat mir noch viel Schönes erzählt. Von Otera, der guten Göttin, die den Osterhasen schickt und all' die bunten Eier färbt. Auch die Waden formt sie des Nachts, indem sie heimlich in das Badhaus schleicht. Marlene sagt, wenn sie nur einfach die Brote und Kuchen geformt hat, wie immer sonst, so findet sie, wenn sie früh hinunterkommt, die kleinen Hasen und Lämmer aus Kupfenteig, die wir so gern essen, das hat dann Otera gethan.“

„Kleines Schäschen,“ lächelte der Bruder überlegen. „Erzähle mir lieber noch mehr vom Osterwasser. Weißt Du noch, wie vor zwei Jahren unser liebes Mütterchen starb. Du warst noch klein, aber ich kann mich noch sehr gut auf sie besinnen. Sie lag auch krank zur Osterzeit und wir durften die Ostersfeier statt draußen im Garten, in ihrer Stube suchen. Deshalb hat ihr Marlene nichts vom Osterwasser erzählt, sie wäre vielleicht gesund geworden.“

„Vielleicht ging's ihr wie Dir,“ und sie konnte nicht bis an die Erde kommen,“ meinte das kleine Mädchen nachdenklich.

„Muß denn durchaus der Kranke selbst das Wasser schöpfen,“ zweifelte Bruno, „mich dünkt, dann käme der Segen nur wenigen zu gut.“

„Ich werde Marlene fragen,“ rief mit ausleuchtendem Gesicht die kleine Käthe. „Vielleicht, daß es Dir hilft und Du kommst morgen schon mit mir aufs Schloß zum Eierfuchen.“

„Geht Du aufs Schloß,“ fragte der Knabe traurig.

Käthe nickte eifrig. „Am Nachmittag, ich ziehe mein neues blaues Kleidchen an mit den Seidenschleifen. Nicht traurig sein, Bruno,“ schmeichelte sie, als sie den Bruder ansah. „Die schönsten Eier, die ich finde, bringe ich Dir mit, vielleicht, wer weiß. — Ich werde Marlene fragen.“ Ihm schelmisch zuzwinkend, eilte sie hinaus.

Strahlend schön ging am Ostermorgen die Sonne auf. Purpurroth erglänzte das Wasser, maiengrün hoben sich die leichbewaldeten Ufer ab, es war ein schöner Anblick, wohl werth, seinetwegen einige Stunden des Schlafes zu opfern. Das schien auch der Eine der beiden Männer zu empfinden, die, eine Touristensojse auf dem Rücken, am Flußufer entlang schritten in der Richtung nach Jerichow zu.

„Sieh her, alter Freund,“ sagte er stehen bleibend und bewundernd das immer neue Schauspiel betrachtend. „Glaubst Du je etwas Schöneres, wie einen Sonnenaufgang. Du bist mir doch nicht mehr gram, daß ich Dich so euerisch dem frühen Schummer entzieh.“

„Du hast recht, lieber Alfred,“ befähigte der Angeredete. „Der Anblick ist ein kleines Opfer wert.“

Und dann diese Sabbatfeste, dieser Osterfrieben, der über der ganzen Gegend liegt! Kein Mensch weit und breit, wie wohl das thut nach dem lästigen Großstadtreiben.

„Sagt ich's Die nicht? Ich liebe die frühen Wege über alles und jedesmal, wenn ich nach Jerichow komme und meinen alten Freund auffuche, überfalle ich ihn schon zur Frühstückszeit. Das ist auch für ihn die schönste Stunde. Wir haben reichlich Zeit, uns, bis sein Amt beginnt, grünlich auszusprechen, denn nachher gehört er seinen Schülern und ist vor Mittag nicht mehr anzutreffen.“

Die beiden standen still und sahen anhöchlich der steigenden Sonne zu. Sie hatten nicht bemerkt, daß unterdessen ein kleines Mädchen sichtbar geworden war. Sie trug einen Krug in ihren kleinen Händen und bückte sich am Wasser angelangt zur Erde, denselben voll zu schöpfen. Es gelang ihr, nur mühsam, dann stand sie auf und sah entzückt der Sonne zu, die sich mühte, die letzten Nebel zu zerstreuen.

Nun wendeten die Fremden sich zum Gehen und bemerkten das liebliche Kind.

„Das kommt wie aus der Erde gewachsen,“ sagte der junge Herr leise zu dem Professor. „Eben erst stellen wir fest, daß weit und breit kein Mensch sich heimlich verbirgt wie das lieblichste aller Menschenkinder vor unsern Augen da. Das grenzt an Hezerei.“

Der Professor lächelte amüsiert. „Es wird hier aus der Erde sein. Aber was treibt solch zartes kleines Kind so früh daher zum Wassers schöpfen. Sieh Dir nur einmal die Kleidung an. So sieht kein Bauernkind aus, eher möchte ich glauben, daß sie ins nahe Schloß gehört.“

„Umso rätselhafter! Doch komm, wir wollen sie fragen, wie sie heißt und woher sie kommt.“

Auch Käthe, denn sie war es, hatte die beiden Herren noch nicht bemerkt, ein in der Nähe stehendes Gefäß verbergte sie ihr. Erschrocken sahe sie zusammen, als des Professors Stimme jetzt an ihr Ohr schlug.

„Wer bist Du, meine Kleine und was thust Du so früh am Wasser und ganz allein?“

Sie sah ihn an und war im Augenblick beruhigt. So wie der Professor und sein Begleiter sehen nur gute Menschen aus, dachte sie für sich. Aber antworten durfte sie nicht. Ihr ganzes Unternehmen hätte sie dann in Frage gestellt. Ganz heimlich hatte sie sich forstehen müssen, Papa und Marlene hätte ihr nimmermehr erlaubt, allein und unbeschützt, früh morgens an die Elbe zu gehen. Und doch mußte sie Bruno helfen. Sie lächelte den Frager freundlich an und schüttelte die goldenen Locken.

„Bist Du stumm, mein holdes Elfenkind“, fragte er weiter, von der Annahm der Kleinen entzückt.

Sie nickte wieder und sah ihren Krug. Es war hohe Zeit, nach Hause zu gehen, sonst merkte der Vater doch, daß sie fort gewesen.

„Wißt Du mir gar nicht antworten?“ fragte der Professor etwas verstimmt. Sie legte den Finger auf die Lippen und sah ihn wie abbittend an. Dem Blick konnte er nicht widerstehen.

„Ein seltsames Geschöpf,“ sagte er zu seinem Begleiter, „spricht kein Wort und sieht einen dabei so lieb und freundlich an, daß man ihr nicht zürnen kann!“

„Vielleicht ist das arme Kind stumm?“

„So wenig wie Du und ich. Doch komme, laß uns ihr folgen, wenn mich nicht alles täuscht, geht sie nach Jerichow.“

Leichtfüßig schritt die kleine Käthe voran, den schweren Krug in der Hand. Ihr Herz war leicht und froh. Sie hatte die Sonnenstrahlen tanzen gesehen auf dem Wasser und ganz von ferne hatte es ihr erschienen, als wolle weißer Nebel über die Elbe. Das mußte der Herr gewesen sein, der das Wasser segnet. Die beiden Herren folgten ihr langsam nach. Der Weg zog sich recht in die Länge, der Krug war schwer und oft mußte sie ihn aus einer Hand in die andere nehmen, um nicht zu müde

zu werden. Dicke Schweifstropfen perlten auf der weichen Kinderstirn und die Waden hingen feucht und schwer darnieder. Käthe konnte nicht mehr. Die Kräfte versiechen sie. Doch schon sah sie in der Ferne das Schulhaus schimmern, und mit einem letzten Aufraffen faßte sie ihre Kraft zusammen und erreichte ihr Ziel. Besorgt trat ihr der Rektor entgegen.

„Kind, mein Herzenskind, wie konntest Du uns das thun? Allein und unbeschützt den weiten Weg zur Elbe gehn?“

„Ich mußte doch Bruno das Osterwasser holen,“ stammelte das Kind, „er wollte doch zu gern heute Nachmittag mit ins Schloß zum Eierfuchen gehn und vielleicht ist er bis dahin gesund, denn ich sah die Sonnenstrahlen tanzen und auch den Heiland sah ich, wie er das Wasser segnet.“

„Hohler Kinberglaube“, flüsterte der Rektor gerührt und zog sein Kind ans Herz.

Inzwischen waren die beiden Fremden näher gekommen.

„Läßt sich uns hier das Rätsel?“ sagte der Professor, auf seinen Freund zutretend. „Ist die kleine Stumme etwa Dein Käthchen?“

„Alfred, Alfred!“ Mit einem Freudenruf ließ der Rektor die Kleine los, die schnell nach ihrem Krug griff und ins Haus eilte. „Wie danke ich Dir, daß Du gekommen.“

„Erzähle mir zuerst, was ich's mit Deiner Kleinen?“ drängte der Freund. „Wir sahen sie am Elbufer Wasser schöpfen und wunderten uns, ein so zartes Kind so weit vom Ort allein zu finden, aber auf keine Frage gab sie uns Antwort, obgleich sie freundlich lächelte.“

„Du liebes, gutes Kind,“ sagte der beglückte Vater und dann erzählte er Käthchens kleine Geschichte.

„Ein Prachtmädchen“, lobte der Professor und auch seinem Begleiter wurden die Augen feucht. „Wär doch schön, wenn ich ihr zur Belohnung den Bruder herstellen könnte“, fuhr ersterer fort. „Wollten gleich einmal nach dem Patienten sehen.“

„Zuerst das Frühstück,“ mahnte sein Freund, „Bruno schläft wohl auch noch. Darf ich bitten!“ Die drei sahen eifrig erzählend um den Frühstückstisch, als sich die Thür öffnete und die kleine Gestalt Käthchens in derselben erschien.

„Vater, Vater!“ rief sie beglückt, „Bruno hat sich mit Osterwasser besprungen, er sagt, es sei ein bischen kalt, aber das muß es doch wohl.“

„Komm her zu mir, Kleine,“ antwortete an ihres Vaters Statt der fremde Herr. „Ich höre, wie lieb Du Deinen Bruno hast, daß Du selbstenwegen den weiten Weg nicht scheuest und was vielleicht noch schwerer war, das Blaspermäulchen so lange halten konntest. Da wär' es doch grausam, wenn das Osterwasser nicht helfen sollte. Gleich jetzt gehe ich zum Bruno und seh ihn mit an; dann kann ich Dir nachher sagen, ob es geholfen hat oder nicht.“

Die beiden Herren gingen hinauf zu dem kleinen Kranken, während Käthe die Bekanntschaft des jungen Fremden machte, der ihr sehr gut gefiel, fast so gut wie Papas Freund. Es dauerte lang, bis die beiden wiederkehrten und Käthe wurde vor Aufregung ganz blaß. „Nun Papa,“ fragte sie gespannt.

Statt seiner nahm der Professor das Wort. „Dein Osterwasser hat geholfen, mein gutes Kind“, sagte er ernst. „Morgen nehme ich den Bruno mit nach Berlin, da soll er sechs Wochen bleiben und wenn er dann zurückkehrt, so kann er ebenso gut laufen und springen wie Du.“

Sie schrie auf. Das Glück. „Lieber Vater, siehst Du nun, was das Osterwasser gethan?“

Allerlei.

„Folgende niedliche Stübliete leistet sich der „große“ Jorischungsrelende des „Berl. Tagebl.“ Eugen Wolff, in einem Artikel über Kamerun: „Das Alpha und Omega des Erfolges unserer Vlantagen gipfelt in der so überaus wichtigen Erde iterstage.“

* Verschnappt. A. (ironisch): „Dein neues Stück soll ja ordentlich ausgepuffen worden sein — besonders der letzte Akt!“ — Dicht'er: „Das ist eine Lüge . . . im letzten Akt war ja niemand mehr da!“

* Nur! „Mama,“ sagt die kleine Nelly triumphierend, als sie von einem Gang zurückkehrt, bei dem sie den neuen Burjchen begleiten durfte, „ich habe auch Bier gerufen!“ — Die Frau Majorin nimmt den Burjchen ins Gebet. „Sie sind eingelehrt, Willem?“ — „Dat wohl!“ — „Geben Sie am Ende gar auch meiner Nelly Bier gegeben?“ — „I keene Idee! Ich hab' ihr nur so 'nen kleinen Kummelschnaps gekooft!“

* In den Fittlerwochen. Freundin: „Also einen Konditor hast Du, da bist Du wohl recht glücklich?“ Junge Frau: „Ach ja; bis jetzt habe ich noch nichts gethan, wie geküßt und Kuchen geessen!“

* Aus dem Westen Amerikas vor Beginn der Theatervorstellung wird von der Bühne herab auf das Publikum geschossen. — Es entleert eine Bank im Zuschauerraum. — Regisseur (vortretend): „Das verehrliche Publikum wird gebeten, ruhig sitzen zu bleiben, — wir schießen nur auf die anwesenden Rezenten.“

Charade.

Das grünend den ersten Silben entquillt, Erquickt nur die gierigste Heerde; Die menschenähnliche Wurzel verhäuft Sich beiseiden im Schoße der Erde. Doch was 7 und 12 ist, was 13 und 9, Das muß die Dritte der Silben sein. Einst hauf' das Ganze mit Jaubergetwaft In unterirdischen Reichen, Erschien dem Menschen in mancher Gestalt, Ein Schadenfroh sonder Gleichen. Doch hat er sich längst von der Erde getrennt, So daß ihn die Sage der Vorzeit nur kennt.

Unterhaltungsaufgabe.

Eine Streichholzschachtel enthält eine gewisse Anzahl Streichhölzer. Werden sie in Reihen gelegt, 3 Streichhölzer in jeder Reihe, bleibt ein Streichholz übrig, werden 4 in jede Reihe gelegt, bleiben 2 übrig, werden 5 in jeder Reihe gelegt, bleiben 3 übrig, und werden 6 in jede Reihe gelegt, bleiben 4 übrig. Wie viele Streichhölzer enthält die Schachtel?

Segensgruß.

Eines Mannes Name wohlbekannt, Dreimal genannt im neuen Testament; Doch einmal nur von allen Dreien Die Schrift ihn recht mit Ehren nennt. Nimm i aus einem Namen fort, Wie köstlich ist dir dann die süße Frucht; Doch wird frei wachsend sie im Gartenland In unserm Klima wohl umsonst gesucht.

Buchstabenrätsel.

alles

Es geht

alles

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Homonym: Kanon. Unterhaltungsaufgabe: 1 099 511 627 775 Streichhölzer. — 10 935 117 Wart 28 Pfg.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Montag, 16. April. Ostermontag, Julla + 441. ● Urjuliane Klost'er: Morgens um 8 Uhr heilige Messe mit Predigt. Nachmittags 6 Uhr Andacht. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 5 Uhr: Auslegung des Allerheiligsten. Gottesdienst wie Ostermontag. ● Kapelle zu Stoffeln: 8 Uhr hl. Messe mit Predigt. Dienstag, 17. April. Rudolph + 1287. ● St. Martin: Abends 7^{1/2} Uhr: Complet, Unzug, Le Deum und Schlaflegen. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: 5 Uhr: Auslegung des Allerheiligsten; 7 Uhr hl. Messe, 9 Uhr Hochamt, nachmit. 3 Uhr Besper, 5—6 Uhr Komplet und Schlaflegen. Mittwoch, 18. April. Cleutherius + 140. Donnerstag, 19. April. Weiner + 1287. Freitag, 20. April. Victor + 204. ● Kapelle zu Stoffeln, Morgens 7^{1/2} Uhr hl. Messe. Samstag, 21. April. Anselm + 1109. ● St. Lambertus: Morgens 6 Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach Ostern. (Weißer Sonntag.)

Evangelium nach dem heiligen Johannes 20, 19-31. In jener Zeit, als an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbathe, Abend geworden, und die Thüren (des Ortes) wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen. Er sprach dann abermal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten. Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht. Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Thüren, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Lege deinen Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt: selb. die nicht sehen, und doch glauben. Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.

Friede sei mit euch!

Das heutige Evangelium erzählt uns zunächst in ergreifend schöner Weise die Begebenheit, die sich am Auferstehungstage des Herrn im Abendmahlslocale zu Jerusalem ereignete, und zwar als die beiden Jünger von Emmaus just zurückgekehrt und zum Staunen der versammelten Jünger erzählt hatten, wie der auferstandene Herr sich ihnen in so huldreicher Weise offenbart hatte. Aber auch das Zeugnis dieser beiden Jünger genügt den Aposteln noch nicht vollständig; ihr Zweifel, ihre Unruhe und Furcht waren noch immer groß genug. Doch siehe! während sie sich noch unterhalten über diese letzte gnaudenreiche Erscheinung des Auferstandenen, steht der Herr plötzlich unter ihnen, und wie trostreich für sie ist Sein erstes Wort: „Friede sei mit euch!“

Die Jünger sollen nun alle Unruhe und Furcht ablegen, denn Er ist wieder bei ihnen, und zwar, wie ebendem, als ihr Meister, ihr Herr und Beschützer. — Aber auch uns, lieber Leser, gilt das Wort des geliebten Erlösers: „Friede sei mit euch!“ — Da las ich jüngst eine Predigt des berühmtesten Volkspredigers, den unser deutsches Vaterland aufzuweisen hat, des Franziskaners Berthold von Regensburg († 1272), der zu Lebzeiten vom Volke gleich einem Propheten verehrt wurde. In wahrhaft origineller Art läßt er sich über das heutige Sonntags-Evangelium vernehmen; ich beschränke mich für heute darauf,

den Eingang seiner Rede hierher zu setzen: „Der allmächtige Gott (sagt Berthold) hat einem Jedem aus uns ein Königreich versprochen (Lukas 22, 29). Das ist eine große, herrliche Gabe. Wenn ich jetzt zu euch spräche, ich will Jedem von euch hundert Mark Silber*) geben, — wie froh wäre da euer Herz! Seht, da sollt ihr hundertmal froher sein, denn ein Königreich ist unsäglich mehr wert als hundert Mark Silber, und Gott ist tausendmal wahrhafter und treuer in Seinen Verheißungen, als irgend ein Mensch. Darum sollt ihr euch herzlich freuen und Gott gar großen Dank sagen für die überreiche Gabe, die Er euch geben will. Denn Er spricht nicht: Ich will Jeglichem von euch eine Grafschaft geben oder ein Herzogtum, — das wäre eine andere Rede; und doch sind es ihrer gar Viele, die das für eine reiche Gabe hielten; ja, mancher wäre schon herzlich froh, wenn man ihm eine Hufe**) Landes gäbe; gäbe man ihm eine Stadt oder ein Dorf, so wäre er noch froher; gäbe man ihm eine Markgrafschaft oder ein Herzogtum, so wäre er wieder froher. — Wie sollt ihr euch also freuen, daß der allmächtige Gott einem Jeglichen ein König-

*) Der Leser übersehe nicht, daß nach dem Geldwerte des 13. Jahrhunderts hundert Mark selbst in den Augen wohlhabender Leute eine ganz „ansehnliche“ Summe repräsentierten.

**) Eine „Hufe“ Land ist so viel, als ein Landmann mit einem Pferde oder Ochsen beackern kann, also 20 bis 25 Morgen oder ca. 600 Ar.

Kirchenkalender.

Sonntag, 22. April. 1. Sonntag nach Ostern. Oster + 177. Evangelium Johannes 20, 19-31. Epistel 5, 4-10. St. Lambertus: Sonntag 22. April, morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jünglings-Kongregation und mittags 12 1/2 Uhr Vortrag und Andacht für dieselbe. St. Maximilian: An den Wochenagen fällt von jetzt ab die hl. Messe um 6 1/2 Uhr aus und wird wie folgt: die erste 9 Uhr, die zweite um 7 1/2 Uhr und die letzte um 9 Uhr.
 Montag, 23. April, Georg + 303.
 Dienstag, 24. April, Fidelis + 1622. St. Dominikanerfloster: Heute beginnen die 15 Diensttage zu Ehren des hl. Dominikus. Abends um 7 Uhr Rosenkranz und Segensandacht. An jedem dieser Diensttage können alle Gläubigen einen voll. Ablass gewinnen, wenn sie die hl. Sakramente würdig empfangen und der Segensandacht beiwohnen, welche abends zu Ehren des hl. Dominikus gehalten wird.
 Mittwoch, 25. April, Markus, Evangelist + 68.
 Donnerstag, 26. April, Adalbert + 937. St. Maria-Empfängnis. Morgens 8 Uhr Segens-Amt.
 Freitag, 27. April, Anastasius + 401. St. Dominikanerfloster. Fest der hl. Agnes de Monte Policiano mit voll. Ablass unter den gewöhnlichen Bedingungen für alle Gläubigen, falls sie in unserer Kirche nach der Meinung des hl. Vaters beten.
 Samstag, 28. April, Vitalis + 63. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

reich geben will! Daß das wahr ist, sah St. Johannes in der Apokalypse (Geheim. Offenbarung). Da sah er eine Stadt, weit und groß über die Wälder, und die Mauern waren lauter Edelsteine, Achat, Karfunkel, Saphir und andere edle Steine und lauter Gold. Und die in selbiger Stadt sind, die sind Alle Könige und Königinnen, bekleidet mit Kleibern gleich der Sonne, und haben Alle lichte Kronen und königliche Kronen auf ihren Häuptern. Und die Stadt war so schön, daß, wenn eine Stadt im Heidenland wäre, Mancher von euch übers Meer führe, nur um die Stadt zu sehen. Was würde er aber erst thun, wenn man ihm dort ein Königreich zu rechtem ewigem Eigentum geben wollte!

„Nun seht, ein ewiges Königreich hat der Herr Jeglichem von uns in der anderen Welt verheißen: wie solltet ihr euch beschließen, desselben teilhaftig zu werden, zumal da Gott der Herr nichts jehtlicher wünscht, als viele Menschen in den unermesslichen Himmel zu bringen!“

„Aber wie groß und herrlich auch Gott das Himmelreich gemacht hat, damit die Menschen desto lieber darnach streben, so lehrten sie sich doch nicht daran und ließen von Gott und Seinem weiten schönen Himmelreich ab und fuhren — zu dem Teufel in die Hölle!“

Da erdachte Gott ein anderes Mittel, wie Er recht viele Menschen in Sein Himmelreich brächte, und Er gedachte, Er wolle ihnen ein gar sanftes und süßes Ding gebieten, woran aller Welt heiße Begierde gerichtet ist, um durch dasselbe die Menschen in den Himmel zu bringen. Denn Er weiß wohl, daß, wenn Er euch ein hartes Ding geboten hätte, ihr dies nimmermehr gethan hättet; darum hat Er euch ein sanftes und süßes geboten, damit nur desto mehr Menschen in den Himmel hinein kommen.

„Dieses Ding ist so lieblich, daß der Vogel in der Luft, der Fisch in der Wasserwoge, das Tier auf dem Felde, der Bumm in der Erde und das ganze menschliche Geschlecht nichts anderes begehrt. Dieses Ding, das alle Welt begehrt, heißt: Friede! Was der Mensch auch thun mag, er thut es, um Frieden zu finden. Er ißt, um Frieden zu haben vor dem Hunger; er trinkt, um Frieden zu haben vor dem Durst; er raucht, um Frieden zu haben vor der Müdigkeit; er geht aus Feuer, um Frieden zu haben vor der Kälte; er erbeutet, um Frieden zu haben vor der Armut u. s. w.“

„Und daß Gottes Sohn vom Himmel kam, das geschah einzig um des Friedens willen; darum saugen auch die Engel bei Seinem Eintritt in die Welt: „Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!“ —

„Und da der Herr auf Erden unter Seinen Jüngern wollte und ihnen nach Seiner Auferstehung erschien, da grüßte Er sie allemal mit dem G-üße: „Der Friede sei mit euch!“ Im heutigen Evangelium grüßt Er sie dreimal also. Gott gebot uns aber dreifachen Frieden in den Himmel kommen: Frieden sollen wir haben mit Gott, mit dem Nächsten und mit uns selber. — Da hat nun aber Satan falschen Frieden erfinden für den wahren und betrügt die Menschen damit. Die, welche Frieden haben sollten mit dem Nächsten, haben nun Frieden mit denen, die ihnen in der Bosheit die „Nächsten“ sind. Die, welche Frieden haben sollten mit sich selber, haben Frieden mit dem Fleische (der Sinnlichkeit). Die Frieden haben sollten mit Gott, haben nun Frieden mit dem Teufel!“ —

In ebenso origineller wie erschöpfender Weise führt Bruder Vertbold das im Einzelnen aus. Ich kann mir nicht versagen, auch aus dem ersten Teile eine Stelle hier anzuführen. Er sagt: „Zum ersten verkehrt Satan unsere Liebe mit dem Nächsten. Gott setzte uns alle als Seine Kinder und als Brüder und Schweigern in die Welt; Er wies jeden Menschen uns als Nächsten an; Er verlangt, daß wir einander lieben wie uns selbst; daß wir meiden und leisten und gönnen, was wir

selbst begehren würden. Er verlangt jedoch nicht, daß wir den Nächsten mehr lieben, als uns selbst; daß wir selbst des Notwendigen uns begeben, um es dem Nächsten zuzuwenden, oder ihm geben, wessen er nicht bedarf. Genuß ist es dann, daß wir es ihm herzlich gönnen möchten. Hat z. B. einer tausend Gulden und der Andere hat nichts, so ist er nicht schuldig, diesem die Hälfte davon zu geben. Aber er soll ihm ebenso viel von Herzen gönnen, und ihm auch das zum Lebensunterhalt Nötige geben.“

„Nun aber erstand der Satan, unser Erbfeind eine List, einen Trug; er verkehrte den rechten Frieden mit dem Nächsten und schlug — unter gleichem Gepräge — eine falsche Münze, gleichwie ein Falschmünzer falsche kupferne Münze für echte silberne schlägt; er erriem falschen Frieden und treibt Dich an, Friede und Liebe zu suchen mit dem, der Dir an Bosheit der „Nächste“ ist. Diesem falschen Frieden, der in ewiger Qual enden wird, sehen wir die Sünder begierig nachzogen; wir sehen, wie Sünder mit Sündern sich verbinden und ihnen ihre Liebe zuwenden. Bist Du ein Dieb, so liebst Du den, der auch ein Dieb ist; bist Du ein Spieler, ein Schlemmer, ein Säufer, so liebst Du die, welche auch Spieler, Kräufer, Säufer sind um ihrer Lasten willen, und ein Jeglicher liebt seines Gleichen: den, der ihm an Bosheit der „Nächste“ ist. Solchen „Nächsten“ hat Dir der Teufel zum Nächsten gegeben, daß Du ihn lieben sollst. Das wird Dir der Teufel wohl auch lohnen in seinem Reich!“

„Fürwahr, das ist eine derbe Sprache, lieber Leser, aber das Wort des Bruders Vertbold war „wie Feuer“, — wie ein Hammer, der der Felsen zerklüftet.“ Er soll uns auch am nächsten Sonntag noch etwas vopredigen, und ich zweifle nicht, daß Du ihm ebenso gern zuhören wirst, wie ich selber. S.

Wunderliche Fische.

Von F. Clemens.

„Schwarz wimmelten da, in grauem Gemisch, In schauzlichen Klumpen geballt, Der schlichte Kogge, der Altpensisch, Des Hammers gräuliche Ingestalt.“ Schiller.

Das Reich der Fische bietet uns, trotz der Beschränkung der äußeren Gestalt, welche der Begriff Fisch schon an sich mit zu bringen scheint eine Mannigfaltigkeit der Formen, wie wir ihr in der höher entwickelten Tierwelt fast kaum wieder begegnen. Wenn wir uns das Bild einer schwimmenden, blüthgeschwunden, sonnenbeglänzten Forelle vor das Auge rufen, wie sie, im erlenbeschatteten Restflaß spielend, wie ein Pfeil vor uns dahinschießt, so sind wir entzückt von der Regelmäßigkeit, Grazie und Schönheit dieser Fischgestalt; wir denken da wohl kaum daran, daß die Klasse der Fische auch die häßlichsten, formlosesten Ungeheuer in sich faßt, die sich überhaupt in dem Tierbestande unserer Erde vorfinden. Wir könnten daher diesen Teil unserer Ausführungen getrost einen Spaziergang in das Reich des Häßlichen nennen, wenn wir nicht mit Manfred der Ansicht huldigten, daß seine Form auf Erden in Wahrheit schön oder häßlich ist, sondern nur so erscheint in der Rückwirkung auf den uns durch Gewohnheit und Erziehung angebildeten Begriff des Schönen und Häßlichen. Jener Negersfürst, der mit Bezug auf einen Missionar die klassische Aeußerung that: „Der N. ist ja sonst ein sehr hübscher Mann, aber weiß ich er wie der Teufel!“ führt uns die Berechtigung unseres Schönheitsvorurteils förmlich beschönmend vor Augen, und wir dürfen wohl mit Zug annehmen, daß eine männliche Kreuzspinne das Ideal aller Schönheit in einer weiblichen Kreuzspinne erblickt, während sie in einem zierlichen Goldfisch nichts sieht, als ein häßliches, formloses Ungeheuer.

Bei den Fischen mutet uns das Vorhandensein so seltsamer „Anormitäten“ um so fremd-

artiger an, als wir infolge der Gewohnheit gerade den Begriff eines Fisches, wie gesagt, in unserer Vorstellung streng festgelegt haben. Der regelmäßige Kopf, der wellenförmig aufsteigende und sich wieder senkende Rücken, der fächerartige Schwanz, die feingegliederten Flossen, alle diese Dinge erscheinen uns als unentbehrliche Attribute der ganzen Gattung. Und doch befinden wir uns in gewaltigem Irrtum. Die Gewässer unseres Planeten weisen Fischarten auf, welche nicht die geringste Aehnlichkeit mit unserem herkömmlichen Fischbilde besitzen.

Wir wollen dem Leser einige der absonderlichsten Exemplare heute vorführen, wobei wir vorausschicken, daß nicht alle von uns hier namhaft gemachten Arten etwa häßlich sind, sondern manche der absonderlichsten selbst noch unseren hergebrachten Schönheitsanschauungen als eben so interessante wie reizvolle Vertreter der Wasserfauna gelten müssen.

Wir eröffnen den Reigen mit einigen der letzteren: die Tabakspfeife, eine zu den Pfeisfischen gehörige Art, welche bis 1 Meter lang und länger wird und die Küstengebiete des Stillen und westlichen Amerika bewohnt, hat ihren Namen von der Aehnlichkeit mit dem beliebten gleichnamigen Rauchapparat. Der in seiner Lebensweise dunkle, viele Mr. lange Riemenfisch gleicht im Wasser einem mit roten Franzen oder Edelsteinen besetzten, sich durch die Wellen schlingelnden Silberband sein Kopf ist mit sich hoch über die übrigen Rückenfloßen erhebenden Flossen wie mit einer gelben Strahlenkrone bedeckt. Von absonderlichsten Gestalt sind auch die Seepferdchen, eine Fischart aus der Familie der Seenadeln, deren Oberkörper mit dem Oberkörper eines Miniaturpferdes eine bemerkenswerte Aehnlichkeit zeigt. Die Färschung wird dadurch begünstigt, daß das nur etwa 15 Centimeter lange Tierchen senkrecht schwimmt, denn der Unterkörper mit dem langen, unten geringelten Greifschwanz, mit dem sich das Fischchen um das Seegrass wickelt, paßt nicht zu dem im Namen ausgedrückten Bilde. Das Seepferdchen lebt im Mitteländischen Meere, im Atlantischen Ozean und kommt auch in der Nordsee vor, es ist von aschbrauner Farbe, die manchmal einen grünen oder blauen Schimmer zeigt. Die Seenadel oder Trompete gleicht dagegen wirklich einer langen Nadel, besonders wenn sie waagrecht schwimmt. Sie wird bis 60 Centimeter lang. Der Fegenschiff, ebenfalls ein Mitglied der Familie der Seenadeln, sieht dagegen mit seinen dornartigen Fortsätzen unheimlich und fegenschiffartigen Anhängseln aufs Haar wie ein Gerippe aus, um das die Hautfetzen herumhängen. Die grünliche Lederfarbe läßt ihn nicht schöner erscheinen, wiewohl er im Ganzen mit dem Seepferdchen, dem er auch an Größe gleichkommt, eine unverkennbare Aehnlichkeit zeigt. Auch das zur selben Ordnung gehörende Köhrenmaul zeichnet sich durch einen merkwürdigen Körperbau aus, vor allem die lange, röhrenartige Schnauze ähnelt aufs Haar einem langgestreckten Schweinerüssel in miniature.

Ein Muster abschreckender Häßlichkeit ist der Seeteufel oder Angler mit seinem großen breiten Kopf, seinem weit gespaltenen, mit scharfen Zähnen besetzten, immer offen stehenden Rachen, seinen fadenartigen Anhängseln auf dem Rücken. Das ein bis zwei Meter lange Ungeheuer mit seinem ungeheuren Kopf, der den dritten Teil seines Körpers einnimmt und ebenso breit und bis wie lang ist, lauert auf dem schlammigen Grunde der europäischen Meere, wo er sich einwühlt, auf seine Opfer, er ehmt gleichsam die Thätigkeit eines Anglers nach, bewegt wie spielend seine fadenartigen Anhängsel und sobald kleinere Fische, durch die Bewegung angelockt, auf diese zukommen, stürzt er gierig auf die Beutetier, um sie zu verschlingen. Schwimmenden Kugeln ähneln die Ru-

gelfische, von denen der Zelfisch, der Fahat und der schwimmende Kopf die interessantesten sind. Der Zelfisch ist gleich einem Zgam mit scharfen, bis 5 Centimeter langen Stacheln besetzt, gleich seinem Namensvetter auf dem Lande blüht er sich bei der Annäherung von Feinden zu einer Kugel auf und wendet diesen, die Oberseite nach unten gelehrt, seine spigen Dornen- und Stachelkrönung entgegen. Auch der Fahat besitzt eine Stachelkrönung, aber auf der Bauchseite. Der seltsame Fisch dient den Kindern in der Umgebung des Nil, in den er oft aus dem Meere emporsteigt, als Fangeball. Sie treiben, wie Geoffroy Saint-Hilaire berichtet, die aufgeblasenen und umgestürzten Kugeln auf dem Wasser umher, blasen sie auf und bebienen sich ihrer, wenn sie ausgetrocknet sind, als Bälle. Der bis 2½ Mtr. lange schwimmende Kopf oder Mondfisch besitzt die Form einer schwimmenden großen Kugel; wenn er auf den Wellen treibt, scheint er in der That nichts als Kopf zu sein. — Die Koffersfische haben ihren Namen von ihrer Ähnlichkeit mit schwimmenden Koffern, der Leib ist statt von Schuppen von einem festen Panzer eingegüßelt. Der Kopf des Hammethies hat die Gestalt eines Hammers, die Köden besitzen einen von oben nach unten plattgebrühten, breiten Körper, besonders die größten unter ihnen, wie der mehrere Meter lange und breite und viele Centner schwere Teufelsrochen, bieten daher einen äußerst merkwürdigen Anblick und haben zu den sonderbarsten Erzählungen und Märchen Veranlassung gegeben. Höchste eigenartige Erscheinungen sind auch die Schopffische mit ihrer bandförmigen Gestalt, ihrem hohen Kamm und ihrem schopfförmigen Stachel, ebenso die Sensenfische, die Dornrückenfische, die Wolfsaale, Tobiasfische usw. Der im Mississippi heimische Schaufelruder hat eine einer Schaufel ähnliche Schnauze; der Meerengel trägt seinen Namen von den dreien großen Vorderflossen, die ihm das Aussehen einer Figur mit ausgebreiteten Flügeln verleihen. Der See-wohlfisch zeichnet sich durch sein furchtbares Gebiß, sowie die grimmige Wut, das tödliche Wesen aus, er lobt und beißt wie ein Rasender gegen seine Feinde. Das Schwimmbrot macht mit seiner rüsselähnlichen, langgezogenen Schnauze und seinen flügelähnlichen Brustflossen den Eindrud einer Wasserjungfer, die es auch an Größe nicht sehr übertrifft. Ein eigentümliches, scheibenartiges Schild bedeckt den Kopf und einen Theil des Rückens des Schildfisches, des Schiffalters der Alten, so genannt wegen seiner Neigung, sich an Schiffen, Fischen oder Schildkröten festzufangen. Nach Brehm ist es eine unzweifelhaft Thatsache, daß sich die Eingeborenen von Sanibar, Ruha usw. dieses Fisches zum Fangen von Schildkröten bedienen. „Dem ungefähr 3 Fuß langen Fisch wird von den Anwohnern der Torresstraße der Schwanz durchbohrt und ein hartes Seil durchgezogen, das der Sicherheit wegen auch noch um den Schwanz herumgeschlungen wird. Mehrere solche gefangene Saugfische läßt man an der Leine hinter dem Boote herschwimmen, bis eine Schildkröte in Sicht kommt, worauf man 3 oder 4 Fische so nahe als möglich an die Schlafende hinschleubert. Alsbald saugen sich die Fische an der Schildkröte fest, die beim Erwachen sich gefangen findet.“

Wir könnten die Zahl der merkwürdig geformten Fische noch beträchtlich vermehren, glauben aber, für unseren Zweck dem Leser eine genügende Menge derselben vorgeführt zu haben, und gedenken lieber noch einiger Arten der Klasse, welche sich durch besonders interessante Eigenschaften auszeichnen. Den Angler, welcher seine Beute regelrecht „angelt“, und den Schildfisch, der als „Jagdhund“ benutzt wird, haben wir oben erwähnt. Be-

kannt ist auch die Ausstattung der Zitteraale und Zitterrochen mit einer Art elektrischer Batterie, mittelst der sie höchst empfindliche, elektrische Schläge austheilen können. Dagegen dürfte ein Fisch, der auf die Wandererschaft geht, vielen Lesern etwas Neues sein. Im Kletterfisch haben wir aber wirklich einen Wanderfisch vor uns. Wenn das Wasser des Teiches, in dem er haust — seine Heimath ist Indien — in der trockenen Jahreszeit verdunstet ist, begiebt er sich auf die Wandererschaft zur Auffindung eines anderen geeigneten Wohnortes. Mittels seiner stacheligen Flossen kommt er gut vorwärts. Trotzdem auch der neue Teich aus, dann gräbt sich der Kletterfisch tief in den Schlamm ein und kann so wochenlang aushauern, bis die Regenzeit ihn aus seinem Gefängnis erlöst. Wie der Kletterfisch klettert, so kann der Flughahn, ein prachtvoll gefärbter, bis 3 Meter lang werdender Fisch, fliegen. In zahlreichen Schwärmen schießen die reizenden Thiere aus dem Wasser bis zur Höhe von 4–5 Meter empor und schwirren unter flügelartigen Bewegungen der großen Brustflossen etwa 100 Meter weit fort, um dann wieder in die Wellen niederzutauchen. Der bis 6 Meter lange Fächerfisch kann es im Fliegen mit dem Flughahn hahn zwar nicht aufnehmen, es gelingen der mit einer ungeheuren, 1½ Meter langen hohen Rückenflosse ausgestatteten Bestie aber immerhin Sprünge von 1 Meter Höhe und 3–4 Meter Länge. Im Schlammspringer, einem molchähnlichen Fischchen von 15 Centimeter Länge, erblicken wir dagegen wieder einen Kletterer, und zwar einen von größerer Geschwindigkeit als den Kletterfisch. Denn der Schlammspringer läuft nicht nur gewandt wie eine Eidechse auf dem Schlamm oder am Strande seiner Beute nach, er klettert auch meterhoch an den Mangrovenwurzeln empor, indem er sie mit den Brustflossen, die er überhaupt wie Füße braucht, umklammert und den Schwanz zum Schieben benutzt. Er kann stundenlang außerhalb des Wassers zubringen. Ein regelrechter Jäger unter den Fischen ist der Schühnfish, ein japanischer Fierfisch von etwa 20 Centimeter Länge, der seine Beute, irgend ein auf einer Wasserpflanze sitzendes Insekt, aus der Entfernung von 1–1½ Meter mittelst einer aus dem röhrenförmigen Schnabel gespritzten Wasserfalte formgerecht „erlegt“. Trifft er sein Opfer, was fast immer der Fall ist, so stürzt dasselbe durch den „Schuh“ ins Wasser, wo der kleine Rimrod es rasch vertilgt.

Die Fischwele besitzt aber nicht bloß ihre Schützen, Angler und Turner, sondern auch ihre wohlbewaffneten Raubritter. Was ist früher nicht alles von dem „Schwefelfisch“ gefabelt worden, einem gewaltigen Wurschen von 3–4, manchmal auch 5 Meter Länge, dessen obere Kinnlade in einem schwertähnlichen Fortsatz umgewandelt ist. Mit seinem oft mehr als 1 Meter langen Schwert durchbohrt der Schwertfisch nicht nur andere, ihm nachstehende Fische, sondern er greift auch manchmal Menschen an oder durchbohrt mit seiner Waffe in sinnloser Wuth die Schiffspanten. Brehm berichtet verschiedenes, durch Schwertfische herbeigeführte Unglücksfälle, ebenso bestätigt er, daß die gefährlichen Bestien manche Fahrzeuge led machen und zum Sinken bringen. Das Wüten gegen die starken Schiffspanten löst dem Räuber freilich meist seine Waffe, die abbricht und steden bleibt, und demuthlich auch das Leben, da er doch wahrscheinlich an der Verletzung zu Grunde geht. Man sieht, ist der Wursche auch nicht so furchtbar, wie ihn alle Seefahrer darstellen, so vermag er doch Unheil genug anzurichten. Statt des Schwertes führen andere Fische, wie der Japanische Sägenträger und der Sägefisch — ersterer 1½ Meter, letzterer 4–5 Meter lang

— eine regelrechte, aus der Verlängerung der Oberschnauze entspringende, etwa ein Drittel der Körperlänge einnehmende „Säge“, ein langes, schmales Blatt mit spigen Seitenzähnen. Auch über den Sägefisch sind zahlreiche Schauergerüchten zur Zeit noch nicht zu sagen. Daß er, ebenso wie der Schwertfisch sein Schwert, gegen größere Fische seine tharke Säge gebraucht, ist sehr wohl anzunehmen.

Daß manche Fische auch eine recht ausgebildete Brutpflege ausüben, wird diejenigen, welche wissen, daß diese Thiere ihre Eier nach der Ablage einfach ihrem Schicksal überlassen, nicht wenig Wunder nehmen. Und doch ist es so. Die Seestorpione errichten zum Schutze ihrer Eier Nester aus Steinen und Tangstüben, auch das Männchen unseres Stachelstingels baut seiner Nachkommenschaft ein Nest aus Grasspalmen, Wurzeln, Holzstüben u. s. w. Der Großflosser oder Paradiesfisch errichtet eine Art Nest aus Schaum, den er durch verstrudelte und in kleinen Bläschen wieder von sich gebende Luft erzeugt. Die Kielmelse graben am Ufer Löcher, die sie mit Blättern auskleiden; die Seehasen wühlen im Sande Gruben und legen ihre Eier hinein. Das Männchen trägt die sich an ihm festhängenden Jungen nach dem Ausschlüpfen mit sich herum, während die Männchen der Seepferdchen und Meernebeln wirkliche Brusttaschen besitzen.

„Stumm wie ein Fisch“, sagen wir, wenn wir den höchsten Grad der Stummheit anbeuten wollen — aber auch die Fische sind nicht alle stumm. Verschiedene Arten von ihnen vermögen recht wohl Töne und Geräusche hervorzubringen. So die Knurrhäne, die einen eigenartig grunzenden Ton hören lassen, wenn man sie anfacht, ebenso die Zelfische und die kleinen Seestorpione. Im Atlantischen und Indischen Ocean leben die sogenannten Trommelische, die wahre Musikanten sind und eine bald mit den Tönen einer Orgel, bald mit dem Klange einer Trommel, bald mit dem Geräusch des siedenden Wassers verglichen eigenartige Musik hervorbringen. Ein anderer Fisch, der Schlammschiff, läßt, wenn er beunruhigt wird, ein Fischen hören.

Zum Schluß noch einige Worte über die Färbung der Fische. Unsere einheimischen Vertreter der Klasse schwimmen meist in ziemlich schlichten Gewändern daher, schon unser zierlicher Goldfisch zeigt uns aber, daß auch die Fische an Farbenpracht hinter anderen Thieren nicht zurückstehen. In der That sind manche Fische von geradezu aufsehender Schönheit, sie weiteisen in der Pracht und im Glanz ihrer Farben mit dem schillernden Gefieder der tropischen Vogelwelt. Der Regenbogenfisch schimmert herrlich in allen Farben der Sonne, die Goldmaid präsentirt sich in prächtigem grünen, auf dem Rücken ins Blaue übergehenden, goldig schimmernden Kleid, der Kopf ist gelb mit grünen Linien, die Flossen sind gelb, grün und blau gefleckt. Die Papageienfische glänzen mit purpurrothem Rücken daher, an den Seiten zeigen sie ein schönes Violett auf rosenfarbenem Grunde. Die unteren Flossen sind orangehell, die Bauchflossen mit weißblauen Linien. Der Paradiesfisch ist herrlich gelb und grün oder blau gestreift u. s. w. Kurz, die Mannigfaltigkeit der Farbe hält derjenigen der Formen wohl die Wage — es ist eine reiche, seltsame, abenteuerliche Welt, in die wir gerathen, wenn wir in das Reich der Fische hinabsteigen. Häufigkeit und Schönheit in buntem Wechsel, formlose Ungeheuer neben den prächtigsten, zierlichsten Gebilden der Natur.

Der Naturschwärmer.

Novellette von Franz Böckner.

Zwischen dicht bewaldeten Berggründen liegt ein hübsches, grünes Thal. Ernst, nur leise die Wipfel wiegend, schauern die dunkelgrünen ur-

alten Tannen in die Niederung, welche in der blendenden Julisonne keine Spur von Leben zeigt. Selbst auf der Chaussee, die den vielfachen Windungen des Thales folgt und dem Auge bei jeder ihrer Biegungen neue reizende Aussichten eröffnet, ist weit und breit kein Mensch zu sehen.

Nur dort, am Eingange in das liebliche Stüdchen Natur, kommt ein einsamer Wanderer daher. Er ist, seiner eleganten Kleidung nach zu urtheilen, ein Städter, vielleicht ein Kurgast aus dem ungefähr eine halbe Stunde entfernten Sool- und Moorbadort B.

Er verläßt jetzt, wie es scheint, durch den in einzelnen Stößen von der Landstraße aufwirbelnden Staub belästigt, dieselbe und gelangt, um einen der fünf kleinen Spiegelstein, nach denen die Landschaft ihren Namen erhalten hat, herumgebend, nach kurzer Zeit in den Wald. Angenehme Kühle umfängt ihn. Langsam schlenbert er, den Strohhut in der Hand, den Waldweg entlang, bis sich das Gehölz lichtet und ein rothes Dach zwischen den Stämmen durchschimmeret. Er ist vorläufig am Ziel seiner Nachmittagswanderung; denn hier, im Forsthaufe, will er etwas rasten und sich erfrischen, ehe er weiter in die Berge emporsteigt.

Das „Forsthaus“ ist eigentlich gar kein Forsthaus, sondern ein ländliches Restaurant, eigens für die Badegäste, die gern ihre Ausflüge hierher richten, erbaut, während die Oberförsterei, dem Publikum nicht zugänglich, oben auf der Höhe gelegen ist. Eine breite Pflanzung, die von dem aufwärts führenden Wege zweimal geschnitten wird, gewährt aus dem großen, von einer primitiven Feldsteinmauer umfriedeten Garten der Oberförsterei einen herrlichen Blick auf das „Forsthaus“.

Affessor Mert, den wir soeben auf seiner Wanderung hierher begleitet haben, ist zu so früher Nachmittagsstunde der einzige Gast in dem Etablissement. Er steigt, nachdem er sich durch einen kühlen Trunk erfrischt hat, auf dem Waldwege zur Höhe empor.

Als er zum ersten Mal die erwähnte Pflanzung überschreitet, bietet sich ihm, wie er zufällig den Blick hebt, ein allerliebtestes Bild: Von dem Waldbesbündel, in das der Fußsteig jenseits wieder einmündet, hebt sich die von den Sonnenstrahlen hell beschienene Gestalt eines jungen Mädchens reizvoll ab. Wie gebannt bleibt sein Blick auf ihr haften, und unwillkürlich zieht er, als sie sich jetzt auf der Pflanzung begegnen, grüßend den Hut. Er meint, so ein frisches, rosiges Gesichtchen und so heiter blickende Augen noch nirgends gesehen zu haben. Er schaut sich darum, ehe er den Wald wieder betritt, noch einmal verstockt nach ihr um.

In diesem Augenblick fahet ein Windstoß, der vom Thale heraufweht, ihren Strohhut, und derselbe segelt nur gerade auf ihn zu, während seine Besitzerin dem Flüchling mit kindlich hellem Lachen in den possirlichen Sprüngen, die derselbe ihr durch seinen Rückweg vorschreibt, verfolgt.

Auf halbem Wege hält sie jedoch plötzlich inne, da sie jetzt den Affessor wieder drüben gewahrt wird, der mit vergnügter Miene der Scene zugeseht hat. Er fängt den Hut auf und bringt ihn ihr zurück. Dabei fragt er, obwohl er es recht gut weiß, wohin der Weg führe, den er verfolge.

Der bringt Sie in mein Vaterhaus, die Oberförsterei. Sie sehen das Haus oben schon liegen. — Aus Ihrer Frage aber entnehme ich, daß Sie hier unbekannt sind und planlos im Walde umherstreifen. — Wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen, so werde ich Sie als Bedanche für den mit geleisteten Dienst gern mit den schönsten Anblickspunkten bekannt machen.

Fröhlich, wie sie den Vorschlag gemacht hat, wird er angenommen, und so streifen die beiden, nachdem die Bekanntschaft schnell herge-

stellt ist, den Nachmittag über in dem Walde umher. Des Naturkinbes frisches Gepolter wirkt mit einem eigenartigen Zauber auf ihn, und er giebt sich demselben rüthlos hin. Er wird mit ihr wieder zum Kinde, und wie zwei Kinder sollen beide durch Berg und Busch, bis die sinkende Sonne zur Heimkehr gemahnt.

„O, es war herrlich!“ sagte sie beim Abschied leuchtenden Auges.

„Haben Sie Dank für die köstlichen Stunden!“ erwiderte er warm und drückt ihr dabei mit beiden Händen die Rechte. — Noch von weitem hörte er, leise über ein weiches Moos- teppich dahinschreitend, halb singenden Tones im Walde verhallen: „Gute Nacht!“

Seitdem schien es der Wald dem Affessor angelhan zu haben. Kein Tag verging, daß er nicht seinen Weg dorthin genommen hätte. Nun wäre auch wohl niemand weiter über diese plötzlich bei ihm auftretende Naturschwärmerie verwundert gewesen, da er als Badegast nur flüchtige Bekanntschaften in dem Orte hatte: — aber einen gab es dennoch, dem es auffallen mußte, das war der Maler Born.

Dieser, ein Schulgenosse des Affessors, hatte sich mit Einwilligung seines Vaters, der selber künstlerischen Neigungen lebte, der Malerei gewidmet.

Die freie Zeit, welche ihm seine Arbeiten ließen, hatte er bisher mit Mert zusammen verbracht, den er hier zufällig nach all den Jahren des Studiums wiedergetroffen und der ihm die alte Freundschaft bewahrt hatte.

Seit einiger Zeit aber fand er ihn nie in seiner Wohnung vor, so oft er dieselbe auch aufsuchen mochte. Seine Wittin sagte immer dasselbe: Der Herr Affessor ginde meistens kurz nach Mittag fort und kehre erst spät abends wieder heim. Wo er sich aufhalte, wisse sie nicht. Endlich aber, an einem regnerischen Tage, traf er ihn zuhause an. Nach der Begrüßung stellte sich der Maler, die Arme in die Seiten gestemmt, breitpurig vor seinen Freund hin: „So, und nun beichte mal, alles Haus! Wo hast Du die letzte Woche gesteckt.“

„Na, wo werde ich geheckt haben? Man kann doch nicht immerfort in diesem traurigen Nest hocken. Ich sehe mir die reizende Umgegend etwas näher an.“

„Ja, hübsch ist die Gegend; aber man läuft doch nicht in der brennenden Sonnenhitze darin umher, sondern sucht sich die kühlen Morgenstunden dazu aus.“

„Mir macht es aber so größeres Verlangen.“

„Ach nein, weißt Du, ich glaube, Du willst mir blauen Dunst vormachen! Aber ich komme noch hinter Dein Geheimnis, und dann werde Dir.“ Dabei machte er eine theatralische Geste.

Der Maler schilberte nun in seiner drastischen Weise, wo und wie er überall um einen outer Ueberblick über irgend eine hübsche Partie in der Stadt zu gewinnen, auf Mauern geritten, über Fäune geklettert und auf der Straße von Gassenjungen umlagert oder auf dem Felde, nur mit knapper Not der Gefahr, gepöbeln zu werden, entgangen sei. „Meine Aufnahmen in und nahe bei der Stadt,“ so fuhr er dann fort, „sind jetzt beendet. Morgen geht's in die Umgebung. Zunächst werde ich das Forsthaus, von dessen hübscher Lage man mir schon so viel erzählt hat, malen.“

Der Affessor horchte auf, ohne daß es indes seinem Gegenüber aufgefallen wäre, und warf dann scherzend hin: „Du wirst also am Morgen in der Oberförsterei sein“, indem er die Zeitbestimmung leicht betonte.

„In der Oberförsterei? Wo ist die?“ fragte der Maler, jetzt seinerseits aufmerksam werdend. Der andere biß sich auf die Lippen: „Ja — ich glaube gehört zu haben, daß man von dort aus einen schönen Ueberblick über das Thal hat.“

„So — so —“ meinte Born und sprang dann auf ein anderes Thema über. Sein Interesse

an dem Forsthaufe schien ursprünglich erloschen zu sein. —

Am Nachmittage des folgenden Tages aber sah der Maler auf der niedrigen mit Gras bewachsenen Mauer, die den Garten der Oberförsterei begrenzte, und malte das „Forsthaus.“

Während er sich dem laubigen Gartenweg herunterkommen ließ und gewahrte, als er sich umblüete, ein etwa achtzehnjähriges junges Mädchen in blauem Antunkleid und weißer Schürze, eine Gießkanne in der Hand.

Verwundert sah sie ihn an, wie er da oben auf der Mauer hockte. Er rief jovial herunter: „Ach, guten Tag, schönes Kind! So fleißig bei der Sonnenglut? Haben Sie gar keine Furcht vor Sommerprossen? Na zwar, Sie blühen auch dann noch hübsch genug. Mir fehlt gerade Stofflage für mein Bild. Wollten Sie mir nicht mit Ihrer Gießkanne Modell stehen, als schöne Gärtnerin?“

Anfangs hatte es geschienen, als wolle sie eine schnippische Antwort geben und umkehren; dann aber, als seine Rede immer länger dauerte, zeigte sich ein mutwilliger Zug in ihrem lässlichen Gesicht. Bei seinen letzten Worten steckte sie eine Hand kokett in die kleine Schürzentasche, stellte zierlich, stellte sich dann, die Gießkanne in der anderen Hand etwas erhoben, in Positur und sagte: „Zu dienen, gnädiger Herr! — So?“

„Schön, sehr schön, nun mich unter dem Hutrand herbor noch ansehen, dann bin ich sehr zufrieden mit Ihnen.“ — Sie that nach seinem Wunsch und lächelte ihn schelmisch an.

Wären die beiden nicht so eifrig bei der Sache gewesen, so hätten sie schon seit einiger Zeit ein Paar, das sie hinter einem Büsch her beobachtete, vergnügt und kaum noch leise lachen hören können. Es war Affessor Mert und des Oberförsters Töchterchen.

Jetzt sagte Born: „So, das hätten wir gemacht,“ schloß sich von der Mauer hinunter in den Garten und wollte auf das junge Mädchen zutreten. Die aber hatte kaum seine Absicht erraten, als sie hinter den nächsten Baum sprang, ihm ein Schnippen schlug und rief: „Mein verehrter Herr, auf Ihren Dank verzichte ich. Ich bin weder Kammerlädchen noch Küchenfee.“ Damit eilte sie zum Hause hinauf, während er ihr etwas verblüfft nachblüete und ärgersich an seinem Schnurrbart faute.

Ein schallendes Lachruet, das hinter dem nächsten Büsch herbor klang, ließ ihn erstaunt stehen. Der Affessor, immer noch lachend, kam rasch heran und sagte: „Sieh, sieh, also auch am Nachmittag hier! Du wollest mich wohl überraschen, und nun siehst Du hier als Opfer Deiner Witzbegierde. Uebrigens, ich habe mich heute verlobt. — Hier stelle ich Dir meine Braut vor.“

Born murrte etwas von „sehr erfreut“, sah aber dabei immer den Weg entlang, der zum Wohnhause führte.

„Ach so!“ sagte Mert, „Dein Wissensburs ist immer noch nicht an's Gitter.“ — Die Dame, die Dich soeben hat glänzend ablaufen lassen, ist die Kusine meine Braut, die hier zu Besuch weilt.“

„Kann man denn nicht —?“

„O, er ist sollst Du sie kennen lernen.“ — Dabei spazierten alle drei nach oben.

Von dem Lusttage ab waren die beiden Freunde tägliche Gäste bei dem Oberförster, und es ihr Ueberaus abließ und sie B. verstehen, da es in der Oberförsterei zwei glückliche Bräute.

Ausführung der Mittel aus voriger Nummer:

Charade: Küßbehl.
Unterhaltungsaufgabe: SS. Stüd.
Logogr yph: Ananias, Ananas.
Suchstabenrätsel: Es geht alles drunter und drüber.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
S. m. d. P., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 10, 11-16. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ „Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt.“ „Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich.“ „Wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne: und ich gebe mein Leben für meine Schafe.“ „Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstall sind: auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören: und es wird Ein Schafstall und ein Hirt werden.“

Friede sei mit euch!

II.

Jesus ist der gute Hirt! Vom Himmel herab sah Er das Menschengeschlecht dem Verderben zufließen: Meine Schafe (sagt Er durch den Propheten) sind zerstreut, Ich sehe sie reisenden Wandlern preisgegeben; Ich will sie suchen und zusammenbringen (Ezech. 34). Und siehe! an dem im ewigen Rathschlusse bestimmten Tage kommt Er vom Himmel herab und sammelt die verlorenen Schafe des Hauses Israel (Matth. 15, 24). Wie gut ist der Herr gegen die armen Menschen, lieber Leser, denn diese freiwillige Vorliebe ist selbst den gefallenen Engeln nicht zu teil geworden! — Und nun geht der gute Hirt ans Werk. Dreißig Jahre lang weilte Er in der Verborgenheit zu Nazareth, führt dort jenes heilige Leben, das zwischen Gebet und harter Arbeit geteilt ist, um ein Ideal, ein Vorbild und Muster hinzustellen, nach dem wir alle, lieber Leser, unser Leben gestalten sollen und können. — Dann verwendet Er drei Jahre zu Seinen mühsamen Wanderungen durch ganz Palästina, um die leiblichen Krankheiten des Volkes, aber mehr noch seine geistigen Gebrechen zu heilen. — Und was haben wir Alle, lieber Leser, Ihm nicht gekostet in Seinen letzten Lebenstagen! Sein am Kreuze durchbohrtes Herz hat für uns so warm geschlagen, wie kein anderes Herz schlagen kann!

Doch noch mehr! wie oft haben wir seit unserm ersten Eintritt in den „Schafstall“ des Herrn — seit unserer Taufe, — uns wieder verirrt! Ja, verirrt auf den Wegen der Eigenliebe und Eitelkeit, der Sinnlichkeit und Weltliebe, — und der gute Hirt allein konnte uns reiten aus den „Dornen“ unserer Leidenschaften und verderblichen Gewohnheiten. Und so oft wir — dem Rufe der Gnade folgend — zurückkehrten, schlug Er nicht mit dem Hirtenstabe auf das ungetreue Schäflein, schleifte es nicht unarmherzig auf dem Boden fort, sondern nahm es (im

Sakramente der Buße) liebevoll und freudigst auf Seine Schulter, um es zur Herde zurückzubringen. Und welcher Friede kehrte wieder ein in unsere Seele, als Er jüngst in der hl. Osterkommunion uns mit seinem Herzblute trankte! Fürwahr, Er ist der gute Hirt! —

Doch ich gebe nun wieder dem alten Bruder Berthold das Wort: er soll uns noch etwas belehren, lieber Leser, wie wir mit dem guten Hirten „Friede“ halten müssen: „Besonders dreierlei Leute sind es (sagt Berthold), mit denen man falschen Frieden hat. Die Einen sind über dir, die Zweiten neben dir, die Dritten unter dir, gleichwie du dreierlei Glieder an deinem Leibe hast. Die über dir, sind deine Augen, die schönsten Glieder und die edelsten und höchsten an deinem Leibe; selbst für ein großes Gut gibst du deine Augen nimmer hin. Nun sieh, wie edel auch deine Augen sind, und wie großen Nutzen du von ihnen hast: will dich ein Auge zur Hölle weisen, so sollst du es ausreißen; denn es ist dir viel besser, daß du mit einem Auge in das ewige Leben eingehst, als daß du zwei Augen habest und in das höllische Feuer geworfen werdest. Nun siehe, die Augen bezeichnen die, welche da ober dir sind: deine Dornen, deine Sorgen, deine Sünden. Wenn dich nun einer der Höheren oder Oberen Sünde thun heißt, betriegen oder stehlen oder sonst eine schwere Sünde, so sollst du eher von ihm scheiden und des Guten und der Ehre verlustig gehen, als du von ihm geniehest; denn es ist dir besser, daß du ohne deinen Herrn zum obersten Herrn ins Himmelreich kommest, der so viel Freude und Herrlichkeit in Seinem Reich hat, der daß du mit deinem Herrn immer in als Hölle brennst. O wehe, ihr unseligen Teufel, dahin habt ihr manche Seelen gebracht mit eurem falschen Frieden!

Die zweiten Glieder sind die Glieder neben dir, d. i. deine Hände. Vergert dich deine Hand und will dich in die Hölle

Sinneskalender.

Sonntag, 29. April. 2. Sonntag nach Ostern. Peter u. Paul, Evangelium Johannes 10, 11 bis 16. Epistel 2, 21-23. St. Martinus. Psalterische: Nachmittags 3 1/2 Uhr Andacht und Ansprache an die Marianische Jungfrauen-Kongregation. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Betstunde der Mitglieder des D. Ordens für die Verstorbenen. St. Ansgar: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinenkloster: Vortrag für den Marienverein. Kapelle zu Stoffeln: 8 Uhr hl. Messe (mit kurzer Predigt).

Montag, 30. April, Kathar. v. Siena.

Dienstag, 1. Mai, Philipp u. Jak. St. Lambertus: Beginn der Mai-Andacht, morgens 1/6 Uhr feierliches Hochamt mit Predigt. Den ganzen Monat hindurch morgens 1/6 Uhr hl. Messe verbunden mit Maiandacht, nach der hl. Messe sakramentallicher Segen und nachmittags 5 Uhr Maiandacht. St. Maximilian: Eröffnung der Maiandacht. Abends 7 Uhr Predigt darnach Andacht. Während des Monats Mai morgens 6 Uhr feierliche hl. Messe mit Gebet und Gesang, abends 7 Uhr Muttergottesandacht. St. Andreas: Die Maiandacht ist an allen Tagen des Monats Mai morgens 6 Uhr mit hl. Messe. Am Schluß der hl. Messe wird der sakramentalliche Segen erteilt. Carmelitenkloster: Abends 8 Uhr Predigt und Maiandacht. Den ganzen Monat hindurch abends 8 Uhr Maiandacht. (Gottesgang folgt letzte Seite.)

bringen, so habe sie ab und wirf sie von dir; es ist dir besser, daß du verstimmt in das Leben eingehst, als daß du zwei Hände habest und in das ewige Feuer geworfen werdest. Die Glieder neben dir bedeuten deine Brüder, Verwandten und Freunde. Mit denen sollst du auch keinen unrechten Frieden haben, so daß du ihnen zu Liebe Sünde thust, sondern lieber Unfrieden haben und Entzweiung. Wenn einer deiner Verwandten dir zornet, ihm zu Liebe einen Meißel zu schwören oder einen andern zu schlagen oder ihm sieheln zu helfen oder sonst etwas Böses zu thun, und dir dabei droht: Traun, thust du es nicht, so sind wir für immer geschieden, — sieh, so schlag die Hand lieber ab, d. i. den Freund neben dir; denn es ist dir weit besser, ohne den Freund zu deinem göttlichen Freund in den Himmel zu kommen, als mit dem Freund zu deinem Todfeind, dem Teufel, in die Hölle.

Die dritten Glieder unter dir sind deine Flühe. Auerst dich dein Fuß und will dich zur Hölle führen, so habe ihn ab und wirf ihn von dir; denn es ist besser, daß du hinsteigst in das ewige Leben eingehst, als daß du zwei Flühe habest und in das ewige Feuer geworfen werdest. Damit sind bezeichnet deine Kinder und deine Hausfrau, die dir untergeben sind. Wenn diese Kleider oder Speise oder sonst was mehr oder Lustbarer verlangen, als du es leisten kannst und du darum ungerechtes Gut gewinnen müßtest, so schlag die Flühe eher ab, laß deine Kinder eher dienen, laß sie eher arm sein und sei auch selbst lieber arm; denn es ist dir besser, als daß du mit ihnen und sie mit dir ewiglich in der Hölle brennen.

Also hütet euch alleamt vor dem falschen Frieden mit dem Nächsten, den der Teufel (als falsche Minge) geschlagen hat auf den wahren Frieden.

2. Zum Zweiten hat euch Gott geboten, daß ihr Frieden haltet mit euch selber, d. i. daß der Leib mit der Seele einig sei, und der Leib nicht begehre, was der Seele zum Schaden ist. Weil aber des Leibes Begierlichkeit so leicht sich erhebet, muß die Seele ihn ein tapferer Meister sein, damit der schöne Friede nicht gestört werde. Dazu fordert uns zum Ersten unser Ursprung auf. Die Seele ist gemacht nach der edlen göttlichen Bild; daher ist auch die Sünde ihrer Natur zuwider, und sie kann nicht Ruhe haben, so lange sie solches duldet. Die edle Seele ist die Königin, der unedle Leib ihr Diener; wird aber die Seele zur Magd, so ist das ein Zustand der Empörung, nicht des Friedens und der Leib wird ihr grausamer Tyrann. — Dazu fordert uns zum Zweiten unser Gewissen auf. Hast du gesündigt, so fühlst die Seele, daß der Friede gestört ist, und sagt: „O wehe, was hab' ich gethan!“ denn sie weiß wohl, daß sie die Marter darum leiden muß. Da spricht mancher Mensch: „Aber was für Schuld hat denn die Seele an den Sünden, die der Leib thut?“ Wohl hat die Seele Schuld; denn von Rechtswegen ist die Seele des Leibes Meister und ist Herr und Gebieter in dem Leibe, wie ein wackerer Hausvater in seinem Hause. Wenn nun der Leib Sünde begehrt, so soll die Seele tapfer dawider streiten und soll den Leib meistern, daß er die Sünde nicht thue. Das kann sie wohl, wenn sie will. Manche Seele ist so wacker, daß sie ganz des Leibes Meister ist, und der Leib nimmer eine Sünde thun mag. Und das ist das Dritte, was uns aneifern soll: Das Beispiel der Heiligen.

Doch das mag für heute genügen, lieber Leser, aber Du wirst zugeben, daß der alte Bruder Berthold die Dinge nicht nur bei ihrem Namen nennt, sondern in ebenso anziehender wie verständlicher Form sein Thema vom „Frieden“ behandelt, so daß man nicht müde wird, ihm zuzuhören.

Die Nebel des Weltalls.

Von F. CLEMENT.

Wenn wir unseren Blick in einer besonders klaren Nacht nach dem Sternensimmel richten, so sind wir, vorausgesetzt, daß unsere Augen überhaupt gut und scharf sind, im Stande, außer den Fixsternen und Planeten, auch einige andersartige Gebilde an gewissen Stellen des Himmels wahrzunehmen. Es sind dies kleine, verschwommene Flecke, die aus dem selben Material wie die Milchstraße gebildet zu sein scheinen, Nebelwolken vergleichbar, die hoch oben am Firmament mitten unter den Sternen schweben. Große Auswühl haben wir freilich nicht, denn mit unbewaffneten Augen sehen wir nur ein paar der größten, so diejenigen in den Sternbildern des Orion und der Andromeda, und auch diese nur unter günstigen Verhältnissen; nehmen wir aber ein gutes Fernrohr zur Hilfe, so vergrößert sich die Zahl beträchtlich. Wir haben in diesen Nebelgebilden die sogenannten Nebelsterne vor uns, welche sowohl am nördlichen wie auch am südlichen Himmel in großer Zahl vertreten sind. An letzterem treten vor allen anderen die Magellanischen oder Kapwellen hervor, zwei helle, schon dem unbewaffneten Auge sichtbare Nebelsterne, von denen der größte sich über eine Länge von 20 Grad und eine Breite von 6 Grad erstreckt, während der kleinere über halb so groß ist. Beide ähneln besonders hellen Teilen der Milchstraße und waren schon seit dem zehnten Jahrhundert bekannt. Die größere Wolke führt im Werte eines verflochtenen Sternennamens den Namen „der Schiffe.“ Auch das Sternbild der Jungfrau ist reich an Nebelsternen.

Den ersten entdeckte 1612 in der Nacht des 15. Dezember Simon Marius mit bloßen Augen. Er war dies der Nebelstern des Sternbildes der Andromeda, jetzt dort allem dadurch bekannt, daß in seiner Mitte in der Nacht des 30. August 1885 (nach einer anderen Angabe zwischen dem 16. und 22. August) plötzlich ein neuer Stern aufblühte. Derselbe war etwa 5. bis 6. Größe, zeigte sich in der Nähe der härtesten Verdichtung und gab dem Nebel eine völlig andere Gestalt. Im Laufe der nächsten Monate nahm seine Größe jedoch ab und innerhalb eines Jahres verschwand er. Marius (Maier) glaubte, als er den Nebelstern entdeckte, einen Fixstern aufgefunden zu haben, dessen Aussehen einem Wollfaden gleiche und der selbstsamweise im Fernrohr erst recht sehr schwach mit einem gewöhnlichen Sterne einblühe, indem man nur einen in der Mitte helleren, gegen die Ränder hin schwächeren, weißlichen Schein erkenne. Sechs Jahre später, 1618, fand Ephat in Ingolstadt den großen Nebelstern im Orion, und 40 Jahre danach, im Jahre 1658, entdeckte Huygens, unbekannt mit dem Vorigen, denselben Nebel, und geriet über die eigenartige Erscheinung fast in Verwirrung. „Wir ist in den Fixsternen.“ beschreibt er seine Entdeckung — eine Erscheinung vorgekommen, welche meines Wissens nach von niemand beachtet worden ist. Im Schwerte des Orion werden von den Astronomen 3 Sterne aufgezählt, die sehr nahe aneinander liegen. Als ich nun zufällig . . . den mittleren dieser Sterne durch mein Fernrohr betrachtete, zeigte sich mir statt eines einzelnen Sternes zwölf, was allerdings nichts Seltenes ist. Von diesen waren wieder drei fast einander berührend, und andere vier leuchteten wie durch einen Nebel, so daß der Raum um sie her viel heller erschien, als der übrige Himmel. Dieser war grade sehr feilert und zeigte sich ganz schwarz, es war daher die Erscheinung, als gebe es hier eine Oeffnung, eine Unterbrechung. Alles dies sah ich bis auf den heutigen Tag in Form und in derselben Gestalt unverändert.“ Seitdem verkehrte sich die Zahl der Nebelstern-Entdeckungen ununterbrochen, und mit der zunehmenden Kraft der optischen Instrumente vergrößerte sie sich allmählich in die Tausende. Der 1771 das erste Verzeichnis der Nebelsterne herausgab, zählt über 100, John Herichels Katalog 5078, jetzt kennt man über 8000.

Der berühmte Astronom W. Herschel wendete zuerst der Welt der Nebelsterne und Doppelsterne eingehender Beachtung. Die Repter in dem neblig n Gebilde der bekanntlich im Fernrohr in Sterne sich

auflösenden Milchstraße kreuzförmig einen Rest der Urmaterie vermutete, aus der die Welten sich geformt, so erblickte Herschel in den Nebeln des Weltalls jene Ansammlungen großer Gasmassen, aus denen die Sonnen- und Planetensysteme hervorgehen. Am Himmel, kalkulierte der Astronom, müssen die Sterne in den verschiedenen Stadien der Entwicklung vorhanden sein — und die Nebelsterne schienen ihm seine Anschauung zu bestätigen. In den blassen ausgebreiteten Nebeln sah er den gasförmigen Urstoff, in den Nebeln mit Nebelkernen in der beginnenden Abkühlung begriffene Massen, bei denen sich schon Kondensationsmittelpunkte im Innern gebildet. Bei fortschreitender Abkühlung bilden sich, so nahm er an, die schon scharf abgegrenzten, heller leuchtenden planetarischen Nebel, in einem weiteren Stadium die mit einem dichten, hellen Kern versehenen Nebelsterne, dann erfolgt Ringbildung (ringförmige Nebel) und aus den Ringen Bildung der Planeten. Die Doppel- und mehrfachen Nebel sind die Urmaterien der Doppel- und mehrfachen Sterne. Gewiß ein recht logisches und einleuchtendes System das sich vollkommen mit den wirklichen Verhältnissen zu decken schien. Trotzdem hielt es der Forschung nicht lange Stand. Als Lord Rosse 1845 für 300 000 Francs seinen Riesenteleskop, den über 16 Meter langen „Leviathan“ herstellen ließ, mit dem er sich den Mond bis auf 15 Meilen herankommen lassen konnte und mit diesem Giganten den Himmel absuchte, da ergab sich sofort, daß die meisten der von Herschel für Urstoff für glühende Gasmasse gehaltenen Nebel nichts anderes waren, als Häuser entfernter Sterne, und der ganze mühsame Bau Herichels brach wie ein Kartenhaus zusammen. Mit einem Schlage wechselte nun die wissenschaftliche Anschauung; man nahm an, daß alle Nebel nichts als Sternhaufen seien und daß man nur entsprechend scharferer Instrumente bedürfte, um sie sämtlich in Sterne aufzulösen.

Wenn diese Annahme richtig war, wie fand es dann aber mit der Urmaterie? War denn gar keine solche im Firmament vorhanden? War die ganze Arbeit schon fertig? Oder beruhte überhaupt die Kant-Laplace'sche Hypothese von der Entstehung der Sonnensysteme aus einer ursprünglichen Nebelmasse auf einem Irrtum? Wohl kaum. Alles auf Erden ist doch in beständiger Entwicklung begriffen, wie sehen alle Körper jederzeit in allen Stadien der Ausbildung. Sollte der Sternensimmel eine Ausnahme machen? Zum Glück für die Wissenschaft erschien da ein neues Instrument auf dem Schachplan, das trotz seiner Unschärfe weit mehr Wunder eröffnen sollte: Das Spektroskop. Die großen Physiker Kirchhoff und Bunsen stellten 1856—59 die Gesetze der Spektalanalyse, d. h. der Nebelbeobachtung, aus den Spektren, den farbigen Strahlen oder Linien, die stoffliche Beschaffenheit der Himmelskörper zu erkennen, endgültig fest. Bei der Anwendung der neuen Methode auf die Nebelsterne gelangte man zu der Erkenntnis, daß in der That ein Teil der Nebel aus glühender Gasmasse besteht, während allerdings die erheblich größere Menge in Sterngruppen auflösbar ist. Die ersteren zeigen nämlich nur ein aus einigen seltenen Linien bestehendes Spektrum, wie solches von glühenden Gasen oder Dämpfen hervorgebracht wird. So war die Existenz wirklichen Sternbildungsstoffs nicht nur erwiesen, sondern wir erhielten auch über die Natur der Stoffe welche die Nebel und andere Himmelsphänomene zusammensetzen, untrügelige Auskunft, da jeder derselben sein eigenes Spektrum besitzt.

Mithilfe des Spektroms ist es auch gelungen, näheres über die Bewegung der Nebelsterne zu ermitteln. Aus den Verschiebungen der Linien im Spektrum entzweck nach Roth oder Violet ist zu erkennen, ob ein Himmelskörper sich uns nähert oder sich von uns entfernt. Daher wissen wir, daß ein Teil der Nebel sich uns nähert, der andere sich von uns entfernt. Auf Grund der Einwirkungsbewegungen versuchte man sogar, die Geschwindigkeit der Bewegung zu messen, und fand für die bisher gemessenen Nebel eine Bewegung von 1,7 bis zu 50 Kilometern in der Sekunde. Eine Motion der Nebel hat dagegen noch nicht nachgewiesen werden

Wann, wie auch ihre Entfernung von der Erde und die Ausdehnung und Größe noch nicht einmal annäherungsweise festgestellt ist. Freilich versuchte Herschel auch bezüglich der ungefähren Entfernungen Aufklärung durch eine sinnreiche Methode der Abschätzung zu schaffen, doch sind die Resultate derart unsicher, daß sie im Grunde nur als Zahlenpielerei erscheinen. Es kommen da nicht mehr bloß Millionen Meilen, sondern Millionen Lichtjahre in Betracht, das heißt die betreffenden Nebelsternen befinden sich in so entfernten Fernen, daß das Licht, das die 20 Millionen Meilen von der Sonne zur Erde in 3 1/2 Minute zurücksetzt, bekanntlich beträgt die Geschwindigkeit des Lichts in der Sekunde 311 000 Kilometer, Millionen Jahre brauchen würde, um zu uns zu gelangen, woraus dann wieder erhellen würde, daß wir solche Nebelsternen heute nicht so sehen, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern wie sie vor einer Million oder mehreren Millionen Jahren ausgesehen haben. Soweit es sich allerdings um uns im Fernrohr als Sternhaufen erscheinende oder mit Hilfe der Spektroskopie als solche erkennbare Nebel handelt, die in Wirklichkeit gewaltige Sternensysteme gleich dem unserer Milchstraße darstellen, könnte man Entfernungen, wie die angedeutete, wohl glaubhaft finden. Und daß wir in manchen Nebeln in der That ähnliche Erscheinungen vor uns haben, beweist uns ihre unserem eigenen Sternensystem sich nähernde Form, das bekanntlich eine linsenförmige Gestalt hat. Würden wir uns nun,“ fährt Dr. G. Weiß aus, „aus diesem Systeme in einer Richtung senkrecht auf die Ebene der Milchstraße entfernen, so würde es allmählich die Gestalt eines planetarischen oder noch wahrscheinlicher ringförmigen Nebels annehmen. Würden wir hingegen in der Ebene der Milchstraße zurückweichen, so würde unser Sternensystem zu einem spinneförmigen Nebel, bei Entfernung in schiefer Richtung würden wir einen ovalen Nebel erblicken usw.“

Dadurch erklären sich uns auch einigermaßen die vielfachen Gestalten der Nebelsternen, die man nicht nur in auflösbare und unauflösbare (echte), sondern auch nach ihrer Gestalt in regelmäßige und unregelmäßige einteilt. Je nach ihrer Form spricht man von spinneförmigen, runden, ringförmigen Spiralen usw. Neben Nebelmassen ohne deutliche Begrenzung finden wir solche mit hellen Lichtnoten oder Nebelkernen im Innern, oder solche von scharf begrenzter scheibenförmiger Gestalt (planetarische Nebel), die fast wie Sterne aussehen, die man durch dünne Wolkenfelder erblickt, also recht eigentlich Nebelsterne, die nach Böllsche recht gut Sternkerne mit einer Nebelhülle sein können. Bei den Ringnebeln treten die Ränder scharfer hervor als das mattere Innere, auch Doppelnebel und mehrfache Nebel existieren in großer Anzahl. Ueber die wahre Gestalt der Nebelsternen brachte auch die Anwendung der Photographie neue wichtige Aufschlüsse. So ist der große Nebel im Sternbild der Andromeda in seiner wahren Gestalt erst durch eine Photographie enttückt worden. Ueberhaupt hilft die Photographie sogar neue Sterne und Nebel entdecken, die der Beobachtung mit dem Auge bisher entgangen waren. Die photographische Platte ist also noch lichtempfindlicher als unser Auge, sie sieht besser als wir durch die scharfsten Instrumente. Mit ihr und durch sie werden wir unsere Erkenntnis des Sternenhimmels und seiner Wunder hoffentlich noch in vielen Etappen bereichern und auch von den Nebelsternen vielleicht noch manches Neue erfahren.

Piep.

Eine Vogel- und Ehestandsgeschichte von G. E. L. e.

Und wo ist das drum handeln heißt
Wer will die Hosen anbehalten,
Und heit sich das dann ruter stellt,
Dann kommt, wenn's gaut geht, Einigkeit,
Fritz Reuter.

„Und ich sage Dir ein für allemal, liebes Kind, daß ich es nicht länger ertrage! Wenn das verfluchte Vieh sein Schreien nicht läßt, so kommt es aus dem Hause.“

„Aber Emil, wie kannst Du so heftig werden!“

„Da bleibe der Hentke sonstmützig! Mein Geduldfaden war lang genug, jetzt ist er aber zerrissen.“

„Ich begreife gar nicht, was Du gegen das süße Tier hast! „Piep“ singt doch reizend.“

„Reizend nennst Du das? Na, ich danke. Ich nenne es einfach entsetzlich, dieses Schreien. Raun beginnt der junge Tag, so geht es los, und ohne Unterbrechung bis zum Dunkelwerden. Ich sitze förmlich schon auf der Dauer, wenn er sein läßt-läßt-läut-terrer — beginnt, wenn ihm der Atem versagt und er überknapp.“

„Aber wir haben ihn doch zum Polsterabend geschenkt bekommen, weißt Du nicht mehr das reizende Gebieth, daß er ein Symbol des Glückes sein sollte, das wir pflügen und halten sollten? — sieh, und da können wir ihn doch gar nicht weggeben.“

„Das ist mir einleuchtend, dann bringe ich ihn um. Ich will mich nicht länger zum Sklaven dieses Kanarienviehs machen.“

„Emil, wie kannst Du nur so grausam sein!“

Die Augen der noch sehr jungen, reizenden Frau standen plötzlich voll Wasser, und der Mund verzog sich. Richtig, da brachen sie los, die Thränenfluten! Der Jörn des jungen Ehegatten schmolz davor wie Butter an der Sonne.

„Aber Bertha, wie kannst Du nur darüber weinen! Berthchen — raus — so hör doch auf —“

„Rein, Du liebst mich nicht mehr, sonst könntest Du mir das nicht antun wollen!“

Der junge Oberlehrer Emil Schröder warf einen hilflosen Blick um sich, und fuhr sich in ratloser Verzweiflung durch den blonden Bart.

So ging es nicht, auf diese Weise. Rein, er konnte doch unmöglich seinem süßen Frauchen wehe thun! Sie hatte nun mal ihre Freude an dem Tiere. Trohdem, der Vogel mußte aus dem Hause, wenn er nicht hochgradig nutzlos werden sollte — er war es beinahe jetzt schon — aber es würden sich ja wohl andere Mittel und Wege dafür finden — so dachte er, während er sein junges Weibchen lieblosend beruhigte, das schluchzend in seinen Armen lag.

Da bligte ihm eine Idee auf. Halt! so würde es gehen!

„Was meinst Du, Schatz,“ fragte er, als die Thränen der jungen Frau endlich getrocknet waren, „wenn Du morgen die Tour nach Pyrmont mit Deinen Eltern machtest?“

„Männchen, Du wollest?“

„Wenn es Dir Vergnügen macht, gewiß, ich erlaube es Dir.“

„O, Du Herzensmann! Aber nein, es geht doch nicht, dann wärest Du ja über einen Tag allein.“

„Es sind ja nur 24 Stunden, Herzchen, die werden auch schon hingehen. Ich will sehen, daß ich mich, so gut es geht zu trösten vermag.“

O dieser Heuchler! Hätte die junge Frau geahnt! Natürlich war der nächste Tag nur für die Verwirklichung seines bitterbösen Planes auszuweisen, und auch nicht einen Augenblick schlug ihm das Gewissen, als er nun an die Ausführung desselben ging. Er hatte nämlich mal gelesen, daß Zugluft den Kanarienvögeln außerordentlich schädlich wäre und tödlich wirken könnte — das war darum das verborgene wirkende und wenig Verdacht erregende Gift, das er sich ausersehen.

Mit kanibalischer Grausamkeit wurde „Piep“ nun so recht zwischen die geöffneten Thüren und Fenster gestellt und seinem Schicksal überlassen, dann machte sich der Vogelstreich davon.

Es war schon bämmerlich als der junge Ehemann an dem Tage in sein einsames Heim zurückkehrte. „Piep“ sah auf der obersten Stange in seinem Käfig, den Kopf unter dem Füllgelb verdeckt.

„Aha! Das „Lustbad“ wirkte wohl schon. Nun konnte er doch morgen früh ungehört auschlafen, wach ein köstlicher Schank!“

Grausame Täuschung! Raun begann es „Schummerich“ zu werden, so nahm auch „Piep“ — der bunten Hülle, die seine fürsorgliche Herrin jeden Abend zum Schutz über ihn ausbreitete, entbehrend — seine Singübungen wieder auf. Erst zaghaft, dann immer lauter, schmetternder.

„Verflixtes Vieh, willst Du gleich stille sein“, schrie der junge Ehemann in wildem Grimme, und

schleuderte eines seiner Kleidungsstücke über den Käfig. Aber „Piep“ war munter und ließ sich durch nichts mehr einschüchtern.

Was machte er denn nun für sonderbare Töne? Ach Du großer Gott, na das schloß auch noch! Zu allen Unlugen auch noch neue hinzu gelenkt: er macht die Spagen nach! —

„Rein hör nur, Schatz, wie reizend!“ rief die junge Frau entzückt, als sie bei ihrer Klüftung Pieps neueste Errungenschaften zu Gehör bekam. „Piep ruft mich, er hat mich gewiß vermisst!“

„Ja, reizend!“ echote der Herr Oberlehrer, obgleich ihm das „Zipp, Zipp!“ fast durchdringend auf die Nerven schlug. —

Ein Weibchen ging nun alles gut. Der Herr Oberlehrer übte sich in Geduld, und „Piep“, der Sänger, in seinen neuesten Lieblingen, die ihm selbst unheimlich gut zu gefallen schienen, bis — die rohe Gewalt den Sieg davon trug, und die große Männerhand die Thür seines Käfigs öffnete.

„Brrr! da flog er hin, durch das offene Fenster, hinaus in den grünen Garten.“

Ein Stiefelfeuzer entrang sich der Brust seines Widerjähers. Nun war er fort, Gott sei Dank! Nun hatte er Ruhe! Mochten sich die Krallen seiner Füße an ihm gültig thun, ihm soll's recht sein. Und die Thränen seiner kleinen Frau? O, dieses Mal war er gewappnet dagegen! Im Vollgefühl seiner männlichen Oberherrschafft setzte er sich seinen Schreikästchen nieder.

Da ein entsetzlicher Schrei. „Emil, um Gotteswillen „Piep“ ist fort!“ Die junge Frau, ganz blaß vor Entsetzen, stürzte zu ihm herin.

„So? Wo ist er denn?“

„Ach, wenn ich's wüßte! Gestohlen muß er sein, oder —“

„Du weist die Thür seines Käfigs undorfschliger Weise offen gelassen haben, und er ist hinaus geflogen.“

„Zä!“ Ein zürnender Blick traf ihm „Mama hat schon den ganzen Garten abgesehen, sie kann ihn nicht finden.“

„Vielleicht hat ihn die Kogge schon gefressen.“

„Und das kannst Du mir so — so — ins Gesicht sagen! so gefühlos.“

Wieder perlt die Thränen erst langsam, dann immer fließender über die garten Wangen, aber der Gatte war von einer wahrhaft verblüffenden Ruhe, kühl bis ans Herz hinan.

„Dieses Kind, soll ich mich vielleicht mit Dir hinsetzen und Thränen vergießen?“

„Rein, aber Du müßtest mich zu trösten versuchen, weißt Du Dir denken kannst, wie traurig ich bin, wenn Du mich liebst.“

„Aber Du — Du hast mich gar nicht mehr lieb. Du gönnt mir keine Freunde mehr.“

„D, Du hast wohl möglichst selbst den armen „Piep“ fliegen lassen? Ja, ja, so ist es! Siehst Du, Du kannst nicht leugnen. Du hast ihn ja nie lieben können, bloß weil ich ihn so gern hatte! Aber nun ist alles aus zwischen uns. Rein geh, ich lann Dich nie wieder lieb haben, nie wieder zärtlich mit Dir sein, sein Tod wird immer zwischen uns stehen!“

„Aber Berthchen! solch eine unehrenhafte Kreatur —“

„Mir war er mehr, das wüßtest Du. Und nun ist er tot, und unser Glück ist auch tot. Nun kannst Du dich gewiß auch bald begraben lassen!“

Der junge Ehemann war bis zur Fassungslosigkeit niedergeschmettert. „Auf „Wollen“ und „nasse Nickerchläge“ hatte er wohl gerednet, aber Sturm —

Und wie aufgeregt die kleine Frau war, es würde doch ihrer Gesundheit nichts schaden? — Gott, und sie hörte ihn noch nicht einmal an! Was sollte er denn nun machen.“

Sie rannte davon und schloß sich in ihrem Zimmer ein, und er hörte sie da drinnen noch heizerbrechend schluchzen. Eine reizende Scene das! Und um diese Vogel-Kreatur, um solch eine kleine Kanaille!

Da klingelte es. Ein Mädchen erschien. „Einen schönen Gruß von der Frau Lehmann nebenan, und ob dies vielleicht der Frau Schröder ihr entflohenen Kanarienvogel wäre, Fräulein hätte ihn soeben im Garten gefangen.“ !!! —

So war „Piep“ nun wieder da. Aber sollte oder mühte es sein so fragte sich der Herr Doktor. Gab es wirklich ein Verhängnis, und daß seine war dieser Kanarienvogel? In den Heften auch, das wollte er doch mal sehen! Es mag, da die Welt ein Mittel geben sich ein solches Vieh vom Kalte zu schaffen! Aber was? und wie? und wo? Das waren die Sorgen des jungen Ehegatten, als er einige Tage nach jenem Ereignis grübelnd seinem Heim zuschritt, und als er durch eine tiefe Stimme aufgeschreckt wurde.

„Nanu Emil, so tief in Gedanken? Deine Frau ist wohl in Verlegenheit, und Du mußt ihr ein neues Rezept erfinden?“ Der so sprach, war ein kleiner bieder Herr, denn die Gutmütigkeit aus dem Gesicht und der Schalk hinter den Brillengläsern zog gutdte, der beste Freund des jungen Ehe Mannes, der praktische Arzt Dr. Wenzel. „Ach, wenn es nur das wäre!“ leuchte der Angeredete, „aber das Problem, das ich lösen möchte, ist ein weit schwierigeres, ich grübele nämlich nach, wie man einen Vogel los wird.“

Der Doktor machte ein verdächtig Gesicht und guckte ihm mißtrauisch nach der Stirn.

„Nein, noch sieht er dort nicht“, entgegnete jener wieder launig, „aber vielleicht kommt es noch dazu, wenn das vermalte Vieh — es handelt sich nämlich um den Kanarienvogel meiner Frau — nicht aus dem Hause kommt, weil es mich mit seinem forwährenden Schreien quält, tyrannisiert, nervös, verdirbt macht!“

„Nun, so gib ihn doch weg.“
„Ja, das sagst Du so leicht, aber die Sache ist eben die, daß meine Frau ihn mit einigen sehr rührenden Versen zur Hochzeit geschenkt bekommen hat, und sich nicht von ihm trennen will, allen meinen Bitten und Vorstellungen zum Troß.“

Der Doktor sah den Seufzenden mit einem forschenden Blick von der Seite an. „Dann brauche doch Gewalt und laß das Tier sitzen.“

„Gib ich schon, aber nutzlos. Von unserer Nachbarin eingefangen, waren wir schon nach einer Stunde wieder in seinem Besitz.“

Der Doktor lachte über das ganze bierige Gesicht.

„Nun, und da?“
„Und da?“ Was sollte ich denn anders machen“, entgegnete der andere etwas kleinlaut, „ich behiel ihn, weil mir meine Frau eine Scene vorher gemacht hatte.“

Wieder sah ihn der Doktor mit dem eigenen Zeichen an. „Schön“, sagte er dann, „wenn Du mit Gewalt nichts erreichst, so versuche es mit List.“

„Das habe ich mir auch schon gesagt, und dachte sechsen gerade darüber nach.“

„Nichts leichter als das“, meinte der andere. „Die Sache wollen wir schon kriegen. Du mußt nur zu Hause für ein oder zwei Tage den Kranken spielen und klagst über fürchterlich stehenden oder pidenen Schmerz im Kopf, und läßt mich rufen — das andere besorge ich dann schon.“

„Und Du meinst wirklich?“
„Ich garantiere Dir dafür, daß Du Deinen Vogel los wirst, wenn Du Deine Rolle nur einigermaßen spielst.“

Zwei Tage später sieht Dr. Wenzel denn auch richtig am Krankenbette bei Schröders. Der junge Ehe mann liegt mit verbundenem Kopf darin und stöhnt gotteslämmerlich und die junge Frau steht angstvoll daneben, denn das Gesicht des Doktors wird immer ernster, je länger die Untersuchung dauert. Nun erhebt er sich. „Darf ich bitten, gnädige Frau, mir einige Minuten ins Nebenzimmer zu folgen?“ sagt er und schreitet voran, die junge Frau mit glitzernden Anieen hinterher.

„Im Gottes willen, Herr Doktor, es ist doch nichts Schlimmes?“ Der zuckt bebaufam die Achseln. „Das hängt davon ab, ob die Behandlung des Kranken energisch durchgeführt wird.“

„Aber so sagen Sie mir doch nur, was Emil fehlt?“

„Elementare Anomalien.“
„Elementare Anomalien?“
„Die zur Monomanie ausarten kann, wenn —“
„Monomanie? O Gott, was ist denn das?“

Nun kam die Glanzleistung von Dr. Wenzel, ein Vortrag über Anomalien im allgemeinen und im besondern — ein wahres Wunder der Rhetorik, das sich wie eine Sturzwelle über das Begriffs räumigen der jungen Frau ergoß und alles Verständnis dafür mit hinwegschwemmte. „Sehen Sie, meine verehrte Frau“, schloß er endlich, „Ihre Gatte ist nervös, sehr nervös, und in dieser seiner Nervosität ist er durch irgend etwas stark gereizt — vielleicht auch durch den immerwährenden Anblick eines ihm unsympathischen Geschöpfes — er mache wie unwillkürlich eine kleine Pause.“

„Ach ja“, rief die junge Frau, „er stöhnte immer über unseren Kanarienvogel.“

„Sehen Sie, da haben wir!“ rief der Doktor rasch zustimmend. „Damit stimmt aufstehend der pidenende Schmerz, über den er klagt. Vorläufig ist sich unser Kranter freilich noch nicht klar, bald aber wird er diesen Schmerz wie das Niden eines Vogels an seinem Gehirn empfinden, der zur fixen Idee wird und zur unheilbaren Geisteskrankheit führen kann.“

„Im Gotteswillen, nein“, schrie die junge Frau entsetzt, „das darf nicht sein!“

„Nun gut, so kann ich Ihnen nicht freng genug anempfehlen, meine Vorschriften zu befolgen.“

„Aber gemäß natürlich.“ Es wird alles geschwiegen, was Sie wünschen.“

„Also zunächst muß der Vogel fort, damit er den Kranken nicht an seinen Schmerzen erinnert und weil auch unbedingt Ruhe um ihn herrschen muß.“

„Natürlich. Der Vogel war mir zwar sehr lieb, aber erst kommt doch die Gesundheit meines Mannes.“

„Das ist schön. Sehen Sie wohl, verehrte Frau, daß ich rühmend wert. Er denn müssen Sie sehr behall zu dem Kranken sein und sehr viel um ihn. Reizen Sie ihn auch ja nicht durch Mißtrauen sondern geben Sie nach Möglichkeit auf seine Wünsche ein, und Sie sollen mal sehen, welche gute Wirkung das hat. Auch eine gute kräftige Kost wäre sehr zu empfehlen, bis seine Diätensverhältnisse sich allmählich ordnen Sie darauf, daß er jeden Abend vor dem Schlafengehen ein von diesen Versen er sich ein Blatt aus seinem Notizbuche und liest einige lateinische Worte darauf — einnimmt. Wenn alles dieses streng eingehalten wird, so denke ich, dürfen wir hoffen, die Krankheit bald zu heben.“

Wäre die junge Frau nicht so sehr von ihren Sorgen eingenommen gewesen, so hätte sie bemerken müssen, wie der Schalk dem Doktor förmlich aus den Brillengläsern schaute —

Es war einige Wochen später, als sich die Freunde wiederum auf der Straße trafen.

„Nun?“ fragte Dr. Wenzel lustig, „wie sind Dr. denn meine Brausepulver neulich bekommen, alter Junge?“

„Ja sag mal“, entgegnete der andere lachend, „an was hast Du mich denn eigentlich lassen lassen?“

„In elementaren Anomalien.“

„Was? Donnerwetter, was mal, hast Du denn die meiner Frau klar machen können?“

„Schwerlich. Ich habe mich selbst über die Krankheit geirrt, mit der ich das Klau vom Himmel geschwätzt habe, aber Du siehst ja, die Wirkung war gut.“

„Ja, leider dauert sie nur nicht lange.“

„Was? Es ist Euch doch nicht etwa ein neuer Vogel zugeflogen?“

„So gar noch das Schlimmeres, der alte ist wieder da!“

„Der alte? Ach denke, der ist verschwin!“

„Aber er auch, an den Mißmann der eine Kette hat. Gott! und es herrschte eine himmlische Ruhe bei uns, und mein Frauchen war so lieb-voll und so besorgt um mich, und so süß, ich sage Dir —“

„Ja ja, nur weiter.“

„Nun ja, ich muß doch doch erwähnen, um Dir zu gestehen, daß mir dabei meine Heubäsel schwer aufs Gewissen fiel, und daß ich natürlich machte, so schnell als möglich wieder gesund zu werden. Und diese Freunde hättest Du sehen müssen, als ich mich wieder für ganz gesund erklären konnte. Wie oft mußt ich's ihr wiederholen!“

Der Doktor ließ ein leises Pfeifen hören.

„Das ging also ein paar Wochen gut,“ fuhr der andere fort, „und dann hat mich meine Frau, ob sie nicht den Dampff von ihrer Freundin, die für vierzehn Tage verreise, so lange in Pension nehmen könnte. Ich konnte ihr die Bitte doch nicht gut abschlagen, und zudem dachte ich, ein Dampff ist ja kein Kanarienvogel, und zwei Wochen gehen schnell hin —“

„Aus den zwei Wochen wurden mehrere?“

„Nein, doch nicht, der Vogel kam rechtzeitig wieder aus dem Hause. Aber vor ein paar Tagen macht mir nun meine Frau die Mitteilung, daß ihr Los in der Kanarienvogel-Lotterie, daß sie dem Mißmann habe abnehmen müssen, gewonnen habe und daß sie in dieser Fügung den Willen Gottes sehe. Da ich ja nun wieder besser sei — meine Krankheit sei ihr überhaupt sehr merkwürdig vorgekommen — und da ich den Dampff bräe ertrauen können, so könnte ich mich auch unmöglich länger gegen einen Kanarienvogel stellen.“

Nun hielt sich der Doktor nicht länger, sondern brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ach das Beste kommt ja noch“, leuchtete der andere, „hör doch nur weiter. Als nun gestern der famose Preis gebracht wird, wer ist es? — Unser alter Vogel, der reizende Piep! Meine Frau beschupst ihn an seinen Federn wiederzusehen, und auch ich zweifle nicht länger, nachdem ich ihn habe sitzen hören. Die harmlose Kreatur wird jedenfalls die ganze Heide des Mißmanns verborben haben, so daß derselbe gewesen ist, ihn durch Schenkung an die Lotterie loszuwerden zu sein.“

Der Doktor hielt sich fast die Seiten vor Lachen.

„Nun, und Du?“

„Ach!“ Der junge Ehe mann seufzte tief auf in komischer Verzweiflung —

ce que femme veut — dieu la veut!

Rätsel.

O Wunder! Ich blieb vor ihm stehen,
Und als ich ihn hab' angefaßt,
Da blüht' ein Mensch gleich zu mir her,
Mir war's, als ob ich's selber wär!
Ich wollt es fassen mit der Hand —
Doch ach, wie eine blaue Hand —
Stand's zwischen mir und seiner Hand. —
Nun sagt mir, wo der Mensch doch steht,
Der mich so artig hat gewedt!

Ebrade.

Gern bin ich, was die Erste sagt,
Von Unmut und von Zwang, nur nicht von meinen
Lieben;
Leicht wird die Zweite hin- und hergesagt,
Ein selber Abendwind kann seine Kraft drauf üben.
Das Ganze bringt so manchen Gegenstand
Beliebt und unbeliebt uns näher,
Ja, zu den Sternen selbst und in das Habeland
Des Mondes dringt mit ihm ein Kunststärker
Seyher.

Buchstabenrätsel.

: Pa : gi

Sirchenskalender.

(Fortsetzung).

Dittwoch, 2. Mai. Athanasius. • Carmeliten-Kloster: Nachmittags 4 Uhr Andacht zum hl. Joseph.
Donnerstag, 3. Mai. Kreuz Auffindung. • St. Maria-Empfängnis. Morgens 8 Uhr Segens-Amt. • Clarrisse-Klosterkirche: hl. Rosen: 1/7, und 1/8 Uhr (Hochamt). • Carmeliten-Kloster: 6 Uhr erste hl. Messe; 8 Uhr feierl. Hochamt. Abends 8 Uhr Predigt, darnach Matiaudacht. Donnerstag, Freitag und Samstag nachmittags 4 Uhr Kreuzwegandacht.
Freitag, 4. Mai. Monica. • St. Maximilian: Morgens 6 Uhr hl. Messe zur Verehrung des hl. Herzogs Jesu. • St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Eilwundenacht. Kapelle zu Stoffeln: 7 1/2 Uhr hl. Messe zu Ehren des göttl. Herzogs Jesu.
Samstag, 5. Mai. Pius V.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehr,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Ostern. (Schutzfest des hl. Joseph).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 16-22. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater.“ Da sprachen Einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sanft: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater?“ Sie sprachen also: Was ist das, daß er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet.“ Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen.“ Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden.“ Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird Niemand von euch nehmen.“

Zum hl. Joseph.

In meiner letzten Stunde,
 O Joseph, steh mir bei,
 Ich steh' aus Verzehrgrunde,
 Daß gut mein Ende sei.

Dann steh an meiner Seite,
 Gleich einem Vater gut,
 Und bring zum letzten Streite
 Mir Hoffnung, Kraft und Mut!

Und bis ich ausgestritten,
 Und aller Kampf vorbei,
 Woll' Du den Sohn recht bitten,
 Daß Er mir gnädig sei!

„Eine kleine Weile.“

Der gute Hirt unserer Seelen sieht die Verfolgungen und die Leiden aller Art vorher, die Seine Apostel und überhaupt alle Seine Jünger erwarten. Wie tröstend klingen daher die Worte, die Er im heutigen Evangelium nicht nur an Seine Apostel, sondern an uns alle richtet. „Eine kleine Weile“, sagt Er: es handelt sich also hienieden nur um Prüfungen von geringer Dauer. Freilich kommen sie uns lang vor, während wir sie gerade erleiden, lieber Leser, obwohl es sich oft nur um einen Tag, eine Nacht, oder gar eine einzige Stunde handelt. Aber es giebt drei Mittel, die Dauer unserer Prüfungen gleichsam abzukürzen.

Das erste Mittel finde ich darin, daß wir zum gegenwärtigen Schmerz nicht auch noch die Schmerzen einer unbekannteren Zukunft hinzufügen, die wir vielleicht nie sehen werden. Warum sich mit dem morgigen Nebel befassen, das ungewiß ist? Nehmen wir das gegenwärtige Leiden geduldig hin, ohne an das möglicherweise folgende sorgend zu denken; es wird uns als-

dann nur mehr als eine kurze Zeit erscheinen: eine kleine Weile! — Ein zweites Mittel, lieber Leser, bietet sich Dir dar, wenn Du die Zeit und die Ewigkeit nicht geondert, sondern zugleich ins Auge faßt. Wie kurz erscheint dann notwendig jegliches zeitliche Ungemach! Von der unermesslichen Ewigkeit aus, die mit Millionen von Jahrhunderten ja nicht begrenzt ist, wird uns die Dauer unserer Leiden und Prüfungen kaum wie ein Blick erscheinen, der fast in denselben Augenblicke wieder verschwindet, wo er leuchtet. — Ein drittes Mittel sind uns dargeboten in den erlaubten Erholungen, die vom Schmerze ablenken. Ich sage mit Nachdruck: erlaubte Erholungen, also solche, die an und für sich nicht verwerflich sind. Aber auch diesen erlaubten Erholungen dürfen wir nicht mehr Zeit weihen, als es unsere Standespflichten gestatten. — Also, lieber Leser, mach' einen Versuch mit den drei angegebenen Mitteln, so oft irgend ein Leid oder Ungemach Dich heim sucht!

Run aber soll der Bruder Werthold uns noch etwas vortreiben, und zwar über dasselbe Wort des Herrn: „eine kleine Weile“. Er sagt, dieses Wort des Herrn enthalte eine ernste Mahnung und Warnung für Viele. Doch lassen wir ihn selber reden: „Welch' ein kostbares Gut scheint gar Vielen körperliche Schönheit zu sein. Wie manches Mädchen würde recht gerne vieles andere entbehren, wenn sie nur recht schön wäre! Wie viele Verehrer findet die Schönheit! Was bietet man nicht alles auf, um die Schönheit zu bewahren! Und doch — eine kleine Weile, und sie ist nicht mehr. Eine kleine Weile, und was als schön höchlich bewundert und verehrt wurde, wird höchlich, abförmlich, eine Speise für die Würmer. —

Kirchenkalender.

Sonntag, 6. Mai. 3. Sonntag nach Ostern. Johannes v. d. lateinischen Kirche. Evangelium Johannes 16, 16-22. Epistel 1. Petrus 2, 11 bis 19. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Elementarschulkinder. St. Maria Empfängnis: Jeden Abend 7 Uhr Maiandacht. St. Maria Himmelfahrt: hl. Kommunion für die Mädchen. Jeden Abend 1/28 Uhr Maiandacht. Dominikaner-Klosterkirche: Während des Monats ist an Wochentagen jeden Abend 1/8 Uhr Maiandacht. An den Sonntagen wird dieselbe mit dem Nachmittags-Gottlobdienste um 5 Uhr verbunden. St. Martinus-Pfarrkirche: Sitzung nach Stoffeln, wofür Predigt und hl. Messe ist. In der Pfarrkirche fällt das Hochamt aus, jedoch ist daselbst um 11 Uhr hl. Messe. Die Maiandacht findet an Wertagen abends 1/8, an Sonn- und Feiertagen abends 6 Uhr statt. Karweiltesen-Kloster: Schutzfest des hl. Joseph. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe; 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt; darnach Festandacht und Verehrung der Reliquie des hl. Joseph. Ursuline-Kloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion des Marienvereins. Während des Monats ist Sonntags, Dienstags und Samstags nach der hl. Messe sakramentaler Segen.

Salz, Salpetersäure und Ammoniak enthalten, wogegen die entschieden zu verwerfenden Kohlenstücken schon recht bemerkenswerthen Gehalt von den beiden erstgenannten Körpern besitzen.

Nachdem wir nun gesehen haben, wie Fehlböden hergestellt und zusammengefügt sein sollen, wollen wir auf Grund von analytischen Ergebnissen zeigen, wie sie häufig zusammengefügt sind.

Während die jetzige strenge Bauleitung darauf sieht, durch Verwendetes reines Material nicht durch die Arbeiter selbst verunreinigt wird, suchten früher die beim Bau beschäftigten Arbeiter nicht die ihnen zugewiesenen, oft etwas unbehaglichen gelegenen Aborte auf, sondern überließen ihre Ausleerungen ruhig dem auffangungsfähigen Fehlbodenmaterial. Hier begann aber erst dann die schädigende Einwirkung, wenn nach Verschaltung der Böden durch das Aufsteigen der Dienen Wasser in erstere gelangte und so ein Zerlegen des begünstigender Befestigungszustand des Füllmaterials herbeiführt wurde.

Weit schlimmer ist aber noch die Verwendung alten Bauschuttes. Wenn ein solches Haus, welches möglicher Weise im Laufe der Jahrhunderte durch verschiedene Seuchen heimgesucht wurde, endlich baufällig geworden ist, findet in der Regel der Bauschutt und mit ihm das Fehlbodenmaterial in dem an seinen Platz kommenden neuen Gebäude zur Zwischenbedeckung wieder Verwendung. So wird der Schmutz aus grauer Vorzeit in die neuen Wohnungen übertragen und es ist nur zu wahrscheinlich, daß durch diese leider noch so vielfach gelübte Unsitte krankheitsregende Bakterien aus alten Gebäuden in neue hinübergeschleppt werden.

Der Umstand aber, daß man so wenig von solchen enormen Mengen faulender Stoffe riecht, ist darin begründet, daß dieselben sehr fein verteilt sind und mit Erde und Luft innig gemischt sind. Die geruchserregende Eigenschaft der Erde ist ja schon in den ältesten Zeiten praktisch verwertet worden und das Mouton'sche Erdkloset zeigt, daß 3 Pfd. Erde genügt, um eine menschliche Durchschnittsentleerung geruchlos zu machen.

Wenn man schon auf Grund epidemiologischer Beobachtungen häufig bei Typhus-epidemien als Infektionsherd die Zwischenbedeckungen annehmen durfte, so können wir auch Fälle anführen, welche in neuerer Zeit beobachtet wurden und den Zusammenhang zwischen Krankheitsregener und Erkrankung mit nahezu absoluter Gewissheit zeigen. Einen solchen Fall erwähnt Bulet, der ihn selbst untersuchte. In einem Gehöfte des Dorfes Hohburg, welches durchaus nicht die Lage und den Boden eines Typhushauses hatte, da es am Ende des Dorfes auf Lehm und höher als die anderen lag, brach 1874 eine schwere Typhus-epidemie aus, während 1872 und 1873, zu welcher Zeit der Typhus in Hohburg und namentlich in dem dem Gehöfte benachbarten Häusern epidemisch herrschte, das letztere ganz verschont geblieben war. Nun aber erkrankten 1874—76 fünfzehn Personen an Unterleibstyphus. Bis 1875 waren alle Personen des Hausstandes erkrankt und durchsucht, einzelne davon gestorben. Anfangs 1876 kamen zwei neue Dienstboten, welche kurz hintereinander erkrankten, dann erkrankte ein aus einem typhusfreien Ort zu Besuch gekommen Verwandter und endlich erkrankten und starben zwei im Innern des Hauses einen Monat lang beschäftigte Zimmerleute. Das Haus war jetzt so gefährdet, daß Niemand an Stelle der Todten treten wollte. Eine folgende gründliche Desinfektion der Wohn- und Schlafräume und deren Inhalt, wie die Schließung des Brunnens, der übrigens bei fortgehender Untersuchung nichts Verdächtiges zeigte, fand statt. Aber bereits 1878 und 1879 traten wieder drei sehr schwere Typhusfälle auf. Nun ließ der Hofbesitzer auf Butler's Rot den Boden des Erdgeschosses auf einen Meter Tiefe ausheben und mit reinem, trockenen Sand füllen und diesen mit einer 15 Centimeter starken Betonschicht überbedecken, die bloßgelegten feuchten Grundmauern mit Cement ausfügen und darüber

starke Dielen, dicht gefügt, gut geölt und mit Oelfarbe und Lack überstrichen, legen. Im Jahre 1884 erhielt dann der Medicinalbericht die Bestätigung, daß das in früheren Berichten erwähnte Gehöft in Hohburg nun seit einer Reihe von Jahren typhusfrei geblieben sei, obwohl das Dienstpersonal mehrfach gewechselt habe. — In diesem Falle konnte weder das Trinkwasser, da der Brunnen geschlossen worden, noch die Wohnung selbst, Mobiliar und Kleider, da solche desinfiziert, die Ursache des Typhus gewesen sein und es bleibt als Erreger dieser Krankheit nur der Untergrund übrig, da ja nach Beseitigung der vorhandenen Fehlbodenfüllung und einer sorgfältigen Neuherstellung desselben keine Typhuserkrankungen mehr vorkamen.

Auch das Auftreten von asiatischer Cholera kann durch den Fehlboden leicht herbeigeführt werden. Bei der Choleraepidemie in Laufen in Bayern, so schreibt Pettenkofer, erkrankten nur solche Sträflinge, welche den gleichen Schlaf- und Arbeitsaal inne hatten. Von jenen, die in denselben Sälen schliefen, nur solche, die den Tag über in infizierten Sälen arbeiteten, und von denjenigen, welche in gesunden Sälen arbeiteten, wiederum nur solche, welche in infizierten Sälen schliefen, am meisten aber hatten jene zu leiden, welche Tag und Nacht in einem infizierten wirkenden Teile des Hauses zubrachten.

Ebenso tritt auch die Diphtherie epidemisch auf, und es lassen sich mehrere Haus-epidemien anführen, bei welchen die Infektionen aller Wahrscheinlichkeit nach von den Zwischenbedeckungen ausgingen, auch ist nachgewiesen worden, daß die größte Sterblichkeit an Diphtherie in den Monaten herrscht in welchen die Menschen Tag und Nacht sich zu Hause in den geheizten Wohnungen aufhalten und daß im Frühling und Sommer, also außerhalb der Heizperiode, die Krankheit viel von ihrer Gefährlichkeit verliert. Bestimmt wurde in einem Dorfe bei Schweinfurt der Fehlboden als Träger des Diphtheriebazillus nachgewiesen, als in der Lurnstraße des Wäldners drei Kinder desselben an genannter Krankheit gestorben waren. Nachdem das Zimmer desinfiziert, die Wände abgefracht und geölt, der Fehlboden gut gereinigt war, zog ein armer Dorfbürger mit seiner Familie ein. Trotz dieser Vorkehrungsmaßregeln erkrankten auch wieder die neuen Infanten, und da sonst keine Diphtheriefälle im Orte vorkamen, Möbel, Betten u. s. w. der früheren Bewohner weggeschafft waren, so blieb nur der Fehlboden und der zwischen den Dielen lagernde Schmutz als Infektionsträger übrig.

Auch von der der häufigen Bräune folgenden Lungenentzündung ist bekannt, daß die im Freien lebende Bevölkerung weit seltener daran erkrankt, als die in ihren Häusern vor Zug und Kälte geschützte Stadtbevölkerung. Diese Einzelheiten, die sich für die angeführten Erkrankungsformen noch bedeutend vermehren ließen, mögen genügen.

Wir wollen nun zu den wirklich im Fehlboden nachgewiesenen krankheitsregenden Bakterien übergehen, von welchen Professor Hüppe in Prag uns eine Zusammenstellung giebt. Hierbei ist von älteren Untersuchungsresultaten, bei welchen es sich um Auffindung des Typhusbazillus handelte, abgesehen, da noch vor zehn Jahren eine Unterscheidung dieses von dem bekannten Darminfanten, dem Kolonbazillus, unmöglich und ersterer daher öfter wohl mit Unrecht als vorhanden angenommen worden war. So wurden zweifellos die häufig in der Erde vorkommenden Bazillen des malignen Oedems*) und des Tetanus nachgewiesen. Einer der interessantesten Fälle ist der folgende. Als im Jahre 1887 in Bojorbo (Riviera) die Kirche einflüzte, wurden hierbei 70 Menschen verwundet, von diesen starben 8 an Starrkrampf-Erkrankungen; Bonome züchtete aus dem Schutte Tetanusbazillen. Emmerich fand reichlich Tetanus auf welches durch Diphtherieerkrankungen die Aufmerksamkeit gelenkt war. Seingelmann fand

neunmal Tetanusbazillen im Zwischenbedeckungsmaterial alter Gebäude, in denselben waren in 6 Jahren drei Todesfälle an Wundstarrkrampf vorgekommen. Schreiber dieser Zeilen fand in einem Falle die Bazillen des malignen Oedems und Ulpadel eines aeroben**) Bazillus, welcher bei Thieren ähnliche Erkrankungen wie der vorher angeführte hervorruft. Ferner fanden Diphtheriebazillen Wright und Emerson im Fußbodenstaube des Städtischen Hospitals in Boston; ebenso verhält es sich mit den Tuberkelbazillen, welche, durch ausgehultes verrottetes Sputum vielfach zerstreut, nicht selten gefunden wurden.

Solche Nachweisungen würden viel häufiger sein, wenn bei den in denselben Wohnungen sich wiederholenden gleichen Erkrankungsformen die Fehlböden untersucht würden; leider aber geschieht solches fast niemals.

Wie schon am Anfange unserer Betrachtung hervorgehoben wurde, dient der Fehlboden, wenn auch nicht als Vermehrungs-, so doch als Konservierungsmaterial, und es ist leicht begreiflich, daß die durch das Gehen hervorgerufene Erschütterung bei den älteren, undichten Dielungsarten die feine Verteilung des infizierten Materials in Staubform ermöglicht und so die pathogenen Keime auf und in den Menschen gelangen.

Je bekannter solche Thatsachen werden, desto mehr wird das Publikum selbst gegen Verwendung alten, verunreinigten Bauschuttes bei Neubauten Verwahrung einlegen, es wird schließlich verlangen, daß das ganze Dielungsmaterial durch Erhitzen keimfrei gemacht und praktische Dielungsmethoden ein Feuerwerden desselben unmöglich machen. Auf diesem Wege werden wir einen großen Fortschritt in der Gesunderhaltung unserer Wohnhäuser machen.

*) Bakterien, welche sich nur bei Sauerstoffzutritt entwickeln.

„Die es kam.“

Skizze von L. Ferran.

Das Zimmer lag in Dämmerung gehüllt und das Feuer im Kamin war tief hinabgebrannt. Hin und wieder zuckte es nochmals in der verlöschenden Glut; dann spielten die neidischen Dichter und Schatten über das lichte Gewand einer schlanken zierlichen Frauengestalt. Tief in den Lehnsessel hineingeschmiegt saß sie da. Das spärliche Zwieltlicht ließ die Gesichtszüge derselben nur undeutlich unterscheiden. — Da schellte sie plötzlich von ihrer liegenden Stellung empor — ein offener Brief entfiel ihren Händen — sie blühte sich darnach und warf ihn in die Glut. Eine süße Flamme schlug daraus empor und beleuchtete einen kurzen Augenblick lang ein weiches, feuchtblühendes Augenpaar. — Der Kampf war vorüber. Ein Weib hatte überwunden. Morgen sollte Richard von Deller seine Antwort haben — morgen!

Dies späte Glück, das sich nun bot, konnte ihr nicht blühen. Glück — — —? Ja so nannten es doch die Menschen, ohne zu wissen, ob es sich später als solches bewähren würde. Ach, und sie liebte ihn. Sein Leben durfte nicht durch sie in Ketten geschlagen werden, durch sie, die stets von Unglück und Sorge verfolgt worden, die es verlernt hatte, glücklich zu sein. Das frische, elastische Wesen des Geliebten sollte sich ausleben! Eine jüngere Lebensgefährtin als sie es ihm sein konnte, ein Mädchen, dessen erster Frühling nicht verblüht war, würde ihm eines Tages sein Glück sichern.

Sie selbst war ja zu alt für ihn, im Herzen, im Sinne, in allem! Daß sie immer noch jung aussah, nach all dem, was sie gelitten, erschien ihr wie ein Nichts. — Er war jung, wirklich jung — ihr — hatte das Schicksal wie durch Wunderzauber ein jugendliches Aussehen erhalten — wie lange würde dieser Zauber noch währen? — Ein leiser Seufzer klang durch den stillen Raum.

Im Stabigärthchen ging es lustig zu; heller Rinderrudel erfüllte die Luft. Fernab von dem munteren glückseligen Getriebe standen zwei und nahmen Abschied für immer.

*) Bösartige Wassererschwall.

Seit jener bitteren Stunde waren Jahre verfloßen. Ein Weiten ertrag dies herbe Schicksal, wie sie so manches andere seit ihrer freudlosen Jugend getragen, und wagte endlich den ersten Schritt, die Gattin eines ältlichen Bemerbers zu werden, für welchen sie, wenn auch nicht Liebe, so doch Achtung und Zutrauen fühlte. Die Liebe hatte sie längst eingelazert, für immer. In der kurzen Zeit ihres Ehelebens war sie ihrem Gatten eine treue Genossin gewesen, ihn nach besten Kräften in seinem ärztlichen Beruf unterstützend. In der Kronenstube einer Nachbarin holte sie sich ahnungslos den tödlichen Keim einer schweren Krankheit, die sie in wenigen Tagen dahintraffe und ihre kaum zwei-jährige Elise zur Waise machte.

Mit dem Tode der Mutter zog wirkliches Elend ins Haus. Dr. Kerner hatte der Verlust der Gattin mit Elementargewalt getroffen. Der rasch alternde Mann wurde immer in sich gekehrt, vernachlässigte seine Praxis und nahm sich schließlich in einem Augenblick der Geistesverwirrung das Leben. Die arme kleine Elise wurde von der treuen, alten Lene, die seit unendlichen Jahren in des Doktors Diensten gestanden hatte, zu ihrer Tante, Frau Oberingenieur Nitsche gebracht, und fand bei derselben, wenn auch kein glänzendes, so doch immerhin ein liebevolles Heim. — Hier muß das Kind heran, besuchte die Schule, und gewann sich durch sein anhängendes Wesen die Sympathien aller, die es näher kennen lernten.

Aus der kleinen Elise war allmählig ein hübsches Mädchen geworden, und klug war sie obenrein, das sagten alle.

„Ja, ja, Sie können auf Ihre Pflegekinder Holz sein,“ sagte die Frau Nitsche immer wieder von allen Seiten gesegelt; und sie war es auch.

Reider mußte sie sich nun bald von der lieben Nichte trennen, die nicht länger abhängig sein wollte und eine Stelle als Gesellschafterin in Berlin angenommen hatte. Ganz zufällig durch Bekannte, bot sich jetzt die beste Gelegenheit. Major von Kronau suchte ein Gesellschaftsfräulein für seine liebeshäufige Tochter. Im Osten war es, daß Elise in Stellung ging und kurz darauf begleitete sie Vater und Tochter nach dem Süden. Abbazia, das österreichische Nizza, war das Reiseziel.

Der Senz hatte dies Jahr früher als sonst seinen Einzug gehalten. Die anmutige Quarnero-Frisse entzückte die beiden Mädchen. Stundenlang durchkroch sie die Lorbeerhaine und Anlagen, oder wanderten den Strandweg entlang. Das schöne tiefblaue Meer hatte es ihnen angethan. Wenn sie morgens zum Fenster gingen und die Sonne auf den schimmernden Fluten spielte, die roten und weißen Segel der Fischerbarken aus der Ferne herübergrüßten, die Waden freischend über das Wasser dahin schossen, konnten sie sich niemals genug daran satt sehen. Dann kamen die Abende, wo die See im Wellmondbauer erglänzte — da neigten sich die beiden jungen Schwärmerinnen stumm über die Fensterbrüstung und blickten verträumt in die Ferne —

Am so einer taghellen Frühlingnacht fügte es sich, daß ein junger Nordländer nachlässigen Schrittes unter den Fenstern des Hotels Stephanie vorbeischiebte und dabei ganz zufällig an dem nächsten Gebäude empor sah. — Die hübschen Mädchen gesichter; die dort oben so ernst in die Weite blickten, fesselten gar bald seine völlige Aufmerksamkeit. Der silberne Schimmer des Mondes verließ ihnen etwas Ueberräusliches; besonders Elise, mit ihrem lockigen, hochgehauften Blondhaar, dem großen feuchtschimmernden Augen erinnerte ihn in jenem Augenblick an Bodenhausens „Mädchen.“

„Ist das ein hübsches Ding!“ murmelte der junge Mann vor sich hin, und paffte hierauf um so verzweifelter an seiner Cigarette. Dann wandte er sich durch die verschlungenen Wege des Parks dem Hotel Erlal zu und suchte sein Nachtlager auf.

Es war Sonntag. Das Glöckchen der Jakobskirche rief zur Messe. Was Abbazia noch an ungarischen, österreichischen und polnischen Göttern beherbergte, strömte in das bescheidene Gotteshaus.

Der Tennis-ground, welcher an Wochentagen stets besetzt war, lag verlassen da. Mit großer Be-

freibigung gewahrte Fräulein von Kronau diese Thatfache, als sie eben nach der Messe in Elises Begleitung an dem Offiziers-Sanatorium vorbeisam. Ueber kurz ergüßten auch schon beide jungen Dame im eifrigsten Spiel. Elise verteidigte sich tapfer. Sie war erst Anfängerin und ihrer Gegnerin durchaus nicht gewachsen. Manche Kugel wurde übersehen, mande falsch servirt, und schließlich slog sogar ein Ball über die gesteckte Grenze auf die haubige Landstraße. Halb lachend, halb ärgerlich blickte ihm Elise nach und bemerkte jetzt erst den schlant gewachsenen Herrn, der allem Anschein nach den Fortgang des Spiels verfolgt hatte — im selben Augenblick kam Major von Kronau auf den Spielplatz zu und sah, wie der junge Lieutenant sich zu der schlüchtigen Kugel niederlegte, sie aufhob und einen fragenden Blick nach den Spielern uoa uoyuuzh жы uoyuuzhagnuz uoyuuzh nau hatte keine Regungen für sich beansprucht, und so trat denn Elise in ihrer offenen, ungelünsteten Art auf den Fremden zu und dieleer händigte ihr den Korbzeiger ein. Das junge Mädchen dankte mit freundlicher Zurückhaltung für die erwiesene Gefälligkeit. — Als nun der Major einige Worte an Elise richtete, wandte sich der junge Fremde dem jovial aussehenden alten Herrn zu und bat um die Erlaubnis, sich vorstellen zu dürfen:

„Referendar von Heller“, sprach er, sich gegen den Major und Elise neigend.

„Major von Kronau, Fräulein Kerner, die Gesellschaft meiner Tochter.“

Rudolf von Heller war der einzige Sohn des Herrn Landrats von Heller. Von den Eltern vergöttert und verwöhnt, hatte er seinen Lieblingswunsch, — eine Reise nach der österröichischen Riviera — mit leichter Mühe durchgesetzt, sobald sich ein Urlaub von mehreren Wochen mit seinem Beruf vereinbaren ließ.

Aus jener schlüchtigen Begegnung am Tennisplatze war ein allmählig immer reger werdender Verkehr zwischen dem jungen Heller und Kronaus angebahnt worden. Man traf die beiden Herren im Cafe Quarnero, bei der Kurmusik, im Park, kurzum überall, — und nicht allzu selten wurden in Gesellschaft der beiden jungen Damen Ausflüge mit den kleinen Vergnügungsdampfern unternommen. Einmal ging nach Savona, das nächste Mal nach Portofino oder dem nahen Fiume. In der Fremde wird nur allzuleicht jeder Landmann in Wälde zum lieben Bekannten, man fühlt das Bedürfnis nach Aussprache der neuen Eindrücke — denn im Grunde genommen sind nur Menschen den Menschen wichtig, alles andere ist im Leben bloße Zugabe.

Kronaus waren nun schon zwei Wochen an der See. Rudolf von Heller sah es, als hätte er jahrelang hier gelebt, als wäre er stets mit den neuen Freunden bekannt gewesen. Und er mußte es, Elise Kerner, die kleine bescheidene Gesellschaftlerin, war der Magnet, der ihn an Kronaus festsetzte, und ihn, der Worte gleich, um die Flamme flattern ließ. Er, der noch nie, nicht einmal in den tollen Hebelbergerjahren, verliebt gewesen, sollte jetzt endlich Feuer fangen — es war zu seltsam! Und schließlich, was that's! Die Eltern konnten ja wider das reizende Geschöpf nichts einzuwenden finden.

Eine Bergpartie zum Schußhaus des Monte Maggiore, lustige Rahnfahrten, bei welchen die Mädchen abwechselnd ruberten und der Major gemüthlich einnickte, dann last not least, der von den Damen erst kürzlich erlernte Radfahrport — alles reichte sich Stieb an Stieb, um schließlich eine Kette zu bilden — eine hübe Kette! —

Der Morgen war klar. Leicht, mollige Frühlingsschwülken hingen am tiefblauen Himmelzelt. Fräulein v. Kronau, Elise und der Referendar fuhren munter auf ihren Häbern die Landstraße entlang. Letztere sah in dem knapponliegenden dunkelgrünen Berganzug und dem cervidartigen Mähgen ganz allerliebt aus. Rudolf Hellers Blide schweiften immer wieder nach der biegsamen kleinen Gestalt, nach dem feinen, weichen Profil. Dann war er plötzlich ganz dicht an ihr Stabköpchen herangekommen und hatte die seltsamen

Fragen an sie gestellt, ob sie sattelst wäre? Ob sie selbst eine wichtige, erschlütende Nachricht auf ihrem Bicycle entgegennehmen könnte, ohne — zu schwanken?

„Zweifellos!“ hatte die unbedachte, übermüthige Entgegnung gelaunt.

„Wollen Sie meine Frau werden —?“

„Ach, sie hatte geschwammt, festig geschwammt! Fräulein von Kronau, welche als letzte fuhr, sah es deutlich und rief besorgt:

„Elschen, was ist Ihnen?“

„Nichts! nichts! Ein Stein . . .“ rief der kleine Schelm zurück und über und über erröthend, sagte sie zu ihrem Begleiter gewendet, ein „ja“ das mehr die Augen als die Lippen sprach.

Später, als sie heimkehrten, wurde dem Major und Fräulein von Kronau die überraschende Neuigkeit zu teil — für letztere war es zwar keine richtige Ueberraschung mehr — sie hatte es längst so kommen sehen, und das weichherzige, gutmüthige junge Ding, dem Elise in kürzester Zeit eine Freundin geworden, freute sie aufrichtig über das Glück der armen Waise.

Die hübsche Wohnung des Landrats war festlich erleuchtet. Mit jeder Minute konnte das junge Paar eintreffen. Rudolf von Heller hatte sein angebetetes Mädchen heimgeführt. — Mit großen Schritten ging der Landrat in dem teppichbedeckten Salon auf und nieder. Ein nachdenklicher, gleichsam wehmüthiger Ausdruck verfinsterte die sonst milde blickenden Augen. — Seine Gedanken irren weit, weit in die Vergangenheit zurück: zu jener Zeit, die einem Wehmüthstropfen gleich auf sein späteres Glück gefallen — er sah sie wieder vor sich, die kleine zarte Gestalt — das feine, durchgeistige Gesichtchen mit dem schimmernden Augenpaar stand ihm gegenüber — er vernahm eine weiche, versüßelte Stimme, die lebende, überzeugende Worte sprach — und aus der Ferne schallte Kinderjubil wie damals, als sie auf ewig Abschied nahmen.

Da ging die Heuschloße. Der Traum war verflucht. Draußen im Park regte sich hinter der Thüre wurde gestört . . . jetzt ging sie weit auf . . . und auf der Schwelle standen — sein Sohn und — ihre Tochter.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:
Ruchstabenrätsel: Papagei.
Charade: Feuerrohr.

Kirchenkalender.
(Fortsetzung.)
Sonntag, 6. Mai. Dritter Sonntag nach Ostem.
● Kapelle zu Stoffeln: Fest Kreuz-Erfindung. 8 Uhr hl. Messe mit Predigt. 9 Uhr Auszug der Prozession von Will nach Stoffeln, dahelbst Festpredigt im Freien unter der Linde und danach 2. hl. Messe; dann Rückkehr der Prozession nach Will.
Montag, 7. Mai. Stanislaus + 1079. ● Karmeliten-Kloster: Nachmittags 4 Uhr Kreuzwegandacht.
Dienstag, 8. Mai. Michael-Erkeinnung. ● Dominikaner-Kloster: 3. Dominikusdienstag; voll. Abloß für alle Gläubigen unter den bekannten gewöhnlichen Bedingungen.
Mittwoch, 9. Mai. Gregor von Nazianz + 389. ● Herz Jesu-Kloster: Anfang der neun Liturgie zu Ehren des hl. Josef. Nachmittags 6 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Josef.
Donnerstag, 10. Mai. Antonius + 1459. ● Dominikaner-Kloster: Antonius, Bekenner uneres Ordens mit voll. Abloß für alle Gläubigen unter den gewöhnl. Bedingungen, falls sie in unserer Kirche nach der Meinung des hl. Vaters beten. ● St. Maria-Empfängnis. Morgens 8 Uhr Segens-Andacht. Nachmittags 5 Uhr Vortrag für den Ritter-Verein.
Freitag, 11. Mai. Mamertus + 477. ● St. Ambrosius: 10. hl. Messe zu Ehren des hl. Hieronymus von Seiten der Männer-Sodalität. ● St. Maria-Empfängnis: Morgens 8 Uhr Segensmesse für die Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft. Abends 7 Uhr Andacht mit Predigt.
Samstag, 12. Mai. Pantkratius + 108.



Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 5-14. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat und Niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt.“ — „Und ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe: denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen: gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden.“ — „Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit, und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist.“ — „Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren: denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Reinigen nehmen und es euch verkünden.“

„Es ist gut für euch, daß Ich zum Vater gehe.“

Wir fragen erkaunt, lieber Leser, wie es denn für die Apostel gut sein konnte, daß der Herr sich von ihnen trennte: Er, der ihr Licht, ihre Kraft, ihr Trost war! Hieß das nicht vielmehr, Alles verlieren? — Nein, versichert Er uns, die Trennung wird sehr gut für die Apostel sein: sie haben eine zu natürliche Anhänglichkeit an Meiner Menschheit; sie lieben die fühlbaren Tröstungen zu sehr, die ihnen „Meine“ sichtbare Gegenwart verschafft; sie müssen lernen, den Gott dieser Tröstungen mehr als die Tröstungen selbst zu lieben. Deshalb ist es gut für sie, daß Ich hingehe! — Wahrhaftig tröste Seelen, lieber Leser, kommen oft in eine ähnliche Lage wie damals die Apostel: die frommen Übungen verlieren dann often Geschmack, die treue Erfüllung der Standes- und Christenpflichten gewährt nicht die gewohnte Befriedigung; es ist, als ob das die Seele erleuchtende Licht Gottes sich zurückgezogen, als ob man, wie die Apostel, auf die tröstvolle Gegenwart des Herrn verzichtet müßte. Wenn aber diese sog. Trockenheit der Seele nicht etwa aus der Laubheit entspringt, so ist sie nur als eine vorübergehende Prüfung anzusehen, die auch den größten Heiligen nicht erspart geblieben ist; wir sollen sie ohne Rutlosigkeit und Unruhe hinnehmen, sollen unser Herz als ein dürres, erschöpftes Land Gott darbringen, das nach der Gnade und der heiligen Gottesliebe dürstet. Dieser Durst wird von selber zu Gott sprechen: diese demütige Darlegung unserer Armeligkeit wird Ihm alles sagen: fahren wir nur in Frieden fort, Ihm zu dienen, bis Er uns erhört! Wachen wir aber recht über uns, daß diese „Trockenheit“ nicht in Laubheit übergehe; denn es ist nichts so leicht, als dieser Uebergang in den verderblichen Schlaf der Laubheit.

Lehren wir, lieber Leser, nach dieser kleinen Abschweifung zum Evangelium zurück. „Ich sage euch die Wahrheit (sagt der Herr): es ist gut für euch, daß Ich hingehe; denn wenn Ich nicht hingehe, wird der Tröster nicht zu euch kommen: wenn Ich aber werde hinge-gangen sein, werde Ich ihn euch senden.“ — Wo der „Hingang“ des Meisters ist die unerläßliche Verbindung für die Sendung des Heil. Geistes: ganz natürlich: die Sendung des Heil. Geistes ist ja der Lohn des Leidens und Sterbens Jesu, aber ein Lohn, der nicht eher den Aposteln zugute kommt, als der auferstehende Erlöser Seine Herrschaft zur Rechten des himmlischen Vaters angetreten haben wird. Darum sagt der Herr hier auch: „Ich werde ihn (den hl. Geist) euch senden.“ — während Er vorher wiederholt davon gesprochen hatte, daß der Vater den Geist senden werde. — Wie erweist sich denn nun die Sendung des Heil. Geistes als ein hohes Gut, das die zurückbleibenden Jünger für den Verlust des ihren Augen entzückten Meisters mehr als entschädigen wird? Hören wir, lieber Leser, was der Evangelist uns weiter berichtet.

Mit majestätischem Ernste, in einer Aus-sprache, worin jedes Wort schwer wiegt, be-ginnt der Herr: „Wenn der Heil. Geist kommt, wird Er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und vom Ge-richte.“ — Wie ein Richter den trohigen Schuldigen seinem Ankläger gegenüber mit der Wucht salogender, erdrückender Beweise zum Schweigen zwingt, ihn unwidersprechlich überführt, daß er selbst in schreiendem Un-rechte, der Segner aber im vollen Rechte sei, — so wird der Heil. Geist die Welt überführen, und zwar „von der Sünde, weil sie an Mich nicht glauben, von der Ge-rechtigkeit, weil Ich zum Vater gehe und ihr Mich nicht mehr sehet, vom Gerichte aber, weil der Fürst dieser Welt gerichtet ist.“

Kirchenkalender.

Sonntag, 13. Mai. 4. Sonntag nach Ostern. Servatius † 384. Evangelium Johannes 16, 5-14. Epistel Jakobus 1, 17-24. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der marianischen Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für die Lebenden. ● St. Andreas: Titularfest der Bruderschaft vom guten Tode. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, Bruderschafts-Andacht und Te Deum. Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. ● St. Maria: Empfangnis: Jeden Abend 7 Uhr Marienandacht. ● St. Maria-Himmelfahrt: Im Mai Abends 1/8 Uhr Marienandacht. ● Karnelesse: Kloster: Nachmittags 4 Uhr Marienandacht. An Wochentagen jeden Abend 8 Uhr Marienandacht. ● St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchens-Kongregation. ● Pfarrkirche zu Solmerswerth: 7 Uhr Feiertag der ersten hl. Kommunion der Kinder; 10 Uhr Prozession und Hochamt. Nachmittags 3 Uhr Sakramentsandacht.

Montag, 14. Mai. Christian, Bonifatius † 307. ● Pfarrkirche zu Solmerswerth: 8 Uhr Dankgottesdienste der Kommunionkinder.

Dienstag, 15. Mai. Sophia † 144. ● St. Andreas: Morgens 1/8 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen der Bruderschaft. ● Dominikaner-Kloster: Heute ist der 4. der 15. Dienstag zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Die Welt soll also überführt werden zunächst von der Sünde, weil sie (die Kinder der Welt) an Mich nicht glauben. Wir wissen ja, lieber Leser, wie der vom Vater gesandte Heiland jahrelang inmitten Seines Volkes gelehrt und gewirkt, für Seine „Volschaft vom Reiche Gottes“ um Glauben geworden hat. Eine verhältnismäßig kleine Anzahl glaubt Seinen Worten, die Mehrzahl dagegen glaubt Ihn nicht, weil sie eben zur „Welt“ gehören und darum mit ihrem unheiligen Wesen dem „Fürsten dieser Welt“ verfallen sind. Ja, zur Befestigung ihres Unglaubens kreuzigen sie den Gehähten; Er aber steht glorreich auf von den Toten, verheißt feierlich und wiederholt, Er werde, wenn Er zum Vater zurückkehrt, den Heil. Geist senden, und endlich, vor den Augen der Seinen in den Himmel aufgenommen, hält Er Wort: Am Pfingstfeste tritt, für ganz Jerusalem hörbar, in wunderbarem Bindesbrausen, sichtbar in Gestalt feuriger Zungen, der Verheißene nieder auf die harrenden Jünger, und damit die aufgeschreckten herbeileitenden Scharen nicht zweifeln, was dies Alles bedeuten, mögen sie nur auf die Apostel horchen, die allfogleich in freudiger Begeisterung das Wort ergreifen: „Eben der Jesus (sagen die Apostel) den ihr gekreuzigt, der aber vom Grabe auferstanden und sichtbar in den Himmel aufgestiegen, hat, wie der Prophet Joel es vorherverkündet, diesen Heil. Geist ausgesprochen, wie ihr Ihn hört und sehet“ (Apostelgesch. 2.). So deuten sie den unerhörten Vorgang den erhaunten Juden, und zu gleicher Zeit — zum Beweise für ihre Aussage — reden sie in verschiedenen Sprachen, so daß von all den versammelten Nationen jede ihre eigene Muttersprache vernimmt. So hat denn der Himmel selbst unmittelbar und unlesbar gesprochen: die Welt ist ihres Unrechtes, weil sie nicht glaubt, — der Sünde — überführt, und zwar vom Heil. Geiste.

Erscheint so die Welt der Sünde (des Unglaubens) überführt, so nicht minder von der Gerechtigkeit, d. h. die Sendung des Heil. Geistes liefert den schlagenden Beweis, daß die Kinder dieser Welt mit ihrem Unglauben gegen den „Gerechten“ gestreift haben. Den Grund dieses Beweises faßt der Herr kurz dahin zusammen: „Wollt Ich zum Vater gehe, und ihr Mich nicht mehr sehen werdet.“ — Wir haben es ja oft genug gehört, lieber Leser, wie die Juden, scheinheilig für Jehova eifernd, den Heiland als Gotteslästerer schmähen, weil er den Glauben an Seine Gottheit verlangt; sie gehen soweit, Ihn für einen vom Teufel Besessenen zu erklären, da Er mit der vernichtenden Frage vor sie tritt: „Wer aus euch kann Mich einer Sünde beschuldigen?“ Dieser frevelhaften Verleumdung der Weltkinder begegnet wiederum siegreich die Sendung des Heil. Geistes. Wenn nämlich der Gekreuzigte wunderbar von den Toten aufersteht, wenn Er so feierlich redet von Seinem nahen „Hingange zum Vater“, und wie Er dann den Heil. Geist senden werde; wenn Er endlich in der That sichtbar zum Himmel aufsteigt, um zur Rechten des Vaters Platz zu nehmen und, den Heil. Geist sendend, Sein Wort einzulösen: Da erscheint gerade die Sendung des Heil. Geistes wieder als überwältigender Beweis dafür, daß dieser Jesus wirklich „zum Vater“ gegangen, wo, wie den Vater, so auch Ihn Niemand (mit sinnlichem Auge) sieht. — Daß Er also wahr immer wieder behauptete: der „Sohn des ewigen Vaters“, der Heilige, Gerechte, den „Niemand einer Sünde beschuldigen kann!“ Endlich soll die Sendung des Heil. Geistes den vollgültigen Beweis liefern, daß „der Fürst dieser Welt bereits gerichtet ist.“ Die Auferstehung Jesu war das „Gericht“ über den Höllefürsten, dessen Macht — hinsichtlich seiner angemessenen Herrschaft über die Welt — nun gebrochen war. Die „Ueberführung“ der Welt von dieser Thatjache, vor der sie

die Augen zu verschließen sucht, bewirkte wieder die Sendung des Heil. Geistes. Denn da Er herniedersteigt am Pfingsttage, nimmt Er den Bereich, aus dem „der Fürst der Welt hinausgeworfen ward“, als Sein Eigentum in Besitz, um das „Reich Gottes“ (die Kirche) zu begründen. Als Petrus nach der Herabkunft des Heil. Geistes das Wort ergriffen hatte, ließen sich sofort bei dreitausend Juden taufen, und, wie die Apostelgeschichte erzählt, wuchs von da ab täglich die Zahl derer, die an Christus glaubten. Die Kirche aber, einem „Sensornlein“ vergleichbar, ist seitdem stetig gewachsen, so daß sie nun einem herrlichen Baume gleicht, der seine Aeste und Zweige über alle Länder der Erde ausbreitet. Freilich, die endgültige „Ueberführung“ wird erst abschließen mit dem Weltgerichte, an jenem großen Tage, da der Herr Selbst den letzten überwältigenden Beweis führen wird, wie eitel und sinnlos der trotzig Widerstand gegen Seine göttliche Lehre sei.

Versegende Flüsse.

(Nachdruck verboten.)

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuzner.

In den Zeiten der heißesten Hundstage — es war eine so hohe Temperatur, daß die Redaktionsentensierer massenhaft ausgebrüht wurden und die bekannte Seeflange allenthalben auftauchte — stand einmal ein alter „Wanna“ aus der Kaiserstadt an der Donau vor dem stolz gemauerten Steinbassin der Donauquelle am Fürstbergischen Schloße zu Donaueschingen und machte sich seine Gedanken darüber, wie sehr sich seine Freunde in der Heimat wundern würden, wenn man diesen Quellfluß einmal absperrte und aufstaute und dann auf einmal die Donau in Wien ausblühe.

Der Witz ist zwar mehr als dürftig; aber selbst in seiner grenzenlosen Uebertreibung liegt ein Körnchen Wahrheit. Daß Bäche und Binnenseen im Sommer austrocknen, kann man jedes Jahr fast aller Orten beobachten und es heißt ja auch im Volksmunde:

Der Bach im Thal, der Bach im Thal
Ist Deiner Holschheit Spiegel,
Er rinnt so lang der Regen fließt,
Bei Dürre er den Quell verschleht.

Aber selbst große Flüsse verlieren sich plötzlich im Erdboden oder versiegen langsam, und gerade der Donaustrom bietet in seinem Quellgebiet ein typisches Beispiel dieser Erscheinung.

Die Gelehrten streiten sich noch heute darum, welcher von den drei Quellarmen der Donau: Brigach, Bregge und Schölkquelle der eigentlich Quellfluß sei; den Namen Donau führt aber das Gewässer erst von dem Vereinigungspunkte der drei genannten Wasserläufer an. Verfolgen wir nun den recht wasserreichen Fluß thalwärts bis zu dem badischen Dorfe Mörzingen und der industriereichen württembergischen Stadt Tuttlingen, so ist auf einmal fast alles Wasser aus dem Flußbett verschwunden. Nur bei hohen Wasserständen läuft ein spärliches Flüsschen gen Osten weiter; bei niedrigen Wasserständen aber versiegt es ganz und versiegt sich in Steinflüssen, die sich dort im Kalkstein vorfinden. Der kaum geborene Fluß ist aber nicht auf ewig verloren, denn nach wenigen Stunden unterirdischen Laufes erscheint er wieder an der Oberfläche, freilich nicht im Donaustromgebiete, sondern südlich davon, wo die Wässer schon dem Bodensee und dem Rheine zu eilen, als Hegauer Aach bei dem gleichnamigen Dörfchen, um sich als wasserreiches Flüsschen noch kurzem Laufe in das schwäbische Meer zu ergießen. Man kann also mit einem Schein von Recht behaupten, daß die Donau nicht in das Schwarze Meer, sondern in die Nordsee mündet.

Der Grund der seltsamen Erscheinung, daß der Quellfluß eines der mächtigsten Ströme Europas den größten Teil seines Wassers nach einem ganz anderen Meere entsendet, als durch den Flußlauf vorgezeichnet ist, liegt in den besonderen geologischen Bodenverhältnissen. Von der Schweiz her

streckt über Schaffhausen gegen die württembergische Rauhe Alp zu ein breiter Streifen Jurakalk, welcher gerade in den Gegenden, wo die Donau zu verschwinden pflegt, das Bett derselben kreuzt, und in diesem durch Erdbeden und Bodenverwerfungen reich zerklüfteten Kalkstein, der überbies der Auslaugung durch Wasser in hohem Grade unterworfen ist, befinden sich so zahlreiche Spalten und Gänge, daß das Flußwasser schnell sich in ihnen verläuft, und unterirdisch seine Bahn nach anderen Gegenden verfolgt.

Als im Jahre 1874 seit langer Zeit wieder zum ersten Male die Donau bei den vorgenannten Orten gänzlich austrocknete, geriet man in Tuttlingen in nicht geringe Aufregung. Namentlich die Arbeiter eines dortigen Eisenwerkes, welches in Ermangelung der nötigen Wasserkraft über kurz oder lang seine Thätigkeit hätte einstellen müssen, sahen sich in ihrem Broderwerb auf das ernsteste bedroht, und nun begann nächtlicher Weise ein gespanntes Treiben, wie weiland das der Gothen am Marich grab im Sufento. Mit Cement und wasserfestem Mörtel versuchte man die Spalten zu vermauern, und es gelang dies wenigstens auf einige Zeit und in solchem Umfange, daß ein Stillstand des Wertes verhindert wurde.

Einer gründlichen Cementierung des Donaubettes widersetzten sich natürlich die Anwohner der Hegauer Aach; aber das wissenschaftliche Interesse war wachgetüftelt. Dr. Knop vom Polytechnikum in Karlsruhe, der mit der Untersuchung der Verhältnisse beauftragt war, warf oberhalb der freitischen Stellen 200 Centner Salz in Säden in die Donau. Fünf Stunden später begann er mit der Entnahme von Wasserproben aus der Hegauer Aach, welche auf ihren quantitativen Salzgehalt genau untersucht wurden. Nach 20 Stunden zeigten sich die ersten meßbaren Salzengen, welche nach 60 Stunden ihr Maximum erreichten, um sich nach 90 Stunden wieder bis auf das Quantum Salz zu verlieren, welches jedem Flußwasser von Natur eigen ist. Der Versuch wurde mit Fluorescein, einem der intensivsten Anilinfarbstoffe, wiederholt und ergab dasselbe unanfechtbare Resultat des Abflusses des Donauwassers nach dem Rheine.

Wir haben dieser Versuche deshalb mit solcher Ausführlichkeit Erwähnung gethan, weil sie vorbildlich geworden sind für die Untersuchungen an zahlreichen anderen Flußläufen, die sich plötzlich in den Schläunden der Erde verlieren. Besonders häufig ist letzteres der Fall in jenem seltsamen Kalkgebirgslande, welches in neuerer Zeit von zahlreichen Erdbeben heimgesucht worden ist, nämlich im krainischen Karstlandschaften, zu denen wunderbaren Tropfsteinhöhlen bei Adelsberg und St. Canzian alljährlich tausende von deutschen Touristen pilgern. Dort sowohl wie in den tief in die Ballanhalbinsel hineinziehenden bosnisch-herzegowinischen Karstlandschaften giebt es fast nur „Schlundflüsse“. Heftige Erdbeben in prähistorischer Zeit, deren Nachwehen sich in den jetzt noch häufigen Zudungen der Mutter Erde betzelen, haben die Gesteinsschichten derartig durcheinander geworfen, daß nicht nur tausende von Spalten entstanden, wodurch die Bildung natürlicher langer Thäler verhindert wurde, sondern auch zahlreiche Vertiefungen sich zeigten, in denen das Regen- und Quellwasser keinen oberirdischen Abfluß finden konnte. Seit hunderttausenden, ja vielleicht seit Millionen von Jahren mußte es daher unterirdische Auswege suchen, und dies gelang ihm um so besser, als es dank dem aus der Luft entnommenen Kohlenäuregehalte den Kalkstein leicht in Lösung bringen mußte. So entstanden lange unterirdische Wasserläufe, welche sich ebenso reich und unregelmäßig verzweigen wie oberirdisch gelegene Thäler. Am bekanntesten ist die Post, welche sich bei Adelsberg in die bekannte gleichnamige Höhle ergießt, um nach einem 38 Kilometer langen unterirdischen Laufe als Recca wieder zu Tage zu treten, die bei Duino, unweit Triest, in die Adria mündet.

Berühmt ist auch die sogenannte Verte du Rhône bei Bellegarde unterhalb von Genf, wo der

68 Meter breite Fluß im Engpaß von Beluse in einem Felsenhor verschwindet, am nach allerdings nur kurzen unterirdischen Laufe wieder zu Tage zu treten, und dasselbe wiederholt sich in noch viel größerem Maßstabe in Griechenland, wo sämtliche Flüsse des sogenannten verschlossenen Atlasbiens in Gebirgsspalten verschwinden und erst weit davon entfernt im sogenannten offenen Arabien in wasserreichen „Quelllöpfen“ neu entspringen.

Wenn man in ein am Boden durchlöcheretes Gefäß mehr Wasser hineingießt, als unten ablaufen kann, muß der Augenblick kommen, wo das Gefäß sich bis an den Rand füllt und überläuft. Dies wiederholt sich in den abflußlosen Thälern, deren Flüsse im Boden verschwinden in großem Maßstabe und in einer den Wohlstand der Bewohner schwer schädigenden Weise, denn beim Niedergehen beträchtlicher Regenwasser mengen vermögen die unterirdischen Abflußrohre bei weitem nicht die Wassermengen zu fassen, und die Folge ist, daß sich das Regelfthal in einen See verwandelt, der gerade die fruchtbarsten Ländereien überschwemmt, und oft Wochen und Monate zu seinem Abfließen braucht, wie der bekannte Zistnizer See, dessen Füllung und Abfluß sich in so regelmäßigen Perioden vollzieht, daß die Einwohner in der Trockenzeit dem wasserfreien Seeboden eine Ernte abgewinnen.

Auf ganz anderen Ursachen beruht das Verschwinden der Flüsse in Gegenden mit Steppen- und Wüstencharakter. Auf dem iranischen Hochplateau, namentlich in Persien, in Centralasien, in den oft hunderte von Kilometern langen Hochebengirgsgebirgen in der Wüste Gobi, der Mandschurei und Mongolei und sogar schon in den steppenähnlichen Teilen Ungarns entspringen hunderte von Flüssen in Gebirgen, wo große Wasserniedererschläge stattfinden. Erreichen die Flüsse dann die Ebene, so treten sie in Gegenden mit geringem Regenfall, aus welchen keine neue Wasserabern mehr dem Hauptstrom zufließen; infolge dessen wird derselbe fortwährend wasserärmer und verliert sich schließlich gänzlich im Wüstenlande oder bestenfalls in einem ausgedehnten Sumpf, der in früheren wasserreichen Erdperioden jedenfalls einmal ein bedeutender See war.

Zahlreiche innerafrikanische Seen samt ihren Zuflüssen gehen diesem Schicksal des Verlegens entgegen und wenn, wie es scheint, das Klima in Südrussland und Sibirin immer trockener wird, dann müssen endlich auch einmal der Kaspijsee und Kaspsee, welche zu Zeiten größeren Wasserreichthums mit dem schwarzen Meer in Verbindung standen, eintrocknen, und Europas längster Fluß, die Wolga wird dann ebenfalls zu den versiegenden Strömen gehören.

Ein gleiches findet auf den wasserarmen Hochplateaus statt welche zwischen den einzelnen Paralleletten der nordamerikanischen Anden, den Rocky Mountains eingebettet sind. Der große Salzsee, an welchem die Mormonenstadt Utah liegt, ist samt seinen Zuflüssen in bedeutendem Schwund begriffen, und auf den Hochebenen des nördlichen Mexikos verschwinden zahlreiche Flüsse oder flürzen sich in unerforschte Schlünde im Wüstenlande.

Seltamerweise knüpfen die seit nahezu 400 Jahren christianiserten Indianer an diese unheimlichen Eingangspforten zur Unterwelt ganz ähnliche Mythen, wie die Griechen an den Styx und Acheron. Abgelandte des großen Geistes führen die Seelen der abgestorbenen Kriegshelden auf Rauchen in die Jagdgründe des Jenseits, wo sie umgeben von ihren Squaws den Lieblingsbeschäftigungen nachgehen, welche sie im Leben pflegten.

Der Goldhunger des Gesindels, welches sich mit den spanischen Konquistadoren über das unglückliche Centralamerika ergoß, trieb zu kühnen Unternehmungsfahrten in jene unterirdischen Flußläufe. Aber wehe dem Waghals, der darin vom Wasser überrascht wurde. Die Gewitter der tropischen und subtropischen Zone zeichnen sich durch ihre rapide Entfaltung und enormen Regenfall aus. Das

noch eben trockene Bachbett ist in wenigen Minuten ein reißender Bergstrom, der die unterirdischen Spalten füllt und alles erfährt, was durch Lungen athmet.

Daß ein Nachspüren hinter solchen verschwindenden Flüssen nicht ungefährlich ist, beweist das Geschehniß der 8 Höhlenforscher, welche vor wenigen Jahren in der Lurlochhöhle in Steiermark vom Wasser eingeschlossen wurden. In den Eingang dieser wenige Meilen nördlich von Graz gelegenen Grotte stürzt sich ein Bach, der in einem unterirdischen Laufe von etwa 4—5 Kilometer einen Gebirgszug durchbohrt, um mehrere hundert Meter tiefer an verschiedenen Stellen im Murbett einzumünden. Während sich eine Gesellschaft zur Erforschung der Höhle in derselben befand, ritz der Bach derartig, daß den darin befindlichen der Rückzug gänzlich abgesperrt wurde und erst nach neuntägigen Bemühungen wieder erschlossen werden konnte.

Es ist bekannt, daß große Teile der Sahara und anderer Wüsten durchaus nicht regenlos sind, und es trägt sich, wohin das Licht vom Sand und Gestein verbrannte Wasser hingetät. Die Existenz der Oasen und Wüstenbrunnen gibt den Schlüssel zu dem Rätsel, denn sie sind die Kinder des im Boden verunkelten Wasserschatzes, der gleichsam als ein unterirdisches Meer tief unten verborgen liegt. Wenn man nur tief genug gräbt, stößt man in diesen anscheinend so wasserarmen Gegenden fast überall auf reiche Wasserabern, und wenn die Franzosen eines Tages den Gedanken einer Transsaharabahn zwischen Algier und dem Niger bewirkten, werden sie es nicht notwendig haben, das erforderliche Wasser von weither zu beziehen, sondern werden dasselbe fast überall finden, wo sie es eben brauchen.

Die Goldrollen.

Von Leo Gerbrand.

Die Erregung in dem eleganten Spielfuß hatte ihren höchsten Grad erreicht. Wahnsinnige Summen waren bereits verloren und gewonnen worden. Eine schwüle Luft lag über dem Spieltisch. Selbst die Glühlichtlampen schienen nervös zu zittern.

Rur der Bankhalter, Rittmeister a. D. Berlowitz, eine vornehme Erscheinung mit leicht ergrautem Haar und Badenbart, bewachte seine vollkommene Ruhe und häufte Geld und Spielmarken vor sich auf, als handle es sich nur um eine harmlose Unterhaltung.

Trotzdem jeder genug mit seinen eigenen Plänen und Hoffnungen beschäftigt war, lenkte sich schließlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf Leutnant von Hollenbach. Obgleich er nicht reich war, wie man allgemein wußte, hatte er doch bereits eine verhältnismäßig große Summe verloren, und nun spielte er „auf Ehrenwort“.

Er verlor Schlag auf Schlag. Vielleicht hätte er wie im Zaumel weiter gespielt, wenn ein eleganter Herr mit schwarzem Schnurr- und Knebelbart sich nicht zu ihm niedergebogen und geflüstert hätte:

„Es ist genug, Herr von Hollenbach.“

Dieser erhob sich sofort gehorht, wie etwa ein Hypnotisierter dem Hypnotiseur folgt. Beide zogen sich in das Lesezimmer des Clubs zurück. „Ich bin verloren, Marquis“, stöhnte der Leutnant.

„Sagen Sie das nicht, so lange Sie einen Freund haben, Herr von Hollenbach.“ Dieser drückte ihm warm die Hand, ließ dann aber den Kopf wieder sinken.

„Sie waren mir oft ein Rater und Helfer, Herr v. Rovedo, ich danke Ihnen. Aber jetzt kann mir nichts und niemand mehr helfen. Ich bin ruiniert. Mein kleines Vermögen, dessen Zinsen mir das Leutnantsbafsen ermöglichten, habe ich auf Ehrenwort verspielt.“

„Sie haben noch Ihre Gage.“

„Neunzig Mark monatlich. Das reicht nicht hin und her, selbst wenn ich ein Einfiedlerleben in einer ganz kleinen Garnison führe.“

Er starrte wie gestarrt vor sich hin.

„Wenn es aber sein müßte — —“ begann er wieder stotternd.

Sie sollen nicht sagen, mein lieber Freund, daß ich Sie in solcher Lage im Stich gelassen hätte,“ fiel der Marquis rasch ein. „Berstehen Sie noch einmal Ihr Glück. Hier sind drei Goldrollen, jede enthält tausend Mark.“

„Herr Marquis, Sie wollten, Sie könnten —“ stammelte Hollenbach wie gebendet auf die schweren Rollen blickend, welche verpackt und gefesselt vor ihm auf dem Tische lagen.

„Keinen Dank, mein Freund, ich weiß, mit wem ich es zu thun habe — steden Sie ein —, doch halt, ich will noch auf jeder Rolle den Betrag vermerken.“

Er ergriff die Feder von einem vor ihm stehenden Schreibzeuge und schrieb in kräftigen Zügen auf jede Rolle: Tausend Mark.

„Ich werde Ihnen sogleich die Quittung ausstellen —“

„Unter Freunden unnötig — aber wenn es Sie beruhigt —“

Eiligst schrieb der Leutnant den Schein und überreichte ihn dem Marquis, der ihn nachlässig in die Brusttasche schob.

„Sollte man die Goldrollen nicht vorher öffnen?“ fragte Hollenbach zögernd.

„Meinetwegen — aber wollen Sie denn die Goldstücke einzeln sehen?“ erwiderte der Marquis lächelnd.

„Nein, ich wage alles auf einmal — sonst vertritt die Zeit und der Bankhalter schließt das heutige Spiel. Meinetwegen wollte ich nur die Rollen öffnen —“

„Unnötig! Ich bürgte dem Rittmeister mit meinem Wort für die Richtigkeit der Summen, ioem er sie bezweifeln sollte, was aber ebenfalls ausgeschlossen ist.“

Eine allgemeine Erregung ergriff die Spieler, als Hollenbach sich wieder näherte und dreitausend Mark auf die nächste Karte setzte. Nur der Bankhalter hob mit gleichgültiger Miene ab.

„König!“

Die Umstehenden atmeten auf und Hollenbach mochte Hoffnung zu schöpfen.

Der Rittmeister schlug seine Karte um.

„K!“

Dem Leutnant schwanden die Sinne. Er wäre hingefunken, wenn der Marquis ihn nicht gehalten und wiederum in das Lesezimmer geführt hätte.

„Fassen Sie Mut, mein lieber Freund! Ihre Lage ist nicht so verzweifelt, wie Sie glauben.“

„Dreitausend Mark! Ich weiß nicht, wie ich Ihnen diese Summe erstatten soll, Marquis. Es ist eine Ehrenschuld, die ich in 24 Stunden tilgen muß. Ich kann in dieser Zeit nicht einmal 100 Mark aufreiben.“

„Halten Sie mich für einen dieser vornehmen Halsabschneider, bester Freund, die einen armen Kerl einer lumpigen Forderung wegen ruinieren? Daran ist mir wahrhaftig nichts gelegen. Ich bin zufrieden, wenn Sie mir die kleine Summe in monatlichen Raten, etwa zu je 150 Mark bezahlen. Hier haben Sie den ersten Schuldschein. Wenn Sie mit meinem Vorschlage einverstanden sind, so schreiben Sie diese Verpflichtung hinzu.“

Eine halbe Stunde später stand Leutnant von Hollenbach in seinem Zimmer. Sein Vermögen war dahin; und nun war er noch die Verpflichtung eingegangen, monatlich 150 Mark zu zahlen, sechzig Mark mehr, als seine Leutnantsgage betrug.

Er hätte den Abschied nehmen müssen und — Dann ließ er sein bisheriges Leben an sich vorbeiziehen. Er dachte an seine alte Mutter, die von einer kargen Majorpension lebte, und er dachte an seine ältere Schwester, die einen einfachen bürgerlichen Buchhändler in Berlin geheiratet und mit der er sich deshalb völlig entzweit hatte. Die Hollenbachs waren alten Adels, darauf war er von jeher stolz gewesen. Jetzt, da er dem Dienst scheiden wollte, schlich sich eine leise Reue in sein Herz. Wie getu hätte er sich mit der Schwester verständigt, deren treue Liebe er im Grunde des Herzens erwiderte.

Aber da trat sie ja in sein Zimmer. Sie brachte ihm einen Geburtstagskuchen, mit Lichtern bestückt, wie in der Kinderzeit, und dann kam auch sein alter Vater herein, der schon längst im Grabe ruhte . . .

Nein, das träumte er alles! Er war in einem tiefen Schlaf gesunken.

Als er erwachte, schien die Sonne hell ins Zimmer. Auf dem Tische stand der Kaffee, und nebenan in der Kammer hörte er den Burschen hantieren.

Der braune Trant that ihm wohl. Dann griff er nach der Zeitung. Wie die Welt nach seinem Abschied aussieht, das wollte er jetzt erfahren, denn eigentlich betrauerte er sich bereits als verschollen.

Wäplich sprang er auf. Zänstete ihn seine Augen nicht? Nein da stand es ganz deutlich: „Die Polizei in der Spielhölle,“ und dann war geschickert, wie die Polizei in den Club eintrat, in denselben Club, in dem er gestern sein Vermögen verloren hatte.

„Leider,“ rief er am Schlusse des Artikels, „kam die heilige Hermandad zu spät und konnte nur einige Spieler aus den vornehmen Kreisen feststellen, die über den Verdacht, gewerbliche Spieler zu sein, erhaben sind. Die Hauptschuldigen, auf welche die Polizei hauptsächlich schandete, hatten sich, vielleicht infolge einer kühneren Meinung, aus dem Staube gemacht.“

Leutnant von Hollenbach atmete schwer. Es gab also doch noch etwas Schlimmeres, als Verlust des Vermögens und Schulden: der Verlust der bürgerlichen Ehre. Hätte er nicht so schnell alles verloren, hätte er am vergangenen Abend sogar gewonnen, er wäre vielleicht wegen gewerblichen Glücksspiels verhaftet, er wäre vom Militär mit schließlichem Abschied entlassen worden.

Draußen grünte und blühte alles, überflutet vom goldenen Sonnenschein.

O nein, noch war es nicht nötig, an diesem schönen Leben zu verzweifeln. Man muß sich nur selbst überwinden, sich selbst und die heimlichen Grillen und Borurteile, die eine in engen Schranken gehaltene Konvention dem freien Menschengestirne gezogen hat.

Er setzte sich nieder und schrieb drei Briefe, keine Abschiedsbriefe, wie er anfangs wollte: einen an den Regimentskommandeur, den er um den Abschied bat, einen zweiten an die Schwester, der er wahrheitsgetreu seine Lage auseinandersetzte.

Den Abschied erhielt er. Die Schwester antwortete ihm liebevoll, er möge nun, sobald er den bunten Rock ausgezogen habe, nach Berlin kommen. Ihr Vatte beschloß eine militärische Zeitschrift herauszugeben, deren Redaktion er gern dem Schwager übertragen wolle. Zwar hätte er freilich nur einen Monatsgehalt von 250 Mark zahlen, aber sobald die Zeitschrift Eingang finde, würde die Zulage nicht ausbleiben.

Wieder war glücklicher als unser Leutnant.

Er trat die angebotene Stellung an, fand sich bald in seinem bürgerlichen Beruf zurecht, sandte von seinem Gehalt monatlich 150 Mark an den Marquis Robedo, der übrigens oft den Aufsicht wechselte und außer einer Mitteilung seiner neuen Adresse, nichts von sich hören ließ, und lebte von den übrigen hundert Mark einfach, aber bei seinen jetzt sehr bescheidenen Ansprüchen angenehm genug.

Ein Jahr war vergangen, als Leutnant a. D. von Hollenbach das neueingetichete Kriminalmuseum im Berliner Polizeigebäude besuchte, um in seiner Zeitschrift darüber einen Bericht bringen zu können. Mit großer Zuverlässigkeit erklärte ihm der Beamte die einzelnen Instrumente und erzählte ihm Fälle, in denen sie zur Anwendung gekommen waren.

Um einen Tisch tretend, nahm Hollenbach eine kurze, dicke Pfeifstange in die Hand, sie mechanisch betrachtend.

„Auch ein interessantes Andenken,“ sagte der Beamte hinuntersehend, „diese Pfeifstangen wurden Fallspielern abgenommen. Sie waren einzeln

in Papiere gewickelt und trugen die Aufschrift: 1000 Mark in Gold. Es waren zwei Kompißen. Der eine, der sich Marquis Robedo nannte, horzte die Rollen jungen unerfahrenen Leuten, denen er sie als Goldrollen aufschwängte, und sein Genosse, der Rittmeister, nahm sie als Bankhalter in Zahlung und ließ mit Hilfe seiner Kartentunfische die armen Sempel verlieren, aber sie sind ja ganz blaß geworden, Herr — —“

Schwer fielen die Pfeifstüde auf den Tisch nieder. „Befand sich der Marquis Robedo nicht zuletzt in Monte Carlo?“

„Zuletzt, ja, d. h. bevor er hierher nach Berlin reiste. Vor einigen Tagen fielen die beiden Gauner uns in die Hände. Jetzt sitzen sie in der Untersuchungsstube.“

Mit sehr gemäßigten Gefühlen ging der frühere Leutnant nach Hause, voller Bitterkeit darüber, daß ein paat Schurken ihn um Vermögen und Karriere brachten, voller Kummer darüber, daß er nun bereits seit einem Jahre den größten Teil seines Gehaltes einem internationalen Fallspielern sandte, und endlich voller Genugthuung, daß er wenigstens den Rest der Summe nicht zu zahlen brauchte.

Anerlei.

* Eine Jagdgeschichte vom Kaiser Franz Joseph. Von Franz Joseph, der als leidenschaftlicher Weidmann von der schweren Last der Regierungsverhältnisse am liebsten auf der Jagd Erholung suchte, erzählt Baron d'Albon in seinem kleinen Buche: „So ist unser Kaiser!“ die folgende erzählige Jagdgeschichte. Auf dem Wege zur Auersperghöhe begegnete der Landesherz zwei Holzschläger, die ihn in der noch herrschenden Dämmerung nicht erkennen konnten. Während der Kaiser sich lebhaft mit seinen Begleitern unterhielt, stellte sich der eine Holzschläger vor ihn und sagte kurzweg: „Jaga, hab's ta Fruier (Fetter)“ — Der Monarch zündete einen Buchenschwamm an und überreichte ihn dem Holzschläger, der sich dann gemächlich seine Pfeife antaucht und fragte: „Jaga, geh's auf'n Hohn? — Ja, warum? — Na, weil, wann's so laut diafarirt's, der Hohn nicht auf Euch wart'n wird. Einer von der Hofgesellschaft hielt nun doch den Zeitpunkt für gekommen, den ungeladenen Welpen ziemlich unanft in die Seile zu stoßen und ihm ins Ohr zu säktern, daß er den Kaiser vor sich habe. Aber das schien den beiden Gefellen nicht viel zu kümmern. Nir für unguat, Herr Kaiser, ist gut gemoant“, bemerkte er, lästete seine Mühe, that einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife und trollte mit seinem Genossen davon. Franz Joseph hatte wirklich „nir für unguat“ genommen und heralich gelacht, als die beiden hinter den Baumstämmen verschwanden.

* Schneidemeister: Ja, werter Herr, ich bin nun schon zum achten Male hier, und bei meiner Korpuslenz, die mir das Gehen erschwert, weiß ich nicht, was nun geschehen soll! — Student: Na, dagegen müssen Sie einfach eine Kur in Karlsbad durchmachen.

* Erster Student: Was für eine Krankheit ist's denn eigentlich, die Dein Onkel hat? — Zweiter Student: Kenn' sie nicht, jedoch kannst Du versichert sein, daß sie mich zu den schönsten Hoffnungen berechtigt!

* Herr: Haben Sie gehört, der große Diamant des Schah von Persien soll zwei Millionen wert sein? — Student: Wie heißt wert sein? Weiß er schon, daß er darauf so viel im Reihhaus kriegen wird?

* Herr: Ich sag' Ihnen, der Zauberkünstler im Gesellschaftshause ist famos. Da sah ich j. B. wie er plötzlich verschwunden war. — Student: (halb in Gedanken): Da war wohl sein Schmelzofen eingetreten?

* Guter Borsch. Sträfling (der aus dem Gefängnis entlassen wird): Jetzt werd ich mich aber in Acht nehmen, daß ich nicht mehr mit dem Geseh in Konflikt komm' . . . gleich steht' ich mit a' Strafgesetzbuch!

* Borschaft. Hausfrau (die zum Geburtstag ein paar Lafen gelehnt bekommt): Ach, was für eine große Freude Sie mir mit diesen Lafen machen, beste Freundin. . . Die habe ich mir jebeimal gewünscht, wenn ich sie im Fünzigjährigenbazar im Fenster stehen sah.

* Jägerkatein. Am Stammtisch erzählt ein weigereicher Altrab: Hatte in Costa Rica auf der Pantherjagd brillantes Tier angeschossen. Start schwohend, stücht sich dies auf einen Baum. Besah keine Munition mehr, wohl aber einen Gendickfänger. Was that ich, um die Bestie vom Baum herunter zu kriegen? — Ich nahm einen Lauchstamm, der sehr scharfe Zähne hatte, aus der Jagdtasche und sogte den Baum ab. Hat Schweiß gestofst, meine Herren, aber nach einer Stunde lagen Baum und Panther glatt an der Erde.

* Der gefesselte Niccolo. Niccolo, hast ihr ein Konversationslexikon? — Nein! . . . Was müßten S' denn gern wissen, Herr Professor?

* Aus dem Erman. Professor: Sie wissen, Herr Kandidat, daß in unsern Staaten der Mann nur eine Frau heiraten darf! . . . Wie nennt man diesen Zustand? . . . Nun, Mono — Mono — Kandidat: Monotonie!

* Unsere Formalitäten. Burausch (zum Kandidaten): Diesen Brief an das Präsidium müssen Sie noch einmal schreiben. Sie haben ihn nur mit „ergebenst“ unterzeichnet — das fängt zu hochmütig!

* Borschaft. Was für ein Jahrgang ist das, Herr Witt? — 79er! — Nein, ich meine nicht den Wein, ich meine das junge Kuhn!

Der elektrische Dichter. Redakteur (zum Romanhristikeller): Der Schluß des Romanes ist zu lang und deshalb wirkt er nicht — Schriftsteller: dem kann abgeholfen werden, ich mache einen Kurzfisch und der wird unsehbar zünde u.

Seitliche Erklärung. „Nanu, was ist a Reebendog?“ — „Was wird's sein? Schon sind sechzig, so werden's sein sechzig Nerben.“

Rästel.

Ich hab ein einzig Schwesterlein,
Doch will sie mir nicht küßlich sein;
Denn sie ist schwarz und ich bin weiß,
Sie stets mehr kalt, ich stets mehr heiß.
Wir stehen uns, doch folgt sie mir
Und ich ihr immer nach;
Und gleichwohl wohnen niemals wir
Noch unter einem Dach.

Charade.

Mein erstes Silbenpaar bezeichnet einen Mann,
Der, ist er Meister irgend einer Kunst,
Sich bald der Hohen und der Niederen Gunst
Und seinen Unterhalt mit Lust erwerben kann.
Ein Stiel des Ganzen ist mein letztes nur,
Doch kudest du der Deutung rechte Spur,
Wenn der Vergangenheit Erinnerung dich leitet,
Wo feiner, hat er nicht mein Ganzes erst bereitet,
Zur Meistererschaft in seiner Kunst gelangt.
Ein Meister im Ertraten bist du nicht,
Kost du nicht gleich vom Ganzen helles Licht.

Palindrome.

Vorwärts, wie ein grauer Schleier,
Hält' ich alles ein um dich,
Stelg' heraus aus feuchtem Reiter,
Wo die Nigen brauen mich.
Rückwärts, wie des Meeres Spiegel,
Der ist wild und hochbewegt,
Wenn gewehtigt von Sturmestflügel
Heber dir zusammenschlägt.

Sirfenkalender.

(Fortsetzung).

Montag, 16. Mai. Johann Nepomuk † 1383.
St. Lambertus: Morgens 1/8 Uhr Segensmesse zu Ehren des hl. Joh. v. Nep. sowie die ganze Oktav hindurch.
Dienstag, 17. Mai. Reichstag † 1592. St. Maria-Empfängnis. Morgens 8 Uhr Segensamt.
Freitag, 18. Mai. Venantius † 250. St. Ansbreas: Abends 1/8 Uhr Sühne-Andacht.
Samstag, 19. Mai. Petrus Celestinus † 1296.



Bemerkung. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
O. m. U. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Oftern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 23-30. „In jener Zeit sprach der Herr zu seinen Jüngern: Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß euer Freude vollkommen werde.“ — „Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet: es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde.“ — „An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten: und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde.“ — „Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin.“ — „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen: ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.“ — „Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar, und sprichst kein Gleichnis mehr. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nötig hast, daß dich Jemand frage: Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.“

Das Gebet im Namen Jesu.

Wie groß ist doch die Güte unseres Herrn, lieber Leser, da Er sich eidlich verpflichtet, unsere Gebete zu erhören, wenn wir nur beten wie wir sollen: „Wahrlich, wahrlich sag ich euch, um was ihr immer Meinem Vater in Meinem Namen bitten werdet, das wird euch gegeben werden.“ — Ja, wunderbar ist die Kraft des Gebetes. Wollen wir uns davon überzeugen, so dürfen wir nur die hl. Schrift befragen, denn in ihr giebt fast jedes Blatt Zeugnis davon. Durch das Gebet eröffnete Moses sich einst den Durchgang durch das rote Meer für sich und das ganze Volk Israel; durch das Gebet rief der Prophet Elias Feuer vom Himmel, erweckte sein Schüler Elisäus einen toten Knaben, erhielt der gefangene König Manasses die Freiheit und den Thron wieder, rettete Esther das Volk Gottes; durch das Gebet heilten die Apostel Kranke und erweckten Tote zum Leben. — Wenn nun aber nach diesen und anderen Beispielen und nach der feierlichen Versicherung des Heilandes das Gebet so wirksam ist, woher mag es denn kommen, lieber Leser, daß unsere Gebete so oft nicht erhört werden, daß wir in unsern Nöten und schweren Anliegen den Allmächtigen oft vergeblich anrufen? Ist denn die Hand des Herrn etwa verkürrt, daß Er uns nicht helfen könnte, oder will Er uns etwa nicht hören? Nein, Seine Macht und Seine Liebe sind unverändert, Er ist noch der nämliche, wie vor tausend und mehr Jahren. Die Schuld liegt also nicht an Gott, sondern lediglich an uns, wenn so viele unserer Gebete nicht erhört werden.

Meinem Namen gebeten!“ — Wie, fragen wir, hatten denn die Jünger Ihm nicht schon oft ihre Bitten vorgebracht? Hatten nicht die Söhne des Zebedäus um die vornehmsten Stellen in Seinem Reiche gebeten? Hatten nicht Petrus, Johannes und Jakobus gebeten, mit Jesus auf dem Berge der Verklärung bleiben zu dürfen? Hatten sie nicht einst sogar gebeten, Feuer vom Himmel auf ein samaritanisches Dorf ruhen zu dürfen, weil es sie nicht hatte aufnehmen wollen? Und dennoch sagt der Herr, sie hätten bisher um nichts gebeten! War denn das Alles nichts, um was sie bisher gebeten hatten? — So ist es in der That, lieber Leser, es war etwas und war im Grunde doch nichts, wenigstens nichts in den Augen Gottes. Dürfen wir denn (fragst Du) gar nicht um zeitliche Dinge bitten? Das wohl — aber unter steter Rücksicht auf die Hauptsache: auf unser Seelenheil. Wir dürfen um zeitliche Dinge bitten, aber nur insofern sie uns beschlifflich (oder wenigstens nicht hinderlich) sind, die Ehre Gottes und unser wahres zeitliches und ewiges Wohl zu befördern. So lange wir sie nicht in dieser Absicht verlangen, dürfen wir auf Erhörung auch nicht rechnen. Nun bitten aber thatsächlich viele Christen um zeitliche Dinge, die bei den Absichten, die sie dabei haben, und bei der Art und Weise, wie sie dieselben gebrauchen würden, ihnen nur zum Unglück gereichen könnten; sie bitten um Dinge, die in Ansehung ihrer ewigen Seligkeit nicht nützlich, ja, gefährlich sind, sogar um solche, die ihrem ewigen Heile geradezu zuwider sind. Da bitten sie in Krankheiten um Wiederherstellung ihrer Gesundheit, in einem Vorzeck um dessen glücklichen Ausgang, in der Armut um Reichthum, oder um eine ehrenvolle Stellung im Leben und dergleichen. Wenn nun aber Gott (vermöge Seiner Allwissenheit) vorher-

Eine Hauptsache der Unfruchtbarkeit unserer Gebete ist darin zu suchen, daß wir nicht um das Rechte bitten. Da sagt der Herr im heutigen Evangelium zu seinen Aposteln: „Bisher habt ihr um nichts in

Kirchenkalender.

- Sonntag, 20. Mai. 5. Sonntag nach Oftern. Bernardinus † 1444. Evangelium Johannes 16, 23-30. Epistel Jakobus 1, 22-27. St. Lambertus: Feiertag der ersten hl. Kommunion. Morgens 6 Uhr 1. hl. Messe, 6 Uhr Beginn der Feierlichkeiten, 10 Uhr Hochamt und 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 3 Uhr Rosenkranz-Andacht, 4 Uhr Predigt und Andacht. St. Andreas: Feiertag der ersten hl. Kommunion der Kinder. Anfang der Feier morgens 1/7 Uhr, nachmittags 4 Uhr. St. Maria: Empfängnis: Morgens 7 Uhr findet die Feier der ersten hl. Kommunion statt. Nachmittags 5 Uhr Andacht. Jeden Abend 7 Uhr Mai-Andacht. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Bestrafung des 3. Ordens für die Verstorbene. Karmeliten-Kloster: Nachmittags 4 Uhr Maiandacht, an Wochentagen 8 Uhr.
- Montag, 21. Mai. Konstantin † 337. St. Andreas: Morgens 1/9 Uhr Dankmesse.
- Dienstag, 22. Mai. Julia † 438. Dominikaner-Klosterkirche: Heute ist der 5. der 15. Diensttage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus.
- Mittwoch, 23. Mai. Desiderius † 612.
- Donnerstag, 24. Mai. Christi Himmelfahrt. Gebotener Feiertag. Johanna † 35. Evangelium Markus 16, 14-20. Epistel Apostelgeschichte 1, 1-11. Karmelitenkloster: 6 Uhr erste hl. Messe; 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festandacht verb. u. d. Maiandacht.
- Freitag, 25. Mai. Urban † 230. St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 19. Mai. Philippus Reiskus † 1595.

sieht, daß die Gewährung der betreffenden Bitte ihrem Seelenheile gefährlich sein würde, daß sie nach erlangter Gesundheit sich wieder in den Strudel sinnloser Vergnügungen stürzen würden, daß der Reichtum sie zur Hoffart, zur Verschwendung, der Besitz der heißersehnten Stelle zum Lebermut, zur Ungerechtigkeit und Unterdrückung des Nächsten verleiten würde. — sollte Gott dann ihr Gebet erhören können? Wer würde seinem Kinde irgend ein zwar glänzendes, aber gefährliches Instrument in die Hand geben, weil es darum bittet? Mag es uns noch so sehr ansehen, ja, unter Thränen bitten, wir geben ihm dennoch solche Dinge nicht und können es nicht, weil wir wissen, daß sie ihm gefährlich würden. — was das Kind eben nicht weiß. So handelt auch unser Gott nur weise und gütig gegen uns, wenn Er Bitten nicht erhört, deren Folge uns verberbtlich sein würde. Bei dem Flehen um solche Dinge spricht Gott gleichsam zu uns: „Ihr wisset nicht, um was ihr bittet!“

Wenn Heiden (sagt der alte Tertullian) um den Tod eines Verwundten bitten, auf dessen Hinterlassenschaft sie sich Rechnung machen, oder um die Erniedrigung eines Nebenbuhlers, vor dessen Ansehen sie sich fürchten, so verwundere ich mich nicht; denn bei lasterhaften Göttern konnte man sogar um das Laster selbst bitten; allein wenn Christen dieses thäten, die da wissen, daß sie einen Gott über sich haben, der das Böse haßt, so müßte man billig darüber staunen! — Und dennoch geschieht es, lieber Leser, wenn auch dem Borgeben nach aus anderen Beweggründen. Man bittet Gott um den glücklichen Erfolg einer Geschäftspekulation, Vermehrung des Vermögens, — angeblich aus Liebe zu Gott: um Ihn ohne drückende irdische Sorgen desto ruhiger dienen zu können und um den nothleidenden Mitmenschen recht viel Gutes erweisen zu können. Ach! Der wahre Beweggrund ist die Befriedigung der Eitelkeit, der Genußsucht oder Nebulichkeit. Das ist kein Gebet „im Namen Jesu“, — kann daher auch nicht auf Erhörung rechnen. Diesem „Peter“ gilt das Wort des Herrn: „Ihr wisset nicht um was ihr bittet!“

Doch genug hierüber für heute, lieber Leser, denn ich habe noch etwas anderes auf dem Herzen: eine große Kinderchaar steht vor dem schönsten aber auch wichtigsten Tage des Lebens, vor der ersten hl. Kommunion! Ich kann den hochbegnadeten Kindern kein besseres Wort zurufen, als das Wort des Propheten Zacharias. Diesem hatte Gott in wunderbarem Gesichte Jesum, den verheißenen Messias, gezeigt, wie Er — ein halbes Jahrtausend später — ohne Glanz und ohne allen Pomp, von jubelnden Kinderchaaren umgeben, Seinen Einzug in die Stadt Jerusalem hält, deren Gott Er war und deren Erlöser er werden wollte. Bei diesem Anblicke ruft der Prophet begeistert aus: „Freue dich und frohlocke, Tochter Sions, denn siehe! dein König kommt zu dir voll Milde und Sanftmut!“ (Zach. 9.)

Was würde der Prophet erst gesagt haben, wenn er hätte sehen dürfen, was wir sehen: wie dieser König noch unendlich mehr Liebe und Sanftmut zeigt, da Er diesen Kindern Sein Fleisch und Blut darreicht, um sie Seiner unanschprechlichen Liebe zu versichern und um gleichsam den Grundstein zu legen zur einstigen seligen Vereinigung mit Ihm im himmlischen Reiche!

Freuet euch und frohlocket, ihr jungen Söhne und Töchter Sions, — aber freuet euch und frohlocket an diesem Tage im Herrn! Und ihr Eltern sorget und helfet mit, daß eure Kinder noch in ihren späteren Lebenstagen freudigen Herzens auf diesen großen heiligen Tag zurückzusehen dürfen!

Das Passionspiel in Oberammergau.

Von Carl Ottwald (Cassel).

Ich bin zwar im Allgemeinen völlig damit einverstanden, daß man im Leben direkt auf seine Ziele lossteuert und die trümmigen Wege den Schleimern überläßt, — kann jedoch den Besuchern der diesjährigen Passionsspiele nur dringend raten, einmal von diesem edlen Grundsatze eine Ausnahme zu machen und so zu sagen auf Schleichwegen zum erstrebten Ziele zu gelangen.

Genannte Veranstaltung findet, wie männiglich bekannt sein dürfte, nur alle zehn Jahre statt und zwar diesmal im Mai am 24. und 27., im Juni am 4., 10., 16., 17., 24. und 29., im Juli am 1., 8., 15., 22. und 29., im August am 5., 8., 12., 15., 19., 25. und 26., im September am 2., 8., 9., 16., 23. und 30.

Der gerade Weg zum friedlichen Dörfchen Oberammergau geht unter allen Umständen, von Norden gerechnet, über die famose Kunst- und Bierstadt München, von wo man nach Vollendung der Bahnstrecke Murnau-Ammergau geht ohne umzustiegen, in etwa drei Stunden den Felsort erreicht, denn ein fest, ein regelrechtes Volksfest gröhnen und edelsten Stils kann das Passionspiel mit Fug und Recht genannt werden. Die Bahnlinie berührt den langgestreckten Starnberger- und den infelreichen lieblichen Staffelsee, an oder vielmehr oberhalb welchem die Zweigstation Murnau liegt. Hier ist man bereits ganz nahe an den Moränen und im Süden fürmen sich die gewaltigen Kalkmassen des Wettersteingebirges mit ihrer höchsten Erhebung, der imposanten, jetzt mit einem Schutzhause versehenen Zugspitze, auf. Die Gegend wird immer interessanter, je mehr die Strecke steigt. Tief unten rechts blickt man in den Staffelsee hinab und im Vordergrund sinkt werden der Pfader und das Hörnle mit dem malerischen Reste Großenochau sichtbar. Noch eine scharfe Curve nach Südwesten und das liebliche Thal, worin Oberammergau liegt, breitet sich vor uns aus.

Der vorhin erwähnte krumme Weg gestaltet sich etwa folgendermaßen. Bahn bis Starnberg; Dampferundfahrt über den See mit Besuch von Schloß und Part-Berg, Rotmannshöhe, Felsching, dann wieder Bahn über Bernried und Benzberg nach Kofel, von wo der rüstige Fußwanderer auf bequemen Reitwege den vielbesuchten, etwa 5500 Fuß hohen „Herzogshand“ besteigen möge, ein Lieblingsberg des unglücklichen Königs Ludwig, welcher sich auf dem Gipfel einen Pavillon erbauen ließ. Unterhalb desselben liegen frühere Jägerhäuser, welche jetzt zum Logiren eingerichtet sind, außerdem eine das ganze Jahr im Betriebe befindliche, sehr geräumige Schauhütte des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins. Des Landes-Notdurf läßt sich also in ausgiebiger Weise befriedigen. Der Blick vom Pavillon aus ist ein überaus schöner. Wer sich mal die Welt aus der Vogelperspektive anschauen will, hat hier die beste Gelegenheit. Der Rundblick einerseits ins Hochgebirge, andererseits in die gleich einem bunten Teppich sich ausbreitende Ebene ist überwältigend. Den Abstieg kann man auf etwas holperigem, aber interessanten Hirtenpfade von den Jägerhäusern direkt nach dem tieferen Waldensee nehmen, von wo ein bezeichneteter Weg durch das Eschenthal an der romantischen Klamm „Jäger Tod“ vorüber zum Dorf Eschenlohe an der Murnau-Partenkirchener Bahnlinie führt. Gutes Schuhwerk und womöglich eine Balancierstange wegen der verschiedenen Bachübergänge sind für besagten Weg ganz passende Requisiten. Das Loosenthal, welches man nun betritt, ist stöcklich und postweil. Leider verging einem früher die Poste durch die etwas hart gekletterten Treile, welche die Herren Eschenloher Wirte zu machen wußten und es sofort zum Bewußtsein brachten, daß Oberammergau nicht mehr allzuerst ist. Bekanntlich nutzen die im Umkreise des eigenlichen Schouplobes der Passionsspiele liegenden Dreifachen die Gelegenheit zum „Schöpfen“ weit mehr aus, als die Oberammergauer selbst, denen durch das Passionskomitee, an welches man sich wegen Wohnung und Eintrittskarten unter bestimmter Angabe der Vorstellung,

die man zu besuchen wünscht, zeitig wenden möge, ziemlich enge Grenzen gezogen werden.

Von Eschenlohe kann man bis Oberau die Bahn benutzen, wo Ein- und Zweispänner, Omnibusse und Stellwagen in genügender Anzahl bereit stehen, um uns die neue Straße den Ettaler Berg hinauzuziehen. Zu Fuß kommt man freilich ebenso schnell nach oben und im Dorfe Thal wohnt ja ein gutes Gasthaus. Demselben gegenüber liegt das gleichnamige Benediktinerkloster mit seiner stattlichen Kirche, deren Orgel und Deckengemälde berühmt sind. Ich will zu Ruh und Frommen durstiger Wanderer nicht verschweigen, daß im kühlen Brausfüß des Klosters eine braune Quelle sprubelt, zu welcher, wenn ihn nicht Jeder von selbst fände, ein an die Wand gemalteter Gamsrind den Weg zeigt.

Nach diesem Labfal werden wir bei der nur noch kurze Strecke bis zu unserem Ziele bald zurückgelegt haben. Die Straße ist von Fußgängern und allen möglichen Lebewesen, welche hier teils auch von der Richtung Füssen-Plansee einmünden, an den Vortagen der „Spiele“ außerst belebt. Der Kurm Oberammergaus und die Villa der Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern sind schon weithin sichtbar. Bald erblicken wir auch den „Kofel“ und das fingerhutförmige „Ettaler Mannl“, jene Erhebungen, welche aus dem Kranz der das Dorf umgebenden bewaldeten Berge besonders hervortragen. Beim Eintritt in den Ort fallen uns sofort die netten, im Gebirgsstil erbauten und an den Außenwänden mit Heiligenbildern bemalten, von Obdächern umgebenen Heimgärten der Bewohner auf, in deren einem wir nun falls wir nicht zu den 5-6 Gasthäusern vorher in ein freundschaftliches Verhältnis getreten sind, Quartier beziehen. Es sollen diesen Sommer etwa 3500 Betten im Preise von 3-7 Mark zur Verfügung stehen, während die Preise der Sige im Theater 2, 4, 6, 8 und 10 Mark betragen. Man möge also über das, was man anlegen will, sich vorher mit dem Privatquartiergeber, dem Gasthofbesitzer oder dem Wohnungsomitee ins Einvernehmen setzen, damit man bei der Ankunft in dieser Beziehung keine Scherereien habe. Gewöhnlich kommen zu jeder Vorstellung so viele Besucher, daß der Zuschauerraum trotz seiner 4000 Sitzplätze nicht ausreicht. Damit aber trotzdem Jeder seine Wihbegierde befriedigen könne, wird dann für den folgenden Tag eine Wiederholung des Spieles angesetzt. Die am ersten Tage nächstlichen Unterkunft, so daß es um so mehr geraten ist, frühzeitig einzutreffen, da die Quartiergeber oft mit dem besten Willen das versprochene Logis nicht zurückzuhalten vermögen.

Es ist ja auch so unterhaltend, bereits am Vortage schon etwa Vormittags einzutreffen! — Zunächst ein Bummel durch den Ort. Hinter den offenen Fenstern kann man die Hausinsassen, meist Schätzer von Heiligenbildern und allerhand niedlichen Kippfassen, Maler, Zeichner und dergl. bei ihren Hantierungen beobachten; sodann ein Besuch des prächtig geschmückten Gotteshauses, und endlich ein Gang in die reizende Umgebung, vor allem zu der gewaltigen, vom Münchener Bildhauer Halbig in Stein gemeißelten und von König Ludwig II. den Oberammergauern für ihre trefflichen Passionsspiele geschenkten Kreuzigungsgruppe, auf einem Hügel herrlich gelegen. Beim Transport den Ettaler Berg hinauf wurde dasmal ein Arbeiter an die Felswand gedrückt und getötet, wovon noch ein sogenanntes „Martel“ traurige Kunde gibt.

Je mehr der Nachmittag fortschreitet, je amüsanter wird's in den Dorfgassen. Immer zahlreicher strömt die Menge herzu, immer ununterbrochener wird die Prozession lächerlich volgerprobter Wagen. Auf der Rathausstreppe baigt man sich schier um Quartier- und Spielbilletts. Wie schön, im Bewußtsein des Vollbesizes eines Bettens, einer Matratze meinetwegen einer mit Rissen gefüllten Kiste, oder eines sonstigen Hauptniederlegungsmitteis ironisch auf die rafflos nach Obdach Herumtrentenden niederschauen und in Ruhe seinen Kalssboden und seine Maß Bier vertilgen zu können.

Die Verpflegung ist meist eine recht gute und in Anbetracht der abnormen Verhältnisse nicht teuer.

Langmut und Geduld sind allerdings angeht das überbürdeten Wirtshauspersonals empfehlenswerthe Eigenschaften. Nach und nach sent die Dämmerung sich über die Fluren, die Einwohner stehen plaudernd mit ihren Gästen vor den Thüren, die Kinder laufen, um für den folgenden Morgen eine Arbeit zu sparen, schon jetzt mit papillotierten Locken herum. Dann brummen die Gloden herein, die Böller krachen, in der Kirche wird die Vorfeier gefungen und die Dorfmußel zieht, einen Zepfenstreich blasend, lustig durch alle Gassen. Zu und vor den Wirtshäusern entzündet sich ein Lichtlein nach dem andern und sie erhellten, obzwar Gas und Electricität in dieses friedliche Thal noch nicht gedungen, die Umgebung immerhin genügend, um erkennen zu können, daß die Durligen kein Pläglein, sei es Stuhl, Bank oder Faß, unbesessen gelassen haben. Vielleicht ist dir dann einer der freundlichen langlockigen „Spieler“, heißt er nun Christus, Petrus oder Johannes, gern beifällig, doch noch eine vergessene Sitzgelegenheit aufzusuchen, dir wohl gar eine Maß Bier zu erodern. Vielleicht kommt wohl auch die Maria oder Magdalena zum Brunnen, um Wasser zu holen und thut dir, von Johannes herbeigewinkt, aus deinem Krüge lächelnd Bescheid.

Es liegt in dieser einfachen Naturneheit des Verkehrs ein eigener Reiz, und man möchte nur von Herzen wünschen, daß die Dorfbewohner trotz aller hohen Anerkennung, welche sie für ihr treffliches Spiel von vielen Tausenden mit Recht einheimischen, diese Bescheidenheit sich bewahren möchten.

Die hereinbrechende Nachtstille treibt nun nach und nach selbst die Dauerhaftesten in die Betten. Auch wir trollen uns heimwärts, nicht ohne noch einen Blick des Mitleids auf jene arme Herzen und Damen zu werfen, welche jetzt, nachdem sie nicht einmal Heu oder Stroh als Lagerstatt ausgegraben, in die ausgepannt dastehenden Strohballen und Dornbüsche kriechen, um Kopf an Kopf gereiht den Morgen zu erwarten.

Das Schielen.

Von Dr. Wilhelm Teschen (Berlin).

Das Schielen ist ein sehr verbreitetes Uebel trotz der glänzenden Fortschritte der Augenheilkunde. Die Schuld liegt aber nicht an den Augenärzten, sondern an den Vätern, an den Eltern, die es verschämen, ihre schielenden Kinder rechtzeitig der Behandlung des Augenarztes anzuvertrauen.

Unter Schielen versteht man die dauernde oder nur zeitweise Unfähigkeit, die Seh-Achsen beider Augen in einem Punkte des zu betrachtenden Gegenstandes zur Durchkreuzung zu bringen, damit die gleichen Stellen der Netzhaut in beiden Augen von den Richtungstrahlen des Objectes getroffen werden.

Beim Schielen ist jedes Auge mit seiner Seh-Achse auf einen anderen Gegenstand gerichtet. Daß eine Auge fixiert also einen anderen Gegenstand, der außerhalb der Schachse liegt, welche das andere Auge richtig eingestellt hat. Das schielende Auge muß daher auch ein zweites Bild erblicken, also ein Doppelsehen veranlassen.

Freilich verliert sich dieses Doppelsehen mit der Zeit da erstens das schielende Auge an sich schon schwächer ist als das normale und zweitens, weil es immer mehr an Sehkraft einbüßt, da der Schielende sich schließlich angewöhnt, nur mit dem normalen Auge zu sehen.

Das Schielen kann konvergent, d. h. nach innen, der Nase zu stattfinden, oder aber divergent, nach außen zu. Dann giebt es noch ein Schielen nach oben und nach unten. Dann kennt man noch leichtere Grade von Schielen, wie den falschen Blick, der meist dadurch entsteht, daß die Seh-Achsen parallel verlaufen, fast in größerer oder geringerer Entfernung vom Auge in einem Punkte zusammenzutreffen.

Die nächste Ursache des Schielens liegt in den Augenmuskeln, indem entweder einer derselben zu kurz ist, oder sich nicht an der richtigen Stelle anheftet. Meist findet diese Augenmuskeln-Verkur-

zung nur an einem Auge statt, selten an beiden. Im letzteren Falle würden beide Augen schielen.

Das Schielen im Kindesalter geschieht manchmal durch üble Angewohnheit. In diesem Falle ist es stets konvergent. Findet ein divergierendes Schielen statt, so liegt keine üble Angewohnheit, sondern eine Erkrankung vor, wie Entzündung oder Krampferscheinungen.

Es ist nicht immer leicht zu bestimmen, ob nur ein Auge schielt, oder ob es beide thun. Auch heißt das Schielen nie von selbst, wie so viele Eltern leider glauben, und es so unterlassen, ihre schielenden Kinder rechtzeitig zum Augenarzt zu senden. Gerade beim Schielen kommt es auf frühe und rechtzeitige ärztliche Behandlung ganz besonders an. Ist das schielende Auge durch den fortwährenden Nichtgebrauch schon zu sehr geschwächt, dann kann auch der beste Augenarzt nicht mehr helfen. Die Eltern aber tragen dann allein die Schuld an dem nun unheilbar gewordenen Leiden ihres Kindes.

Das Schielen wird leider immer noch von vielen Vätern sehr leicht genommen und Kurpfuscher erlauben sich, gute Rathschläge zu geben. Es ist aber gar keine leichte Sache, die Ursache des Schielens stets richtig zu erkennen, denn es giebt vielerlei Arten von Schielen und ebenso viele Ursachen.

Auch ist das Schielen nicht so einfach und leicht zu heilen, wie viele Vätern glauben. Es kann nur bringen gerathen werden, in jedem Falle, wo sich die Erscheinung des Schielens bemerkt macht, sobald als möglich einen erfahrenen Augenarzt um Rath zu fragen, denn von selbst geht das Schielen niemals weg, und je länger man wartet, desto schlimmer wird das Uebel. Ein Kind schielt nach innen, wenn es auf sehr nahe Gegenstände sehen muß und seine Augen nur für die weitere Entfernung gut sehen. Das Kind schielt bei gleichem Nahsehen nach außen, wenn es kurzfristig ist und daher leicht beim beständigen Nahsehen den Augenmuskeln ermüdet.

Kinder, die durch Nahsehen schielen, dürfen nicht mit kleinen Gegenständen hantieren oder spielen. Man gebe ihnen große Spielzeuge, die sie aus einiger Entfernung betrachten müssen. Größere Kinder lasse man niemals aus großer Nähe lesen, schreiben oder sonst arbeiten. Wo von Natur aus schon Kurzsichtigkeit vorliegt, da lasse man von einem Augenarzt eine Brille verschreiben, die der Anstrengung der Augen beim Nahlesen und damit zugleich der schielenden Konvergenz der Seh-Achsen abhülfe.

Ist das Schielen aber schon konstant geworden, tritt es nicht nur beim Sehen ein, sondern besteht es auch bei unbeschäftigten Augen, so kann ein sogenanntes orthopädisches Verfahren nichts mehr helfen. Nur bei erwachsenen und willensstarken Personen kann noch ein Erfolg erwartet werden, wenn sie sich methodisch im Richtigen üben.

Man pflegt heute, trotz der Fortschritte in der Augenheilkunde, Kindern noch eine Schielbrille aufzusetzen. Das ist ein veralteter, nutzloser Gebrauch. Eine Schielbrille nützt bei Kindern selten oder nie. Das Kind selbst bereitet die Wirkung der Brille.

Diese besteht aus einem Brillengestell, welches statt der Gläser zwei unbeschäftigte, schwarze Metallscheiben hat, welche jede genau in der Mitte ein kleines Loch hat, durch welches man blicken kann. Man war früher allgemein und ist heute noch vielfach der naiven Meinung, daß jedes Auge durch die Schielbrille gezwungen wäre, durch das vor ihm befindliche Loch zu sehen. Der erfahrene Arzt aber weiß es, daß der Schielbrillenträger mit einem Auge durch ein Loch sieht, daß er durchaus keine Luft hat, und durch die Brille absolut nicht gezwungen ist, beide Augen zu gebrauchen, weil er mit einem Auge deutlich genug sieht. Der Schielwinkel beider Augen besteht also hinter dieser ungeschönen Brille ruhig fort, sie hat gar keinen Erfolg, gar keinen Zweck.

Die einzig sichere und gründliche Heilung des Schielens kann nur durch eine Operation geschehen. Dieses Heilverfahren ist durchaus ungefährlich und schmerzlos dank der fortgeschrittenen modernen

Medicin. Man braucht also durchaus keine Angst und Scheu vor derselben zu haben.

Früher war solch eine Operation häufiger zwecklos und erfolglos, da man nur die Sehne des verkrüppelten Augenmuskels durchschnitt. Jetzt trennt man mit Hilfe ausgezeichneter Instrumente die Muskelsehne vom Augapfel ab und sorgt dafür, daß sie sich genau an derjenigen Stelle wieder befestige, an welcher der Muskel haften und angreifen muß, um im antagonistischen Gleichgewicht mit dem Muskel des anderen Auges zu wirken.

Deshalb ist auch nach der Operation das Verhalten sehr wichtig, indem zweckmäßige Uebungen in den mannigfaltigen Stellungen der Augäpfel vorgenommen und durch einen Brillenapparat unterstützt werden, welcher jedem Auge nur eine bestimmte Sehrichtung erlaubt. Diese Brillen haben auf beiden Seiten eine nach außen befindliche Öffnung, wenn man konvergierende Augen mehr von einander abgewöhnen will. Diese Öffnung aber liegt nach innen, wenn divergierende Augen vorliegen.

In den ersten Tagen nach vollzogener Operation läßt man den in seiner Sehnen-Insertion abgetrennten Muskel sich zusammenziehen, also das Auge der Stellung des Schielens ruhig folgen. Es zieht sich dabei die abgelöste Sehne weiter hinter ihren früheren Anheftungspunkt zurück; es wird dadurch bei nachfolgender Wiederanheftung an eine weiter zurückliegende Stelle der Erfolgs begünstigt. Ist dann die Sehne wieder angewachsen, dann werden bei etwaigem fehlerhaften Bau des einen Auges oder auch beider Augen noch gläserne Korrektilbrillen notwendig, die den gleichzeitigen und gleichmäßigen Gebrauch der Augen leiten und das Eintreten eines neuen Schielens in entgegengekehrter Richtung verhindern.

Wie schon betont, die moderne Augenheilkunde und Operationsmethode hat überraschend günstige, sichere und schnelle Erfolge zu verzeichnen, so daß der Vater jede Angst vor einer Operation fahren lassen kann.

Die Maibowle.

Novellette von Franz Kurz-Göheim (Gehennig).

Draußen, wenige Minuten vor der eigentlichen Stadt, liegt das Villenviertel, der Sitz der hautesvolés und der höheren Beamten. Lauschige architektonische Schmuckstätten, zumest stehen sie inmitten der Gärten, die mit dem nahegelegenen Walde, der die Ausläufer des Gebirges bedeckt, fast verschmelzen.

Nun hatte der maitige Lenz seinen Zauberslab geschwungen, daß sich alles mit läppigem Grün bedeckte, daß die jungen Blüthen und Blumen die Luft mit den süßesten Wohlgerüchen erfüllten. So war es einfach himmlisch, dort zu wohnen und die Wunder der Natur in vollen Zügen zu genießen.

Auch Regierungsrat Brandt wohnte dort. Er war ein gemütlicher älterer Herr, dem es im lustigen Kreise am wohlsten war; seine Gattin, eine angenehme Erscheinung immer noch, obwohl bereits der Silberstaub des Alters sich auf ihr Haar legte. Dann waren noch zwei ältere Söhne da, der eine Professor und der andere Arzt und das Wirbelwindchen des Hauses, die achtzehnjährige Hilba, die schon manchem den Kopf verdrückte.

Brandts hielten ein offenes Haus und sahen häusliche Gesellschaft bei sich, Freunde des Alters einerseits andererseits der Söhne. Hin und wieder auch Damen, die mit Hilba verkehrten. Und man amüsierte sich stets gut, wie es die Gelegenheit gerade wollte.

„Mutti“ — so rebete Brandt seine Frau an, wenn er irgend einen Wunsch hatte — „wie wahr, wenn wir nächsten Sonntag mal eine Maibowle aufköffen. Hoffentlich hält sich das prächtige Wetter, daß wir uns draußen in den Garten hinsetzen können. Denn so eine Bowle muß man im Freien genießen können. Ein paar Freunde und Freundinnen von mir und den Jungen und unserm Wirbelwindchen. Sollst schaun, das wird ein ganz vergnügter Nachmittag.“

„Mir soll's Recht sein. Hilba wird sich ein

gnügen daraus machen, den Waldmeister selbst zu suchen."

"Um, in Begleitung einiger Herren, die ihr die Cour schneiden, Nicht?"

"Obwohl sie merkte, daß er es nicht böß mit den Worten meinte, verzog sie doch ein wenig schwellend den Mund."

"Wie Du rarr so reden kannst, Wir wollen doch das Kind nicht ins Kloster schicken."

"Na, na," beruhigte er, "das sicher nicht. Im Gegentheil würde ich mich gar nicht wundern, wenn heute oder morgen einmal einer unserer jungen Herren in Frack und Chapeau-laque bei mir vorprieht und mich mit den Worten überfällt: „Darf ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten?“"

"Hast Du jemanden in Verdacht?"

"Her, hm," brummte er nur geheimnißvoll und vertiefte sich wieder in seine Zeitung."

"Also bei der Maibowle bleibt es."

Hilbchen hatte an beiden eigentlich Gefallen, an dem jungen Affessor Rudolph mit dem merkwürdigen Namen „Laffi" und dem „Es ist erreicht"-Schnurrbart und dem frischen munteren Leinwand-Hans mit dem prosaischen Zunamen Müller. Beide machten ihr in ausgiebiger Weise den Hof und beide wurden auch in gleicher Weise ihrer Gunstbezeugungen teilhaftig. Das war immerhin schon etwas denn man redete in der Gesellschaft von manchen Stücken aus der Korbflechterbranche, die das lustige Töchterlein des Herrn Brandt schon ausgegeben. Rudolph und Hans waren selbstredend auch zur Maibowle geladen. Das hatte sie mit ihren Brüdern schon gedreht, wie sie sich ausdrückte.

Das herrliche Wetter hielt sich denn auch. Ordentlich heiß war es sogar am Sonntag. Die Brandt'sche Gesellschaft war in der heitersten Stimmung. Man jagte und tollte durch den Garten, als wäre man noch in den ersten Jugendjahren und nicht schon in dem Alter, wo man anfangen soll, vernünftig zu werden. Hilbchen sah reizend aus, obwohl das Zagen ihre Röden etwas zerzaust und das Gesichtchen mit dem feinen Stumpfnäschen hoch gerötet hatte. „Zum Ansehen," meinte Leutnant Hans, der sie gar zu gern einmal allein gesprochen hätte, dem aber Rudolph gar nicht die Gelegenheit bot, sein Vorhaben auszuführen. Sie ahnte auch wohl, daß etwas im Werte sei bei den beiden. Wenn sie nur mit sich ins Reine kommen könnte, wenn von beiden sie den Vorzug geben sollte.

Noch waren alle im Garten zerstreut, als Anna, das Dienstmädchen, die Bowlenkübel mit dem duffigen Inhalte auf den Tisch in die Laube setzte. Gerade aber, als sie die Gläser zurecht stellen wollte erblickte von der Seite des Gartens her, an der ein kleiner Waldbach vorbeifloß, der Ruf Hilbden: „Mein Schirm!" Was lief selbstverständlich dorthin wo das junge Mädchen stand, der bei einer hastigen Bewegung der Sonnenschirm entglitt und in das Wasser gefallen war. Jeder bemühte sich, das hünte seine Ding, das da weatrieb, zu fischen. Einer drängte den anderen bei Seite, derweil der aufgespannte Schirm wie ein schwankender Raden auf den flinken Wellen dahinschwab, bis es endlich ihrem Bruder, dem Krize, gelang, eine Schnur um den Schirmstod zu werfen und so die Leute unter dem Hulloß der übrigen ans Ufer zu ziehen.

„Nehet aber zur Bowle," mahnte der alte Herr Brandt, die wird uns nach dieser Aufregung ganz besonders munden."

Auf zur Laube!

Aber was war das? Er hatte doch dorthin gehen, daß Anna die Bowle hingestellt. Wohl standen die Gläser da, aber die Terrine mit dem Meistrant fehlte.

„Anna! Anna!"

Die kam hastig herbeigeläufen.

„Wo ist denn die Bowle," herrschte Brandt sie an, so daß sie erschrocken zusammenfuhr.

„Ja, die hab' ich doch dahingestellt. Und da — das gnädige Fräulein — der Schrei — da bin ich auch hingelaufen —"

„Herrgott, unsere Bowle ist gestohlen samt der Terrine!"

„Ich darf Ihnen versichern, Herr Regierungsrat,

daß wir sie nicht eingesteckt haben," warf Müller ein. „Wir sind sogar bereit, uns einer körperlichen Untersuchung zu unterziehen, um jeden Verdacht zu bannen."

Ein allgemeines Gelächter.

„Nun machen Sie auch noch faule Witze. Da muß doch Jemand im Garten gewesen sein, während wir alle am Bache waren und Schirme fischten. Hier, da sind auch Fußtritte auf dem Blumenbeete."

„Den Dieb verfolgen wir," sagte Tostli. „Die Bowle soll uns nicht entgehen. Wir verteilen uns. Und da müßte es doch sonderbar zugehen, wenn wir den Menschen nicht ertwischt hätten."

Der Vorschlag zündete. Im nächsten Augenblicke schon eilte der eine hierhin, der andere dorthin. Selbst Frau Brandt brach mit ihrem Mann auf, denn in der Schüssel lag der silberne Bowlenhändler. Wenn sie den nun wenigstens wieder bekam.

Hilba allein war zurückgeblieben. Das Dienstmädchen, das sich die Schuld an dem Vorfalle aufbürdete, war weinend ins Haus gegangen. Müller hatte zwar einen schwachen Versuch gemacht, sich von der Verfolgung auszuschießen, aber Rudolph hatte ihn einfach mitgeschleppt. Schade, eine so schöne Gelegenheit, allein zu sein mit ihr.

Nun fand sie am Hinterförschen und spähte nach der Strafe die sich da vorne gleich im Walde verlor. Schon überzog den Himmel ein dämmernder Schein. Der Tag ging zur Rüste. Da plötzlich lugte sie schärfer aus. Dort aus dem Walde kam ein Mann, sommerlich hell gekleidet, den Strohhut tief im Nacken den Stod unter dem Arme. Mit beiden Händen trug er einen Gegenstand.

„Unsere Bowle!" rief sie aus.

Der Fremde hatte den Ruf gehört, denn lachend gab er zurück:

„Also Ihnen hat man sie gestohlen. Einen Augenblick, verehrtes Fräulein, wie komme ich denn am besten zu Ihnen?"

„Den Bach entlang, dort über den Fußweg und dann hier am Zaun vorüber."

„Danke. Werden wir gleich haben."

Eine Minute später stand er vor ihr und verbeugte sich leicht.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, hier haben Sie Ihr Eigentum wieder."

Sie schaute ihn an und errödete tief. Was der Herr für Augen hatte. Die gingen ihr bis ins Herz. Ihr war auf einmal ganz sonderbar zu Mut. Gar belegen wurde sie bei ihm. Wohl nur poche es in ihrem Innern plötzlich so heftig?

Aber einladen mußte sie ihn doch näherzutreten.

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Max Ahlwaldt, Schriftsteller. Ich bin vorübergehend für einige Tage hier, um im Schauspielhause der Erstaufführung meines Schauspiel „Gedächtnis" anzuwohnen. Aber Sie werden wissen wollen, wie ich zu der Bowle komme. Ich gebe durch den Wald nicht achtend seine Schönheit genießend. Herrlich ist's ja hier, wunderbar herrlich. Also, da sehe ich unweit von mir jemanden am Raine sitzen, der anscheinend am essen ist und der, als ich näher komme, plötzlich aufspringt und sich in die Büsche schlagen will, das war verdächtig."

„Haben Sie denn keine Angst?" frug sie ängstlich.

„Angst? Liebes Fräulein, ich bitte Sie. Meine Fräulein wissen sich im Notfalle fühlbar zu machen. Ich habe ihn auch schnell ertwischt. Ein Handwerksbursche war's, der mir ältlich gekand, solchen entsetzlichen Durst gehabt zu haben, daß er, als er in einem der Willengärten eine unbeachtete Bowlenkübel sah, dieselbe schnell genommen und sich mit ihr davon gemacht habe. Er hätte es nicht schlimmer meint. Na, ich gab ihm noch ein paar Groschen, ließ mir den Garten beschreiben und dachte: Wenn Du die Bowle zurückbringst, hast Du Dir vielleicht ein Glas ehrlich verdient."

„Das haben Sie, haben Sie wirklich."

Schnell füllte sie zwei Gläser mit dem frischen Getränk und reichte ihm eins.

„Auf Ihr Wohl, meine Gnädige."

Wieder diese Augen, dieser zwingende Blick, so daß sie verächtlich die Lider senkte.

„Heißt das angepöfchen? — Wenn die Gläser zusammenklängen, sieht man sich in die Augen. Das ist deutsche Art."

„Sie haben Recht. Aber — ich möchte doch einmal sehen, wo Mama klebt."

Und schon wollte sie die Laube verlassen.

„O, wenn ich Ihnen lästig fallen sollte —"

„Nein, nein, das nicht. Im Gegenteil."

„Sie sagen im Gegenteil? Sein ganzes Gesicht erstrahlte, denn auch ihm gefiel das Mädchen, das sich in seiner Verlegenheit doppelt reizend gab.

„Das darf ich also als ein gutes Zeichen auffassen, hierbleiben zu dürfen."

Sie wußte keine Antwort zu geben.

„Und wenn Sie gehen, wer soll denn die Bowle bewachen? Wir als völlig Fremden können Sie doch nicht vertrauen."

„Doch wohl. Sie brennen nicht durch," entgegnete sie etwas naiv. Und immer das bummle Geräten.

„Nein," lachte er übermütig, „das nicht. Aber zwei bewachen besser."

--- --

Machten die anderen, die allmählich zurückkehrten, ohne etwas gefunden zu haben, Augen, als sie Hilba im Gespräch mit einem fremden Herrn bei der Maibowle fanden und als sie hörten, was geschehen. Nur Hans und Rudolph waren etwas misgünstig.

Das konnte man ihnen schließlich nicht verdenken. Denn mit den Augen der Eiferlust sahen sie, wie später beim Abschlebe der Schriftsteller länger Hilbden's Hand in der seinen hielt, als es die conventionelle Regel zuließ und daß sie auch nicht die geringste Bewegung machte, sie ihm zu entziehen.

Und wenn sie hätten so inbittet sein können, wie der Mond, der hell am Himmel aufsaß, so hätten sie auch erfahren können, daß Hilba noch lange träumerisch am Fenster ihres Schlafgemaches stand und der Tageserlebnisse gedachte.

Aber das wußten sie ja nicht. So hofften sie noch immer ein wenig, bis einen schönen Tages die Verlobungsanzeige: „Hilba Brandt, Max Ahlwaldt" sie auch dieser Hoffnung beraubte.

Und das doch schließlich nur durch eine Maibowle.

--- --

Anerk.

* Händchen's Standyunkt. Wegen Kohlenmangels könnte eventuell die Schule geschlossen werden, höre ich. Und da giebt's Leute, die über die Kohlennot klagen!"

* Geistesgegenwart. Frau (zum Mann, der um 3 Uhr nachts nach Hause kommt): „Mann, wie spät ist es denn?" — Mann: „Ich glaube ein Uhr" (indem schlägt es drei). — Frau: „Trittst Dich, es schlägt drei." — Mann: „Ach, was! Die Uhr trottert."

Buchstabenrätsel.

• Pol •

Silbenrätsel.

„a, berg, ge, gu, kü, kraut, lab, lo, vol, ruh, se, ter, um." — Aus diesen dreizehn Silben sollen fünf bekannte Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Vornamen, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Zunamen eines bekannten Dichters ergeben. — Die fünf Wörter bezeichnen: 1. Ein Penteltier. 2. Eine Pflanze. 3. Einen Gott der alten Griechen. 4. Eine Präposition. 5. Eine Stadt in Holstein.

Legenrubb.

Gen Osten zog ich arm als Jüngling aus, und kam geeignet als ein Mann nach Haus.

Gen Süden zog ich als ein Greis hinaus, dem Grabe nach und kam dort nicht zu Grab.

Gen Norden trug man endlich mein Gebein, nun rate mir, was wird mein Name sein?

Nimm meine Zeichen, änd're ihren Stand, und siehe da: ein Fläschchen wohlbekannt.

Weißt du, was Großes meinem Uter nach? Dem Mann, dem reichgelegneten geschah?

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Uter, Segelberg. — Klaus Gruth.

Rätsel: Lan und Naga.

Charade: Meisterstück.

Palindrom: Rebel, Leben.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Schöner Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 15, 26-27. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, kommen wird, wird er von mir Zeugnis geben.“ — „Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfang bei mir seid.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht irgert.“ — „Sie werden euch aus den Synagogen austreten: ja, es kommt die Stunde, daß Jeder, der euch tödtet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird.“ — „Und das werden sie euch thun, weil sie weder den Vater, noch mich kennen.“ — „Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.“

Das Gebet im Namen Jesu.

II.

Heute beschäftigt uns, lieber Leser, vor allem noch das Geheimnis des Heftiges, den wir vor einigen Tagen feierten: wir versehen uns im Geiste auf den Weg, um der triumphierenden Himmelfahrt des Erlösers beizuwohnen. Der Herr ist aufgeföhren, um uns die Pforten des Himmelreiches zu öffnen und uns einen Platz dort zu bereiten; dann aber auch, um von da aus Seine Segnungen über uns auszusüßten.

Bis zu diesem herrlichen Tage war die Pforte des Himmels allen Kindern Adams verschlossen. Alle Frommen des Alten Bundes wurden seit ihrem Tode in der sog. Vorhülle zurückgehalten, ohne einen andern Trost als die Hoffnung. Nun aber befreit Jesus sie aus ihrem Gefängnis und führt sie mit Sich in den Himmel ein; Er tritt zuerst, durch das Verdienst Seines vergossenen Blutes, in die „ewigen Thore“ ein, und so werden die Vorbilder des alten Gesetzes erfüllt. Der jüdische Tempel ist nicht mehr das geheimnisvolle Heiligtum; das Allerheiligste im Tempel, welches bekanntlich das ganze Jahr geschlossen blieb, und in das der Hohepriester nur ein einziges Mal im Jahre, mit dem Blute der Opfertiere in den Händen, eintreten durfte, — es ist nicht mehr, seitdem der Allerheiligste auf Golgatha sich Selbst geopfert; das wunderbare Herreihen des verhüllenden Vorhanges, der die verschlossenen Pforten des Himmels vorbereitete, kündigte es der stannenden Menschheit deutlich genug an. Nun ist der allein wahre Hohepriester Jesus Christus eingegangen, nicht etwa in das von Menschenhand gemachte Heiligtum, das ja nur Vorbild des wahren sein sollte, sondern in den Himmel selber: in das wahre Heiligtum, worin Gott wohnt! Und Er ist eingegangen, indem Er Sein eigenes kostbares Blut gleichsam als Opfergabe in den Händen trug. Den Vorhang, der dem Volke

dieses wahre Allerheiligste verbarg, hat Er zerrissen und entfernt, so daß es nur mehr von uns selber abhängt, einzutreten!

Doch dabei läßt der Herr es nicht bewenden, lieber Leser, vielmehr wie ein guter Vater, der Sorge trägt, seine Kinder gut unterzubringen, spricht Er zu uns: „Ich gehe, euch einen Platz zu bereiten“ (Joh. 14, 2); „Ich will, daß auch ihr seiet, wo Ich bin,“ (Joh. 18, 24) „und daß Mein Thron der eurige sei“ (Joh. 19, 21). Welche Ehre ist das für uns Menschenkinder in Aussicht gestellt! Wir sollen, lieber Leser, auf Seinem eigenen Throne sitzen! Unsere an sich so arme und so geringe Natur soll im Himmel selbst bis zum Throne Gottes erhoben werden! Wer kann die Güte des Herrn genug bewundern, und wer sollte Ihn nicht lieben!

Doch das ist noch nicht Alles: vom Himmel herab segnet Er uns, und dieser Gnadenseggen hilft unserer Schwachheit und Unselbstigkeit auf, damit wir das hehre Ziel erreichen, wohin Er uns ruft. Und um was könnten wir besser beten, als gerade um diesen Seggen! Es wäre ein wahres Gebet „im Namen Jesu.“ — Hier erinnere ich mich eines bezeichnenden Wortes des großen hl. Augustinus. In seinen „Bekanntnissen“ sagt er an einer Stelle von sich selber also: „Als ich Gott um meine Bekehrung bat, wünschte ich sie zu meinem Unglücke damals doch nicht; ich würde sie nur für die Zukunft gewollt haben, und ich befürchtete, ich möchte nur gar zu bald erhört werden.“ Daran knüpft er die Mahnung: „Wünschet also ernstlich, daß eure Bitte erhört werde, und wisset, daß dieses anhaltende Verlangen vor Gott ein immerwährendes Gebet ist.“ — Wie Augustinus, lieber Leser, machen es zweifellos manche Christen: sie bitten wohl um ihre Bekehrung, aber ohne rechten Ernst; denn sie wollen weder das ungerechte Gut erstaten, noch ihren Feinden verzeihen, noch ihre lieb-gewonnenen Leidenschaften beherrschen. Sie wünschen also, daß Gott sie ihr ganzes Leben hindurch sündigen lasse und dann nur noch

Kirchenkalender.

Sonntag, 27. Mai. 6. Sonntag nach Ostern. Veda 735. Evangelium Johannes 15, 26-27 und 16, 1-4. Epistel 1. Petrus 4, 7-11. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der mät. Jünglings-Kongregation und mittags 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselbe. St. Andreas: Feiert der ersten hl. Kommunion der Gymnasialisten. Anfang der Feiert morgens 7 Uhr, nachmittags 1/6 Uhr. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Beistunde des 3. Ordens für die Verstorbene. Kloster von armen Kinder Jesu: 7 Uhr Conventmesse und 8 Uhr Schulmesse. St. Anna: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation, verbunden mit feierlicher Aufnahme neuer Mitglieder.

Montag, 28. Mai. Wilhelm 812. St. Andreas: Morgens 1/8 Uhr Dankgungsmesse.

Dienstag, 29. Mai. Marimianus 349. Dominikaner-Klosterkirche: Heute ist der 6. der 15. Dienstage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. Um 6 Uhr Messe mit Gesang für den III. Orden.

Wittwoch, 30. Mai. Feliz 274.

Donnerstag, 31. Mai. Petronella 86. St. Lambertus: Schluß der Mai-Andacht. Nachmittags 5 Uhr feierl. Andacht und Liturgie durch die Kirche. Dominikaner-Kloster: Zum Schluß des Mai-monats feierliche Maiandacht. Ursulinen-Kloster: Fest der hl. Angela. Um 7 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr Andacht. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

vor dem Ende geschwind befehle und sie (ohne ihre Mitwirkung) selig mache. Wie soll denn Gott ein solches Gebet erhören? Wie soll Er die Gnade der Befehlung verstehen, wo sie im Ernste gar nicht gewünscht wird? Da trifft wieder das Wort des Herrn zu: „Ihr wisst nicht, um was ihr bittet.“

Und welchen Mangel an Ehrfurcht und Andacht nimmt man wahr bei manchen Vetern, selbst wenn sie im Hause Gottes erscheinen! Wenn wir einmal zu einem irdischen Könige sprechen dürften, mit welcher Ehrerbietung würde es geschehen, auch dann, wenn wir ihm nur ein Wort zu sagen hätten! Und nun bedenken wir die Hoheit dessen, lieber Leser, an den wir uns im Gebete wenden; es ist der dreimal heilige Gott, den die Engel, ihr Angesicht verhüllend, anbeten! Es ist der unendlich Erhabene, der (wie die Schrift sagt) „die Gewässer mit der hohlen Hand und mit drei Fingern faßt der Erde Last, vor dem die Völker insgesamt sind wie ein Tropfen am Eimer, und die Inseln sind wie dünner Staub!“ Wenn wir also schon vor der irdischen Majestät der Kaiser und Könige uns in Ehrfurcht beugen, welche Ehrfurcht gebührt erst der göttlichen Majestät, dem Könige aller Könige! So oft wir daher beten, sollen wir unsere Gedanken möglichst von den äußeren (irdischen) Dingen abziehen, sollen mit Gott den Herrn recht lebendig vorstellen, — etwa wie Er auf dem Throne der Herrlichkeit die Huldigungen Seines himmlischen Hofstaates entgegennimmt, — und demütig und ehrfurchtsvoll unsere Bitten vortragen.

Dst erhört der Herr unsere Gebete nicht zugleich, aber nicht etwa aus Mangel an Erbarmung, sondern aus Liebe zu uns: Er will uns dann, lieber Leser, Gelegenheit geben, unser Staunen und unser Vertrauen zu bewahren; Er will, daß wir unser Elend und unsere Hilfsbedürftigkeit recht erkennen und an Demut zunehmen; oder Er will, daß wir die lange ersehnten Gaben, wenn wir sie endlich erlangen, um so höher schätzen; denn „lange Ersehntes“, sagt wieder der hl. Augustinus, „hält man hoch in Ehren und bewahrt es sorgfältiger, — folglich Gegebenes dagegen verkümmert in unsern Augen bald seinen Wert.“ Deshalb dürfen wir nicht leichtfertig verzagen und mutlos werden, sondern wir müssen vielmehr jenem kananäischen Weibe nachahmen, das trotz der scheinbaren Härte des Heilandes nicht abließ zu bitten, darum aber auch das tröstliche Wort vernahm: „O Weib, dein Glaube ist groß; dir geschehe nach deinem Begehren!“ (Math. 15.) Und nicht ohne Grund mahnt der Prophet: „Wenn Gott zögert (dein Gebet zu erhören), so harre Sein, denn Er kommt gewiß!“ (Habak. 2, 3.) „Wartet man ja doch“, sagt der hl. Franz von Sales, „ein ganzes Jahr, bis der in die Erde geworfene Same aufgeht, in die Palme schiebt und Frucht bringt; mehrere Jahre hat man Geduld, bis man vom gepflanzten Baume das Obst ernten kann; und die Frucht des Gebetes wollten wir zugleich, fast in demselben Augenblicke, genießen?“

Beten wir also „im Namen Jesu“, d. h. in Seinem Geiste, so wie Er uns durch Wort und Beispiel gelehrt hat: also vor allem um die wahren und ewigen Güter, und zwar möglichst mit der Ehrfurcht, der Demut, dem Vertrauen und der Beharrlichkeit, womit Er einst am Delberge gebetet, — Johann mit Berufung und im Vertrauen auf Seine Verdienste, — dann werden wir der Erhöhung sicher sein.

Das Passionspiel in Oberammergau. Von Carl Ottwald (Goslar).

Am folgenden Morgen, also am eigentlichen Spieltage wird es schon früh 6 Uhr im Orte lebendig. Die Musik durchzieht die Gassen und Alt und Jung, Spieler und Gäste, schlüpfen in die Kleider. Vielleicht hürstet „Johannes“ den bei ihm camp-

renden Fremden die Kleider und „Petrus“ pugt den feigen die Stiefel, oder „Magdalena“ weckt sie und „Maria“ bringt ihnen den Kaffee. Die in Droschken und Omnibussen Nüchternen entschlüpfen mit halbgeschämten Stiefeln ihren „Schlaffsalon“ und gar manches feine Mädchen ist genötigt, am Brunnen auf dem Marktplatz, sich verschämt umschauend, notdürftig Toilette zu machen. Inzwischen strömen die Einheimischen in die schöne, reichgeschmückte Kirche, um beim feierlichen Gottesdienste die würdige Vorbereitung für das von ihnen so vielstündlich hochgehaltene „Spiel“ zu finden. Auch gar viele Fremde folgen diesem guten Beispiele und haben es nicht zu bereuen, denn die herrliche Orgel die gut einstudierte musikalische Messe, das imposante Hochamt mit den glühenden Paramenten, dem dustenden Weihrauch und die Andacht feststehenden Ceremonien geben auch dem Nichttheatralischen ein sowohl Auge wie Ohr erfreuendes Bild.

Nun trachen die Pöller und ihr Widerhall durchrollt das Thal. Sofort setzt sich alles der Festweise zu in Bewegung, denn nach dem dritten Signal, um 8 Uhr Morgens beginnt die Vorstellung. Viele einheimische Kinder, auch manche Erwachsene sind schon im Kostüm und drängen sich durch das Gewühl, welches, je näher dem Schauplatz, um so dichter wird. Bald sind wir am Theater angelangt, das sich in diesem Jahre, weil es mit einer ungeheuren Bogensonstruktion überdeckt wurde, noch gewaltiger in seinen Dimensionen ausnehmen wird, als früher. Wir nehmen in der amphitheatralisch ansteigenden Halle unsern Sitz ein und gewinnen nunmehr erst den vollen Eindruck des wahrhaft imponierenden Raumes, da wir zugleich mit dem 4000 Menschen fassenden Auditorium auch die wohl ebenso große Bühne überschauen können. Als Beleuchtung dient nur das Tageslicht, so daß durch diese Frage das Budget nicht belastet wird. Daraus folgt, daß auch innerhalb der Vorstellung Tag- und Nachtwechsel, oder was sonst mit Beleuchtungseffekten irgendwie zusammenhängt, der Illusion des Zuschauers überlassen bleibt. Und es geht das genau ebenso gut wie zu den Zeiten Shakespeares die oftmalige Wandlung des Schauplatzes der Begebenheiten, welche nicht durch Dekorationen, sondern höchstens vermittelst einer beschriebenen Tafel angezeigt wird.

Daß man in Oberammergau die Bühne bereits vor der Aufführung übersehen kann, hat seinen Grund in dem Fehlen eines Vorhanges. Hierin erkennt man den vorbildlichen Einfluß des antiken Theaters, wo die sogenannte „Orchestra“ der Oberammergauer Vorbühne entsprach, welche letztere sich dicht hinter dem Rande der Rüstler (also dem heutigen Orchester) aufbaut.

Im Hintergrunde der antiken „Orchestra“ erhob sich, durch zwei eiserne Treppen zugänglich, die eigentliche als Schauplatz der Handlung dienende „Stana“, an deren Stelle in Oberammergau eine — zum Unterschied von den übrigen Bühnenräumen einzig mit einem Dach versehene — Mittelbühne vorhanden ist. Dieselbe liegt entgegen der antiken Tradition auf gleichem Niveau mit der Vorder- und Hinterbühne, obwohl derselben für einzelne auf ihr zur Darstellung kommende Vorgänge eine, wenn auch nur mäßige Erhöhung zu wünschen wäre. Sie ist auch mit einem Proscenium und einem Vorhang versehen, was ja, neuen Forschungen zufolge, eben wohl mit der antiken Bühne der Fall gewesen sein soll, wobei es ohne Bedeutung ist, ob der Vorhang, wie im Oberammergau, sich theilt, oder, wie bei dem griechischen Theater, zu Beginn der Abschnitte in eine Nische des Fußbodens versinkt.

Zu beiden Seiten der erwähnten, natürlich mit stets wechselnden hübschen Dekorationen ausgestatteten Mittelbühne erblinden wir offene Thore, welche in Gassen Jerusalems führen, die sich hinter der Mittelbühne heranziehen. Diese dient bald als Schauplatz für die Szenen im Innern des Tempels, für die Verhandlungen des hohen Rathes, für die Ereignisse im Garten Gethsemane, bald der Darstellung der Fußwaschung, des Abendmahls, der Kreuzigung, der Auferstehung usw., in erster Linie aber den zahlreichen, meist sehr wirksam arrangierten lebenden Bildern. Dagegen spielen auf der Vorderbühne und in den beiden Gassen Jeru-

salems die figurenreichen Massenszenen, welche sich zum Theil vor zwei mit Freitritten und offenen Säulenhallen versehenen Palästen concentriren, die links und rechts neben den Strohentboren angebracht sind. Derjenige zur Linken der Zuschauer gehört dem römischen Landpfleger Pilatus, der zur Rechten dem Hohenpriester Annas. An diese Paläste schließen sich dann noch beiderseits, gewissermaßen das Proscenium der Vorbühne bildend, antike Säulenstellungen, zu denen Stufen emporführen.

Nachdem wir uns den riesigen Bühnenraum, dessen Anordnung in genialer Weise allen Anforderungen der Handlung entspricht, angeschaut und auch einen bewundernden Blick über seine Wände hinweg in die ringsum sich aufbauende, natürliche Berglandschaft geworfen, beginnt präcise 8 Uhr die Ouvertüre, von der Orchesterkapelle gespielt und vom Herrn Lehrer geleitet. Sie bewegt sich, wie auch die sonstige, stets die Handlung durchschneidende Musik, in zopfigen Formen, was der naiven Struktur und Darstellung des Dramas vollkommen conform ist.

Nun schreiten von beiden Seiten des Prosceniums 34 Sänger und Sängerinnen in würdevollem Tempo die Stufen herab. Sie sind in griechische Gewänder gekleidet, haben gelbe und malende Köden und werden „Schubgeister“ genannt. Ihre Aufgabe ist, die ganze Handlung mit frommen Betrachtungen, speziell die lebenden Bilder mit den nötigen Erläuterungen zu begleiten. Auch hieraus erhellt wieder die Verwandtschaft des Ammergauer Spiels mit der antiken Bühne, wo dem stets nur unten in der „Orchestra“ agierenden „Chor“ die gleiche Aufgabe zufiel, nur daß er redete, der Chor der Passionsbühne aber singt. Seinem neutralen Charakter entsprechend tritt er nach jedem Vortrag wieder in die seitlichen Hallen zurück, ohne je an der eigentlichen Handlung theilzunehmen.

Diese theilt sich offiziell nach dem künftigen Spielbuche folgendermaßen: „Das große Verführungsspiel auf Golgatha, oder die Leidens- und Todesgeschichte Jesu nach den vier Evangelisten mit bildlichen Vorstellungen aus dem alten Bunde zur Betrachtung und Erbauung.“

Sie besteht aus 17 sogenannten Vorstellungen (Abschnitten), zwischen welche stets lebende Bilder eingeschoben sind, deren Motive, dem alten Testamente entnommen und vorbildlich für die Vollkommenheit des neuen Testaments sein sollen. So sieht man den Verkauf des ägyptischen Joseph als Vorbild für Judas' Verrat, das Hanna in der Wüste als Vorbild des heiligen Abendmahls, Kaisers Verweigerung als dasjenige von Judas Gewissenbissen und Selbstmord usw.

Die erste „Vorstellung“ setzt gleich ganz gewaltig mit dem Einzuge Jesu in Jerusalem ein, sowie mit dem Betreiben der Händler aus dem Tempel, wodurch der Argwohn und der Reid des hohen Rathes erregt wird. Die Entdeckung des Volkstrubels, das langsam immer näher kommende Hofannabgeschrei der Menge, das Ausbreiten der Gewänder auf dem Boden, das Schwanken der hunderte von Palmzweigen, die von Alt und Jung umjubelt, äußerst charakteristische Gestalt Jesu auf der Gelin — das alles giebt ein Bild von überwältigendem Effekt. Alle Achtung vor der Regiekunst und der darstellerischen Kunst dieser einfachen Leute! — Man muß aber auch sehen, mit welcher intensiven Begeisterung alles „mitthut“, vom winzigen Dreifährchen bis zum altergrauen Patriarchen. Da ist keine Spur mehr vom dilettantischen Bauerntheater, das ist Kunst, wahre, hehre, von keiner saloppen Handwerksmäßigkeit angegränzte Kunst. Denn in ebenso glänzender realistischer, wie auch ästhetischer Weise sind alle folgenden Szenen inszeniert, von denen nur die Fußwaschung, das Abendmahls, die Gefangennahme, sowie die von den Priestern heimlich geschürte, bis zum hellen Aufbruch anwachsende Empörung des Volks bis zum „Kreuzige ihn!“ erwähnt seien. Und dazwischen immer die so unsäglich rührende Gestalt des Heilandes in ihrer Sanftmut und Gottergebenheit! — Weit entfernt davon, profanierend zu wirken, ist die lebendige Erscheinung des Gottmenschen vielmehr im

hohen Grade geeignet, und seine erhabene Mission als Stifter der christlichen Religion, sowie seine unendliche Liebe und Hingebung, mit welcher er sich selbst den Sünden der Menschheit zum Opfer bringt, so recht anschaulich zu machen. Welch potente, dramatische Gewalt steckt doch in diesem Stoffe, der die Zuschauer trotz mancher Unstäten der Witterung, trotz der unläugbar ermüdenden Länge vieler Dialoge, trotz einzelner anderer Schwächen, welche man hier, wie ja auch oft an den größten Hoffakten mit in den Kauf nehmen muß, viele Stunden in atemloser Spannung zu fesseln vermag!

Diese weisvolle Stimmung wird auch keineswegs durch die Mittagspause beeinträchtigt, wo außen auf der Wiese ein wahrer Jahrmakelstrudel an den zahlreichen Es- und Trinktuben sich abspielt.

Nach dieser wohlthätigen Erquickung kommen dann noch die mächtig ergreifenden Szenen der Gefesselung, Dornenkrönung und Kreuztragung, der erschütternden Kreuzigung, des feinsten Augen tröden lassenden Todes Jesu, der äußerst pietätvoll arrangierten Kreuzabnahme, sowie schließlich die Grablegung, die Erscheinung der Engel und die Auferstehung.

Es ist gegen 6 Uhr Abends, wenn wir das Theater verlassen, mit dem Bewußtsein, einem Schauspiel beigezogen zu haben, das in der Größe der Anlage und wunderbar erhebenden Wirkung seines Geschehen nicht hat.

Sollte man das Mißgeschick gehabt haben, als Spätkümmling keinen Platz mehr zu erhalten, so tröstet man sich mit den zahlreichen Leibesgenossen. Man wartet bis zum nächstfolgenden Tage, an welchem in solchen Fällen „das Spiel“ wiederholt zu werden pflegt.

Nach Schluß der Vorstellung zerstreut die Menge allen Winbrüchungen zu. Wer direkt mit der Bahn von München gekommen war, wählt wohl seinen Rückweg über Etal und Oberau nach dem so überaus reizend vor dem Wettersteingebirge gelegenen Partenkirchen, oder zum Besuch der Königsschlösser über Lindberhof, Plansee, Höhenwangau nach Hüssen. Vor Partenkirchen kann man dann die schöne Fuchstour Mittenwald-Jiril unternehmen und von letzterem Orte nach Innsbruck oder über den Arlberg zum Bobense gelangen, während von Hüssen über Reutte und Vermos der wunderbare Fernpost befahren werden kann, welcher Weg uns nach Innsbruck, also ebenfalls an die an Natur Schönheiten so reiche Arlbergbahn führt, von welcher sodann die interessantesten Touren in die herrliche Gletschermelt unternommen werden können.

Die Raube.

Von Ottokar Böber.

II.

Es dunkelte bereits stark. Die schwarzen Nachtschatten lagen überall schon wie dunkle Kücher. In dem kleinen Café am See aber saßen zwei Männer in eifrigem Gespräch. Sie sahen sich aneinander geblickt und steckten die Köpfe zusammen, wie Leute thun, die vor sich selbst etwas geheim halten wollen.

„Allein kann mir's niemals gelingen!“ flüsterte der eine, ein starker, sonnenbrannter Sohn der Berge. „Rein! allein niemals!“ wiederholte er, schob den grünen Hirschkopf weit aus der Stirne und fuhr ungeduldig mit der schweißigen Rechten über den Hirschkopf. „Hör' Anton! Es ist eben ein ganz wunderbar starker Hirsch; und wenn Du mit dabei bist, kann's nicht fehlen. Die Genbornen sind aber brühen wegen der Kaiserjagd, auch die Förster und Jäger und . . .“

Der Andere, dem die eindringliche Rede galt, ein blutjunger Bursche von nicht mehr als sechszehn Jahren, sah nachdenkend vor sich hin. „Na! alles recht, Freund; alles recht! Aber es bleibt, Du magst es brechen und wenden, wie Du willst, doch immer und immer Wildbeteil!“

„Schäm' Dich, Kamerad! Bist eben kein Kelpfer. Du müßtest sonst gleich das Fieber kriegen, wenn

Du hörst, daß einen Büchsenknopf weit von Dir der schönste Wildbraten steht. Oder . . . haß Du gar . . . Angst?“

„Angst? Furcht?“ fuhr der Jüngling auf. „Rein!“ — fügte er nach einer Weile hinzu, — „das glaubst Du ja selbst nicht aus dem Mund! — Gut! Es möge sein!“ begann er plötzlich entschlossenen Tones und machte sich zum Fortgehen bereit. „Ich will mit Dir geh'n. Sag mir nur Ort und Stunde . . .“

„Bei der großen Föhre am Weg zu den drei Felsen findest Du mich, wenn der Mond untergegangen ist.“ — flüsterte Johannes, während er die Hand des Genossen derb schüttelte.

„Leb wohl!“

„Auf Wiedersehen!“

Anton schritt hochgehobenen Hauptes, die Zäde fest über die linke Schulter geworfen, in die sinkende Nacht hinaus.

Johann's düstere Blick folgte ihm. Als er nach langer Zeit, wie um sich selbst aus den Sinnen zu weiden, mit der Hand über die Stirne fuhr, murmelte er: „Also doch! — des Försters Sohn — ein Wilderer! Schier laßig wär' die Sache zu nennen, wenn sie nicht gar so krautig wär'; Gut, gut! Ich, der Johann vergesse nichts; nie! Ich vergesse nichts, und wenn über die That leicht schon einige zwanzig Jahre dahingeraucht sind. — War's auch schwer zu kragen, ich hab sie männlich getragen die Last, die mich schier erdrücken wollte; hab's getragen in der Hoffnung, daß einmal die Zeit komme, wo ich Rache nehmen könne. Ich hab' es ihm geschworen, und werde es halten. — Die langen, langen sechs Monate in finsterner Kerkerhaft, während draußen der Frühlingsschnee juchend den Schnee von den Bergen jagte, tausende von leuchtenden Blüten dufteten, die Bäume grüntem, und das Wild sich rot verfarbte! Oh! — diesen brennenden Schmerz will ich ihm zurückzahlen. Ich will ihn verwunden, so schmerzvoll verwunden, wie er mich verwundet hat. Ich will ihn treffen! — Ich hätte ihn längst erschießen können, ich hätte ihm sein Haus niederbrennen können; aber — alles zu wenig! alles zu wenig! Doch seinen Sohn, seinen Liebling, seinen Abgott zum Wildern verleitet zu haben, ihn zum Verbrecher gemacht zu haben, das trifft ihn hart und schwer. Nein, nein! der „Wilderer — Johann“ vergißt nichts. — Ue — — oh!“ schrie er plötzlich wild auf. „Was suchst Du hier? Was willst Du von mir?“

„Komme nur Dir zu sagen.“ flüsterte ein altes Männchen, das laulak an den im Selbstgespräche Versunkenen herantreten war, daß heute Nacht die richtige Zeit wär'.

„Laß' mich in Ruh!“

„Was? Was . . . soll . . . ich? Ich verstehe Dich nicht, Johann.“

„It auch nicht nötig. Laß' mich, sagte ich Dir schon einmal, und das ist genug.“

Die grünen Pupillen des Alten weiteten sich, als er zwischen den schobhaften Zähnen hervorprekte: „Ei, ei! So so! Aha, aha! glaubst die ganze Sache allein durchzuführen? Freilich, freilich! Ich sage, ja! It ja auch leicht zu thun! — Aber hüte Dich vor mir, Johann!“ schrie das kleine Männchen wie besessen. — Nach einer Weile begann er weinerlichen Tones: „Seit zehn langen Jahren haben wir miteinander manch' schönes Stück Wild nach Hause geschleppt! . . . Und jetzt? . . . Jetzt brauchst Du mich nicht mehr!“

„Will wahrlich nicht mehr mit Dir geh'n, Alter! Deine Füße vertragen Dir den Dienst.“

„Da sieh' mal her! Da sieh' mal her!“ und der Alte griff in höchster Erregung an seine Beine.

„Kann ich's nicht mit dem Jüngling von Euch aufnehmen? Bin ich nicht noch immer stärker als Ihr Alte?“

„Sepp! Es will nicht mehr geh'n!“

Sprachlos starrte der Alte eine Weile vor sich hin, als ob er das Vernommene nicht fassen könne. Dann schrie er, wie von einer plötzlichen Eingebung erfasst: „Du willst mit Jemand anderem geh'n!“

„Und wann.“ — polterte Johannes zurück, — so kümmer't's Niemand!“

„Jetzt weiß ich alles!“ stammelte der Alte. — Nach geraumer Zeit legte er schüchtern die Hand

auf die Schulter Johannes' und bat: „Hör', alter Kamerad! Nur noch einen, nur noch diesen einen, letzten Schuß will ich thun. Laß' mich ihn thun! — Ich habe ja den Hirsch bestätigt und mein It er also! Das Wildbeteil soll gerne Dein sein; doch schreie laß' mich ihn; schreie!“

„Rein!“

„Rein! Warum nicht?“

„Der Hirsch gehört dem, der ihn heimbringt. Und heimbringen soll ihn niemand anderer als ich!“ —

Er schüttelte die Hand des Alten ab, warf ein Geldstück auf den Tisch, daß es klingend zur Erde sprang und verließ ohne Gruß die Stube.

Der Alte sah starr zu Boden. Endlich hob er beide Arme wie zum Schlage, schüttelte drohend die geballten Fäuste und zischte: „Sterben will ich schließlich, als den Hirsch lassen!“

II.

Raum graute noch der Morgen. Der Himmel war mit reichlichen Dunststreifen bedeckt, durch welche hie und da noch die Sterne blühten, aus den Thälern stiegen Nebelmeere und wälzten ihre schweren Massen durch den Hochwald, als zwei Männer am Rande des Holzes standen und sich leise unterredeten.

„Dort drüben wird es schon lichter, Förster!“ bemerkte der eine, ein weißbärtiger Gendarmerepostenführer.

„Ihr habt recht, Sergeant! Der Wind kommt auch.“

„Es wird Zeit. Ob sie uns entweichen können?“

„Glaube nicht; denn Alles stimmt mit den Angaben, die gestern Abend der alte Sepp Kothbrenner machte. Hier die Föhre, dort der Weg, der zu den drei Felsen führt . . .“

Der Dachshund, der bis dahin stille zu Füßen der Weiden gelegen, erhob sich plötzlich, winkelte, und ließ ein leises Anruren hören.

„Ruhig, mein Hund!“ beschwichtigte der alte Oberförster das unruhig gewordene Thier, während sich alle Muskeln seines schneigen Körpers strafften und die Hand trampfhaft den Schaf des Hirschhagens fahte. „Der Hund meldet; nun ist's richtig!“ flüsterte der alte Mann. „Du, Sergeant, magst hier bleiben. Ich will den Schlag hinauf zu den drei Felsen hirschen. — Aufgepaßt! — Und nun, mit Gott!“

„Gott mit Euch, Förster!“

Reine 500 Schritte machte die Strecke beitragen, die Förster und Sergeant von Johannes und Anton trennte, die eifrig damit beschäftigt waren, die besten Stücke eines sehr starken Hirsches in zwei gleich große Bündel zu schnüren. Beide arbeiteten wortlos und hastig, wie es der Augenblick gebot.

„So!“ meinte Johannes, als der letzte Knoten geknüpft war. — „So! jetzt wär' vollbracht!“

Er sprang auf und dehnte die mächtigen Glieder. Pflötzlich sah er boshaft auf und sagte: „Hör', Anton! Weist Du auch, was Du von heute an bist? — Bist nicht mehr der „Förster — Anton“, — bist von heute an der „Wild Anton!“

Das Antlitz des Jünglings war so bleich wie die Schneefelder über seinem Haupte geworden. Zornbebend trat er vor den erschroden Zurückweichenden. „Was sagst Du?“ presste er endlich hervor. „Du magst es mich, mich mit einem Deines Gleichen zu vergleichen, in einem Atem zu nennen? Und nur deshalb, weil ich zufällig einmal gethan habe, was Ihr täglich in sündiger Gewohnheit thut? — Euch aber macht das Wüßte Freude; Euch ist die Sünde eine Lust. Mir jedoch Pein und Qual. Ich ging mit Dir, um Dich in Deiner ganzen Gedärmslichkeit kennen zu lernen, nicht aus Freude am Bösen. Es war das einzige und letzte Mal. Und nun, greif' auf, damit wir mit Gottes Hilfe gesund heim kommen.“

Johann's Riesenkörper bebte. Seine Hände waren geballt. Er mühte sich zu sprechen, doch es gelang ihm nicht. Pflötzlich taumelte er, wie von einer Kugel getroffen, mit lautem Schrei zurück und fahte nach seinem Gewehr, das an einem felsigen Block lehnte. Anton war ebenfalls zur Seite gesprungen, und sah in das wackelbleiche Gesicht — seines Vaters.

„Vater!“ — schrie er wild auf, und hielt wie zur Wehr beide Hände vor sich.

Johannes aber hatte im Angesichte der Gefahr schon wieder seine alte Furcht gewonnen. Er stand nun, halb von einem Felsen gebedt, sein Gewehr schußbereit in der Hand.

„Wacht ich's doch, doch wir uns noch einmal feierlich begegnen, Förster!“ — schrie er höhnlich. „Wart' ein wenig Alter, mit Deinem Gruß, bis Du wieder zu Atem gekommen bist!“

„Gieb mir Deine Büchse, Johannes, oder ich schieße!“ sagte der alte Mann vollkommen ruhig.

„Kann's nicht thun, Alter! Komm' aber her, und hol' sie Dir!“ — Rührte Dich nicht!“ schrie er plötzlich als der Förster eine Bewegung machte. „Anton! Rühre die Arme! Hoffe Deinen Vater von rückwärts, daß wir ihn bewältigen können!“

Der Jüngling hatte wie geistesabwesend vor sich hingestarrt. Der gellende Ruf wedte ihn. Rollen des Auges trat er der Büchsenmündung seines Genossen entgegen. „Johannes! Lege Dein Gewehr nieder!“ sagte er und machte einen Schritt vorwärts.

„Hund, Du falscher!“ leuchtete Johannes. Der Kolben fuhr an die Wange, der Schuß trachte und wedte das rollende Echo der Berge. Anton stürzte lautlos nieder. Mit einem gellenden Schrei sprang der bewegene Mörder in flüchtigen Schritten ab. Die Kugel, die der alte Förster ihn nachsandte, schien ihn nicht verfehlt zu haben, denn er beaumtortete sie mit Höhnlichen und Hülfschreien!

Nun wandte sich der Alte zu seinem Kinde. Finster blickte er auf den Liegenden. Der Körper des Toten regte sich; die Flüße zuckten, als wollte er sich aufrichten; es schien, als gewönnen seine Glieder noch einmal Leben und Verstandnis. Jetzt öffnete der Sterbende seine Augen und wie ein Hauch klang es von seinen Lippen: „Vater! . . . Mein Vater. . . vergeh' mir! . . . doch glaube nicht . . . daß . . . ich je schlecht war!“ Dann lag er als Leiche vor ihm.

Der Alte aber kniete nieder, entblöhte sein Haupt und betete: „Herr, mein Gott, ich danke Dir bis in alle Ewigkeit, daß Du ihn zu letzter Stunde reuig abberufen hast.“ Und er küßte des Toten Lippen.

Vom Johannes erfuhr Niemand etwas mehr. Die einen erzählten, er wäre über die nahe Grenze geflohen, und halte sich drüben unter falschem Namen verborgen; andere glaubten zu wissen, er wäre gar über das große Wasser gezogen, um in den Gebirgen des fernen Westens dem eigenen, verfolgten Gewissen zu entsinnen.

Der Goldonkel aus Amerika.

Humoreske von Dr. Kurt Abel.

In der Familie Brenner herrscht große Aufregung. Vor einigen Tagen ist ein Brief angekommen, der die Rückkehr des Onkel Tom, der vor vierzig Jahren als Schiffsjunge nach Amerika gegangen war, ankündigt.

In dem Briefe steht, daß er einige Kuriositäten aus der neuen Welt mitbringe und daß er gewonnen sei, den Rest seiner Tage in seiner Heimat zu verbringen. Der Lehrer, welcher den Brief in der Familie vorgelesen, erklärte, daß der gesunde Humor, welcher sich in dem Schreiben ausdrücke, den unwiderleglichsten Beweis dafür liefere, daß der Onkel Tom reich mit Schätzen beladen sein Vaterland betreten werde. Was ist natürlicher, als daß die Familie Brenner in Erwartung der reichen Erbschaft, die ihr ungewißhaft einmal zufallen wird, Alles aufbietet, den Goldonkel zu empfangen. Endlich ist der festgesetzte Tag der Ankunft erschienen, sang und erwartungsvoll schweifen Aller Blicke zum Fenster hinaus, da erschallt plötzlich des kleinen Betters Stimme, der draußen auf der Lauer steht: „Er kommt, er kommt!“ Und richtig! Da steht der Ersehnte, lustig den Hut schwenkend und mit einem kräftigen „Hurrah!“ die Seinigen begrüßend. Flug eilt man, den lange Entscherten herzuholen und in sein Vaterhaus zu führen, das er als Jüngling verlassen. Nachdem die üblichen härmischen Begrüß-

ungen überbunden, setzt man sich an die reich besetzte Tafel und ißt fröhlich und guter Dinge. Onkel Tom läßt sich nicht nötigen, er entwickelt trotz seiner 80 Jahre einen vorzüglichen Appetit, eine Schüssel verschlingend nach der andern und die Familie Brenner muß sich aus Rücksicht auf den „teuren Gast“ nur darauf beschränken, von all den schönen Speisen ein ganz klein wenig zu kosten. Aber was thut es, ist er nicht der reiche Onkel, wird er uns nicht tausendfach ersetzen, was wir ihn hier bieten? flüstert die sorgsame Hausfrau in sich hinein, während sie einen schmackhaften Salat den rapid verschwindenden Speisen nachsendet.

„Wo hast Du Dein Gepäck, Onkel Tom?“ fragt der kleine Peter plötzlich.

„Mein Gepäck, dummer Junge? Was braucht ein Seemann mehr als seine Pfeife und ein Hemd zum Wechseln! Aber einen Papagei habe ich Dir mitgebracht, se, was sagst Du dazu?“

„Danke schön, Onkel Tom, aber . . .“

„Wie — aber? . . .“

„Aber ist das Alles?“ fragte der kleine Bube.

„Bist Du damit etwa nicht zufrieden?“ sagte Onkel Tom, während seine Stirn sich leicht runzelt.

„Sei nicht so dorkau, Peter,“ ermahnt die Mutter. „Entschuldige, lieber Tom,“ wendet sie sich an Jenen, „der Junge weiß nicht, was er spricht.“

Der alte Lehrer, welcher gleichfalls zu dem Feste geladen war, schmunzelt vergnügt und raunt der Frau Brenner in's Ohr: „Alles Pöffen, liebe Frau Brenner, ich habe ein Duzend Geschichten gelesen, in denen sich alle amerikanischen Onkels so einführen, um ihre Verwandten auf die Brode zu stellen. Machen Sie nur so, als ob Sie ihm alles glauben und ihn für ganz arm halten, um so mehr werden Sie sich in seiner Gunst festsetzen!“

Wochen vergingen und noch immer machte Onkel Tom nicht die geringsten Anstalten, seine so sorgsam verborgen gehaltenen Schätze an das Tageslicht zu fördern. „Aber weshalb sollte er auch?“ beschwichtigte Frau Brenner die mahnende Stimme des Jüngers, „wird nicht die Freude der Ueberraschung später um so größer sein?“

Inzwischen ließ es sich Onkel Tom bei Brenners sehr wohl sein er rauchte sehr stark, trank sehr viel — denn Herrn Brenners Zigarren, Bier und Wein waren sehr gut, wie er wiederholtlich beteuerte — und zeigte eine ausgesprochene Neigung zum Spielchen, wozu er sich — wahrscheinlich um die großen Scheine nicht anbrechen und das Gold und die Edelsteine nicht verflüßern zu müssen, wie Brenners einstimmig glaubten — das kleine Geld von dem Familienoberhaupt sorgte. „Mein diese kleinen Beträge wachsen nach und nach zu einer so ansehnlichen Summe an, daß Onkel Tom recht gut schon einen seiner „großen Scheine“ hätte herauslangen können, wie Herr Brenner in einer vertraulichen Stunde seiner Ehehälfte gegenüber topfschüttelnd äußerte.

Wieder vergingen Wochen, ja Monate und die Mienen der Familie Brenner verdüsterten sich in dem Grade, wie das Konto des Goldonkels zu einer immer bedenklicheren Höhe anwuchs. Und Onkel Tom schien sich immer heimlicher bei seinen lieben Verwandten zu fühlen, die in so aufopfernder Weise für ihn in seinem Alter sorgten, und er rauchte und spielte stärker denn je.

„Mein die Zigarren und das Bier und der Wein der Familie Brenner schienen für die Dauer dem „lieben Onkel“ doch nicht recht zu bekommen, denn eines Tages legte er sich hin und wenige Stunden darauf war er eine Leiche. Seine letzten Worte waren: „Habel — Dank — Geliebte — in — dem — Futter — meiner Jacke . . .“

Kaum hatte Onkel Tom seine Augen geschlossen, kaum war seinen ererbten den Lippen der letzte Hauch entflohen, so trödelte die Familie Brenner ihre Thränen, während die Gattin eine Schere ergriff und mit zitternder Hand den Rock öffnete, um diesem das Vermächtnis des „teuren Dahingegangenen“ zu entnehmen.

„Ein Brief!“ kreischte Frau Brenner enttäuscht, ein Papier aus dem bistretten Futter des Rocks entfernend.

„Vielleicht eine Anweisung, wo er das Vermögen deponirt hat!“ ruft Herr Brenner.

„Lieber Tom!“ flüsterte seine Gattin mit erbleichen Wangen. „Du möchtest gern Deine Tage in Ruhe beschließen, weißt jedoch nicht, wie Du das, ohne einen Heller zu besitzen, anfangen sollst? Nichts leichter als das. Gehe zu Deinen Verwandten in die Heimat, prahle mit Deiner Armut, man wird Dich für reich halten und in der Hoffnung, Dich zu beerben, zeitweilig für Dich sorgen.“

Weiter las Frau Brenner nicht, das Vorbild entfiel ihrer Hand und mit einem Schrei sank sie ihrem Gatten in die Arme.

Rätsel.

Ihr wißt, nur Denz und Sonne geben Den andern Blumen sonst das Leben; Uns hat in kalter Winternacht Der grimmige Frost zur Welt gebracht. Die Erde hat uns nicht gezeugt, Kein Gärtner freundlich uns gepflegt. Wir können kurze Zeit nur drangen, Denn wenn uns Licht und Wärme droht, Ist uns're Herrlichkeit vergangen — Wir alle weinen uns zu Tod! Auch dar' uns deine Hand nicht pflanzen — Wir sterben, wenn uns Hände drücken.

Charade.

Wenn, beraubt der schönsten Himmelsgabe, Traurig alles um uns her erseint; Wenn, geleitet nur vom schwachen Stabe, Kaum das Auge noch 'ne Thräne weint, Hört ihr jene mit den Ersten nennen, Die nicht mehr der Blüten Schönheit kennen, Und, wenn fern im schönen Schweizerlande In der Frühlingssprache die Aube glänzt, Führt die Maid die Lege' am Blumenbunde, Wo mit rosem Duft die Ratten blüht; Doch sobald des Sommers Tage fliehen, Sieht zur Heimat man sie wieder ziehn. Manchen Schmerz gemährt euch das Ganze In der jugendlichen Blüthezeit, Wenn der Frühling euch zum schönen Kranze Seine nie getränkten Hügel leihet. Wie so schnell nun seine Freuden schwinden, Möget ihr des Wortes Deutung finden.

Palindrom.

Nie bin ich in des Wassers Flut, Nie in der Flamme heißer Glut, Nicht in der Luft, auch nicht im Himmel, Nicht im Geräusch und Weltgetümmel; Bin weder Stein, noch Holz, noch Erde, Noch Mensch, noch Vogel, noch Insekt; In Land ich nie gefunden werde, Des Wassers Flut mich nie bedeckt. Wohl aber an des Meeres Strand Siehst du mich kommen oft und gehen. Dort kannst du immer gleich mich sehen, Wird' ich auch um und um gewandt.

Synonym.

Empörung und Gewalt erzeugt's, Wenn's allzuheftig drücker; Dem Jolle und Tribut gleichit's, Den uns der König schicket. Doch höher wahrlich steht sein Ziel; Denn Schiffe muß es stellen. Verjagt's, so ist das Schiff ein Spiel Der Wogen und der Wellen.

Buchstabenrätsel.

Lg sk eit

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Dogogryph: Jakob, Jakob.
Buchstabenrätsel: Zweifel.
Silberrätsel: König, König, König, Apollo, Unter, Segelberg. — Klaus Groß.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Freitag, 1. Juni. Simon + Judas. • St. Andrea: Abends 7/9 Uhr Sühne-Andacht. • Dominikaner-Kloster: Während des Monats Juni ist jeden Abend 7/8 Andacht zu Ehren des göttl. Herzens Jesu. • Kapelle zu Stoffeln: Dritter Freitag zur Verehrung des göttl. Herzens Jesu. 7/9 Uhr hl. Messe.
Samstag, 2. Juni. Erasmus + 303. Heute ist gebotener Fast und Abstinenztag. • St. Lambertus: Morgens 7/6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Hochheiliges Pfingstfest.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 14, 23-31. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht und das Wort, welches ihr gehört habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe.“ — „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Quer über betrübe sich nicht und fürchte nicht!“ — „Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Gehe hin, und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch so freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich.“ — „Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird.“ — „Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und thue, wie es der Vater mir befohlen hat.“

Die Herabkunft des Heil. Geistes.

Verlegen wir uns in Gedanken, lieber Leser, in den Abendmahlsaal zu Jerusalem, wo die Apostel im Verein mit der hl. Jungfrau die Herabkunft des Heil. Geistes in inbrünstigem Gebete erwarten.

Unter wunderbarem Sturmesbrausen kommt der göttliche Geist auf die Apostel herab und bewirkt eine Umschaffung ihrer nach zu fleischlich gesannten Herzen. Von außen erscheinen feurige Zungen, im Innern entflammen die Herzen, entflammen in wahrer Gottesliebe, da sie ihren Gott in Feuers Gestalt aufnehmen.

Wenn aber der Heil. Geist heute auf die Erde herabkommt, so thut Er es nicht, um der Menschheit einen vorübergehenden gnadenvollen Besuch zu machen: Er thut es, um bei uns bis ans Ende der Welt zu bleiben; Er thut es, um die Gründung der Kirche Gottes zu vollenden und sie fortan zu regieren, sie in der Wahrheit zu erhalten, so daß sie immerdar die majestätischen Worte der Apostel (auf dem ersten Concil zu Jerusalem) wiederholen darf: „Es hat dem Heil. Geist und uns gefallen“ (Apostelgesch. 15).

Der Heil. Geist kommt heute herab, um die Kirche bis zum Ende der Tage fruchtbar zu machen, daß sie immerdar hervorbringe Kinder Gottes, hervorbringe Apostel, die die göttliche Lehre als Missionare auf dem ganzen Erdenrund verbreiten, Märtyrer, die ihre göttliche Lehre mit ihrem Blute besiegeln, Lehrer, die durch ihre Wissenschaft leuchten, an erwählte Seelen, die durch ihre Tugenden erbauen. Welch' herrliches Schauspiel bietet sich dem dar, der dieses Walten des Heil. Geistes im Laufe der Jahrhunderte mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt!

Aber die Wirksamkeit des Heil. Geistes im einzelnen ist nicht minder bewundernswürdig. Oder ist es nicht wunderbar zu sehen, lieber Leser, wie dieser ewige Gott sich mit einer jeden Seele beschäftigt, um sie zu heiligen; wie Er an die Thür eines jeden Herzens pocht, ob man Ihm öffne; oft ganze Jahre hindurch anklopft, ohne daß Seine Liebe sich durch Abweisungen entmutigen ließe.

Und wenn eine Seele Ihn aufnimmt, dann schärft und erleuchtet Er den Verstand, erwärmt Er das Herz, zieht die Seele bald an durch die Lieblichkeit Seiner Salbung, bald vervollkommnet Er sie durch scheinbare Strenge; immer aber ist Er thätig, Jesum, unser ideales Vorbild, in ihr mehr und mehr nachzubilden.

Wie sehr verdienten alle diese Wunder der göttlichen Liebe des Heil. Geistes unsere Dankbarkeit! Wie verdiente dieser göttliche Geist einen hervorragenden, wenn nicht den ersten, Platz in unsern Gedanken, in unserer Verehrung und Anbetung!

Du weißt mit mir, lieber Leser, daß dem nicht so ist. Warum denn nicht? Warum stehen uns Gott Vater und Gott Sohn viel näher und sind uns viel bekannter?

Wir machen täglich das hl. Kreuzzeichen und sagen unzähligmal im Leben: „Im Namen (Gottes) des Vaters und des Sohnes und des Heil. Geistes“, und „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste“ — aber wir empfinden beim Namen des Heil. Geistes nicht dasselbe, wie bei den beiden andern hochheiligen Namen. Der Heil. Geist ist uns fast fremd und — fast muß ich sagen — gleichgültig. Warum das?

Die Himmel verkünden des Vaters Ehre und das Firmament predigt Seine Herrlich-

Kirchenkalender.

Sonntag, 3. Juni. 51. Pfingstfest. Clotilde † 545. Evangelium Joh. 14, 23-31. Briefel Apostelgeschichte 2, 1-11. St. Lambertus: Heute Beginn des 40stündigen Gebetes. Morgens 5 Uhr Aussetzung des hochw. Gutes und 1. hl. Messe. 9 Uhr feierliches Hochamt. 11 Uhr letzte hl. Messe. Mittags von 12-1 Uhr Bestände der Schulkinder, 1-2 der Jünglings-Kongregation, 2-3 der Sobalität und Rosenkranz-Vereinschaft, 3-4 der Jungfrauen-Kongregation 4-5 Rosenkranz-Andacht. 5-6 Uhr feierl. Komplet. St. Andreas: Morgens 7 Uhr hl. Kommunion der Elementarschulkinder. St. Maximilian: Während des Monats Juni ist täglich morgens 6 Uhr hl. Messe zur Verehrung des hl. Herzens Jesu. Am Schluß der hl. Messe wird das Allerheiligste ausgesetzt, die Altaneel vom hl. Herzen Jesu gebetet und der sakramentalische Segen erteilt. Vom 1. Juni beginnen an Wertagen die Abendandachten um 6 Uhr. St. Maria-Empfängnis: Jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu Andacht. St. Franziskaner-Klosterkirche: An den 3 Pfingsttagen ist die Feier des 40 stündigen Gebetes. Morgens 1/5 Uhr ist Aussetzung des hl. Sakramentes und Chorgebet. Von 1/5 an bis 1/9 stille hl. Messen. Um 9 Uhr ist feierl. Hochamt. Um 1/11 Uhr ist am Sonntag und Montag die letzte hl. Messe. Nachmittags von 3-4 Uhr feierl. Vesper. Von 5-6 Komplet und Andacht mit Segen. Am letzten Tage Prozession durchs Kloster. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

keit. Die Stürme sind Seine Boten, und Er spricht zu uns im gewaltigen Rauschen des Meeres und im Rollen des Donners. Er offenbart Seine Macht und Seine Güte in den Blumen des Frühlings, in der gesegneten Ernte des Sommers und in den reichen Früchten des Herbstes. Ueberall um uns, über uns und unter uns sehen wir die Zeugen Seiner Majestät, Seiner Weisheit und Seiner schöpferischen Macht.

Ferner von des Sohnes Menschwerdung hörten wir schon als Kinder auf dem Schooß der guten Mutter, die uns so anmutend von Seiner Geburt im Stalle, von den glänzenden Engeln auf den Fluren Bethlehems, kurz, von der heiligen Nacht erzählte, — aber auch erzählte von dem entsetzlichen Kreuzestode auf Golgatha. Und wie ergreifend wußte sie das Alles in ihrer schlichten Art zu schildern!

Vom Schooße der Mutter weg nahm uns die Schule und die Kirche in die Lehre: die Geburt, das Leben, Leiden und Sterben des Sohnes Gottes bildeten viele Jahre hindurch den Angelpunkt des ganzen Unterrichts. Und an den Sonn- und Festtagen hörten und hören wir jahraus und jahrein von Jesus, dem Gottmenschen, unserm Heiland, reden. Vor allem Jhm wehlt die Kirche ihre höchsten Feste!

In tausend Sprachen reden Gemälde und Statuen in den Gotteshäusern wie in unsern Privatwohnungen von der zweiten Person, und des Gottmenschen Kreuz begegnet uns überall, um zu mahnen an Seine unendliche Liebe!

In der Frühe am Morgen, um Mittag und wenn die Dämmerung kommt, ruft die Glocke vom Turme: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“; und täglich wird auf unsern Altären das Kreuzesopfer unblutigerweise erneuert durch die heilige Messe!

Darf es uns da wundern, lieber Vater, daß wir die zweite Person in der Gottheit kennen und — wenigstens einigermaßen — gebührend verehren, lieben und anbeten?

Wenn wir uns nun aber einmal fragen: Wem verdanken wir denn die Erkenntnis der Großthaten der Liebe Jesu? Doch offenbar dem Heil. Geiste, in dessen Kraft einst die Apostel, und noch immerdar die von Jhm geleitete Kirche den Gekreuzigten und Auferstandenen predigt und predigen wird bis zum Ende der Tage. Und doch gedanken wir so selten oder gar nicht Seiner Großthaten.

Wie die Apostelgeschichte erzählt, fand der Völkerapostel Paulus, als er auf seinen Bekehrungszug nach Ephesus kam, dort einige ehemalige Schüler des Vorläufers Johannes. Auf seine Frage: „Gabt ihr (nachdem ihr gläubig geworden) schon den Heil. Geist empfangen?“ — erhielt er ihrerseits die Antwort: „Wir haben nicht einmal gehört, daß es einen Heil. Geist giebt!“

Nun, lieber Vater, wir wissen ja allerdings etwas mehr vom Heil. Geiste, als jene Johanneßjünger von Ephesus, aber allzuviel wird es nicht sein, — jedenfalls nicht, um Jhm so, wie es Pflicht wäre, zu verehren und Jhm in dankbarer Liebe zu huldigen. Durchschnittlich des Jahres einmal — am hl. Pfingstfeste — hören wir von Jhm, denken dann wohl für einige Tage an Jhm, als an die dritte Person in der Gottheit, beten in den Festtagen auch wohl zu Jhm — und dann tritt Er wieder in Seine Vergessenheit bei uns: es ist, wie ein Gelehrter der Gegenwart treffend einmal sagte, der „Kalvarienberg“ der dritten göttlichen Person!

Ja, lieber Vater, wir sind eben Menschen, wollen überall hören, sehen, fühlen; und je heller wir etwas sehen, je lauter wir es hören, je mächtiger unser Gefühl dadurch angeregt wird, um so näher tritt es uns, um so mehr steigt es in unserer Wertschätzung: die Allmacht und Majestät des Vaters, das Kreuz des Sohnes, sie reden so laut zu unserm Herzen, daß wir das stille, wunder-

bare Walten des Heil. Geistes fast ganz übersehen.

Die Großthaten Seiner Liebe gehen (von Anfang an) so still durch die Welt. Die Heiligung der Seelen, der Sieg der Kirche in Geduld und Leiden, der Gottesfriede in den Herzen der Gläubigen: das alles vollzieht sich so geheimnisvoll verschleiert für unsere Sinne, daß wir die göttliche Macht nicht wahrnehmen, die da wirksam ist.

Seine bildliche Darstellung — unter dem Symbol der Taube und der feurigen Zungen — bietet auch dem christlichen Künstler zu wenig Stoff, als daß er sich besonders angeregt fühlte, zu Ehren der dritten Person den Pinsel oder Meißel anzusetzen, zumal da die Kirche (aus weisen Gründen) jedes andere Bild des Heil. Geistes geradezu verboten hat.

Doch genug für heute. Wir wollen zunächst in den Pfingsttagen, lieber Vater, manch Veräurtes nach Kräften gutzumachen suchen und den besten Voratz fassen, in Zukunft auch der dritten Person der Gottheit, neben dem Vater und Sohn, entsprechend zu huldigen in unsern Andachtsübungen.

Vulkanische Gewalten.

Eine geologische Studie anlässlich des neuesten Vesuviusausbruchs.

Von Karl Rudolphi.

Die glücklichen jungen Paare, die gegenwärtig auf den Pfaden ihrer Hochzeitsreise in Italien wandeln, können eine der großartigen Erscheinungen beobachten, welche die Natur bietet. Das, was wir so oft in unserer Kinderzeit in schlechten Wandbildern an den Wänden angehaunt haben, in dunkler Nacht ein hoher Berg, an dessen Wänden sich feurige glühende Fluten herabwälzen, die ihren Widerschein an entlösen Rauchmassen finden und den Glanz der Sterne verbeden, ein vulkanischer Ausbruch und — was der Besuch ist nach langer Zeit wieder ein... zur Wahrheit geworden. Es ist dies das effektvollste, was der reisende Ledesco und Angolese in der bella Napoli betrubend kann, und wofür die Franzosen gewiß viel Geld hingeben würden könnten sie sich einen solchen Clou in die Nachbarschaft ihrer Ausstellung zaubern.

In der That hat der Anblick eines feuerpeienden Berges in vollster Thätigkeit immer etwas ungemein Fesselndes für die menschliche Phantasie gehabt. Seit den Zeiten Homers, der den Ulysses auf seiner 10 Jahre langen Heimfahrt nach Ithaka auch an den Fuß des sicilischen Aetna verschlagen werden läßt, seit der jüngere Plinius anlässlich des Vesuviusausbruchs, der 79 nach Christus Pompeji und Herculaneum verschüttete, ein Opfer seines Wissensdranges wurde bis zu James Ross, dem mutigen Polarforscher der tief unten in den Eismassen, die den Südpol umfassen, die 4000 Meter hohen, thätigen Vulkane Erebus und Terror entdeckte, ist es nicht bloße Reizung und Freude an einer etwas ertaubendären Numinalion gewesen, welche den Phänomenen des Vulkanismus ihre Beachtung schenken, denn kein anderes geologisches Geschehnis ist im Stande, die Oberfläche unserer Erde so schnell zu ändern wie ein Vulkanausbruch; wenn auch der Effekt der nagenden Kräfte des Wassers der säkularen Hebungen und Senkungen in die Geschichte von Hunderttausenden vielleicht einschneidender eingreift, so bietet doch die imponierende Plöchlichkeit, mit welcher oft binnen weniger Stunden und Tagen Millionen Centner flüssiger Lava ausgespien werden, Afsenberge sich aufstürmen und andere Partien der Erdoberfläche in die Tiefe versinken, genug des Interessanten, um sich immer wieder mit der Frage zu beschäftigen, was für revolutionäre Kräfte denn eigentlich dort unten in den Eingeweiden unserer Mutter Erde an der Arbeit sind. Diese Fragen sind um so wichtiger als sie auf engste mit der Frage nach der Beschaffenheit des Erdinneren zusammenhängen und die davon untreunbare Erdbebenfrage immerhin selbst für uns Mitteleuropäer aktuell ist, die die Zukunfts des

Erdenscheißes zum Glück nur an einem festen gebildenen Ufernpendel oder an einem eingestützten Rauchfang angehängt erhalten.

Thätige Vulkane sind auf der Erde im ganzen genommen keine Seltenheit. Die neuesten Forschungen ergeben, daß es nicht weniger denn 320 solcher Riesenschote die unheimlichen unterirdischen Feuer herausrauchen, und immer noch werden neue Feuerberge entdeckt, wie z. B. vor kurzem in dem durch seinen Goldreichtum plötzlich zur Berühmtheit gelangten Alaska, wo ein derartiger Riesenberg höher als der gigantische oft genannte Mount Elias, etwa 8000 Meter hoch gen Himmel ragt. Noch weitläufiger, ja überhaupt noch gar nicht annähernd genau festgelegt ist die Zahl der ausgeforschten Vulkane. Bis jetzt sind schon weit über 500 bekannt, und an dieser Zahl partizipieren auch Deutschland, dessen Eifelmaare als erloschene Feuerberge zu betrachten sind, und Oesterreich, welches in Wäldern, im Rautenberg bei Freudensthal und noch an mehreren anderen Orten Vulkane besitzt.

Auf dem europäischen Festlande ist der Vesuvius der einzig thätige Vulkan; dagegen finden sich auf den Mittelmeerinseln deren bereits sechs, unter denen der Aetna, der Stromboli und der Vulkan auf Santorini im griechischen Archipel die bekanntesten sind. Auch auf den vielfach nach zu Europa gerechneten Azoren finden sich sechs nicht gerade bedeutende Vulkane. Im europäischen Nordmeere. Von den Feuerbergen auf Jan Noyen und den 8 thätigen Vulkanen auf Island sind immer einige in voller Arbeit. Ungleich zahlreicher und gewaltiger sind aber die Werkstätten des Heißrauchs in fremden Erdteilen. Von dem äußersten unter Schnee und Eis begrabenen Norden des amerikanischen Continents ziehen sich in meridionaler Richtung über 2000 geographische Meilen bis zur Sibirische Sibameras die Bergketten der Rocky Mountains, der Cordilleren und Anden hin und in ihnen liegen reihenweise geordnet zahlreiche, erloschene und thätige Vulkane. Schon Alaska weist ihrer 5 auf; ihnen reißen sich auf dem Festland der Vereinigten Staaten 8 weitere an, welchen in Mexiko 10 Vulkanen folgen. In dem räumlich beschränkten Centralamerika sind 25 thätige Feuerberge die Urfache zahlreicher Erdbebenkatastrophen; dann folgen Ecuador mit 14, Peru und Bolivia mit 7, Chile mit 18 Vulkanen, und auch auf dem an der Schwelle des südlichen Eismeres gelegenen unwirtlichen Feuerland speit das Erdinnere aus einem solchen Ventil sein Feuer gen Himmel. Die Inselbrücke der Aleuten, welche sich vom nördlichsten Amerika über das Beringmeer nach Sibirien hinüberspannt, beherbergt nicht weniger als 31 thätige Vulkane; in stolzer Reihe wie Soldaten in der Front schließen sich ihnen auf Kamshotta 12 nachhaft rielige Feuerberge an; dann baut der Inselstreifen der Kurilen mit 10 Vulkanen nach Japan herüber, wo deren wiederum 17 in Thätigkeit sind, an deren Spitze das Wahrzeichen des Landes der aufgehenden Sonne, der wolkenumgebene, schneebedeckte Fujiyama markiert. Dann vermitteln 8 Vulkane auf den Liu-tsuninseln und Formosa die Verbindung mit den Feuerherden der Philippinen, Malakka und Sundainseln, deren Zahl sich auf ein volles halb hundert beläuft, und von hier aus erstrecken sich mehrere Reihen von insgesamt 26 thätigen Vulkanen durch das Polynesische Meer nach Neuguinea und Neuseeland hinunter, die mit je 3 Stück den Reigen beschließen.

Vorge stellt sind in Form eines spizen Bogens oder Winkels, dessen Schenkel sich nach dem Südpolarmeer öffnen und den Äkilen Ozean umfassen, während der Scheitelpunkt im nördlichen Eismeer zwischen Asien und Amerika liegt, mehr als zwei Drittel sämtlicher thätiger Vulkane in augenfälliger Kettenform angeordnet. Weniger klar ausgesprochen, aber doch für den Geologen deutlich erkennbar ist auch die reihenweise Position der 10 beziehungsweise 17 Vulkane auf den Inseln und dem Festlande Afrikas. Nur etwa ein Fünftel sämtlicher thätigen Vulkane liegen isoliert oder in regellosen Herden beieinander; fast sämtliche

liegen aber unweit des Meeres und wo sie weit von diesem sich mitten im Binnenlande befinden, sind oder waren wenigstens wie in Centralasien — man denke nur an den Kilimandscharo und Kenia — große Süßwasserseen in der Nähe.

Diese beiden höchst auffälligen Umstände leiten uns zu der Erklärung hinüber, welche die moderne Geologie über die Entstehung der Erscheinungen des Vulkanismus giebt. Noch vor wenigen Jahrzehnten standen sich zwei Meinungen diametral gegenüber. Nach der ersteren, welche ihren vornehmsten Vertreter in Alexander von Humboldt fand, ist die letzte Ursache der Vulkanbildung in der angeblichen Feuerflüssigkeit des Erdinnern zu suchen, welche die Kant-Laplace'sche Hypothese über die Weltenbildung wie für alle Sonnen, Planeten und Monde, so auch für die Erde wenigstens während langer Epochen ihrer geologischen Geschichte annimmt. Ueber einem 1700 geographische Meilen im Durchmesser betragenden Erdball aus geschmolzenem Gestein, dessen Temperatur sich zum mindesten auf mehrere tausend Grade belaufen mußte, sollte sich die feste Erdrinde, auf der wir wohnen, in einer Dicke von nur 9—10 Meilen darüber lagern. Rechnen wir diese Proportionen einmal auf die Größe eines stattlichen Apfels von 10 Centimeter Größe, der durchschnittlichen Länge des Zeigefingers einer Männerhand, um, so würde dem Fingerring der Frucht mit einem Durchmesser von 39 Millimeter eine Schale von wenig mehr als einem halben Millimeter Dicke entsprechen und eine so dünne feste Rinde sollte im Stande sein, den unbändigen Naturkräften des feuerflüssigen Erdinnern Stand zu halten, selbst wenn die 320 thätigen Vulkane mit ihren im Vergleich zur Größe des Erdballs doch immerhin sehr kleinen Oeffnungen fortwährend der Funktion von Sicherheitsventilen, wie sie einen Dampfessel gegen Explosion sichern, obliegen sollten. Die Humboldt'sche Ansicht, nach welcher die Auswurfserdrien der Vulkane direkt in das feuerflüssige Erdinnere hinunterführen sollten, fand daher immer geringeren Beifall und man versiel wie geröthlich in das trübe Gegetheil, indem man behauptete, daß die Erscheinungen des Vulkanismus nur die an der Erdoberfläche bemerkbaren Symptome eines in der Tiefe wüthenden lokalen Erdbrandes seien, der sich von Kohle, Petroleum, Schwefel oder anderen brennbaren Materialien nähre. Diese Erklärung ist noch viel unabweislicher als die erste, ja im Hinblick auf die riesenhaften Dimensionen mancher Vulkanausbrüche und die Dauer derselben, welche an manchen Orten viele Jahrtausende weit zurückreicht, geradezu absurd. Am wahrscheinlichsten ist vielmehr folgendes: Ob die Erde in ihrem Mittelpunkte heute noch in feuerflüssigem Zustande sich befindet, mag dahingestellt bleiben; Thatsache aber ist es, daß im Inneren derselben noch heute sehr hohe Temperaturen herrschen. Wegen des ungeheuren, auf ihnen lastenden Druckes ist aber der Schmelzpunkt der Gesteine in einer Tiefe von Hunderten und Tausenden von Kilometern jedenfalls ein bedeutend höherer als auf der Erdoberfläche und daraus folgt, daß entweder der Erdkern selber fest ist oder zum mindesten von einer festen Kruste von weit über 100 Meilen umgeben ist. Die ganze ungeheure Erdmasse ist nun in dem Welttraum, wo eine Temperatur von mehr als 200 Grad unter Null herrscht, einer langsamen Abkühlung seit vielen Millionen Jahren unterworfen und zieht sich entsprechend einem allgemein gültigen Naturgesetze allmählich auf ein kleineres Volumen zusammen. Dieser letzteren vermögen die obersten Partien der Erde natürlich nicht gleichmäßig zu folgen, und während auf großen Flächen der Erdoberfläche langsam nachgibt, und einfließt (Meere und Tiefseebenen) stülpt sich derselbe an den Begrenzungslinien in Form von Kettengebirgen empor, unter welchen bedeutende Hohlräume und längsverlaufende Spalten frei werden. Das darunter liegende feste Gestein wird von dem auf ihm liegenden Druck entlastet und dadurch werden ungeheure Wärmemengen frei, welche einen Teil der Gesteine schmelzen, die sich nach oben einen Ausweg bahnen und namentlich dann mit elementarer Gewalt hinaufdrängen, wenn gleichzeitig von nahen

Wasserbeden her Wasser in die Hohlräume drängt, welches sich sofort in Dampf von hoher Spannung verwandelt und übrigens, wenn es sich in seine Elemente, Wasserstoff und Sauerstoff dissociirt, auch die Grundstoffe liefert, mit denen sich Schwefel, Phosphor und andere brennbare Materialien begierig unter Flammeerscheinungen verbinden. Dies der heutige Standpunkt der Wissenschaft.

Fingstrieden.

Robellette von Franz Kurz-Elsheim (Chemnitz.)

Das war ein böses Pfingsten im Hause des Löwenwirts Kraus, des reichsten Bauern in Weisersdorf. Hatte er deshalb sein ganzes Herz an sein Mädchen, die Trude gehängt, daß sie es ihm nun so machen mußte? Das schönste Mädchen im Dorfe war sie, rosig, frisch, von frohender Gesundheit, eine prächtige, goldblonde Haarkrone auf dem Scheitel, deren Gewicht fast zu schwer für den niedlichen Kopf schien. Was nummers denn, wenn ihr mancher begehrende Blick nachsch. Aber Kraus machte über sein Kind. Sie durfte sich nicht an den ersten besten wegwerfen.

Der Arnold, der Sohn des Vogelhofbauers, der war ein Freier für sie. Kein übler Bursche. Dabei bekam er auch von seinem Vater die nötigen Bahen. Dem hatte er sein Jawort sofort gegeben, als er um Truden's Hand anhielt, ohne erst sein Kind zu fragen. Und heute, am Pfingstsonntag, sollte die Verlobung, zu der wohl das halbe Dorf geladen war, stattfinden.

Trude war ordentlich zusammengefahren, als ihr der Vater von seinem Entschluß Mitteilung machte. Mit angstvollen weitaufgerissenen Augen starrte sie ihn an. Dann stotterte sie — mühsam, schwer kam die Frage über ihre Lippen:

„Den Arnold soll ich heiraten? Das willst Du, Vater?“

„Natürlich. Willst Du vielleicht einen besseren. Ich wüßte keinen.“

„Aber ich muß ihn doch auch lieb haben können.“

„Den prächtigen Burschen, nachdem sich alle Mädchen im Dorfe die Finger schälen würden, den hast Du nicht lieb? Na, das soll dann schon noch kommen.“

„Ja, vielleicht —“ warf sie zögernd ein.

„Ich will doch nicht hoffen, daß Du hinter meinem und Deiner Mutter Rücken mit einem anderen zu schwärzeln angefangen hast?“

Und als sie tief erlösend den Kopf sinken ließ, fuhr er mit steigendem Borne fort:

„Hat Dir wohl ein anderer Bursche aus dem Dorfe den Kopf verdreht? He? Wer ist der Freche? Ich soll ihm schon den Standpunkt aller machen.“

„Ich hab keinen aus dem Dorfe lieb,“ entgegnete sie und fing leise zu schluchzen an, bis ihr endlich die Thränen über die Wangen liefen.

„Also nicht,“ meinte er etwas befänftigt. „Dann bleibst es also bei unserer Abmachung. Pfingsten bist Du und Arnold Braut und Bräutigam. Ich versteh gar nicht, daß Du weinst.“

„Ich mag ihn nun einmal gar nicht.“

„Haha,“ lachte er ingrimig. „Du magst ihn nicht. Als ich Deine Mutter nahm, da wurde sie auch nicht gefragt, ob sie mich mag. Und frag sie doch, ob sie nicht glücklich geworden ist.“

„Jawohl. Wie glücklich! Trude war alt genug, um selbst zu sehen, wie ihre Mutter unter dem rauhen, jähzornigen Charakter des Löwenwirts litt, wie sie alles erduldet, still und geduldig, um ihn nur nicht aufzuregen. Denn Widerspruch konnte Kraus nicht vertragen und hatte er sich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt, so mußte es auch durchgeführt werden. Sogar stolz war er auf diese Halsstarrigkeit, pflegte er doch oft genug selbstbewußt zu sagen: „Und wenn ich den Mond vom Himmel haben will, er muß herunter.“

Da hieß die Trude mit ihrem Mäh allein. Selbst ihrer Mutter konnte sie sich nicht anvertrauen. Die arme Frau hätte ihr ja doch nicht helfen können.

Dann war Pfingsten gekommen. Die ganze Natur stand in prächtigstem Schmucke. Das war ein Duft, ein Blüten ringsum, ein fröhliches

Sonnenglänzen, daß einem das Herz aufgehen mußte. Beim Löwenwirt war alles in besten Stand gesetzt, einesteils, um die von den umliegenden größeren Orten erwarteten Kussflügel gut aufnehmen, andererseits, um die Verlobung in einer würdigen Weise feiern zu können.

Er hatte gar nicht recht zu hören geglaubt, als ihm — er war noch nicht aufgestanden — seine Frau schredenbleich zurief: „Trude ist weg!“ Aufgesprungen war er. Die Stenabern schwoften ihm an, immer stärker, als er selbst mit der Mutter Zimmer für Zimmer, Stube um Stube, vom Keller an bis zum Dach, ja selbst den Stall durchsuchte, ob sie sich nicht irgendwo verborgen habe. Doch keine Spur war von ihr zu entdecken. Außerdem hatte sie ja auch ein Briefchen zurückgelassen, das die Mutter fand, als sie das Kind zum Kirchgang wecken wollte und das die wenigen Worte enthielt: „Liebste Eltern! Ich kann den Arnold nicht heiraten. Ich liebe einen anderen und gehe mit ihm. Verzeiht mir, verflucht mich nicht. Ich kann nicht anders. Ich kann nicht . . .“

Der starke Mann brach zusammen, seine Häute hallten sich und seine Augen flammten in ohnmächtiger Wut. Als seine Frau auf ihn eintreten wollte, wies er sie wild zurück.

„Laß mich. Ich will nichts hören, ich will nichts hören. Die Schande. Das erlitt man an seinem eigenem Kinde. Durchgebrannt. Oh —“

Dann stützte er, qualvoll aufstöhnend, den Kopf in beide Hände und starrte vor sich hin. So sah er fast den ganzen Tag, ohne ein Wort zu sagen, ohne das Essen, das ihm seine Frau gebracht, anzuführen. Und draußen lachte der Frühling, draußen in seinem Wirtschaftsgarten war ein lustiges Wogen und Fluten von festlich gekimmten Menschen.

Erst gegen Abend stand er auf, langsam, schwerfällig. Wie im Fieberfrost schüttelte er sich. An der Wand hing ein Bild Truden's, das sie im Kommunionhaute zeigte. Das nahm er weg vom Nagel und verschloß es tief in einer alten Truhe, in welcher er allerlei Papiere aufbewahrte.

Kein Wort sprach er mehr von ihr. „Ich habe kein Kind.“

„Wo sind unsere Gäste?“ frag er in der Küche seine Frau. „Abbestellt hast Du sie? Die Leute sollen nicht um den Schmaus kommen. Sofort schickst Du wieder rum im Dorfe. Das soll gefeiert werden. Zwar Arnold wird ja kaum erscheinen. Aber das ist gleich.“

An dem Abend sahen ihn die Gäste zum ersten Male etwas herauscht . . .

Es gab nicht wenige im Dorfe, die sich gar über das Mißgeschick, das dem stolzen Kraus passiert war, freuten. Siebs doch überall Leute, die beim Unglück des anderen, zumal wenn er sich etwas mißliebig gemacht hat, Schadenfreude empfinden. Man munkelte auch allerhand davon, mit wem sie durchgegangen sei. Wenn Trude damals sagte, sie liebe keinen aus dem Dorfe, so hatte sie damit nicht die Unwahrheit gesagt.

Wie über alles, so wuchst aber auch über das Verschwinden Truden's allmählich Gras. Man sprach kaum mehr davon, zumal auch in der Löwenwirtschaft selbst kein Wort mehr davon gesagt wurde.

Wieder denn ein Pfingstfest. Vier Jahre später. Wieder zog her herrlichste Junntag herauf, prangte die Erde in bräutlichem Schmucke. Wie schön predigte an dem Morgen der alte silberhaarige Pfarrer in der Kirche, daß das Pfingstfest den heiligen Geist des Friedens ausgießen müsse in alle Herzen, daß bei dem Hochzeitsfeste zwischen Himmel und Erde jeder Haaber verstummen müsse. Die Löwenwirtsin hatte in ihrem Kirchenstuhle still vor sich hingeweiht und zeitweise nach ihrem Manne geschaut. Der aber sah da mit seinem ehernen Gesichte, als gingen ihre die Worte gar nichts an . . .

Schon am Tage vorher hatten fahrende Leute draußen auf der Wiese eine Arena abgesteckt. Kunstreiter warteten es, die in drei Marignotten, den grünen Wagen, von Ort zu Ort zogen, um ihre

Künste zu zeigen. Bald auch lebten große Zettel an einzelnen Häusern, auf denen das verehrliche Publikum von Westersdorf und Umgegend zu zahlreichem Besuche eingeladen wurde und die auch ein Verzeichniß der Künstler enthielten. Da war Signor Martini, der „Stärkste Mann des Jahrhunderts“, dann Frä. Anita, die gräßlichste Trapezkünstlerin, Cloton Dolly mit seinem mustafischen Schwein, Fräulein Pepita, das Schlangenmädchen, Herr Ernst, der „berühmteste Jongleur der Welt“ und endlich der Tummelkünstler Koscha. Zum Schluß eine „seine stumme Pantomime“: „Eingeseift.“

Abends war der größte Teil der Truppe in den bunten Kostümen durchs Dorf gezogen. Vorne an ritt Cloton Dolly auf einem Maulesel und entlockte einer Trompete die süßlichsten Töne. Direktor Martini selbst bearbeitete eine große Trommel. Auf einem mageren Saule saß Frä. Anita und warf lebendigen Auges Kuchenhäufchen nach allen Seiten. Dem schlossen sich die übrigen Mitglieder der Truppe an, die auf einem Zeltwagen saßen und Zettel an die Leute, die natürlich von allen Seiten neugierig herbeiströmten, verteilten. In zwanglosen Gruppen standen dann noch längere Zeit Alt und Jung vor den Hausthüren oder an den blätterüberdachten Gartenzäunen und unterhielten sich über dieses Pfingstfest, das wieder etwas Abwechslung zu bringen versprach.

Am anderen Morgen, als die Kirche aus war, da ging ein Rauener durchs Dorf. „Hast Du schon gehört, des Löwenwirts Trude ist wieder da.“ — „Was Ihr nicht sagt?“ — „Ja, sie ist bei den Kunststücken draußen.“ — „Da spielt sie wohl mit was?“ — „Ja, was weiß ich. Gestern Abend, da ist sie vor dem Hause ihres Vaters gesehen worden, wie sie dasand und hinauffchaute.“

Das Löwenwirts Trude bei den Künstlern war, das zog besser, als jebe Kellame Signor Martini's. Schon in der Nachmittagsvorstellung machte er die glänzendsten Geschäfte. Und wie amüsierten sich auch die Dorfbewohner, die natürlich zuerst den Wagen umdrängen, um einen Blick in die geheimnißvolle Welt des fahrenden Volkes zu thun. Aber viel sahen sie nicht. Sie und da mal an einem der kleinen Fenstern der Wagen, aus deren Kaminen leichter Rauch aufstrebte — Kaffeewasser mußte doch geschaut werden — den Kopf eines der Mitglieder. Ein paar kleine Buben und Mädchen spielten lustig auf der Erde, gleich, ob sie sich in dem Staub noch so beschmugelten. An einem von Wagen zu Wagen gezogenen Seil hingen verschiedene Wäpfele, darunter auch ein bunter Spigenbesetzter Rod, der von den Dorfschönen besonders eingehend gemustert wurde. Als dann mit einer großen Glode das Zeichen zum Anfang gegeben wurde, da eilten die, welche ein Bittel gelöst hatten, eiligst zu den im Kreise aufgestellten Bänken und die anderen stellten sich dahinter auf. Die mußten nachher 10 Pfennige bezahlen, die vom Herrn Direktor und seiner Frau höchst eigenhändig eingesammelt wurden.

Schon ging das Programm seinem Ende zu und noch hatte man nichts von Trude zu sehen bekommen. Jetzt wurden auf dem Podium zwei Tische mit Jongleurgegenständen aufgestellt. Gleich darauf hüpfte der in ein Torador-Kostüm gesteckte Künstler auf die Bühne, gefolgt von einer Dame, die einen männlichen Roccoconzug trug und ihm die Gegenstände, die der Artist zu seiner Arbeit benötigte, reichte oder je nachdem zuwarf. „Das ist sie.“

So ging es allmählig von Mund zu Mund. Man hatte es zuerst nicht recht glauben wollen. Das Kostüm und das gepuderte Haar täuschten. Dann aber erkannte man sie doch. Häßlich war sie geblieben. Wie gesund sie aussah. Den herben Leidenszug um ihre Lippen, den bedeckte die Schminke.

Sie war's wirklich. Damals hatte sie den Artisten, der mit einer anderen Truppe umherzog, kennen gelernt. Da war die Liebe zu dem hübschen Gesellen, den das schmutze Mädchen auch bald in die Augen stach, mit Macht über sie gekommen und als er hörte, daß sie jenem andern anverlobt werden

sollte, da hatte er sie gebeten und angefleht, ihm zu folgen. Das hatte sie auch gethan. Glücklich war sie mit dem Manne ihrer Wahl geworden, dem sie inen prächtigen Buben schenkte, glücklich obwohl nirgend sie eine bleibende Stätte hatten. Nur das nagte an ihr, daß der Vater unersöhnlich blieb, daß er auf keinen der an ihn gerichteten Briefe antwortete.

Eben war die Löwenwirtin im Begriffe, in der Küche, Licht zu machen. Da hörte sie den leisen Ruf: „Mutter!“ Sie schrak zurück und im nächsten Augenblick gespaltene der Cylinder der Lampe, den sie noch in der Hand hielt, auf dem Estrich. Schmutzig qualmte der Lampendocht auf. Aber das kümmerte sie nun nicht. Schluchzend und lachend hielten sich die beiden Frauen umschlungen.

„Recht so!“ ließ sich da die Stimme des alten Geislichen denehmen, der nun im Hintergrunde mit dem Buben an der Hand auftauchte. Trude hatte den würdigen Herrn um Vermittelung gebeten und so war er sofort mitgegangen. Veröhnen war sein schönstes Amt.

Das Dienstmädchen kündigte dem Wirt nur den Besuch des Pfarrers an, der mittlerweile in die gute Stube geführt worden war. Jetzt stand der Vater unter der Thüre und sah neben dem Geislichen seine Tochter.

Krampfhaft schlug sein Herz, schon wollte er die Thüre wieder zuschlagen, dann jedoch besann er sich eines anderen. Ohne die junge, vor Aufregung zitternde Frau zu beobachten, trat er näher.

„Guten Abend, Herr Pfarrer, Sie wünschen mich zu sprechen.“

„Vater!“ rief Trude stehend.

Der harte Mann aber wandte sich ab. „Ich kenne Sie nicht, lassen Sie mich in Ruhe.“ Die Frau wich zurück, ängstlich, verschüchtert.

Keinen Blick warf der Wirt auf sie. Jetzt aber hub der Pfarrer an: „Kennen Sie wirklich Ihr Kind nicht mehr, Löwenwirt?“

„Ich habe kein“, sagte er trotzig und setzte sich nun dem Pfarrer gegenüber an den Tisch. „Ja, gehabt habe ich eins. Aber das hat Schande auf mein Haupt geladen. Das hat nichts wissen wollen von dem, was in der Bibel steht: „Du sollst Vater und Mutter ehren.“ Das ist auf- und abgegangen, selbst losgerissen hat es sich von meinem Herzen. Seitdem habe ich es nicht mehr.“

„Aber es kommt wieder und bittet um Vergeltung. Und kommt Ihr mit der Bibel, gut: Steht da nicht auch: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen, den es liebt?“ „Scht, wie sie zittert? Wollt Ihr ewig unversöhnlich bleiben. Ihr wort doch auch heute Morgen in der Predigt. Muß ich Euch wiederum an Pfingsten als das Fest des Friedens und der Versöhnung erinnern?“

Der Löwenwirt ließ das Haupt sinken, tief in Gedanken. Aber nichts verriet sich von dem, was in seinem Innern vorging. Endlich atmete er schwer auf, warf den Arm mit der geballten Faust hastig zur Seite, als wolle er jemanden abwehren.

„Nein, zu tief gedemüthigt hat sie mich. Ich will sie nicht mehr kennen.“

Auf sprang er. Verzweifelt klang Trude's Schrei: „Vater!“

Da ging wieder die Thüre auf. Seine Frau erschien mit ihrem Enkel.

Der kleine Junge faltete sofort die Hände und sah mit seinen süßen Augen lächelnd zu dem Manne auf:

„Lieber Großpapa, ich bitt Dich sein, Du sollst Mama — Du sollst Mama — Mama“

Er stotzte und sah sich hilflos nach seiner Mutter um. Die sah weinend auf einem Stuhle und achtete kaum mehr des Vorganges.

Da half sich der Kleine selbst:

„Lieber Großpapa, hast Du kein Hermann lieb?“

Eine Erschütterung ging nun auf einmal durch den mächtigen Körper des Löwenwirts.

„Das ist mein Enkel!“ Er stammelte es stier.

Seine Frau nickte nur.

„Und Hermann heißt er, wie ich?“

„Ja, lieber Mann“, sagte die Wittin nun und trat näher. „Sollen wir unser Glück, einen solchen prächtigen Enkel zu haben, länger verschmerzen?“

Schon hatte er ihn auf seine Arme genommen, sein Herz wurde weich.

„Nein, das wollen wir nicht. Der Pfarrer hat Recht.“

„Du, liebster Vater“, jubelte da Trude auf und hing an seinem Halse, lachend bald, bald schluchzend . . .

Und durch seine Seele zog eine neue niegeahnte Freude. Der Pfarrer aber war lautlos hinausgeschlichen. Jetzt fühlte er sich überflüssig. Sein Wert war gethan. Der Mann Trude's hartete seiner im Garten.

„Gehen Sie hinaus, mein Lieber“, sagte er ihm lächelnd. Und als er durch die üppigen Gärten mit den kleinen Bauernhäuschen seiner Wohnung zuschritt, da meinte er besriedigt: „Das ist ein gutes Pfingsten!“

Rästel.

Kennst du die Brücke sonder Bogen Und ohne Joch, von Diamant, Die über breiter Ströme Bogen Errichtet eines Grefsen Hand? Er baut sie auf in wenig Tagen, Gedrückt, du bemerkst es kaum; Doch kann sie schwere Lasten tragen Und hat für hundert Wagen Raum! Doch kaum entfernt der Greis sich wieder, So hüpfet ein Knabe froh daher, Der reißt die Brücke eilig nieder — Du siehst auch ihre Spur nicht mehr!

Auflösung der Rästel aus voriger Nummer:

Rästel: Glöckchen am Fenster. Charade: Blindfuß. Galinrome: Ebbe. Sononym: Steiner. Buchstabenrästel: Langsamkeit.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

- Sonntag, 3. Juni.** Ursulina-Kloster: Morgens 8 Uhr feierl. Hochamt, nachmittags 6 Uhr Zeit-Andacht. Karmelitenkloster: 6 Uhr erste hl. Messe; 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr feierl. Komplet. Kapelle zu Stoffeln: 8 Uhr hl. Messe mit sakramentalen Segen. Dominikaner-Kloster: Während des Monats Juni ist jeden Abend 1/8 Segensandacht zu Ehren des göttl. Herzens Jesu.
- Montag, 4. Juni, Pfingstmontag.** Florian + 297. Evangelium Johannes 3, 16—21. Epistel Apostelgeschichte 10, 42—48. St. Lambertus: Reich-Ordnung und Ordnung der Bestunden wie Sonntags. Ursulinenkloster: Morgens 8 Uhr: hl. Messe mit Predigt, Nachm. 6 Uhr Andacht. Karmeliten-Kloster: 6 Uhr erste hl. Messe; 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags Festandacht. Kapelle zu Stoffeln: 8 Uhr hl. Messe. Pfarrkirche zu Wolmerswerth: 7 1/2 Uhr Frühmesse, 10 Uhr heiligtetes Hochamt; 11 Uhr theophorische Prozession mit den 4 Evangelien. Nachmittags 4 Uhr Sacramentsandacht.
- Dienstag, 5. Juni.** Bonifatius + 755. St. Lambertus: Reich-Ordnung wie Sonntags. Nachmittags von 5—6 Uhr Rosenkranz-Andacht, 6 bis 7 Uhr feierl. Komplet und Te Deum. Dominikaner-Klosterkirche: 7. Dienstag zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. Um 6 Uhr ist eine hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion für den III. Orden.
- Mittwoch, 6. Juni.** Norbert + 1134. (Quatember).
- Donnerstag, 7. Juni.** Robert + 1159. St. Maria-Emfangnis. Morgens 8 Uhr Segensamt. Nachmittags 5 Uhr Andacht und Vortrag für den Wälderverein. Clarissen-Klosterkirche: Abends 6 Uhr Rosenkranz vor ausgelegtem Hochw. Gute; darauf Predigt zu Ehren des allerh. Sacramentes.
- Freitag, 8. Juni.** Medardus + 545. (Quatember). St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht. Kapelle zu Stoffeln: 7 1/2 Uhr hl. Messe.
- Sonntag, 9. Juni.** Primus + 286. (Quatember). St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segensmesse. Karmelitenkloster: Nachmittags 6 Uhr Salve-Andacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. u. V. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Beiträge verboten.)

Fest der allerheiligsten Dreieinigkeit. (Erster Sonntag nach Pfingsten).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 28, 18-20. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ — „Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — „Und so lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“

Zum Feste der Hgl. Dreifaltigkeit.

Es ist eine weise Anordnung unserer hl. Kirche, lieber Leser, daß sie das heutige Fest auf den Sonntag nach Pfingsten verlegt hat. Die Kirche will damit zu verstehen geben, daß wir vorher die Geburt, das Leiden und Sterben, die Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn und endlich die Sendung des Heil. Geistes geistig mit durchleben müssen, bevor wir zur lebendigen Erkenntnis kommen, daß Christus der Sohn Gottes, Eins mit dem Vater und dem Heil. Geiste sei.

Der hl. Vincenz Ferrerius giebt noch einen weiteren Grund dafür an: „Wie bisher (sage er) je nach dem Charakter der einzelnen Teile des Kirchenjahres die Feste der drei göttlichen Personen in einzelnen begangen worden sind, so wird heute das Fest aller drei Personen der Gottheit mit gemeinsamer Feier freudig begangen. Wie nämlich die Kirche in jedem Jahre ein besonderes Fest aller Heiligen feiert zum Gedenken der etwaigen Mängel, die vielleicht bei der besonderen Feier der einzelnen Heiligen begangen worden sind, ebenso feiert sie heute das allgemeine Fest der allerheiligsten Dreieinigkeit zur Sühne der Nachlässigkeiten, die vielleicht an den einzelnen Festen der drei göttlichen Personen begangen worden sind.“

Nun hat aber das am 1. November zu feiernde Fest aller Heiligen einen gleich hohen Rang mit dem Weihnacht-, Ofter- und Pfingstfeste, während das heutige Dreieinigkeitsfest (als Fest zweiter Klasse ohne Oktav) einen niederen Rang hat. Warum das?

Dieses Fest (bemerkte Staudenmaier) ist auf einen einfachen Sonntag verlegt, weil das unbegreifliche Geheimnis durch keine (sinnliche) Vorstellung gefeiert werden soll. Nur dem Glauben ist es zugänglich. Das ewige Wesen der Gottheit, ohne Raak und ohne Schranken, wer wird es in seiner Tiefe erforschen? Nur der Geist Gottes selbst durchschaut die Tiefen der Gottheit; denn Gott ist nur von Gott verstanden, und auch dem kühnsten Geiste gelingt es nicht, die inneren Verhältnisse der göttlichen Natur vollkommen zu begreifen.“

„Wie willst du (fragt der hl. Augustinus) die Natur Gottes erkennen? Das sollst du erkennen, daß du nicht zu erfassen vermagst; denn Gott wäre nicht Gott, wenn Er nicht größer wäre, als deine Fassungskraft. Freuen wir uns, einen so großen Gott zu haben, und da Jhn unser Verstand nicht fassen kann, so seien wir fest im Glauben, und alles Nachgrübeln wird aufhören.“

Der hl. Augustinus, der diese Worte niederschrieb, mußte, wie die Legende erzählt, an sich selbst erfahren, daß zur Erforschung dieses Geheimnisses auch der schärfste menschliche Verstand nicht ausreicht. Der Leser kennt zweifellos die fromme Legende, so daß wir sie hier füglich übergehen dürfen.

Was lehrt denn die Kirche, gestützt auf die göttliche Offenbarung über dieses Geheimnis?

Sie sagt: In Gott sind drei Personen nämlich Vater, Sohn und Heil. Geist.

Ein vernünftiges Wesen ist Person dadurch, daß es für sich bestehend thätig sein, sich zum Handeln bestimmen kann; so ist der Mensch eine Person, weil er für sich gesondert existiert und Herr seiner Handlungen ist. So sind also auch in Gott Drei, die, wenn auch in der Wesenheit Eins, doch in anderer Beziehung von einander unterschieden sind und für sich bestehend thätig auftreten. Man denke nur an die Worte Jesu im heutigen Evangelium, oder an sein Wort: „Wenn aber der Tröster kommen wird, (der Heil. Geist), den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch Alles lehren und euch an Alles erinnern, was Ich euch gesagt habe“ (Joh. 14 26). Witten, Lehren und Erinnern sind Handlungen, die im eigentlichen Sinne nur Personen zukommen.

Ferner: Jede dieser drei Personen ist Gott durch die Eine göttliche Natur, oder um es einfacher zu sagen: der Vater ist wahrer Gott, der Sohn ist wahrer Gott und der Heil. Geist ist wahrer Gott, — und doch ist nur Ein Gott, weil die drei Personen eine und dieselbe Natur oder Wesenheit haben.

Kirchenkalender.
 Sonntag, 10. Juni. 1. Sonntag nach Pfingsten.
 Fest der Allerhl. Dreieinigkeit. Mauritius † 486.
 Evangelium Matthäus 28, 18-20. Epistel Römer 11, 33-36. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der marian. Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● St. Andreas: 13 stündig. Gebet. Aussegnung des hochw. Gutes. Morgens 6 Uhr u. 9 Uhr feierl. Hochamt, Komplet von 6-7 Uhr abends. Veststunden: 12-1 Uhr Schulkinder. 1-2 Junggesellen-Sodalität. 3-3 Männer-Sodalität. 3 bis 4 Ursula-Gesellschaft. 4-5 Sakraments-Andacht. 5-6 Herz Jesu-Andacht. Während der Frohnleichnam-Oktav ist Morgens 1/10 Uhr Segensmesse. Abends 6 Uhr Sakraments-Andacht. ● St. Maria-Himmelfahrt: Hl. Kommunion der Mädchen. ● Karmeliterinnen-Kloster: 6 Uhr erste hl. Messe; 1/9 Uhr Segensmesse mit Predigt. ● Ursulinenkloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion des Marienvereins. ● Dominikaner-Kloster: Diesen Nachmittag um 3 Uhr ist Vortrag für die Mitglieder des Ill. Ordens. ● St. Martinus-Pfarrkirche: 1/8 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die Schule an der Martinstr. Nachm. 1/4 Andacht und Ansprache für die marianische Jungfrauen-Kongregation. Abends 6 Uhr Herz Jesu-Andacht mit Predigt. An allen Wertagen abends 1/8 Uhr gestiftete Herz Jesu-Andacht mit Segen.
 Montag, 11. Juni, Barnabas † 70.
 (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Die drei göttlichen Personen sind also nicht so im Besitze der göttlichen Natur, wie z. B. drei Menschen im Besitze der menschlichen Natur sind. Jeder Mensch besitzt eben seine menschliche Natur, als etwas von der aller anderen Menschen Gefondertes, der Zahl nach Verschiedenes und nur ihm allein Eigenes. Sagen wir: in allen Menschen finde sich dieselbe menschliche Natur, — so ist das nur insofern wahr, als alle Menschen eine ähnliche oder gleiche Natur, d. h. eine Natur von derselben Beschaffenheit besitzen.

Dagegen besitzt der göttliche Sohn nicht eine der Natur des Vaters bloß ähnliche oder auch gleiche Natur, sondern eben dieselbe Natur, die der Vater besitzt. Darum ist die Allmacht des Vaters auch die Allmacht des Sohnes, die Weisheit des Vaters und des Sohnes auch die Weisheit des Heil. Geistes u. dgl. Nichtig sagt man daher: der Sohn ist der Weisheit nach dem Vater gleich; aber es wäre unrichtig zu sagen: die Weisheit des Sohnes ist gleich der des Vaters; denn Gleichheit kann nur bestehen zwischen zwei von einander Unterschiedenen, folglich wohl zwischen Vater und Sohn, die wirklich zwei (Personen) sind, — aber nicht zwischen der Weisheit (oder Natur) des Vaters und der Weisheit (oder Natur) des Sohnes, denn es giebt nur Eine göttliche Weisheit.

Obgleich nun die Lehre von der Dreipersonlichkeit Gottes ein Geheimnis ist, dessen Schleiër hienieden nie gelüftet wird, so war dennoch ihre Offenbarung der göttlichen Weisheit durchaus entsprechend, weil sie in mehrfacher Hinsicht unser religiöses Leben beeinflusst:

1. Gott der Dreieinige ist das Ziel des Menschen; die einseitige Anschauung des dreipersonlichen Gottes soll ihn ewig mit unerschütterlicher Seligkeit erfüllen. Darum ist es höchst angemessen, daß der Mensch dieses Ziel, den Gegenstand dieser einseitigen Seligkeit kenne.

2. Welche großartige Anstalten hat Gott getroffen, um uns heilig und selig zu machen! Den Mittelpunkt aller dieser Veranstaltung aber bildet die Menschwerdung des Sohnes. Was konnte da angemessener sein, als daß das Menschengeschlecht jene göttliche Person näher kennen lerne, der es seine Rettung verdankt!

3. Indem Gott der Herr Sich so hoch erhaben über alle unsere Begriffe zeigt, läßt Er uns die eigene Ohnmacht recht inne werden. So wird jenes Geheimnis für uns eine Quelle der Demut. Je umfassender aber unsere Erkenntnis Gottes ist, desto mehr wird unsere Sehnsucht geweckt, Ihn demüthig zu begegnen in einer Seligkeit, von der der Völkerapostel sagt: „kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herzen ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben.“ S.

Pflege der Augen.

Von Dr. med. R. E h n.

Das Auge ist eine wunderbare Gottesgabe. Ein gutes, hartes, gesundes Auge ist ein Glück und ein Schmuck zugleich. Das Auge ist der Spiegel der Seele, es verleiht dem menschlichen Antlitz Ausdruck und Bedeutung. Ein schwaches Auge ist niemals schön, nur arbeitsfähig, ein blindes gar macht den Menschen hilflos und einsam. Jeder fürchtet zwar den Verlust des Augenlichts, aber kaum wird ein Glied des Körpers mehr mißhandelt als gerade das Auge durch Nachtarbeit oder Ueberanstrengung. Die meisten Menschen werden erst auf eine schonende Behandlung ihrer Augen hingewiesen, wenn sie schon erkrankt sind. Die Augenpflege ist freilich im Großen und Ganzen nichts anderes als eine zweckmäßige, naturgemäße Lebensweise überhaupt. Leider aber ist unsere moderne Lebensweise ganz darnach eingerichtet, die Augen zu schwächen und sie kurzzeitig zu machen. Die moderne Ueberanstrengung hat schon manche Krank-

heiten erzeugt, aber keine von ihnen hat eine solche Ausdehnung angenommen, wie die Kurzsichtigkeit. Dieses Leiden, diese Augenschwäche ist um so schlimmer, als die Anlage dazu sehr erblich ist.

Im Volke herrscht leider vielfach die Meinung, ein kurzichtiges Auge sei kein krankes, sondern sogar ein starkes Auge, das ist ein sehr großer und böser Irrtum. Tritt in dieser Hinsicht nicht bald Besserung ein, werden unsere Kräfte alle kurzichtig sein. Ausnahmen werden nur die Regel bekämpfen.

Das Auge ist das Lichtorgan und erfordert zur Nahrung und Stärkung Licht und immer wieder gutes natürliches Licht.

Personen, die lange in Finsternis leben, die erblindenden, Menschen, welche immer im Dämmerlicht zubringen, bekommen schwache und kranke Augen. Das Auge verdirbt niemals blendendes, scharfes Licht noch einen schroffen Wechsel von Hell und Dunkel. So wenig die Haut einen jähren Wechsel von Warm und Kalt erträgt, ebenso erkrankt das Auge bei zu schnellem Wechsel von Hell und Dunkel. Das muß man schon bei den kleinsten Kindern beobachten. Auch stelle man nie etwas an das Kopfende des Kinderbettes, was die Aufmerksamkeit der Meinen anzieht, denn die Augäpfel bei Kindern nehmen gar zu leicht eine falsche und schielende Stellung an. Auch lasse man nie die Haare bei den Kindern zu lang in die Stirne fallen, denn sie stören den Blick und reizen die Augen. Auch schneide man das Kopfhair nie plötzlich kurz und stumpf ab, es entsteht dadurch leicht Entzündung des Kopfes und hierdurch Augenröthe. Auch onhaltendes Weinen schwächt die Augen. Jungen wie alten Augen gönne man so oft wie möglich den Anblick grüner Flächen im Freien. Man glaube nicht, wie wohlthunend für Augen grüne Rasen- und Waldbächen sind. Dagegen meide man weiße, von der Sonne beschienene Flächen, im Freien wie im Hause. Ist man gezwungen, lange auf blendende Flächen zu sehen, so schütze man die Augen durch eine blaue Brille. Das Schauen in flackerndes Feuer, in elektrisches Licht, in den ruckelnden Blick ist Gift für das Augenlicht. Beim Schreiben achte man darauf, daß das Licht von der linken Seite auf das Papier fällt. Arbeitet man bei Lampenlicht, so muß die Lampe hoch stehen und das Licht ebenfalls von links auffallen. Das Fahren auf der Eisenbahn bei offenen Fenstern und gegen den Wind, das zu lange Hin- und Herfahren hat schon manches Auge geschwächt.

Man gebrauche und schone das Auge wie jedes andere Glied unseres Körpers, welches arbeitet. Im Allgemeinen gilt die Regel, die Augen mehr kalt wie warm zu behandeln. Man wasche sie daher oft mit kaltem Wasser, aber niemals gleich nach einer Erhitzung. Alles, was die Augen zu warm macht, wie enge Halsstücker, zu starkes Neigen des Kopfes bei der Arbeit, heiße und scharfe Zimmerluft, scharfe Dämpfe und Gase, Stuhlverhaltung, alles dieses muß nach Kräften vermieden werden. Hat Jemand Disposition zu Augenschwäche oder Erkrankungen, so ist natürlich doppelter Vorzicht nötig. Die Schwäche des Auges zeigt sich durch beginnende Weit-sichtigkeit an. Tritt dieser Zeitpunkt ein, so man also nicht mehr so leicht und klar sehen kann wie früher und die Schrift immer mehr von den Augen entfernener muß, so strengt man gar nicht das Auge gewaltsam an, im Gegenteil, man schone es und lasse es vom Arzte untersuchen, damit eine passende Brille verschrieben wird. Tritt bei dieser Schwäche auch noch Nötigung ein, so gebrauche man zur Kühlung und Stärkung der Augen Fenchelwasser oder Romersbärens Augentropfen. Unterdiebt aber muß der Arzt zu Rate gezogen werden, wenn sich das Sehen von Nebeln, von fliegenden Mäusen und Fladen selbst bei geschlossenen Augen einstellt. Eine Augenpflege ohne allgemeine diätetische Körperpflege hat gar keinen Sinn. Wenn man nicht die Ursache des Leides beseitigen kann oder will, dann hat eine Augenbehandlung absolut keinen Zweck. So sind nördlich machende Umstände, geistige oder körperliche Ueberanstrengung, Aufschwemmungen, Schlemmereien, Verweilung und habituelle Teibeserkerkungen alles Saden, die unbedingt verweigert werden müssen, wenn man das Auge heilen will. Mit der Weit-sichtigkeit tritt auch mit sinken

der Nervenkraft die Schwach-sichtigkeit ein, so daß nur noch große Gegenstände deutlich gesehen werden können. Ein allmähliches Verdrängen der Augenslinne bis zur teilweisen oder gänzlichen Undurchsichtigkeit veranlaßt den grauen Star, ein Herab-sinken der Energie der Sehnerven-haut, bis zur völligen Lähmung bildet den „schwarzen Star.“

Hat der Mensch seine Augen in jungen und mittleren Jahren gut gepflegt und nicht mißbraucht, so wird er in der Regel im Alter, bis auf die Weit-sichtigkeit, von schlimmen Störungen der Sehkraft nicht geplagt werden und sein Augenlicht bis ins hohe Greisenalter behalten. Immer ab und zu lassen die Augen einer Pflege, und im Greisenalter erst recht. In Folge des Alters sinken die Augäpfel in ihre Pochenhöhlen tiefer ein, weil die Feil ge in denselben mit der Zeit langsam aber sicher dahinschwand. Aus dem gleichen Grunde werden die Augenslinder runzeliger und dünner. So entsteht eine tiefe grubenförmige Ein-senkung. Das Auge wird heller und blässer und das Augenlicht nimmt ab. Deshalb muß der Greis noch öfter als das mittlere Alter den Blick auf grüne Flächen richten, die Augen mit kühlem oder stielendem Wasser erfrischen. Ein stielendes Wasser für jedes Auge ist Regenwasser, den man einige Tropfen Weinsäure Wasser zugefetzt hat. Dieses Wasser kann man täglich mehrmals anwenden, nur läte man sich, mit trübem Augen ins Freie oder in Zugluft zu treten. Niemand soll ma aber das kühle Wasser unzerkühlt anwenden, das schadet immer. Einreibungen von Fenchelwasser, oberhalb der dem Schläfenengefen, auf Schläfe und Stirn, nicht aber unter die Augen, sind geschätzten Augen sehr ver-träglich.

Das Baden.

Von Dr. med. E h n g.

Sehr wichtig und unentbehrlich ist für die menschliche Gesundheit das Baden. Man begreift diese Wichtigkeit um so mehr, wenn man sich klar macht, welche wichtige Funktionen die menschliche Haut zu vollziehen hat.

Die Haut dünst aus, muß ausdünsten, wenn der Gesamtorganismus nicht erkranken soll. Eine normale Hautausdünstung trägt zur Reinigung und Stärkung des Blutes bei, während jede Störung der Hautfunktion Entzündung schwacher Organe, namentlich Entzündung hervorruft.

Die so wichtige Hautausdünstung erfolgt in zwei Formen, nämlich in unsichtbar gasförmiger oder in tropfbar flüssiger, in Form des bekannten Schweißes.

Die gasförmige ist die wichtigere; sie steigt ununterbrochen von der Haut auf und besteht hauptsächlich aus Wasserdampf, der mit Nächstoffen verbunden ist. Dieser Nächstoff ist individuell, je nach der Lebensweise, der Rasse der Person, je nach der Reinlichkeit und Ernährung. Der vornehme und der Armeleute-Geruch sind keine Einbildungen, es sind naturgemäße Ausdünstungen.

So wichtig das Baden des ganzen Körpers ist, so verschieden ist aber die Ansicht der Aerzte über kalte und warme Bäder. Der Eine hält das kalte Baden für ein Unverfälschtmittel, der Andere giebt es nur bedingungsweise zu.

Der berühmte Arzt Huseland schrieb die körperliche Stärke der alten Deutschen, die selbst den tapferen Römern mächtig imponierten, der Gemohnheit zu, sich im Sommer in kalten Flußbädern, im Winter in Hausbädern oder warmen Quellen zu baden.

Freilich gehörte im Altertum, wie es auch heute noch in der warmen Zone ist, das Baden zur täglichen Ordnung. Damals gab es bei der einfachsten Lebensweise wohl nur Ausnahmen, die kalte oder warme Bäder nicht ertrugen. Heute, bei der fortgeschrittenen Kultur und Verweilung der Menschen, liegt die Sache anders, schlechter.

Auch kam im Laufe der Zeit und im Drange der Weltereignisse in Europa das Baden immer mehr in Abnahme, so daß beispielsweise im 12. und 13.

Jahrhundert das Baden fast ganz unterlassen wurde. Erst als durch die Kreuzzüge der Ausschlag und sonstige ansteckende Ausschlagkrankheiten in unser Vaterland eingeschleppt wurden, da dachte man erst wieder an die Einführung der Bäder. Um den Miermilien und die Trägheit der Menge zu überwinden, suchte man die Beliebtheit und die Heilsamkeit der Bäder durch irgend einen Zwang zu heben. So wurde kein Knoppe zum Ritter geschlagen, der nicht vorher gebadet hätte. Kein Brautpaar wurde vor dem Altar vereint, das nicht vorher das Brautbad genommen hätte, ja selbst jeder Hochzeitsgast mußte nachweislich gebadet haben. Dieser Zwang bezweckte nichts anderes, als Reinlichkeit und Schutz gegen Ansteckung zu gewinnen. Aus dem gleichen Grunde wurde es Sitte und Gesetz bei den Handwerker und Zünftler, jeden Sonnabend ins öffentliche Bad zu gehen. Die Vornehmen hielten wieder wie in alten Zeiten Badeeinrichtungen im Hause, zum Teil mit römischer Purpur eingerichtet. Auch begann zu jener Zeit bei den Reichen die Mode, jährlich in ein Mineralbad zu reisen; die Badeorte und die Kurorten vermehrten sich von Jahr zu Jahr. Was für den Wohlhabenden das Besondere im eigenen Hause, das war für den gewöhnlichen Bürger die öffentliche Badesube. Freilich kamen diese öffentlichen Bäder, besonders im 16. Jahrhundert, durch das Zusammenwachen gesunder und kräftiger Personen sehr in Mißkredit, sodaß abetmals das Baden in Abnahme geriet.

Heute denkt man klüger über die Heilsamkeit des Badens, aber immer noch nicht klug und allgemein genug.

Jeder Mensch, auch der nicht körperlich kräftige, wird täglich auf seiner Haut mit einer leichten Staubschicht überzogen, sei es von außen, sei es von innen, von den festen Bestandteilen seiner eigenen Hautausbünstung.

Diese Staubschicht verstopft bei herrschender Unreinlichkeit bald die feinen Poren der Haut, ruff Unbehagen und Krankheitserscheinungen hervor.

Ein schlagendes Beispiel für die Wichtigkeit der Hautreinigung gibt eine Verderbnung der Haut. Verderbnungen großer Hautflächen wirken nur dadurch lebensgefährlich, weil sie die Hautausbünstung zu sehr stören.

Wäscht man den Körper mit kaltem Wasser oder taucht ihn in dasselbe ein, so zieht sich die verdorrte Haut zusammen, das Blut wickelt von derselben zurück, strömt nach den inneren Organen, namentlich nach Gehirn, Leber, Lunge und Herz, unter dem Wasser hört die Hautausbünstung auf. Dauert dieses zu lange, so kann Schwindel, Kopfschmerz, bei Starblütigen sogar Schlagfluß eintreten.

Deshalb muß man beim kalten Baden, namentlich in der kaltesten See recht vorsichtig sein. Anfänger im Baden müssen sofort das Wasser verlassen, sowie sie einmal untergetaucht sind. Sie müssen sich allmählich und vorsichtig an einen längeren Aufenthalt im kalten Wasser gewöhnen. Hat man das kalte Bad verlassen, so tritt die zweite, die heilsame Wirkung ein. Das Blut strömt, unterstützt durch das unerlöschliche frothierende Abströmen, jetzt von den inneren Organen gegen die Haut zurück. Dadurch wird die Körperwärme erhöht, die Ausbünstung verstärkt und vermehrt; die jetzt offenen Poren begünstigen die gasförmige Transpiration, der Mensch fühlt sich leichter, frischer, das Nerdenleben ist gesteigert.

Warme Bäder wirken ganz anders; sie reizen die Haut gar nicht, im Gegenteil, sie stimmen die Reizbarkeit herab, sie erschaffen die Haut. Warme Bäder im Uebermaß genommen, stärken daher nicht; sie schwächen und verlangsamten vielmehr den Stoffwechsel. Aus letzterem Grunde werden beispielsweise die viel in warmen Bädern weilenden Orientalen so wohl beiebt, denn Freilebendheit ist stets die Folge eines unvollkommenen Stoffwechsels.

Gesunde Personen thun gut, im Sommer kalte Bäder zu nehmen. Anknliche dagegen sollten nur vorsichtig oder auf ärztliche Verordnung hin kalte haben.

Sehr nervöse und verwechlichte Menschen vertragen die Kälte überhaupt nicht, sie dürfen sich nur an heißen Sommertagen vorsichtig an ein kühleres Bad gewöhnen; sie müssen aber sofort wieder davon absteigen, wenn sie nach mehrmaligem Gebrauche ihre Leiden oder Schwäche nicht verlieren, sich vielmehr Herzlosen oder Krämpferscheinungen einstellen. Im kalten Bade sollen auch Gesunde um so länger weilen, je kälter das Wasser ist. Eine Minute genügt bei jedem Wasser unter 14 Grad Reaumur.

Nach dem Bade, mag es kalt oder warm gewesen sein, ist eine Bewegung notwendig, eine ruhige, keine stürmische. Der Zweck derselben ist, das Gehirn behaglicher Körperwärme zu erhalten, darnach richte man seine Bewegungen ein. Dann ruhe man ein halbes Stündchen aus und dann erst stille man seinen Hunger.

„Für Damen.“

Novelle von Paul de Carros.
(Autorisierte Uebersetzung.)

I.

Ich hatte meine militärische Ausbildung auf der Kavallerieschule von Saumur beendet und war zum Leutnant bei den 16. Kürassieren in Lunville ernannt worden.

Das Glück war mir günstig, denn der Oberst der 16ten — obgleich ich ihn persönlich nur sehr wenig kannte — war ein alter Freund meiner Familie und mir, wie es schien, sehr wohl gefallt.

Ich war für einige Tage auf das väterliche Gut zurückgekehrt und erfreute mich daselbst in der erbaulichsten Einsamkeit des Landes der behaglichsten, sorglosten Ruhe, als mir eines Morgens, gegen Ende Oktober der Befehl zuzug, mich unverzüglich bei meinem Regimente einzufinden. Da blieb nichts übrig, als zu gehorchen.

Am Nachmittag war ich in Paris, und Abends, gegen acht Uhr, einige Minuten vor Abgang des Expresszuges, schritt ich den Perron des Ostbahnhofs ab, auf der Suche nach einem leeren Coupe.

„Der Herr fährt mit dem Express?“ fragte mich ein gefälliger Angestellter.

„Ja.“
„Wenn der Herr hier einsteigen will, es ist noch ganz leer.“

Gleichzeitig öffnete er mir eine Thüre, an der das bezeichnende Tafelchen hing:

„Für Raucher!“

Ich schnitt eine Cigarette, der Gedanke, mich in eine dieser rollenden Tabakstreifen einzuschließen, schien mir nicht gerade verlockend. Aber da ich schließlich Lustig hatte, während meiner ganzen Reise allein zu bleiben, dankte ich dem Angestellten und sprang rasch in den Wagon.

Es war schon ziemlich kalt. Ein eisiger Wind berief sich unter der großen Halle des Bahnhofs. So hüllte ich mich denn in einen riesigen Ueber, der mir bis zu den Achseln hinabreichte; ich wickelte überdies noch einige Decken um mich herum, so mir eine — authentische — Wärmehülle bis über die Ohren, und, die Füße auf der Wärmeflasche, traf ich alle Anhalten, die Nacht so bequem als nur möglich zu verbringen.

Wie ich es gehofft hatte, kam auch niemand mehr, mich zu belästigen.

Um acht Uhr zehn, ein Glodenzischen, und der Zug entführt uns mit voller Dampfkraft in eine rauchschwarze Nacht.

Nach und nach bräut mich die eintönige, regelmäßige Bewegung, und ich fange an, leicht einzunicken.

II.

Säbn! ein schneller Pfiff, zwei oder drei durch die Bremsen verursachte heftige Stöße, wir halten.

„Chateau-Thierry!“ schreit der Kondukteur.

Ich öffne ein Auge, ich strecke ein Bein aus. Herr! ein eisiger Luftzug schlägt mir ins Gesicht. Die Thüre, welche dazwischen, durch welche ich eingestiegen war und neben der ich mich befand, entgegengekehrt war, hatte sich geöffnet, und eine junge Frau

häufte geschäftig, wie ein Wirbelwind, in mein Coupe.

„Eil!“ dachte ich, „eine Dame, die den Rauch nicht fürchtet, um hier einzusteigen!“

Da ich sah, daß ein Bedienter ihre Gepäcksstücke hineinreichte, rührte ich mich nicht, um ihr behilflich zu sein; schon fuhren wir wieder ab.

„Adieu, Zanichen!“ rief die junge Reisende, „auf Wiedersehen.“

„Nein, mein liebes Kind,“ sagte eine etwas bünne Stimme. „Vor Allem, mach' Dich gut ein, erlalte Dich nicht. Viele Grüße an Deine Eltern. Gute Reise, Gute Nacht, auf baldiges Wiedersehen!“
„Ach, sie heißt Gillerie, meine Reisefährtin!... Ein hübscher Name, der nur von einer hübschen Frau getragen werden konnte!“

Ich öffnete die beiden Augen, dieses Mal.

Da ich bei der Abfahrt von Paris Sorge getragen hatte, den Lampenschieber auf meiner Seite herabzulassen, befand ich mich gänzlich im Schatten, während wir die junge Frau im vollen Lichte ersehnten.

Sie war, meiner Treu! ganz allerliebst.

Schönes braunes Haar, ein wenig zerzaust vom Winde, Jüge von einer ergrauten Feinheit, sehr große Augen, die mir blau zu sein schienen, eine schlanke Taille, die eine elegante, dunkle Tuchjacke knapp umschloß. Mit einem Worte, eine erquickende Erscheinung.

Die junge Frau — es war offenbar eine junge Frau, denn ein junges Mädchen, um diese Stunde, ganz allein!... — ordnete ihr Gepäc, entsaltete ihre Decke und warf dann einen etwas unruhigen Blick um sich. Ich sah, daß sie mich aumerkiam betrachtete. In den hohen Krügen meines Ufers vergaßen, hielt ich mich müssigenfülle.

Sie mochte eine ärgerliche Bewegung, schien einen Augenblick zu überlegen, jögerte, warf mir einen neuen Blick zu, der die Dunkelheit durchbohren zu wollen schien, die mich umgab, und nahm schließlich ihre Vorbereitungen wieder auf.

Nachdem sie aus einem Koffer eine Art Morgenkleid aus gestreiftem Flanel und einem weiten Pelzmantel hervorgeholt hatte, entledigte sie sich ihrer Tuchjacke und ihres Leibchens und hüllte sich an deren Stelle in die beiden anderen, molligen und zum Schlafen weniger lästigen Kleidungsstücke.

Als dieser Kostümwechsel beendet war, lehnte sie sich in ihre Ecke zurück, umgab sich mit ihren Decken und schien einzuschlafen, zu schlafen.

Ogleich mir von dieser interessanten Körperpumpung des Schmetterlings nichts entgangen war, hatte ich nicht die geringste Bewegung gemacht, die meine reizende Nachbarin hätte erschrecken können.

Kein Zweifel, sie hatte mich für eine Frau genommen, und so außerordentlich mir die Sache auch schien, war das schließlich die einzige Erklärung. Ich lagte darüber leise in meinen kienben Schnurrbart. Sie hatte zweifellos keine derartigen Ctrupeln, denn behaglich in ihren weichen Pelz gehüllt, schien sie allmählich einzuschlummern.

Der Wind hatte nachgelassen, der Himmel sich entwölkt; es schien zu gefrieren draußen, denn die Fenster waren mit einem weißlichen Dunst bedeckt, der stellenweise erstarrte.

Zwölf Uhr!... Halb ein Uhr!... Ein Uhr!... Unmöglich ein Auge zu schließen; wegen eines ganz bedeutungslosen Zwischenfalls blieb mir der Schlaf hartnäckig fern.

„Frouard!... Frouard!... Drei Minuten Aufenthalt!“

Ich erbeute mich, ich streifte mit einer raschen Bewegung meine Decken ab, und ich sprange auf den Perron.

Ich hatte das dringende Bedürfnis, wieder ein wenig Gelentigkeit in meine erschlafenen Beine zu bringen; aber kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als man schreit: „Einstiegen, meine Herrschaften, höchste Zeit!“ Die drei Minuten Aufenthalt bestanden in laum wenigen Sekunden. Ich beile mich, ich laufe so schnell, als es mein langer Mantel erlaubt, denn ich hatte durchaus keine Zeit, in Frouard sitzen zu bleiben.

Dant meiner Behendigkeit hoffe ich, die drohende

Gefahr zu beschwören und in dem Augenblick, als der Stattonvorstand das Zeichen zur Köhlerfahrt gibt, erreiche ich meinen Wagen, ich stürze mich...

III.

O Schreden — das Blut erstarrt mir noch jetzt bei der Erinnerung an diese Scene — meine sanfte Nachbarin, die frohen noch so süß schielte, hatte sich mit einem Sprünge erhoben und stand hochaufragend vor mir, in der grimmigen Haltung einer Bestrafin, der man die heilige Flamme zu rauen versucht hatte.

„Das ist unerhörte, mein Herr,“ sagte sie mit wütender Stimme, „das ist unerhörte, was Sie da thun! Sie werden mir nicht mehr hereintommen! Ich dulde es nicht!“

Und sie pflanzte sich stolz vor mir auf, um mich an Einsteigen zu hindern.

Ich hatte den Fuß auf dem Trittbrett; der Zug setzte sich in Bewegung; es gab kein Zurückweichen.

Ohne weiter zu überlegen, und bestürzt wie ich war über diesen feltamen Empfang, durchbrach ich die schwache Barriere, welche mir die junge Frau entgegensetzte, und sprang in das Coupee, dessen Thür ich hinter mir zuschlug.

Meine junge Reisegefährtin war unwillkürlich zurückgewichen, indem sie einen kleinen halb erstarrten Schrei ausstieß. Sie war einen ängstlichen Blick um sich, um die Alarmglocke zu entbeden. Aber da sie sie in dem Halbdunkel nicht bemerken konnte, sank sie mutlos und resigniert in die Rückenlehne und schen darauf gefasst, zum Mindesten erwidert zu werden.

Ich hatte meine Kaltblütigkeit wieder erlangt; ich zäherte mich ihr beiseite und sagte mit meiner sanftesten Stimme:

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich bitte Sie darum! . . . Was fürchten Sie von mir? . . . Was habe ich gethan, um Sie in eine solche Entrüstung zu versetzen? . . .“

Sie erhob ihre großen schwarzen Augen zu mir, in denen noch der Zorn glänzte; — sie waren schwarz, ich hatte mich gelächelt vorhin.

„Was Sie gethan haben?“ erwiderte sie mit vor Aufregung bebender Stimme, „Sie fragen mich, was Sie gethan haben? . . . Aber, mein Herr, das ist abschaulich, das ist entsetzlich! . . . Das Vertrauen einer Dame so zu mißbrauchen! . . . Eine Verkleidung anzuwenden, um — Oh, nein, es ist unerhörte.“

Ganz wol, verbarg sie ihr Gesicht in den Händen. „Ich konnte Sie ja nicht verhindern, in dieses Coupee einzusteigen.“

„Nein . . . aber Sie hätten etwas sagen sollen, auf jeden Fall; diese Verwechslung hätte nicht stattfinden können . . .“

„Hatte ich Zeit dazu? . . . Raum waren Sie eingestiegen, so haben Sie Ihren Toilettenwechsel vorgenommen.“

Sie machte eine verzweifelte Bewegung.

„Aber ich verzeihere Ihnen, gnädige Frau, daß ich in jenem Augenblicke die Augen ebenso . . . genüßhaft schloß, als wenn ich geschlafen hätte.“

„Ist das auch wirklich wahr?“ fragte sie, etwas ruhiger geworden.

„Ich schwöre es Ihnen!“

Sie wiegte zweifelnd den Kopf.

„Uebrigens,“ fügte sie hinzu, indem sie den früheren hochmüthigen Ton wieder anschlug, wenn sie da gewesen wären, wo Sie hingehören, wäre das Alles nicht vorgekommen!“

„Wie! wo ich hingehöre! . . . Aber, gnädige Frau, es scheint mir doch, daß ich vor Ihnen dieses Coupee inne hatte.“

„Ah! . . . Und seit wann reisen denn die Herren in den Damen-Coupees? . . . Wenn ich meinen Jertum gleich erkannt hätte, würde ich noch in Chateau-Thierry einen Angestellten gerufen haben.“

„Damen-Coupee!“ rief ich aus. . . „Ah, das ist denn doch zu stark! . . . Ich habe in Paris eigens das Coupee für Kauter genommen, um allein zu sein . . .“

„Und ich, mein Herr, ich wiederhole Ihnen, daß ich in Chateau-Thierry in ein Coupee für Da-

men“ gestiegen bin, und daß ich nicht einhmen konnte, daß ein Herr es gewagt hatte . . .“

„Bitte sehr . . .“

„Bitte sehr!“

„Das ist leicht festzustellen, gnädige Frau; wollen Sie nicht beschuldigen, bevor . . .“

„Oh, ich kann Ihnen selbst sofort zeigen . . .“

Mit einer vollkommenen Gleichzeitigkeit waren wir in unsere beiderseitigen Ecken gesprungen, und den Arm durch das kleine Seitenfensterchen streckend, suchten wir die beweisende Tafel abzu-

hängen.

„Oh, wie schwer das ist!“ sagte sie, indem sie den Mund verzog.

„Wollen Sie mir erlauben?“

„Nein, hier ist sie; ich werde Sie gleich überführen.“

Wir hielten gleichzeitig unsere beiden Tafeln an die Lampe; sie las mit lauter Stimme:

„Für Damen! . . . Sie sehen!“

Ich wiederholte als Echo:

„Kauter! . . . Sind Sie jetzt überzeugt?“

Wir stellten mit einem raschen Blick die Richtigkeit unserer Behauptungen fest, und wir sahen einander beklüfft ins Gesicht.

IV.

Ihr ganzer Zorn war geschwunden; sie war in ein häßliches Lachen ausgebrochen, in das ich von Herzen mit einstimme.

„Das ist wirklich nicht übel“, meinte ich, „in der That, eine drohliche Administration.“

Ein Pfeifen der Lokomotive unterbrach mich.

„Das ist Rancy“, sagte sie, indem sie ihre Kaltblütigkeit wieder zu geminnen suchte.

Als der Zug langsam einlief, beugte sie sich auf meiner Seite aus dem Fenster.

„Ah! Mein Papa ist hier!“ bemerkte sie fröhlich. Ich öffnete.

Sie sprang in die Arme eines Herrn von sehr militärischer Haltung, groß, straff, mit grauem Schnurrbart, die Kofette der Ehrenlegion im Knopfloch.

Ich stieg gleichfalls aus und als ich an ihnen vorüberging, hörte ich den Greis mit halblauter Stimme sagen:

„Bist Du allein gefahren mit diesem Herrn?“

Sie wandte den Kopf, indem sie ihren Vater mit sich fortzog. Ich hörte die Antwort nicht. Und ich dachte, während ich zum Hüffel ging:

„Wo habe ich doch dieses Gesicht schon gesehen? Es ist mir sicher nicht unbekannt!“

Eine Viertelstunde später fanden wir uns vor der Thüre desselben Coupes zusammen. Sehr munter und ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen, stieg meine Reisegefährtin zuerst ein. Während dieser Zeit betrachtete mich der alte Herr mit großer Aufmerksamkeit.

„Pardon, mein Herr,“ sagte er nach einem kurzen Zögern, indem er seinen Hut löstete, „sind Sie nicht Herr Gaston de Verdreuz?“

„Ganz richtig, mein Herr“, antwortete ich mit einer Verbeugung.

Er streckte mir die Hände entgegen.

„Ah: mein liebes Kind, das nenne ich ein günstiges Zusammentreffen! . . . Sie erwarteten wohl kaum, daß Ihnen Ihr Oberst entgegen fahren würde, dessen bin ich sicher!“

Ich blieb einige Minuten sprachlos; ich hatte ihn gleichfalls erkannt.

„Herr Oberst!“ stotterte er, indem ich den militärischen Gruß leistete.

„Und wie geht es Ihrem Vater, mein lieber Gaston?“ fuhr er fort.

Mehr und mehr verlegen murmelte ich die kläffische und banale Antwort:

„Sehr gut, Herr Oberst, sehr gut!“

Das hieß man wirklich Recht haben, sich seinem Chef unter solchen Verhältnissen vorzusetzen.

Der ausgezeichnete Mann bemerkte meine Verwirrung und, indem er mich ohne viele Umstände in das Coupee drängte, sagte er:

„Steigen wir rasch ein; der Zug fährt in einer Minute ab . . . Ah! Herr Alraffier“, setzte er dann lachend hinzu, „also so kommen Sie zu Ihrem Regiment, indem Sie im Damenloupe rei-

sen und mit jungen Mädchen, noch noch mehr ist.“

Die zwei aufstrebenden Tafeln lagen nach auf dem Postler; das junge Mädchen — ich hegte einen Zweifel mehr — zeigte sie mir mit den Augen, und alle drei wurden wir von Neuem von einer solchen Lust befallen.

„Herr Oberst“, sagte ich demüthig, „Sie seien, ich bin nicht gar so schuldig, als Sie es zu glauben scheinen.“

Fräulein Gilberte machte eine Bewegung bedeutiger Scham.

„Schon gut!“ bestimmte der Oberst. „Sie stehen unter meiner Gerichtsbarkeit jetzt, mein lieber Freund und ich werde Ihnen die Strafe zuerkennen, die Sie verdienen . . .“

V.

Ich wünschte eine ähnliche Bestrafung allen meinen jungen Kameraden.

Ich heiratete Gilberte drei Monate später.

Aktuelle.

* Doch etwas. Theaterdirektor (zu einem jungen Dramatiker): „Ihre antike Tragödie ist unaufführbar; aber die Verse des ersten Aufzuges geben einen recht guten Kuplet-Refrain!“

* Gemüthlich. Vater der Braut: „Ich habe mich im Kunststudium über Sie erkundigt. Die Antwort ist aber so ausgefallen, daß ich es abthun muß, Ihnen meine Tochter zur Frau zu geben.“

* Bewerber (leimant): „Wollen Sie es nicht noch mit einem andern Kunststudium versuchen?“

* Feine Firma. Hausfrau: „Ist die Kaffeeleber auch frisch?“ Schlichter: „Selbstverständlich, ich schlafe überhaupt nur Kaffee mit frischen Bebern!“

Silberkäsel.

„dors, dre, es, sent, ly, me, ner, ohls, op, vach, pal, ve, sic, ves.“ — Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben den Vor- und Zunamen eines Dichters. — Die sieben zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. Einen Dichter. 2. Einen Baum. 3. Einen Ort bei Hamburg. 4. Einen Baum. 5. Einen Ort in Sachsen. 6. und 7. Zwei Orte in Galizien.

Auflösung der Rästel aus voriger Nummer:

Rästel: Eis.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Dienstag, 12. Juni. Basilides † 311. • Dominikaner-Klosterkirche: Heute ist der 8. der 15 Dienstage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus.

Mittwoch, 13. Juni. Antonius v. Padua † 1213. • Herz Jesu-Kloster: Nachmittags 6 Uhr Andacht. • St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Segens-Andacht.

Donnerstag, 14. Juni. Basilus † 379. Fronleichnamtsfest. Gebotener Feiertag. Evangelium Johannes 6, 56—58. Epistel 1. Korinther 11, 20—32. • St. Lambertus: Hl. Messe finden statt wie folgt: 5, 6, 7 und 8 Uhr, feierl. Hochamt 1/10 Uhr. Auszug der feierl. Prozession, 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 6 Uhr Festpredigt danach Rosenkranzandacht und Andacht zu Ehren des allerheiligsten Sacraments. Während der Oktav ist morgens 9 Uhr Segens-Hochamt. • Karmelitenkloster: 6 Uhr erste hl. Messe; 8 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festandacht. Während der Oktav ist jeden Morgen 6 Uhr Segensmesse und jeden Nachmittag 4 Uhr Sacramentsandacht. • Dominikaner-Kloster: Um 7 Uhr ist das feierliche Hochamt, um 9 Uhr ist eine stille hl. Messe; in der Messe um 11 Uhr ist keine Predigt. Während der Oktav dieses Festes wird in der Messe um 9 Uhr an allen Tagen das allerhl. Sacrament ausgelegt. • St. Martin: 1. hl. Messe um 7 Uhr; die 2. um 7, die 3. um 8 Uhr; Um 1/9 Hochamt; um 10 Uhr Auszug der Fronleichnamsprozession; 11 Uhr hl. Messe. • Kapelle zu Stoffeln: 7 Uhr hl. Messe mit sakramentalem Segen.

Freitag, 15. Juni. Vitus † 300.

Samstag, 16. Juni. Bennis † 1106. • St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segensmesse fällt aus.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 14, 16-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Ein Mensch bereitete ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein.“ — „Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre.“ — „Und sie gingen alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Weilerhof gekauft, und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu verkaufen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen und darum kann ich nicht kommen.“ — „Und der Knecht kam zurück, und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein.“ — „Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber, es ist noch Platz übrig.“ — „Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Dämme, und nötige sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde.“ — „Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl kosten wird.“

Zur Fronleichnamsoktav.

Zur Betrachtung des großen Geheimnisses der hl. Eucharistie genügt der Kirche ein Tag nicht; darum hat sie, um die Einsetzung würdich zu feiern, außer dem Gründonnerstag ein neues Fest vom hl. Fronleichnam mit Oktav eingerichtet, an dem sie alle Pracht ihres Kultus entfaltet.

In der That, lieber Leser, wir können es der Kirche nachfühlen, wie sie sich nicht genug thun kann, um für die unermeßliche Liebe des Herrn sich dankbar zu erweisen: Wohl hatte Er uns schon geliebt vor dem Anfange aller Zeit; wohl uns geliebt, da Er uns schuf, dann Mensch wurde, in der Krippe das Licht der Welt erblickte und am Kreuze das Licht der Welt erblickte und am Kreuze starb; — aber unvergleichlich größer tritt Seine Liebe uns entgegen in der Einsetzung des hhl. Altarsakramentes; hier, sagt der hl. Johannes, „Liebte Er uns bis ans Ende!“

Welch ein Geschenk! Sein unendlicher Wert erbellt aus den eigenen Worten des Herrn: „Nehmet und esset, dieses ist Mein Leib, — und was Ich jetzt eben gethan habe, das thut zu Meinem Andenken“ auch ihr, Meine Apostel und eure Nachfolger, immerdar! (Luk. 22, 19.)

Wie wäre ein kostbarer Geschenk möglich? Man achte nur auf die Worte des Herrn: „Dieses ist Mein Leib“, sagt Er; d. h. dieses ist (unter dem Schleier des Sakramentes) derselbe Leib, dem in der Krippe von den Hirten gehuldigt, der ans Kreuz gehetzt ward; derselbe, der, zum Himmel aufgefahren, nun zur Rechten Gottes des Vaters thronet, wo er, die Freunde der Engel das Entzücken aller seligen Geister ausmacht.

Und nicht nur der glorreiche Leib des Herrn ist hier zugegen: Auch Sein Blut, Seine

Seele, Seine Gottheit, die ja unzertrennlich mit dem Leibe verbunden sind, so daß, wenn wir kommunionieren, der ganze Himmel in unserm Herzen ist.

„Dieses ist Mein Leib.“ Wir glauben es, o Herr, weil Du es gesagt hast. — Du, der die Heiligkeit und die Wahrheit selbst bist, und wir bedauern den Irrglaubigen, der nach seinem kleinen Herzen die unendliche Liebe Gottes bemessen will, so daß er dort nur das Bild Deines Leibes sehen will, wo, wie Du gesagt hast, wahrhaft Dein Leib ist.

„Nehmet und esset!“ Welch eine Nahrung! sich nähren mit einem Gott, sich eingliedern einem Gott, der lebendige Tabernakel eines Gottes werden!

Dieses thut zu Meinem Andenken!“ d. h. nehmet das Brot, sprecht wie Ich: „das ist Mein Leib.“ — und augenblicklich wird es Mein Leib sein, wie Ich auch einst sprach: „Es werde Licht“, und es ward Licht. Es wird Mein Leib sein in den Händen aller Priester ohne Ausnahme, weil die Kraft Meines Wortes ganz unabhängig von dem Verdienste dessen ist, der es ausspricht.

Es wird Mein Leib sein zu allen Zeiten, weil die Gewalt, die Ich euch anvertraue, unverlierbar ist. Es wird Mein Leib sein an allen Orten: von euch gerufen steigt Ich in die ärmste Hütte hinauf wie in den prächtigsten Tempel, und in demselben Augenblicke, in dem ihr die heiligen Worte ausspricht, werde Ich in euren Händen sein.

Es wird Mein Leib sein, und mügen auch Millionen von Priestern zu gleicher Zeit Mich an den verschiedensten Orten des Erdbereiches herabrufen: Ich wiederhole das Wunder millionenfach, bin ganz auf jedem Altare ganz in jeder Hostie. —

Sirgenkalender.

Sonntag, 17. Juni. 2. Sonntag nach Pfingsten. Adolf + 650. Evangelium Lukas 14, 16-24. Epistel 1. Johannes 3, 13-18. St. Lambertus: Monats-Sonntag des Vereins der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion. St. Andreas: Morgens 8 Uhr Kommunion der Spinnsticken. Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Vespunde des Ill. Ordens, für die Verstorbenen. Karmitessenkloster: Fest Unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe; 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt; darnach Festandacht. Montag, Dienstag, Mittwoch, u. Donnerstag, morgens 6 Uhr feierl. Segensmesse und nachmittags 4 Uhr Sakrament. Andacht. Ursuline-Kloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Während der Fronleichnamsoktav ist nachmittags um 6 Uhr Andacht mit sakramentalen Segen. Dominikaner-Kloster: Während der Oktav des Fronleichnamsfestes ist jeden Tag während der hl. Messe um 9 Uhr und in der Vesper Andacht des Allerheiligsten.

Montag, 18. Juni. Margaretha + 286.
 Dienstag, 19. Juni. Cerebasius und Protasius + 80. Dominikaner-Klosterkirche: Heute ist der 9. der 15 Diensttage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. 6 Uhr hl. Messe für den 3. Orden.
 Mittwoch, 20. Juni. Silvester + 538.
 (Gottesgang siehe letzte Seite.)

Hilfswahr, lieber Leser, hier giebt sich eine Liebe kund so unermesslich groß, daß kein geschaffener Geist im Stande ist, sie auch nur einigermaßen entsprechend zu würdigen. Gott Selbst konnte ja nicht mehr für uns thun, als Er hier gethan, denn auch Er kann nicht mehr geben, als Sich Selbst!

Wunderbar! Zu der Zeit und in dem Maße wie dieses heilige Opfer auf dem einen Teile der Erde aufhört, beginnt es auf einem anderen Teile; während unsere Erd-Halbkugel im Schlafe liegt, wacht die andere Halbkugel: die Priester halten dort das Opfer für die Sünden der Welt in ihren Händen; und wenn dann die Sonne dort untergeht und zu uns zurückkehrt, so kommt auch Jesus wieder, um Sich zu opfern auf unsern Altären, — so daß also der himmlische Vater diesen unsern göttlichen Mittler allezeit gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend erblickt, um die Schläge Seiner Gerechtigkeit abzuwenden und die Ergießungen Seiner Barmherzigkeit auf uns herabzurufen.

Nach wunderbarer, lieber Leser, ist die Fortdauer der hl. Eucharistie als Sakrament: ist auch das Opfer vollendet, so bleibt Jesus doch bei uns, Tag und Nacht, immer bereit, unsere Besuche gnädig zu empfangen und uns Seine Gnaden mitzutheilen. Heilige Schauer ergreifen uns, so oft Er in der Monstranz zum Segen erhoben wird; wir fühlen Seine gnadenvolle Nähe, und es ist uns, als ob wir Ihn, den gültigen Herrn sehen, wie Er segnend die Hände über uns erhebt. Und wo finden wir besseren Trost, als vor Seinem Tabernakel, von wo aus Er uns unaussprechlich einlädelt: „Kommet zu Mir, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken.“ (Matth. 11, 28).

Und welche Weisheit bekundet sich in der Einsetzung der Eucharistie. Die höchste Weisheit besteht ja darin, den besten Zweck ins Auge zu fassen und zur Erreichung desselben die besten Mittel anzuwenden. Gerade das finden wir in dem hl. Sakramente:

1. Die Kinder der Kirche sollen in dem Glorifizieren an Jesus, den Sohn Gottes, leben; sollen Ihn anbeten und lieben, ohne Ihn zu sehen. Zu diesem Zwecke verbirgt Sich Jesus in der heiligen Eucharistie und hält so unsere Aengen in beständiger, an Verdiensten reicher, Übung.

2. Da Er beständig unter uns (in unsern Tempeln) wohnen wollte, verschleierte Er Seine Herrlichkeit, da unsere schwachen Aengen den Glanz Seiner Herrlichkeit nicht ertragen würden.

3. Er wollte uns die Demut, das vorzügliche Leben, hingebende Leben lehren: darum erniedrigt Er sich zu dieser unscheinbaren Gestalt des Sakramentes.

4. Wir sollen Ihn zu unserem Heile oftmals in der heiligen Kommunion empfangen; darum verläßt Er Seine erste Gestalt von Fleisch und Blut, weil wir einen natürlichen Widerwillen empfinden, menschliches Fleisch zu essen und menschliches Blut zu trinken, — und setzt an ihre Stelle die Gestalten von Brot und Wein, die jeden Menschen anziehen und jedem genehm sind, und schließlich sich ganz und gar in die kleine Hostie ein, um sich ganz uns einzuverleiben und uns auch bei Kranken, bei Sterbenden, die Ihn unter einer größeren Gestalt nicht zu empfangen vermöchten, einzuverleiben zu können. Kann es wohl, lieber Leser, höhere Zwecke und aufwendendere Mittel geben? Ohne Zweifel hätte Er sich auch unter andern Gestalten verbergen können; allein Er hat der Gestalt des Brotes den Vorzug gegeben, um uns zu zeigen, daß Er auf göttliche Weise diejenige nährt und sättigt, die Ihn essen, wie es sich gebührt. Die Gestalt des Weines fügte Er hinzu, einestheils um uns zu zeigen, daß die Eucharistie ein vollkommenes Mahl ist, — andernteils daß die hl. Messe das fortgesetzte Opfer des Kalvarienberges ist, darin die Scheidung Seines Blutes von Seinem Körper dargestellt wird durch die von der

Gestalt des Brotes geschiedene Gestalt des Weines.

Bei der Betrachtung dieser Weisheit verstehen wir, lieber Leser, auch das Wort des hl. Augustinus: „Obwohl Du, o Herr, der Allweise bist, hast Du uns doch Besseres nicht zu geben gewußt!“

Die flüssige Luft im Dienste der Medizin.

Nach der Recension des Rezens von W. H. H. Thal.

Es ist jetzt zweifellos, daß die flüssige Luft, obwohl die Erfindung noch neu ist, bestritten ist, schon in nächster Zeit mit den großen Mitteln der physikalischen Kräfte, der Wärme und der Elektrizität zu rivalisieren. Die Wissenschaft hat, als sie sich einmal dieses bisher unerschöpflichen Factors des mechanischen und industriellen Fortschritts bemächtigt hatte, den erfindungsreichen Büchern den Weg eröffnet, und schon zeigen sich Resultate in so reicher Fülle, daß man schon genug zu thun hat, wenn man den hauptsächlichsten Entdeckungen seine Aufmerksamkeit widmet, denn alles auf diesem Gebiete ersehende kennen zu lernen ist schließlich unmöglich. Die Medizin, die sich ganz zuerst etwas zurückhaltend und kühl verhalten hat, ist schnell anderen Sinnes geworden und bemüht sich jetzt, im Verein mit der Chirurgie aus dem Produkt Treppens ihren Nutzen zu ziehen.

Ein von Erfolg gekröntes Experiment, das in der Klinik Vanderbilt und im Hospital Roosevelt von Dr. Campbell White vorgenommen wurde, hat bewiesen, daß der Krebs, wenn er einer Temperatur von 312 Grad Fahrenheit unter 0 ausgesetzt wird, in seiner Entwicklung gehindert und die von dem schrecklichen Leiden angegriffenen Gewebe unter diesen Bedingungen sogar neu geschaffen werden können. Dr. Campbell White wurde bei diesen Arbeiten von dem Doctor der hygienischen Abteilung von New-York, Dr. E. Williams Jenkins, unterstützt, der seinen zahlreichen Kollegen sein Laboratorium für seine bakteriologischen Studien zur Verfügung gestellt hatte. Nach der Entdeckung des Dr. Woe in Paris ist es bekannt, daß der Krebs durch das Vorhandensein einer Mikrobe entsteht, und zahlreiche Beobachtungen haben diese These unterstützt. Andererseits behauptet ein englischer Arzt, der diese Theorie bestritt, der Krebs würde nur durch eine mechanische Alteration der Gewebe verursacht. Schließlich erklärt Dr. Wood Hutchinson, diese Ansichten wären beide irrig, und der Krebs sei nichts anderes als ein an der Oberfläche des Körpers begangener Verrot. In etwas weniger unklarer Form befolgt diese Behauptung, daß der Krebs eine parasitäre gewordene Drüse ist, die sich auf Kosten des übrigen Körpers ausbreitet und entwickelt. Die von der Natur zur Wiederherstellung bestimmten Gewebe werden in noch unangenehmer Weise auf andere Teile des Körpers verlegt. Da sie sich auf einem neuen und fruchtbaren Boden befinden, so entwickeln sie sich so stark, daß sie zu einer Krankheit werden, die von der Verunreinigung zur Ansteckung, von der Ansteckung zur Metastase der zerfallenen Fleischmassen führt.

Es gab zwei Erklärungen für den Krebs; die eine schrieb ihm einen Schlag, einer Quetschung, einer einfachen Irritation durch Reibung zu; die andere betrachtete ihn als das Werk einer Mikrobe. Hutchinson glaubt weder das eine noch das andere. Er behauptet, nie wäre ein Krebs durch einen heftigen Druck, eine starke Erschütterung oder eine übertriebene Reibung entstanden. Seiner Ansicht nach ist der Krebs nichts weiter als eine „Entwicklung der Gesundheit zum Schlimmen“ und die Mikroben hätten damit gar nichts zu thun. Er behauptet, er habe sehr zahlreiche Fälle von Krebs beobachtet und meistens erscheint der „Tumor“ mit dem vorgerückten Alter und zeige sich zuerst in den absterbenden Organen oder Advervialen.

Bemerten wir nebenbei, daß es nicht uninteressant die Kräfte und Störungen sind, die uns nützliche Angaben über den Krebs liefern, sondern auch die Statistiker, denn bei ihren Feststellungen über

die Entstehung gewisser Krankheiten haben sie beobachten können, daß der Krebs immer größeren Vermehrungen anrichtet und daß die Todesfälle infolge an Krebs sich fast um 30 Prozent vermehrt haben. Wie häufig hat die Veröffentlichung dieser Statistiken eine lebhaftere Anregung demüthigt und mit Ausnahme der Schwindsucht giebt es keine Krankheit, die heute mehr die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, als der Krebs.

Allerdings auch Dr. Hutchinson diesen Argumenten der Statistik gegenüber die Einsprüche. „Es ist ja möglich“, sagt er, „daß die Zahl der Krebskranken sich vermehrt, doch das kommt daher, weil es viel mehr Leute giebt, die in das Alter kommen, in dem man vom Krebs befallen werden kann. Meiner Ansicht nach“, sagt er hinzu, „ist der Krebs ein lokales Leiden, das von 100 Malen achtzigmal durch eine bei Zeiten vorgenommene Operation geheilt werden kann.“ Bis in die letzten Jahre war der chirurgische Eingriff das Mittel, zu dem man gewöhnlich seine Zuflucht nahm. War die Stelle, in der das Leiden seine Wurzel hatte, dem chirurgischen Instrument zugänglich, so wurde der Kranke operirt; doch leider kam der Fall nur zu häufig vor, wo man den Patienten umsonst der größten Lebensgefahr ausgesetzt hatte, denn der Krebs erschien an anderer Stelle oder sogar da wieder, wo man die Operation vorgenommen hatte.

Deshalb gerade wird die flüssige Luft bei der Krebsbehandlung so werthvoll, weil sie überall da angewendet werden kann, wo man chirurgisch vorgeht, und zwar mit wirkungsvollem Erfolge.

Erinnern wir kurz daran, daß die flüssige Luft nur gewöhnliche Luft ist, die man einem ungeheuren Druck unterzogen hat und die dadurch flüssig geworden ist. Diese Flüssigkeit hat die Farbe der an einem schönen Tage in einer gewissen Entfernung gesehenen Atmosphäre. Ihre Temperatur beträgt 312 Grad Fahrenheit unter Null und 400 Grad unter der Temperatur des menschlichen Körpers. In einem gewöhnlichen Gefäß fängt diese Flüssigkeit einen weißen Dampf ab, der schnell verdunstet und wegen des übermäßigen Gewichtes zurückfällt. Die Hand kann man nur ungeschützt hineintauchen, wenn man sie sofort zurückzieht. Das Fluid ist trocken und hinterläßt keine Feuchtigkeit auf der Haut. Es erzeugt die Empfindung eines schwachen elektrischen Schläges. Wird eine bestimmte Quantität flüssige Luft auf die Bede gegossen, so ereignet sich genau dasselbe wie mit gewöhnlichem Wasser, das man auf einen rotglühenden Herd gießt. Man hört ein Knistern, der Dampf verflüchtigt sich schnell und hinterläßt keine Spur. Der Zimmerluftboden ist 400 Grad wärmer, als die flüssige Luft, sodas zwischen ihren Temperaturen derselbe Unterschied besteht, wie zwischen einem rotglühenden Ofen und gewöhnlichem Wasser. Die flüssige Luft ist nicht explosibel, wenn man sie nicht in einen zu engen Raum einschließt. Man kann sie in Flaschen oder Kannen bringen, wenn sich nur in dem Pfropfen oder in dem Deckel ein kleines Abzugsloch befindet. In die Kanne gegossen, kocht die flüssige Luft darin schnell, bis die Temperatur dieses Gefäßes an der Innenseite eine dichte Eisschicht abgesetzt hat, die man mit der Hand nicht ohne Gefahr berühren darf.

Diese wenigen Angaben waren notwendig, um das vollständig besser verständlich zu machen und um begreiflich zu machen, wie Dr. Campbell White zu der Ansicht gekommen ist, die flüssige Luft könne auch in der Chirurgie Dienste leisten. Seine Entdeckung ist um so wichtiger, als er alles selbst geschaffen mußte: die Theorie, die Anwendung und die Apparate.

„Vor einigen Monaten“, so erzählt Dr. Campbell White selbst, „wollte ich mit der flüssigen Luft einige systematische Experimente vornehmen. Zunächst wollte ich feststellen: ist die flüssige Luft antiseptisch oder nicht? Das im hygienischen Laboratorium gemachte Experiment ergab ein negatives Resultat und bewies gleichzeitig, daß gewisse Reime einer Kälte von 312 Grad unter Null wider-

sich können, selbst wenn man sie dieser Temperatur eine gewisse Zeit aussetzt."

Die Wärme zerstört alle Lebensteine in einer Temperatur von 160 Grad Fahrenheit. Bis dahin hatte man die von der größten Luftkälte auf die Bakterien herabgebrachte Wirkung nicht geprüft. Ich hatte mit Dr. Parks diese Wirkung neu an den Lymphknoten, Karbunkel- und Wundheilerbazillen erprobt. Diese Bazillen sind der flüssigen Luft während der Dauer von 30-90 Minuten ausgesetzt worden, doch in jedem dieser Fälle wurden die Keime noch in Thätigkeit vorgefunden. Mit anderen Worten, ob man flüssige Luft auf sie ausgoß oder nicht, sie scheinen sich darüber nicht zu beunruhigen.

Wir sehen nur ungefähr drei Viertel eines Röhrenohres erstarren, indem wir es einige Minuten in flüssige Luft tauchen. Die Erstarrung war so stark, daß wir ein kleines Stilles Ohr abbrechen konnten, ohne daß es blutete. In weniger als zehn Minuten war die Blutströmung wieder hergestellt. Das Ohr blieb 5 Tage lang in seinem normalen Zustand, dann begann es anzuschwellen und nach ungefähr zwei Wochen war der erkrankte Teil des Ohres zusammengekrümmt und dann abgefallen; der Rest aber nahm seine normale Bedingung wieder an.

Wenn man von der Behandlung der kranken Gewebe durch flüssige Luft spricht, so sagt man oft: "Warum sollte die flüssige Luft auf die kranken Gewebe irgend welche Wirkung ausüben oder warum sollte sie andere Resultate zeitigen als es die starke Kälte gewöhnlich hervorbringt? Um auf diese Fragen zu antworten, muß man sich an die Natur des Fluidums erinnern. Es ist Luft und unterscheidet sich von dem gewöhnlichen eiskalten Wasser nur dadurch, daß es kälter ist. Infolge dessen bringen wir, wenn wir die flüssige Luft auf irgend einen Teil des Körpers anwenden, denselben mit einer starken Kälte in Berührung, und darin ist nichts Unnatürliches.

Wenn man sich erinnert, daß zwischen der Temperatur des Körpers und der Temperatur der flüssigen Luft ein Unterschied von 400 Grad besteht, so sieht man sofort, daß kein uns erreichbares Mittel eine so plötzliche und heftige Erschütterung in einem lokalisierten Teile des Körpers hervorbringen würde, ohne eine Zerstörung der Gewebe herbeizuführen oder eine Wirkung auf das Allgemeingesamte auszuüben. Man braucht nur eine oder zwei Sekunden, um die stärkste Kälte zu erzeugen und viel mehr Zeit, um den erkrankten Teil zu seiner Normaltemperatur herbeizuführen. Wenn man die Operation in kurzen Zwischenräumen mehrmals wiederholt, so erreicht man also eine starke, rein lokale Reizung. Die Fasern ziehen sich unwillkürlich zusammen und auch die Blutgefäße ziehen sich bis zum letzten Grade zusammen, erweitern sich jedoch auch ebenso schnell, sobald die flüssige Luft zu wirken aufhört und entfernt wird.

Daß man nun nicht annehmen, daß die wiederholte Anwendung der flüssigen Luft auf kranke Körperteile die schnelle Verwundbarkeit der Zellen aufhalten und Heilung herbeizuführen dürfte?

Allerdings wäre es noch vorzuziehen, zu behaupten, die flüssige Luft wäre ein absolut wirksames Mittel gegen den Krebs. Ich habe in diesem Moment mehrere Krebsstränge in Behandlung und obwohl sie meiner Behandlung erst kurze Zeit unterzogen sind, habe ich zu dem Entschultat volles Vertrauen.

Da ich weiß, was flüssige Luft ist und wie sie auf die Gewebe wirkt, so glaube ich, wird man leicht begreifen, warum unsere Resultate in all' den Fällen so befriedigend ausgefallen sind, in denen wir das Fluid zur Anwendung gebracht haben, und ich denke, wir dürfen hoffen, daß wir in der flüssigen Luft ein therapeutisches Mittel besitzen, das über alle bisher rebellisch gebliebenen Krankheiten triumphieren wird, selbst über die, die allen Behandlungen, die chirurgische Operation einbegriffen, widerstanden haben.

Ich bin fest überzeugt, daß die flüssige Luft — auf Grund der gemachten Experimente — ein Spe-

zifikum zur Heilung der Nervenaffektionen, wie Kollisionsgürtel, Hüftweh, Rippen- oder Schenkelneuralgie ist.

Wenn ich die flüssige Luft auf die Gewebe des menschlichen Körpers anwende, habe ich sie stets gebraucht, daß ich eine Art Wasserhaush hervorbrachte, indem ich mich eines in der Flüssigkeit getauchten Besens bediente. Wird die flüssige Luft so auf die Haut gebracht, so wird diese blutleer und vollständig weiß. Dauert die Anwendung nur wenige Sekunden, so kehrt die Färbung der Haut schnell wieder.

In weniger als einer Minute kann der betreffende Körperteil erstarrt und vollständig wie Eis gehärtet werden, doch selbst wenn man dieses Resultat erzielt hat, kehrt der Blutlauf in einigen Minuten wieder, ohne den Geweben zu schaden, vorausgesetzt, daß der erstarrte Teil nicht die Fingerspitze ist. Die Anwendung der flüssigen Luft erfolgt für den Patienten ohne Schmerz, nur zu Anfang empfindet er ein leichtes Zittern. Außerdem anästhesiert sie den Teil des Körpers, bei dem sie angewendet wird, vollständig.

Mein Kollege versicherte mir auch, er hätte die flüssige Luft in vielen Fällen als lokales Anästhetikum mit unbefriedigendem Erfolge angewendet. Ein anstehendes Nagelgeschwür wurde aufgeschnitten, vorher anästhesiert, vollständig gereinigt und fast ohne Schmerz und Blutung verbunden. Ich erwähne ferner den Fall eines kleinen Kindes, das in den Daumen der rechten Hand ein Schrotkugeln Graben gemacht. Das Kind war im höchsten Grade nervös, doch man hielt es für notwendig, den Einschnitt vorzunehmen, um den Fremdkörper zu suchen. Die flüssige Luft wurde in diesem Falle zu scharf angewendet, denn als man den Einschnitt vornehmen wollte, fand man, daß es ebenso unmöglich war, mit dem Stalpell in die Hand zu bringen, als wenn man in einem Eisklot einen Einschnitt hätte machen wollen. Nachdem man 30 Sekunden gewartet, wurde die Operation vollst. befriedigend, ohne Schmerz und Blutverlust und ohne weitere Anwendung von Luft zu Ende geführt.

Ein Abscess, ein Furunkel, ein Karbunkel im ersten Stadium können durch eine einzige Erstarrung in ihren Fortschritten aufgehalten werden. Ist das Uebel vorgeschritten, so werden mehrere Anwendungen in Zwischenräumen von 24 Stunden notwendig.

Fügen wir hinzu, daß man sich der flüssigen Luft bei den Weingeschwürren, besonders den Krampfadern mit Erfolg bedient hat. Man hat in Fällen dieser Art flüssige Luft so häufig angewendet, daß man positiv behaupten kann, es genüge, um eine vollständige Heilung herbeizubringen, die Wänder der kranken Stelle mit flüssiger Luft zu reinigen.

Ein anderes interessantes Experiment hat Dr. Campbell White in einem Blutvergiftungsfalle vorgenommen, bei dem der ganze linke Unterarm und die Hand in Mitleidenschaft gezogen waren. Man wickelte den Arm in einen Leinwandverband von ungefähr 7 1/2 Centimeter Breite und erstarrte ihn durch Anwendung flüssiger Luft, dann wandte man die übliche Salbe in der ganzen Fläche des kranken Gliedes an. Beim nächsten Verband war der erstarrte Teil vollständig deutlich und man merkte das leicht daran, weil es mit diesem Teil bedeutend besser stand, als mit dem übrigen Arm und der Hand. Der Brand war vollständig in seiner Entwicklung aufgehalten worden.

Aus alledem geht wohl klar und deutlich hervor, daß die flüssige Luft im Begriffe steht, nicht nur allein in der Industrie, sondern auch in der modernen Medizin und Chirurgie eine Umwälzung herbeizuführen.

Die Rettung.

Von Anna Seyffert.

„Maz —“
„Gerda —“

Zwei Hände stakten sich ineinander, aus zwei Augenpaaren strahlte Jugendglück und Zärtlichkeit.

Inmitten des allgemeinen Trubels, den das Land eines mit Sommergüsten überfüllten Dampfers in Heringsdorf verursacht, durften sich die heimlich Liebenden solch' eine flüchtige Vertraulichkeit schon gestalten.

„Endlich, endlich bist Du da!“ plauderten die frischen Mädchenlippen, „o Maz, wie habe ich mich nach Dir gesehnt in dieser herrlichen Natur unter all' den mir gleichgültigen Menschen! Mama ist allerdings noch wie vor gegen Dich eingenommen.“

„So? Leidet sie immer noch an ihrer Marelte?“ brummte der glückliche Maz grimmig.

Die kleine Mädchenhand löste sich schleunigt aus der seinigen: „Pfui, Maz, das war respektlos! So darfst Du von Mama nicht sprechen!“

„Ach was, ich nenne das Ding beim rechten Namen. Ist es nicht thöricht, wenn sie uns mit ihren romantischen Grillen unter die Nase doren hält? Soll ich etwa erst eine Luftfahrt nach dem Nordpol unternehmen oder nach Kautschuk gehen, nur, damit die Frau Steuerrat so etwas wie einen Wackelstein zum Schwiegersohn erbält?“

„Sei doch nur ruhig, Maz. Ich habe nämlich einen großartigen Plan! Du mußt mich retten, Maz — aus Lebensgefahr!“

„Gerda, wider Weibling, begeht' mir ums Himmelswillen keine Streiche!“

„Ich springe ins Wasser!“

„Auf keinen Fall, Gerda, ich —“

„Du wirst mich retten, selbstverständlich! Bist Du mein Lebensretter, dann hat Mama endlich die große That, die sie nun einmal von ihrem künftigen Schwiegersohn verlangt — doch still, dort kommt sie schon, in ihrer Begleitung natürlich der unaußstehliche Baron von Lüben — verpflück Dich um Gotteswillen nicht, rede mich nur mit „Sie“ an — schnell, schau nach dem Meer hinüber, und mit veränderter Stimme fuhr die kleine Räufelschmiedin fort: „Sie haben recht, Herr Doktor! Ich erinnere mich nicht, einen so schönen Sonnenuntergang je gesehen zu haben. Eine Rohnpartie müßte herrlich sein!“

Dann eilte sie der gestrengen Mutter, der vermittelnden Steuerrätin Lenz, mit der unbefangenen Miene von der Welt entgegen.

„Soeben ist auch Herr Doktor Haller angekommen, Mama! Nun ist der ganze Bekanntenkreis vom Winter hier in Heringsdorf versammelt, das ist doch zu hübsch! Wenn Du gestattet, wird der Herr Doktor uns begleiten, er schwärmt wie Du weißt, gleichfalls für das schöne, weite Meer!“

„Ich erinnere mich nicht“, äußerte die Frau Steuerrat so kühl, als wolle sie Gerdas Wegeleitung auf den Gefrierpufft herabdrücken; des Doktors bebenden Gruß erwiderte sie mit einem kaum merklichen Neigen ihres Kopfes getragenen mütterlichen Hauptes, dann traf den Schwärmer für das „schöne, weite Meer“ ein höchst ungnädiger Blick.

Dr. phil. Haller war ein hübscher, schlanker, für gewöhnlich recht selbstbewußter Herr. Stand er aber der Steuerrätin gegenüber, so konnte man sich des Vergleiches mit dem zusammenknüppelnden Taschennmesser bezüglich des Doktors nicht erwehren. All sein Mut schwand dahin vor ihrer trübsinnigen Miene, und er vermochte kaum der künftigen Schwiegermutter gegenüber die ähneren Haltung zu bewahren.

„Vereinigten Sie Ihre Bitten mit den meinigen, Herr Doktor, dann kann Mamadchen unmöglich widerstehen“, hat Gerda schelmisch.

„Gern, — gnädiges Fräulein — das heißt — ich fürchte — wir bekommen Sturm — die roten Wolken dort —“

„Der Herr Doktor zieht es gleich den älteren Herren vor, des Meeres Schönheiten vom Lande zu bewundern, der alten Erfahrung eingedenk, daß Wasser keine Wallen hat“, bemerkte die Steuerrätin ironisch lächelnd.

„Vollkommen ruhiger Segang, gnädigste Fräulein — gestatten, daß ich meine Bitte mit der Ihrigen verbinde — stehe ganz zur Verfügung, rudere, schwimme“, renommierte Lüben.

„Dum, dum,“ machte Gerda unartig, sie war

wirklich ärgerlich auf den Doktor, am meisten auf seine treuerzigen blauen Augen, die mit einem so heimlich bittenden Ausdruck an ihr hingen.

„Was möchte Max nur haben?“ Bergelich kreuzten die Gebanken pflichtschwind durch ihr müßiges Köpfchen. Jedenfalls war sie nicht gewillt, ihren Plan aufzugeben. Im Gegenteil sollte sie noch wie vor alle Hoffnung darauf. Daß Doktor Haller schwimmen könne, sie retten werde, setzte sie als selbstverständlich voraus.

„Aho, Mamaschen —?“
„Gnädigste Frau —“ Lüben hatte sich bereits dicht an Gerdas Seite geschlungen — „gnädigste Frau — ungeheurer milder Abend — darf ich eilen, um Sorge zu tragen —“

„Nun, meintheu, mieten Sie ein Boot —“
„Bitte, gnädigste Fräulein,“ sammelte Max sich aufraffend, „bleiben Sie am Lande, es droht Ihnen Gefahr —“

„Um so besser!“ trochte das junge Mädchen, „dann wird ja den Herren Gelegenheit gegeben, den oft gepriesenen Ritt zu bewerkstelligen.“
Damit huschte sie davon und Lüben folgte ihr mit langen Schritten nach.

Max drehte verzweiflungsvoll an seinem Schnurrbart.

Das konnte ja nett werden! Was sollte er thun? Zurückbleiben, um dadurch Gerdas Vorhaben zu vereiteln? Er machte sich unmöglich bei den sportliebenden Damen, wenn er sich ausschloß von der Kahnpartie! Fuhr er aber mit, und Gerda führte ihren tollkühnen Plan aus, so würde er gleichfalls als Ritt glänzen; zudem laßt das liebe, hübsche Mädchen in Lebensgefahr!

Solch eine verzwickte Situation! Max war des Schwimmens unkundig, Gerda verstand seines Wissens gleichfalls nichts davon, es blieb also nur Lüben als Lebensretter.

Bei diesem Gedanken empörte sich aber alles in dem Doktor. Bisher hatte er den langen Baron als Ribalen nicht einmal in Betracht gezogen, wer aber konnte wissen, was geschah, wenn Lüben sich opferfreudig in die Flut warf, um mit Verachtung der eigenen Lebensgefahr die halbe Kize aus dem nassen Element zu beflecken?

Tausend noch einmal! Wohlals konnte er, Doktor Haller, nicht gleichfalls schwimmen? Er seufzte. Seine Studien hatten ihn vollständig in Anspruch genommen.

„Ich hatte keine Ahnung, daß Sie wasserscheu sind, bester Doktor?“ flötete die Schwiegermutter in spe im Mollton.

„Hoh Hoge! Diese beiden unartigen, übermüthigen Frauen! Selbst wenn Max die Geliebte erlangt, so mußte ein Glück, das auf der Jungenspitze der einen und auf der eigenwilligen Laune der anderen balancierte, bald genug zerfallen.“

Das mußte anders werden! Maxens Stirn zog sich in gefährdrohende Falten, über dem Nachdenken vergaß er sogar, der Steuerärztin zu antworten.

„Nun, Sie sind doch nicht etwa beleidigt?“
„Und wenn ich es wäre?“ brauste er unwillkürlich auf.

Die Frau Rat begnügte sich mit einem malitiosen Lächeln.

Der Doktor raffte sich gewalttham auf. „Was haben Sie eigentlich gegen mich, gnädigste Frau? Andere Leute, denen sie gewogen sind, woblbringen doch auch gerade keine Geldenthalten —“

Inzwischen hatten sie den Landungsplatz erreicht. Gerda sprang soeben, die Hilfe des Barons verständigend, in eines der blankladierten Boote, daß es in starke, schaukelnde Bewegung gerieth.

Max wollte ihr folgen, aber die Steuerärztin predigte ihm ihre Rechte entgegen, währenddessen der Baron an Gerdas Seite Platz nahm.

Der Gram des Doktors wuchs. Die Geliebte war ihm so weit entrückt, daß er nicht einmal mit den Augen ein Zeichen geben konnte.

Es war ihm, als machten sich alle Lustig über ihn, selbst Gerda, deren Uebermut keine Grenzen zu kennen schien.

Beide Herren waren tüchtige Ruderer und bald flog das kleine Fahrzeug unter den munteren

Scherzen der Insassen, mit Ausnahme des Doktors, in die See hinaus, die in ruhiger Pracht vor ihnen lag.

Gerda deutete sich weit über den Bootstrand und ließ das grünlich schimmernde Wasser durch ihre weißen Finger gleiten, da — ohne daß das Boot besonders schwannte, glitt die schlauke Mädchengestalt plötzlich hinein in die leichten Wellen, die im Moment über ihrem Körper zusammenschlugen.

Das war so unerwartet gekommen, und selbst dem wachsamsten Auge des Doktors war es entgangen, wie Gerda das sanfte Hineingleiten in die gefährliche Flut bemerkte.

Die Steuerärztin schrie laut auf, dem Baron entfuhr ein ganz respektvolles Kraftwort und nur Max schaute schweigend totnuslos auf das dunkle Köpfchen, das dort, ein beträchtliches Ende vom Rachen entfernt, soeben wieder aufschwam.

Die Rätin umklammerte den Arm des Barons, „Helfen Sie, retten Sie mein Kind! mein einziges Kind!“

„Kann nicht — kann nicht schwimmen, war tühne Behauptung von mir, zudem — mein Rheuma —“
„Doktor, liebster, einziger Doktor, wenn Sie mein Kind retten — alles, alles will ich Ihnen geben, jede Bitte Ihnen erfüllen.“

Die arme Mutter war fast ohnmächtig vor Angst und Schreck. Max aber empfand vor allen Dingen eine gerechte Empörung über das freche Spiel, das Gerda ins Werk gesetzt hatte.

Und er, der Lebensretter, stand hier im Boot, ein Ritter von der traurigen Gestalt, außer Stande, auch nur die Hand zur Hilfe des geliebten Mädchens zu richten.

Da, als er ganz verzweifelt auf die wenige Meter von dem Boot entfernt ireidende Gestalt starrte, bemerkte er plötzlich, daß die „Errettende“ unter dem Wasser regelrechte Bewegungen ausführte.

Ein Licht ging dem Doktor auf. Ein Alp fiel von seinem Herzen.

Dieses übermüthige, lapprische Mädchen konnte schwimmen, heimlich hatte sie es gelernt, es drohte ihr mithin nicht die geringste Gefahr.

Soeben hatte die weinende Mutter des Doktors Arm.

„Sind Sie ein Mann, so retten Sie, retten Sie mein armes, unglückliches Kind!“ jammerte sie.

Max hatte im Nu die Situation erfaßt. Er stellte sich in Position. Jetzt galt es, ein für alle Mal die beiden Damen zur Reize zu bringen.

„Jawohl, ich werde das Leben Ihrer Tochter retten, aber nur unter der Bedingung, daß Sie mit Gerdas Hand geben!“

„Ich verspreche alles! Nur schnell, schnell, werfen Sie den Rod ab, er würde Ihnen nur hinderlich sein — Gerda hat keine Ahnung vom Schwimmen —“

„Kraft meines Willens, wird sie es lernen!“
Und sich zu voller Höhe aufrichtend, rief er mit lauter, eindringlicher Stimme:

„Gerda, sich mich an! Nimm genau meine Bewegungen nach! — Besser — so! Die Hände nicht so weit vortreten —“

Der Rätin schwindelte es vor Staunen. Mit scheuem Respekt sah sie zu dem frischen, energischen Männergesicht auf, das in keiner Falte zuckte, sondern mit einem wahrhaft zwiagenden Ausdruck auf Gerda gerichtet war.

Und, o Wunder! Gerdas Arme bewegten sich wie in anmüthigem Spiel, das weiße Kleid blühte sich, einem duffigen Segel gleich, über den schimmernden Wogen. So kam sie langsam näher. Ihre großen schönen Augen hingen bewundernd, suchend vor Glück an der statlichen Gestalt des Geliebten.

Die Rätin sah nichts davon, sie war in die Arme gefangen. Als Max sich niederbeugte, um der reizenden Kize die Rückkehr in das Boot zu erleichtern, brach die geängstigte Mutter in heiße Thränen aus — es waren Dankesthränen. Sie galten dem neugeschenkten leuren Leben ihres Kindes und dem kühnen Lebensretter, der es vorgezogen hatte, im Trodnen zu bleiben, und welcher doch das Wunder der Rettung allein vollbracht hatte.

„Mama,“ sagte Gerda zärtlich, halb von Gewissenspein gequält, halb lüthend.

„Ja, ja, Du böses Kind, ich segne Gute Dir. Möge Dein Gott immer im Stande sein, Dich auf der Flut des Lebens so willensstark zu leiten, dann kann keine Gefahr Dich treffen!“

Vom Ufer aus hatte man den Vorgang gleichfalls bemerkt, aber als die Rettungsboote flott waren, sah Gerda bereits hochgehoben unter des Geliebten Plaid im Boot, denn der ganz: Vorgang hatte sich schneller abgepielt, als er sich erschätzen läßt.

Er war aber von weittragenden Folgen, denn Max hatte thatsächlich ein für alle Mal Position den beiden Damen gegenüber gewonnen.

Als der Schnupfen, den das Nitzlein dadroneug, geschwunden war, wurde fröhliche Verlobung gefeiert. Baron Lüben feste jedoch bei derselben.

Hatte Gerda heimlich vorher Schwimmen gelernt, so that Max dies schleunigst nach seinem Rettungswort, und wenn die Rätin später auch ahnte, daß sie bei dem ganzen Unglücksfall die Dillpierre war, so war sie doch viel zu klug, um sich dies jemals merken zu lassen.

Vasfndrom.

Ich besitze Thal und Höhen,
Bin den Hirten wohlbesannt;
Mich kannst du im Haine sehen
Und an Baches Uferand.

Wenn du rüchwärts mich genommen,
So bin ich ein düstres Haus;
Wer als Wohnung mich bekommen
Der kommt nimmermehr heraus

Buchstabenräfel.

H H H
H L H
H H H

Unterhaltungsaufgabe.

Du nimmst ein Streichholz in die eine Hand, streckst beide Arme und Hände möglichst weit voneinander aus und behauptest, daß du, ohne die Hände einander zu nähern, das Streichholz von der einen Hand in die andre bringen kannst. Antwortet man nein, geht du eine Wette ein, welche du gewinnst; du legst nämlich das Streichholz auf den Tisch, drehst dich um und nimmst es wieder mit der anderen Hand auf.

Auslösung der Räfel aus voriger Nummer.

Silberräfel: Reuter, Cape, Dilsdorf, Palms, Oppach, Aylser, Drees. Leopold Scherer.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Donnerstag, 21. Juni. Iohannis + 1591. ● St. Lambertus: Oktavschluß des Fronleichnamfestes: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, nach demselben bei günstiger Witterung Prozession über den Stützelplatz. Nachmittags 5 Uhr Fest-Andacht. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Iohannis.

Freitag, 22. Juni. Paulinus + 431. ● St. Lambertus: Herz Jesu-Fest, morgens 9 Uhr feierl. Hochamt und nachmittags 5 Uhr Herz Jesu Andacht. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht. ● Dominikaner-Kloster: Heute ist das Fest des heil. Herzens Jesu. In unserer Kirche ist 13 fründiges Gebet. Morgens um 6 Uhr ist Aussetzung des Allerheiligsten und Singmesse für die Mitglieder des III. Ordens. Um 9 Uhr ist feierl. Hochamt. Von 12—1 Uhr ist Bestunde mit sakramentalen Segen. Abends von 6—7 Uhr ist Schlafandacht mit Rosenkranz, Abbitte, Te Deum und Segen. ● Karmeliten-Kloster: Fest des heil. Herzens Jesu. 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 1/6 Uhr Predigt; darnach Herz Jesu- und Armseelen-Andacht. Während der Oktav sind morgens 6 und 8 Uhr hl. Messen u. nachmittags 4 Uhr Andacht zu Ehren des heil. Herzens Jesu.

Samstag, 23. Juni. Ebeltrudis + 679. ● St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segenmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 a. m. d. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 5, 1-11. „In jener Zeit, als das Volk Jesus drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See Genezareth stand: sah er zwei Schiffe am See stehen, die Schiffer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze.“ — „Da trat er in das Schiff, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzuahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe.“ — „Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werfet euere Netze zum Fange aus.“ — „Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen: aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ — „Als sie dies gethan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß.“ — „Und sie winkten ihren Gesellen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten: und sie kamen, und füllten beide Schiffein, so daß sie beinahe verfunken wären.“ — „Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen, und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein Sünder! Denn du hast mich gefangen, den ich nicht gekannt habe.“ — „Denn Simon hatte ihn ergriffen, und Alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Brüder des Zebedäus, welche Simons Gesellen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen.“ — „Und sie führten ihre Schiffe an's Land, verließen Alles, und folgten ihm nach.“

Das Schifflein Petri.

Die im heutigen Evangelium erzählte wunderbare Begebenheit fällt in die erste Zeit des öffentlichen Lebens Jesu. Bekanntlich hatten ihn die Bewohner Nazareths aus ihrer Stadt hinausgestoßen; Er zog daher in die, eine kleine Tagreise entfernte Stadt Kapernaum, die am nordwestlichen Gestade des Sees Genezareth lag. An den Sabbaten ging Er dort in die Synagoge, um zu lehren; mehrere Wunder die Er dort gewirkt, hatten bereits Seinen Ruf in der ganzen Gegend verbreitet, und Kranke aller Art brachte man, damit Er ihnen heilend die Hand auflege. So war es wohl begründlich, daß nun ganze Volkscharen sich an den Herrn herandrängten, um den großen Wunderthäter zu sehen und den mit (göttlicher) Weisheit lehrenden Redner zu hören.

Zwei Schifflein (sagt der Evangelist) standen am See; beide waren leer, da die Fischer ausgestiegen waren, um ihre Netze zu waschen und auszubessern. Nach der Ansicht berühmter Schriftsteller bedeuten diese beiden Schiffe, lieber Leser, zwei Völker: das jüdische und das heidnische; und der Umstand, daß die Schiffe leer waren, und daß die zerrissenen Netze auszubessert werden mußten, mag uns zu erkennen geben, daß es sowohl den Juden wie den Heiden an kundigen Führern fehlte, so daß die „Schiffe“ beider Völker den Stürmen irdiger Lehren und schädlicher Leidenschaften nur zu sehr preisgegeben waren.

Die „Netze“, mit denen man die Menschen einfangen wollte, waren „zerrissen“, d. h. die Meinungen und Lehren derer, die sich den Völkern als Führer aufdrängten, hatten nicht die Wahrheit, oder wenigstens nicht die ganze

Wahrheit, kannten nicht die Wege und besaßen nicht die Mittel des Heils. Speziell die Lehrer des jüdischen Volkes — die Schriftgelehrten und Pharisäer, — hatte der Heiland zu wiederholten Malen Selbst als blinde Führer der Blinden bezeichnet und mit Dieben und Räubern verglichen, die die Schafe nicht weiden, sondern fesseln und mordend wollen. Von den Lehrern der Heiden aber — den Philosophen — wissen wir, daß der eine fast regelmäßig dem andern widersprach, daß der eine als Thorheit berrücht, was der andere als heilbringende Wahrheit anpries.

So fehlten thatsächlich den Juden wie den Heiden die Steuerleute, die ihre Lebensschiffe in den Hafen des Heils führen können: Der einzige Steuermann, der durch die stürmischen Wogen des Lebensmeeres sicher hindurchzusteuern vermag, ist Jesus, der am See Genezareth in das eine leere Schifflein steigt, und zwar in jenes, das dem Simon Petrus gehört.

Der Heiland hat wohl beide Schiffe gesehen und weiß, daß sie beide denen gehören, die Er schon zu Seinen Jüngern erwählt hat; Andreas und Johannes waren ja schon beim ersten Erscheinen Jesu am Jordan aus dem Kreise der Jünger des Vorläufers Johannes in Seine Jüngerschaft aufgenommen worden; durch Andreas ward dessen Bruder Simon dem Herrn zugeführt, der ihm gleich bei der ersten Begegnung den Namen „Petrus“ (d. i. Fels) beigelegt hatte.

Woll also (der Evangelist) Johannes früher zur Jüngerschaft gelangte, als Simon Petrus, so muß es auffallend erscheinen, daß der Herr nicht in das Schiff des Johannes, sondern in jenes des Petrus einstieg. Woher Zufall, lieber Leser, war es jedenfalls nicht, vielmehr

Kirchenkalender.

- Sonntag, 1. Juli. 4. Sonntag nach Pfingsten. Theobald. Evangelium Lukas 5, 1-11. Briefel 1. Römer 8, 18-23. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion der Schulkinder. Nachmittags 3 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. Ursulinenkloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 2. Juli, Maria Heimgangung.
- Dienstag, 3. Juli. Hyacinth. St. Andreas: 1/10 Uhr hl. Messe für Verstorbenen der Männer-Sodalität. Dominikaner-Klosterkirche: Heute ist der 11. der 15. Diensttage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus.
- Mittwoch, 4. Juli. Ulrich. Vertha. St. Maria-Empfängnis: Abends 7 Uhr Josefs-Andacht.
- Donnerstag, 5. Juli. Cressla. Maria-Empfängnis. Morgens 8 Uhr Segensamt.
- Freitag, 6. Juli. Nicias. Goar. St. Andreas: Abends 7/9 Uhr Sühne-Andacht. St. Maria-Empfängnis: Morgens 8 Uhr Segensmesse für die Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft. Abends 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht mit Predigt. St. Anna-Kirch: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Samstag, 7. Juli. Willibald.

gab (nach der Erklärung des hl. Bernhard) der Heiland durch diese Wahl schon anfänglich zu erkennen, daß der Siph, von welchem aus Er durch alle Zeit die Welt lehren werde, das Schifflein Petri sei. Nur aus dem Schiffe — der Kirche — Petri lehrt Christus, und wird Er lehren immerdar untrügliche Wahrheit!

Was der Herr hier aber durch die Wahl des Schiffleins Petri andeutete, das hat Er später in Worten klar und unzweideutig ausgesprochen, als Er den Petrus — wie wir am vergangenen Apostelste noch hörten — als den Grundstein bezeichnete, auf den Er Seine Kirche bauen werde (Matth. 16, 18), ferner als Er ihn (nach der Auferstehung) zum Hirten der ganzen Kirche bestellte (Joh. 15, 15—17), und ihm (früher schon) den Auftrag gab, seine Brüder im Glauben zu stärken (Luk. 22, 32).

Im Hinblick auf den künftigen Beruf und die einträgliche bevorzugte Stellung des Petrus in der Kirche Gottes steigt also der göttliche Lehrer in das Schifflein Petri, das die werdende Kirche Gottes vermindert.

Wie bedeutungsvoll schließt sich nun an das Wunder des reichen Fischfanges, der von demselben Schifflein Petri aus gemacht wird! Der Herr selber erklärt den Zweck dieses Wunders, das alle Beteiligten in so großes Erstaunen versetzt: „Fürchte Dich nicht, — sagt Er zu dem sich verbedrängten Apostel — von nun an sollst Du Menschen fangen!“ Die Gewinnung der Seelen für das Reich Gottes vergleicht der Herr mit dem Fischfange: das „Reich“ dessen die Apostel sich dabei bedienen sollen, ist die Verkündigung des Evangeliums, und dieses Reich sollen sie ausspannen „in der Tiefe“: allen Völkern der Erde sollen sie das Evangelium predigen!

Jene Prophezeiung Jesu an Simon Petrus aber hat sich erfüllt. Am Tage, da der Heil. Geist herabkam, haben wir die Kraft bewundert, mit der der Menschenschwerm zum ersten Male das Reich auswarf; tausende der Besten in Israel wurden gläubige Jünger Jesu, des von Israel Bekreuzigten!

Aber die Barke Petri sollte nicht lange in den Gewässern Judas bleiben; das bescheidene Fahrzeug gewinnt bald die hohe See und schaukelt nun auf den Wellen, die nach den Worten des hl. Johannes, die Völker und Nationen des Erdkreises bedeuten (Geh. Off. 17, 15). Weder die hochgehenden Wogen noch das Ungeheuer des Sturmes vermögen den Fischer vom See Tibérias zu schrecken; er vertraut auf das verheißungsvolle Wort seines Herrn und Meisters, der den Stürmen und den Wogen zur rechten Zeit gebieten wird!

Oft im Laufe der Jahrhunderte ist wohl auch das „Reich“ des Heiles „zerissen“: es waren die Spaltungen und Irrlehren. Die dieses Unheil bewirkten, lieber Leser, waren Fische, die das Reich der Einheit nur mit Murren und Widerwillen anfaßen und in eitlem Selbstgefühl die Maschen des Apostolischen Netzes durchbrachen, um fern vom Hafen des Heils zu Grunde zu gehen.

Ich schließe mit einem schönen Worte des großen hl. Augustinus: „Die Menge und Mannigfaltigkeit der im Schifflein Petri Vereinigten läßt es an Versuchung und Gefahr, die Einheit der Kirche durch Kezerei und Spaltung zu zerreißen, nicht fehlen. Die Kirche selbst aber, von Gott geschützt, zerfällt nicht, weder durch innere Spaltung noch durch äußere Verfolgung, — wenn auch ebnige sich von ihr trennen und verloren gehen. Durch die gewaltige Kraft und brüderliche Hilfe der Bischöfe und aller für den Dienst des Evangeliums irgendetwas Berufenen rettet sie die Menge der Auserwählten an das Ziel, an das Ufer der Ewigkeit.“

Luxus und Handel im alten Deutschland.

Von Kurt Kersten.

Es ist keine unangenehme und noch weniger eine mühsige Beschäftigung, näher zu betrachten, auf welche Weise das deutsche Volk in den ersten Tagen seiner Geschichte sein Dasein sich ausgeschmückt hat, und welche Wandlungen in seiner Lust an Pracht und Ueppigkeit bis zu dem Tage vergangen sind, wo der volle Tag der Kultur für dasselbe anbrach.

Der alte Deutsche aus Tacitus Germania ist ein wohlbekanntes Bild. Der Mann, als Gebieter der Familie, beschäftigte sich nur mit Jagd und Krieg, und wenn er im Hause arbeitete, so geschäftete es, um die Waffen für seine männliche Zeitvertreibe vorzubereiten. Die Frauen spinnen und weben in unterirdischen Räumen, die durch Stroh und Dünger gegen das Eindringen der Kälte geschützt werden. Leibeigene und Hörige bestellen die Acker, Knechte hüten das Vieh, Sklaven verrichten die Dienste auf dem Hof und in der Küche. Was die Familie braucht, muß Haus und Feld und Wald liefern, und für den Handel gibt es da ein wenig ergiebliches Feld. Wie Cäsar erzählt, brachten galische Kaufleute in dieses Verhältnis eines mit den eigenen Erzeugnissen zufriedenen Lebens zuerst einen selbständigen Kaufverkehr. Von einigen Stämmen wurden sie anfangs zurückgewiesen, weil sie das Volk weidlich und unfrei machen würden, andere dagegen nahmen sie auf. Die römischen Schmuckfachen fanden in kurzer Zeit solche Nachfrage, daß in den Sagenen an der Donau und am Rhein besondere Fabriken entstanden, die für die Ausfuhr nach Deutschland arbeiteten. Auch Trinkgefäße von Glas und von feiner samischer Erde lernten die Deutschen kennen. Was sie sonst erhielten, waren gallische und italische Weine, Kleider und Färbereien. Dieser bedurften sie zur Ausübung ihrer rohen Malereien an den Schilden der Krieger und an den Wänden der Häuser. Man sollte kaum glauben, daß die rohen Uigermanen den Römern Luxusartikel hätten geben können und doch besaßen sie deren zwei: Zunderlilien und Laugenfelse. Tibérias schätzte die deutschen Klüben so hoch, daß er den Vorrat für seine Tafel nie ausgeben ließ. Die Laugenfelse brauchten ihre nordischen Esfinder, um ein dunkleres Haar zu färben, und zu demselben Zweck verwendete man sie in Rom. Mit der färbenden Seife zugleich gingen deutsche blonde Haare nach Italien und mühten sich zu Perücken für römische Köpfe verarbeiten lassen. Dieser Verkehr führte die Barbaren zu eigenen Versuchen im Handwerd und in der Kunst. Der ersten Stufe der gewerblichen Bildung, die durch die feineren Waffen der alten Gräber repräsentiert wird, folgte das sogenannte Bronzezeitalter, in dem man die meisten und vornehmsten Geräthe aus einer Mischung von Kupfer und etwas Zinn goß. Alle die bronzenen Waffen und Schmuckfachen, die man im Norden und am Rhein gefunden hat, zeigen mit wenigen Ausnahmen eine große Gleichmäßigkeit der oft sehr schönen und immer eigentümlichen Verzierungen. Im Norden gab man Spiralen und Wellenlinien den Vorzug, im Süden bildete man ein Ränder- und Flechtwerk. Trinkgefäße von Glas, die erweislich deutschen Ursprungs sind, hat man am Oberrhein und in den Donaugegenden gefunden, nie aber im Innern oder höher hinauf im Norden. Diese Glasgefäße haben alle das Eigentümliche, daß sie am Boden abgerundet sind, also nur auf den oberen Rand gestellt werden können, und ihre Verzierungen sind künstlich und zum Teil sogar geschmuckvoll. Nicht selten kommen in den Gräbern auch Perlen und Korallen von farbigem Glasfluß vor, und die in Schwertgriffe eingesetzten Verzierungen von derselben Masse haben zuweilen schon eine untergelegte Metallfolie.

Der Geschmack am Luxus war erwacht und konnte in den Eroberungskriegen nach voller Befriedigung streben. Die Deutschen des Franken-

reichs, denen eine der reichsten römischen Erbschaften zugefallen war, erschienen uns in der Schilderung Gregors von Tours als gepuete Barbaren. Sie wohnten in Häusern, aus Brettern und Balken gezimmert und mit Nägeln zusammengefügten. Hinter dieser rohen Außenseite versteckte sich das reichgeschmückte Innere, wo es goldene und silberne, mit Edelsteinen gezierte Gefäße, prachtvolle Vorhänge aus Seide und Purpur, und Borräte von Wein, Getreide und Schinken gab. Die weltlichen wie die geistlichen Großen kleideten sich in kostbare Stoffe und zeigten sich von Dienern und Sängerschaaren umgeben. Bei ihrem glänzenden Gastmahl saßen sie auf ihren hohen weichen Federsitzen, ließen die mannigfachen Speisen im raschen Wechsel sich folgen, tranken aus Bechern mit Blumen geschmückt und füllten sie mit Getränken die von Gewürzen dufteten. Der Merovinger Chilperich besaß einen großen Tafelausfluß von Gold und Edelsteinen, der 50 Pfund schwer war. Er habe ihn zum Ruhme und Glanze des Frankenvolkes anfertigen lassen, sagte Gregor von Tours, und schenke Gott ihm längeres Leben, so solle noch mehr dergleichen sein werden. Als derselbe König drei Jahre später seine Tochter zu ihrem Verlobten nach Spanien schickte, folgten ihm fünfzig Lastwagen mit Gold, Silber und anderen Kostbarkeiten, wozu noch die wertvollen Geschenke des Frankenvolkes kamen.

Durch den Handel wurde die Kriegsbeute mit den Erzeugnissen des Ostens, mit Gewürzen, Wohlgerüchen und Bechern von Seide und Gold vermehrt. Diesen Handel vermittelten die Syrer, Italiener und Juden, welche letzteren sogar eigene Schiffe ausrichteten. Karl der Große unterließ einen regelmäßigen Verkehr mit Syrien und Palästina, Aegypten und Karthago. Der Mönch von St. Gallen erzählt von einer persischen Gesandtschaft, welche die Lage des Frankenreichs nicht gekannt, aber dasselbe nach jahrelangem Umhergehen ermittelt und Elephanten, Affen, Löwen, rumelische Bären, überischen und türkischen Purpur, Balsam und Korben, Gewürze und Wohlgerüche überbracht habe. Ein neuer Gesandter des Perserkönigs, unter dem aber der Kalif Harun al Raschid zu verstehen ist, überreichte ein Luftzelt, einen Vorhang für den Vorhof von außerordentlicher Größe und Schönheit, zwölf Vorhänge mit buntenfarbenen Schürten, viele kostbare und seidene Gemälder, Wohlgerüche, Salben und Balsam, ein kunstvoll gearbeitetes messingenes Uhrwerk mit ehernen Rädern, die durch Auffallen auf Becken die Stunde anzeigten, und mit zwölf Reitern, die zu Ende jeder Stunde einen Umritt aus zwölf Henslern heraus in zwölf andere hineinmachten; außerdem Leuchter aus Messing, außerordentlich groß und schön.

Von einer Opposition gegen den überhandnehmenden Luxus hören wir wenig. Einer der Fälle, in denen eine mit Uebermut gepaarte Prachtstille ihre Züchtigung erhielt, knüpft sich an die Person Karls des Großen. An seinem Hofe lebte ein Großer, der mit den zusammengetauften Schätzen fremder Reiche prahlte. Um ihn zu beschämen, überredete der Kaiser einen Juden, der Handelsreisen in den Orient ausgeführt hatte, den Großen so küstern zu machen, daß er um mehrere hundert Pfunde Silber, ein angeblich seltenes, mit den kostbarsten Gewürzen zubereitetes Produkt von ihm erhandelte. Nach dem Handel erweis sich die teure Waare als eine gemeine, mit Gewürzen eingemachte Maus. Die Beamten und Grafen Ludwigs des Frommen hatten auf einem Zuge nach Italien in Padua, wohin die Venetianer alle Reichstümer des Ostens brachten, die prachtvollsten Kleider erkaufte. Die Bescheidenen gingen in Pelzen von Warden und Hermelin, die Stutzer trugen die Hüfte der phönizischen Vögel, die mit Seide eingefäßt, mit den Schwanzfedern und die Haut von Hals und Rücken der Pfauen geziert und mit scharfem Purpur und orangefarbenen Streifen verbrämt waren. Der Kaiser hüllte sich in seinen einfachen deutschen Schappels und führte seine tierischen Ritter durch

Wald und Feld, durch Schmutz und Regen, so daß sie bald weit schlimmer als er ausfahen.

In der ersten Zeit des selbständigen Deutschen Reiches tritt der Zug zum fabelhaft reichen Morgenlande und zu dessen Schlüssel und Schatzkammer Konstantinopel als ein sehr bezeichnetes Merkmal auf. Der Handel, der jeder Kulturströmung folgt, wendete sich vor Allem nach Konstantinopel und nach den Städten am Mittelmeer, die mit der Levante handelten. Konstantinopel nahm damals die Stellung ein, welche seine vortreffliche Lage ihm anweist, und war das Verbindungsglied zwischen Asien und Europa. Asien schickte dorthin alle seine Gewürze, Essenzen, Balsame und wohlriechenden Kräuter, seine edlen Früchte, seine vielbewunderten Gold- und Seidenwebereien, für welche die Stadt lange der hauptsächlichste Stapelplatz blieb. Die berühmten Schmiede der Stadt verarbeiteten die kostbaren Metalle zu kirchlichen und profanen Gefäßen im römisch-byzantinischen Geschmack. Auch der Seidenbau war dort im siebenten Jahrhundert heimisch geworden, und Gold- und Seidewirkerien gab es in so außerordentlicher Menge, daß alle Seiden- und Goldstoffe in Europa unter dem Namen der byzantinischen Waaren gingen. Hier war vier Jahrhunderte lang die höchste Blüte der gewerblichen Bildung und des Luxus. Die Geschichtsschreiber vom achten bis zwölften Jahrhundert können nicht Worte genug finden, alle die Herrlichkeiten in Konstantinopel genügend zu beschreiben. Nach einer Aufzählung der Beute, die den Kreuzfahrern 1203 bei der Eroberung der Kaiserstadt in die Hände fiel, drängt Arnold von Lübeck seine Lesenden zu einer Betrachtung in die Worte zusammen, so außerordentlicher Art sei der Reichtum gewesen, daß man bisher nicht geglaubt habe, das ganze lateinische Reich besitze so viel.

Durch den Donauhandel gelangten die Donaustädte zu einer frühen Entwicklung. Regensburg erscheint bereits im zwölften Jahrhundert als eine sehr reiche Stadt, die viel an Amberg abgeben konnte. Unter den Zollgesetzen handelt eines von solchen Waren, welche nach Rußland gehen oder aus Rußland kommen. Wien trat ebenfalls bedeutend hervor, und zwei Städte, welche heute noch kaum genannt werden, Hainburg und Enns, werden als äußerst lebhafteste Anknüpfungspunkte des Verkehrs häufig erwähnt. Unter den in Regensburg privilegierten Kaufleuten befanden sich die mehrerer rheinischen Städte, die ihre morgenländischen Waaren von der Donau holten.

Daß sie wenigstens ihre Gewürze und Alles, was man im Mittelalter unter dem Namen von Spezereien zusammenfaßte, auf diesem Wege bezogen, beweist der Zoll von zwei Pfund Pfeffer, den die rheinischen Kaufleute in Enns erlegen mußten. Noch heute findet man in niederrheinischen Kirchen und Klöstern die kostbarsten und ältesten Lebertreffe von Purpurgerändern und Teppichen morgenländischer Art.

Die Straße von der Donau zum Rhein zog sich von Donauwörth aus zu Lande an den Main und folgte diesen bis zur Mündung. Viele Zeugnisse schildern den Rhein selbst als eine der belebtesten Straßen, deren Wichtigkeit sich schon im achten Jahrhundert bemerklich machte und seitdem fortwährend stieg. Am Ende des ersten Jahrhunderts schickte Lambert von Herfeld die rheinischen Kaufleute als „ein Geschlecht, das dem Winde wie ein Blatt bewegt werde, von Jugend auf unter südlischem Luxus und Vergnügen erzogen, ohne alle Erfahrung des Kriegswesens sei und die Gewohnheit habe, nach dem Verkauf der Waaren bei Wein und Mahlzeit gleich Helden über den Krieg zu reden, ohne selbst das Werk hinausführen zu können.“

Durch Störung des Donauhandels wurde der Grund zu dem Aufschwung der schwäbischen und fränkischen Städte gelegt.

Kolossale Baureste aus aller Zeit sprechen von dem Reichtum, den Goslar durch seinen Bergbau und durch den Handelszug, der die Stadt berührte,

erwarb. Ihre Schätze zogen ihr aber Feindseligkeiten der Braunschweiger zu, denen sie eines Tages, als die Hore schlecht bewacht waren und die meisten Bürger sich außerhalb befanden, erlag. Acht Tage dauerte es, ehe die Beute auf Lastwagen, die man von allen Seiten herbeischaffte, fortgeführt war. Darunter waren so viele Spezereien und Pfeffer, daß man diese kostbaren Waaren mit Scheffeln in große Haufen teilte. Aus den Kirchen schleppten die Braunschweiger goldene Kronleuchter und andere Gerätschaften hinweg, die in großer Menge hier gesammelt waren.

Der rohe Luxus, der auf die Kostbarkeit des Stoffes sieht und allen Auffallenden den Vorzug gibt, war in der ersten Zeit natürlich vorherrschend. Die Beschaffenheit der Verkehrsstraßen, die nur kostbare Artikel zu führen gestatteten, trug das Ihrige dazu bei. Nachdem die erste Eier in Gold und Silber, Spezereien und Gewürzen, seidenen Stoffen und Pelzwerk sich getätigt hatte, kam nun die Zeit der Veredlung der Waaren durch Kunstfleiß. In einzelnen Waaren dieser Art ist seine Tätigkeit bereits entfalteter. In einem Gedicht des Abtes Hermann von Reichenau, der am Bodensee lebte, und in der Mitte des ersten Jahrhunderts starb, ist von feinen Handbüchern die Rede, in welchen Blumen und andere Bilder und Zeichen eingewebt waren. In Schwaben fürbte man die Lächer für Könige und Fürsten rot, an der Donau machte man ein wasserfestes Tuch von zellulose und bräunlicher Farbe, das für das beste in Deutschland galt. Der Rheinwein verbrachte sich über's Meer bis nach England und in die nordischen Länder, deutsches Bier wurde spätestens im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts versandt.

Der edelste Fortschritt des Luxus ist der, welcher im Baumwesen entstand. Sehr viele unserer alten Städte besitzen in den Lauben oder bedeckten Gängen, in denen der alte deutsche Kaufmann seine kostbaren Waaren auslegte, eigentümliche Zierden. Sie fehlten keiner Stadt des Mittelalters und selbst kleine Märkte besaßen sie. Sie entstanden in den meisten Städten durch Ueberbau, indem das zweite Geschloß der Wohnhäuser oft beträchtlich weit über das Erdgeschloß in die Straße hereingebaut und dann mit feineren Pfeilern oder Stützpfeilern unterzogen wurde. Indem sich Haus an Haus, nach derselben Art gebaut, an einander reihe, bildeten sich die zusammenhängenden bedeckten Gänge, die sich um den alten Schranckenmarkt in München und um manchen anderen Platz ziehen. Als Karl der Große, nach der Erzählung Eginhards, die Kirche zu Aachen erbaut hatte, schmückte er sie mit Gold und Silber, mit ehernen Sitteln und Türen, die Säulen und den Marmor aber ließ er aus Italien herbeischaffen. In den älteren Kirchen des romanischen Bauwerks beschränkte sich die Pracht auf das Innere, wo man die breiten Wände ringsum mit glänzenden Teppichen bezog und auf den Altar seidene, mit Goldfäden durchwirkte und mit bunten Wildereien gezierter Stoffe legte. Vom dreizehnten Jahrhundert an entfaltete sich der architektonische Reichtum der gotischen Bauwerke. Die reichsten Handelsstädte waren auch die, welche in prachtvollen Kirchenbauten miteinander wetteiferten und ihre Gotteshäuser mit Bildwerken von Stein und Erz und mit Glasmalereien schmückten.

In der Blütezeit des deutschen Handels kräftig der Luxus den Gipfelpunkt des Schönen. Von den alten Meistern, die das Leben ihrer Zeitgenossen aus schmückten, konnten manche der heutigen lernen. In der älteren Zeit erfüllte der Luxus zwei wichtige Missionen. Zuerst trieb er zu jenen Eroberungen auf römischem Boden, denen wir nicht zu nahe treten werden, wenn wir sie Raubzüge im Großen nennen. Dann gab er den Anstoß zu einer Handelsbewegung, die sich in überraschend kurzer Zeit bis an die äußersten Grenzen der damals bekannten Welt ausdehnte. Man braucht nur die Waarenverzeichnisse des dreizehnten Jahrhunderts durchzusehen, um sich zu überzeugen, daß der Weltverkehr wenn auch langsam, unbeholfen, und mit mancher

Zwischenstation alle Länder in seinen Kreis zog, von denen man überhaupt nichts wußte. Selbst aus manchen Ländern, die nur den arabischen Geographen bekannt waren, erhielt man seltene und kostbare Artikel, z. B. aus Habelsch und dem Sudan. Einzelne unbestimmte Nachrichten, die man von diesen Gegenden aus dritter und vierter Hand überliefert erhielt, wurden sagenhaft ausgeschmückt und pflanzten den Trieb zu Entdeckungen in die abendländische Welt ein. So arbeitete der Verkehr des dreizehnten Jahrhunderts der großen Entdeckung des fünfzehnten vor.

Im Frühlingssturm.

Novelle von Gerhard Walter.

Vergnüglich schwebte er seines Weges dahin, ein leichtfertiger sorgloser Geselle. Er war seines Zeichens ein Doktor der Philosophie und Gymnasiallehrer, der seine Examina mit gutem Glück gemacht hatte und nun frohgemut seines Amtes wartete, und dem es sehr gut in seiner Haut und in der Welt überhaupt gefiel. Jetzt gerade hatte er 14 Tage Herbstferien, für die er der guten Stadt, die ihn beherbergte, Lebewohl gesagt und ins Bergige gezogen war. Im Walde und in den Bergen war's tadellos still und schön. Der große Haufen der Sommerfrischer hatte sich längst verzogen und nur wenige Feinschmecker, welche wußten, wie schön der Bergluft bei wolkendem und fallendem Raub ist, waren noch hier und da zu finden. Da, wo der Doktor hauste in einsamer Waldwirtschaft, einem Eisenhammer nah, wohnte außer ihm jetzt kein Fremder. Er war Herr des Waldes allein und wenn er Hundelng durch ihn hingog, traf er keine Seele. Und das war ihm gerat: recht. Es war zu schön und feierlich unter den dunklen Tannen und den buntdaubigen Buchen. Und wenn er oben stand, wo der Ausblickstempel mit dunkler Rinde bescheidet, weit hinabschaute in die stillen Täler, dann ging ihm das Herz auf in der großen trübsüßigen, lautlosen Einsamkeit, die ihn auf Meilen umgab. Einsam tauchte der Blick hinab in die Schluchten. Vom lichten Gelb bis zum dunklen Braun, durch alle Abstufungen herrlicher Färbung prangte das Laub an den Ahornblümen und Birken und Buchen der Bergeshöhe, und ernsthaft hoben die Fichten in dunkelgrünem Kleid sich ab vom bunten Hintergrunde, über dem lichter, köstlicher Nebel lag wie ein zart durchsichtiger Schleier.

Auch heut' war er am Morgen hinausgegangen in den stillen Forst, und außer einigen Holzfüllern hatte er keinen Menschen getroffen. Nun ging er heimwärts durch den sinkenden Abend, hungrig und durstig. „Durch das Krebsbadthal müssen Sie zurückgehen!“ hatte der Wirt ihm am Morgen gesagt: „über die Anupelbrücke und am Bach entlang; dann biegen Sie bei der Siegenzeiche ab. Und trotz all dem guten Rat war er offenbar fehlgegangen, und schließlich, wie's immer ein bißchen dunkler wurde, war er ganz froh, als ihm aus dem Grunde ein Haus mit weißen Wänden entgegenfiel. Vergnügt ging er darauf zu. Tiefenendes Hundegedell empfing ihn. In der Thür, über der ein Hirschgeweih prangte, und die von einer Laube überwölbt war von jetzt ganz blutrot, wildem Wein, stand eine Frauengestalt. Sie hielt der einen Praden am Halsband fest, der sich sehr ungerberig bemohnte.

Der Doktor grüßte höflich und ging auf das schlante junge Mädchen zu, die einen sehr reizvollen Anblick bot, dunkel von Haar, dunkel von Brauen und weiß von Gesicht mit großen klaren Augen und einem wundervollen Oval des jungen Antlitzes. Sie mußte jedem gefallen, der sie so in dieser Einsamkeit stehen sah.

„Bitte, sagen Sie mir doch, wo ich bin!“ sagte er, nicht an die freundliche Erscheinung herantretend, den Hut in der Hand. Er, auch eine angenehme, jugendfrische Erscheinung voll Kraft mit

mondhafem Gesicht und klaren, freundlichen Augen, ein zuverlässiger Mann. Sie hielt den Hund mit Gewalt zurück, der ungestüm vorwärts drängte.

„Sie sind vor der Försterei „Wildkefel“, antwortete sie mit angenehmer Stimme.

„Wildkefel?“ sagte er lachend; „aber ich bitte Sie, wie komme ich denn dahin? Ich wollte ja nach meinem Quartier im „Eisernen Mann!“

Sie lachte ein wenig. Zwischen den reichen Lippen des jungen Mädchens leuchteten die schönen weißen Zähne.

„Da werden Sie halt irre gegangen sein; nach Westen statt nach Norden! Von hier haben Sie noch anderthalb Stunden zu gehen. Aber wenn Sie hier ausruhen wollen, dann treten Sie ein, wenn Sie mit mir kutscheln nehmen möchten. Ich halte allein das Haus bis zur Nacht. Wir dürfen den Wanderern Erquickung bieten.“

„Mit Vergnügen!“ sagte der Fremde und ließ sich müde nieder auf der Bank vorm Hause. Wenn Sie freundlich für mich sorgen wollen, dann laß' ich's mir gefallen.“

Sie versprochen. Murmend folgte ihr der Bräutigam. Es war eine lustige Stunde. Der Abend war mild und windstill. Im Walde, dicht am Forsthaus schritten die Hirsche. Es war ein gemaltiges, machtvolles Tönen, das durch den schweigenden Forst dröhnte, wenn es anhub. Am Himmel über der Lichtung stand die volle gelbe Scheibe des Mondes. Der Doktor sah und trank hier Bier und rauchte. Mit Behagen und Freude ruhte sein Blick auf der Gestalt des lieblichen Mädchens, die ihm gegenüber saß, über ihre Arbeit gebeugt.

„Haben Sie hier denn auch Aufschlagsarten?“ fragte der Doktor.

Das Fräulein sprang lachend auf. „Gerade heut' haben wir sie bekommen mit arger Verspätung. Ich will sie Ihnen zeigen.“

Leichtfüßig eilte sie ins Haus. Es waren hübsch ausgeführte Bildchen. Der Doktor sah dem jungen Mädchen ins Gesicht, auf das der helle Glanz des Mondenlichtes verklärte fiel. Sie war reizend. „Sammeln Sie auch?“ fragte sie.

„Eine Bitte hätte ich“, antwortete er und sein Auge ließ nicht von ihr; „laufen möchte ich mir keine, aber eine Erinnerung an diese Stunde hätte ich gern. Wollen Sie mir freundlichst eine dieser Sorten in meine Heimath senden? Ich werde mich dankbar zeigen durch Erwiderung. Sehen Sie darauf ein!“

„Gern!“ erwiderte sie.

„Hand darauf?“

„Hier.“

Eine kleine weiße Hand war's, die einen Augenblick in der seinen lag.

Im Walde schrie ein Uhu. Nun ließ sich auch der Hirsch wieder hören.

„Geben Sie mir noch ein Glas!“

Er konnte und mochte nicht fort. — Endlich mußte er's doch.

„Darf ich wiederkommen?“ fragte er und hielt wieder ihre Hand.

„Gewiß!“ sagte sie freundlich.

Er ging hinein in den dunklen Forst. Es war ihm so eigenartig wohl zu Sinn. Ab und zu ging ein geheimnisvolles Rauschen durch die Baumkronen, und leise flatterten weiße Blätter herab ins Moos des Waldes. — Es war Herbst.

Am nächsten Tage kam er wieder. Bei Tageslicht. Das Fräulein, die Schwägerin des Förstlers, hatte heimlich nach ihm ausgesehen und als sie ihn herabkommen sah, freute sich ihr Herz im Stillen. Und seines freute sich auch, als er ihr Gewand von fern durch die Tannen schimmern sah. Sie waren beide jung, und beide im Frühling, ob draußen die Blätter fielen. Und er kam jeden Tag. Sie hatte es ihm angehan in ihrer Anmut und Herzengüte. Und ein liebes junges Mädchen war sie auch. Nun lebte der Wald erst für ihn in all' seiner Vertheilung. Es waren sonnige, sonnige Tage.

Aber nun mußte er doch davon. — Er stand vor

ihm und hielt ihre Hände. Dort hinter der Tannenheckung. Sie hielt das glühende Gesicht gerent.

„Fräulein Emma — zu Weihnachten muß ich zu meiner alten Mutter. Aber darf ich zum Vorfrühling, wenn der Schlehdorn und die Anemonen blühen, wieder in die Berge kommen?“

Sie hob langsam die Hände und sah ihn an, ohne ein Wort zu sagen.

„Und die Karte?“

„Bekommen Sie.“ — Noch hielt er ihre Hände. „Und ich darf sie beantworten?“

„Sie lächelte ihn an: „Sie werden dessen bald müde werden!“

Da legte er den Arm um sie; „Nun, Emma!“ flüsterte er. Sie wand sich hastig los; „Auf Wiedersehen!“ — Droben vom Berge wehte sein Tuch herab. Sie grüßte ihn wieder und sah ihm lange lange nach. — Es waren Tage hoffenden Glückes gewesen. Im Herbst!

Und er kam zur Osterzeit, wie der Schlehdorn an der Bergwand blühte. Aus der Karte waren Briefe geworden. Warmherzige Briefe. — Und nun kam er wieder jeden Tag.

„Was soll eigentlich daraus werden?“ fragte der Förstler sie eines Tages mit erstem Gesicht, als sie mit glühenden Wangen ins Haus trat. Der Doktor war eben gegangen.

Sie atmete schwer und tief.

„Früh — wir sind einig!“ sagte sie — „und ich werde seine Frau!“

„Unsinn!“ drumpte der Förstler, „wer's glaubt, bezahlt 'nen Thaler!“ Er griff nach seiner Büchse und ging geradenwegs nach dem „Eisernen Mann.“ Als er spät in der Nacht zurückkam sah er sehr glücklich aus. Emma öffnete ihm die Thür. Das Licht fiel auf ihr erregtes süßes Gesicht. „Gey zu Bett, Mädel, und träume süß!“ sagte der Bruder freundlich. „Ich habe nichts dagegen!“ Sie stand vor ihrem Bett und rang die Hände gen Himmel in übermächtigem Mitleid.

„Sie hat nichts!“ hatte der Förstler zum Doktor gesagt.

Der hatte sich hoch aufgerichtet: „Schlagen Sie mich tot aber lassen kann ich das Mädel nimmer!“ — Das ward eine seltsame Zeit in den Tannen und im Förstlerhaus; im Frühling. Und die Droffel sang dazu und der Rudud rief im Walde.

Er nahm wieder Abschied. Sie wollte ihn nicht lassen. „Nun, wenn ich nur erst Dein wäre!“ sagte sie in süßem Ungestüm. „Es ist so schrecklich, immer Abschied nehmen zu müssen.“ Er hielt sie in den Armen: „Mein geliebtes Mädchen, Du! Koch ein kleines Weibchen, bis ich Oberleutnant bin!“

„Hättest eine andere bekommen können, mit viel, viel Geld!“ sagte sie und zitterte an seinem Herzen.

„Aber ich will nur Dich!“ — Und wieder ging der volle Mond über ihnen auf und schien ihr ins Gesicht. Müd' wehte es durch den Wald im ersten herben Frühlingshaut. Ein Schauer durchfuhr den schlanken jungen jarten Leib: „Leb wohl!“ —

Acht Tage später kam der Doktor lustig pfeifend die Treppe hinauf zu seinem Junggesellenstübchen. Im Briefkasten an der Thür schimmerte ein weißer Brief. Schnell schloß er auf. Die Aufschrift war von der Hand des Förstlers. Was war das? Er ritz den Umschlag auf: „Kommen Sie baldmöglichst!“ — las er von eiliger Hand geschrieben; „Emma verlangt nach Ihnen. Sie ist krank seit dem Abend Ihrer Abreise.“ — Da stürzte er schon hinaus, wie er ging und stand. Und nun stand er wieder vor ihr. Vor dem Lager der Fieberglühenden, Bewußtlosen. Seine Hände hielten die ihren, die brennend heißen. Seine Thränen fielen heißer noch darauf. Nun that sie die Augen auf mit den dunklen glänzenden Sternen und richtete sich sah auf. Die langen Strähnen ihres braunen Haars fielen um ihre Schultern. Sie sah ihn an und umklommerte seine Hände und legte ihre Wangen drauf. „Bist Du da?“ Bergiß mich nicht, ich wollte, ich hätte Dir gehört. — immer Abschied nehmen müssen, immer Abschied nehmen —!“ Sie fiel zurück. Ihr Atem

ging schwer, da richtete sie sich noch einmal auf dem Arm auf: „Es war ein großes seltsames Glück für mich. Küß' mich, Gelliebter!“

Sie schlang ungestüm den anderen Arm um ihn. Ihre Lippen brannten heiß. Dann sank sie schwer zurück. Ihr Arm fiel herab. — Draußen ging Pflanzend und brausend der Frühling durch den Wald und freute junges, grünes Laub auf die Wege, herabgerissen von Baum und Zweig.

Affertei.

* Spitter. Nicht der Spiegel mocht eine Frau auf das erste graue Haar aufmerksam, sondern eine — gute Freundin. — Wenn eine Frau einer anderen nachsagt, sie habe eine hübsche Gestalt, so meint sie damit, sie habe ein häßliches Gesicht.

* Erschwerend. Geheimpolizei (einen Fremden erweisend, der an verdolener Stelle dabei): „Was, bestechen wollen Sie mich? ... Und noch dazu bios mit zwei Mark?“

* Klassifizierung. Der Adjutant: „Ich bitte mir aus, Reich, daß Ihr beim Hurrah tüchtig das Maul aufreißt. — Die Herrn Offiziere den Mund, wenn ich bitten darf!“

* Nichttrauisch. Vater der Braut (traulend): „Meine Tochter hat an jedem Finger zehnmal send Mark!“ Weiber: „Hat sie auch noch alle zehn Finger?“

* Das erklaute Hünshen. Hünshen (zum ersten Mal einen Conserveputenden erklidend): „Aber Papa, der ist ja nächtern!“

* Im Konzertsaal. Musiker: „Nun, wie fanden Sie heute die Leistung des Meisters?“ Pianist: „Großartig! machhaft großartig. Untereins muß mindestens drei Konzerte geben, um so oft daneben zu greifen wie er in einem.“

* Tiefkinnig. (Aus einem Vortrag.) „Nimmer bleibt es die Hauptfrage, daß der rechte Mann zur rechten Zeit auf den Plan tritt, denn was wäre z. B. aus Columbus geworden, wenn er zufälligerweise erst nach der Entdeckung Amerikas auf die Welt gekommen wäre!“

* Der Adigler. A.: „Dah Ihre Frau auch schon einmal das Essen andrennen lassen? — B.: Die? Vor der ist nicht einmal der kalte Aufschnitt sicher!“

Silbenrätsel.

„a, an, dor, der, dy, en, hei, herrn, lot, lo, ne, o, o, rot, se, sen tel, ten, them.“ — Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben den Vor- und Zunamen eines Dichters der Neuzeit. — Die sieben zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. Einen englischen Fluß. 2. Eine deutsche Provinz. 3. Einen botanischen Ausdrud. 4. Eine Insel im großen Ocean. 5. Einen Dichter. 6. Einen Namen. 7. Einen Ort in Bayern.

Rätsel.

Es ist die wunderschönste Bräut',
Darüber noch kein Mensch gegangen;
Doch ist daran ein seltsam Stück,
Daß über ihr die Köcher hangen
Und unter ihr die Leute gehn,
Gang trocken, und sie froh ansehn.
Die Schiffe segeln durch sie ziehn,
Die Vögel sie durchfliegen kühn;
Doch steht sie im Sturme fest,
Kein Joll noch Weggeld zahlen läßt.

Charade.

Sie stehen, meine erhen zwei,
In leisstem Fluge dir vorbei
Und sind auf ewig dir verloren,
Haßt du sie nicht durch That beschworen!
Rein Drittes warnt dich vor dem Glück
Und sagt dir, daß im Augenblick
Das Schicksal kann zertrümmert werden,
Denn nichts ist dauernd hier auf Erden.
Nimm schon auf roffer Jugendbahn
Des Ganzen erste Warnung an.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Baumwolle.
Buchstabenrätsel: Es geht alles drüber und drauer.
Charade: Aiguille.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
S. m. d. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Mathäus 5, 20-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ — „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein.“ — „Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Rakkal wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein.“ — „Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringst, und dich daleibst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe alda vor dem Altare, und geh zuvor hin, und verfühne dich mit deinem Bruder, und dann komme, und opfere deine Gabe.“

Die christliche Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer war ein blendendes Außenwerk. Die Neuzerleiten des Mosaischen Gesetzes übten sie aus Hossart; es war ihnen nur darum zu thun, das Lob des Volkes zu erwerben. Der Kern des Pharisäertums ist der Hochmut und die Ruhmsucht; die Schale des Pharisäertums aber ist manchem Wechsel unterworfen.

Als vor hundert und mehr Jahren Frömmigkeit und christliche Sitte noch allgemeine Wertschätzung fanden und angesehen waren, da gab es, lieber Leser, wohl auch manchmal Pharisäer, die, im Inneren ungläubig, heimlich ein Lasterleben führten, aber nach außen hin Gehorsam gegen die Kirche und christliches Leben und christliche Sitte heuchelten. So suchten sie nach oben und nach unten zu täuschen und sich die Wege zu bahnen, um ihre selbstsüchtigen irdischen Zwecke zu erreichen.

Heute ist das befanntlich anders geworden. Die wahre christliche Gerechtigkeit wird nicht mehr geschätzt; der Gehorsam gegen die Vorschriften der Kirche und das treue Bekenntnis des katholischen Glaubens haben mehr auf Spott und Hohn und Zurücksetzung, als auf Achtung und Begünstigung zu rechnen.

Da weiß denn nun das Pharisäertum geschickt den Mantel nach dem Winde zu drehen. Man giebt vor, auf Tugend und Sittlichkeit großen Wert zu legen, aber nicht um Gottes willen, an den man nicht glaubt, sondern aus Rücksichten der „Humanität“ d. i. der reinen Menschlichkeit, — das Laster sei des Menschen unwürdig und darum zu meiden.

Nun sagt der Herr aber Selbst in der hl. Schrift: „Der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn“ (Psalm 110); wo daher die Furcht des Herrn aufgegeben wird, weil man an Ihn nicht mehr glauben will, da ist auch keine Wahrheit und ebensowenig deren unzertrennliche Schwester, die Tugend, zu finden, — sondern da ist

Thorheit und Laster. Die Thorheit fängt da an, wo die Gottesfurcht aufhört.

In unsern Tagen, lieber Leser, giebt es nun manche Christen, die der vom Heilande geforderten Gerechtigkeit oder Tugend allzu enge Schranken ziehen. Sie berechnen sich, daß wenn man getauft sei und an Christum glaube, nichts weiteres vom Herrn gefordert werde, als was die Welt von einem ehrlichen und redlichen Manne fordere.

Was fordert denn die Welt von ihren Leuten? Ein unsträfliches, tadelloses äußeres Betragen: Das ist gewöhnlich alles, was die Welt als Verdienst ihrer rechtschaffen Leute ansieht und preist. Reicht der Mensch nur im Äußerlichen eine unsträfliche Aufführung, so ist die Welt damit zufrieden; denn das Herz sieht sie nicht. Sie kann auch nichts mehr fordern und muß damit zufrieden sein; stellen wir uns eine Stadt vor, deren Einwohner in ihrem äußeren Betragen sämtlich ohne Tadel sind, so wird sie damit sehr zufrieden sein, ja, sich Glück wünschen.

Aber der allwissende Gott kann damit nicht zufrieden sein: Er wendet sich mit Seinen Forderungen zunächst und hauptsächlich an das Herz, und alles äußerlich schöne und tugendhafte Gebahren ist in Seinen Augen nichts, wenn es nicht in einem nach Tugend und Heiligkeit strebenden Herzen seinen Ursprung hat. Es ist wahr: die christliche Frömmigkeit muß sich auch äußerlich, muß sich auch vor den Menschen zeigen; aber unbedingt muß das Herz die Quelle sein, aus der sie entspringt; es muß eine Frömmigkeit sein, die vom Herzen kommt.

Hier zeigt sich, lieber Leser, der eigentliche Charakter unserer christlichen Religion. Seitdem das Christentum in die Welt gekommen ist, seit der Zeit bequügte sich der Himmel, nach dem Aussprüche Jesu, mit keinen andern Anbetern, als mit solchen, die ihn im Geiste und aus dem Innersten des Herzens anbeten. Die Religion Jesu sucht eben vor allem das Herz in Ordnung zu bringen und zu heiligen.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 8. Juli. 5. Sonntag nach Pfingsten. Kiliau † 682. Evangelium Matthäus 5, 20-24. Epistel I. Petrus 3, 8-14. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der mar. Jungfrauen Kongregation und nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● St. Andreas: 3. Moysiäischer Sonntag. ● Maria-Himmelfahrt: hl. Kommunion der Knaben. ● St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen Kongregation. ● Kapelle zu Stoffeln: Fest der hl. 14 Nothhelfer. 8 Uhr hl. Messe mit Segen und Predigt. ● St. Martin: Um 1/2 8 gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schule an der Mariustr.
- Montag, 9. Juli, Agilolph † 770. ● Dominikaner-Kloster: Fest des hl. Johannes von Elna und seine Genossen, Martyrer von Gortum, aus unsern hl. Orden. Um 9 Uhr feierl. Hochamt; abends 1/8 Segensandacht.
- Dienstag, 10. Juli, Felicitas † 150. ● Dominikaner-Klosterkirche: Heute ist der 12. der 15 Dienstage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. Um 6 Uhr hl. Messe für den III. Orden. Abends 1/8 Segensandacht.
- Mittwoch, 11. Juli, Pius I. † 157.
- Donnerstag, 12. Juli, Nabor und Bely † 304.
- Freitag, 13. Juli, Margaretha † 300. Eugen † 505 ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 14. Juli, Bonaventura † 1274.

Es ist dies eine Wahrheit, die an vielen, vielen Stellen des Evangeliums betont wird; um so auffälliger ist es, daß diese wahrhaft christliche, innerliche Frömmigkeit tatsächlich selten ist in anbetrachter der großen Zahl derer, die sich mit einem Schein-Christentum begnügen.

Sehen wir etwas genauer zu: wie handelt ein Christ, der innerlich und von Herzen fromm und tugendhaft ist? Wird er sich durch die geringste Schwierigkeit vom Dienste Gottes abschrecken lassen, oder ihn als eine drückende Last tragen?

Welche Liebhaftigkeit, welcher Eifer, welche Sorge, Anstrengung und Mühe gewahren wir meist, wenn es sich um ein zeitliches Gut, um ein irdisches Glück handelt! Ich wundere mich auch nicht darüber: das Herz ist von diesen Weltdingen ganz eingenommen, und wo das Herz ergreifen ist, da werden Hügel und Berge eben gemacht, da schwinden alle Hindernisse. Handelt es sich aber um den Dienst Gottes, da ist alles beschwerlich; da greift man nicht zu oder legt nur mit Widerwillen Hand an. Die Augenblicke, die man dem Dienste Gottes schenkt, scheinen manchen Christen die langweiligsten und lästigsten zu sein; mit Unwillen gehen sie zum Gottesdienste und gehen mit Freunden davon. Daher kommt es denn, daß man niemals weniger mit Gott verkehrt, als wenn man wirklich bei Ihm (im Gotteshause) ist! Nicht wahr, lieber Leser, da fehlt die Frömmigkeit des Herzens ganz und gar.

Ist unser Herz, Gott dem Herrn wahrhaft ergeben, dann fliehen wir keine uns gebotene Gelegenheit, für Ihn etwas zu thun, und was Er von uns verlangt, das thun wir gern und freudig. Noch mehr! Eine wahre Frömmigkeit des Herzens thut sich selbst im Dienste Gottes niemals genug. Sie beobachtet nicht nur das, was ausdrücklich geboten ist, das ist ihr zu wenig; freiwillig, nicht gebotene Dienste und Opfer bringt sie dem Herrn dar.

Freilich, die große Mehrzahl hält sich nur an das, was ausdrücklich geboten ist; was in unser Belieben gestellt ist, aber zweifellos Gott sehr wohlgefällig wäre, danach strebt man nicht, das unterbleibt einfach. — In gewissen Dingen ist man streng, empfindlich, gewissenhaft; dagegen ganz leicht und gefällig in anderen Dingen, die oft noch viel wesentlicher sind. Dieses Verhalten hat sehr wenig mit wahrer Frömmigkeit und Tugend zu schaffen, wohl aber viel, ja, sehr viel mit der Eigenliebe. Und besäße man auf solche Art alle Tugenden in den Augen der Welt, — welchen Wert hätten sie denn in den Augen Gottes?

Auch die wahre Frömmigkeit und Tugend ist nicht ganz frei von Mängeln und Fehlern; sie hat Fehler, aber solche, über die sie sich schämt und demütigt, über die sie sich betrübt, und wider die sie sich warnt; sie hat Fehler, aber solche, die sie stets und ohne Aufhören zu bessern und auszurufen sucht. Der wahre Christ besitzt noch nicht alle Tugenden; er verdammt sich aufrichtig vor Gott, wenn er sieht, wie er noch so weit vom Ziele entfernt ist, und verdoppelt seinen Eifer, um es zu erreichen.

Das ist, lieber Leser, ein kleines Bild von jener christlichen Gerechtigkeit, die der Herr — im Gegenjenseit pharisäischer — von uns allen fordert.

Aus dem Juwelenkammer fürstlicher Frauen.

Von Th. S. Gell (Berlin).

So lange die Menschheit Freude hat an dem glänzenden Gestein, das seinen geheimnisvollen Zauber auf so magische Weise ausstrahlt: so lange haben auch fürstliche Frauen es gewisser-

maßen als ein Vorrecht ihrer Stellung betrachtet, kostbare Schmuckstücke in ihren Besitz zu bringen. Die Geschichte manches vornehmen Hauses ist oftmals geradezu verwoben mit derjenigen von glänzenden Edelsteinen, die allmählich im Laufe der Jahrhunderte von den Frauen der betreffenden Familie in schön geschnittenen und kunstvoll ausgelegten Juwelenkammern angesammelt wurden. Adwig, die Herzogin von Schwaben, wie sie uns Scheffel in seinem „Eckhard“ in so treuer Wieder- gabe der geschichtlichen Persönlichkeit schildert — selber eine kunstvolle Gemme, geschnitten von Meisterhand — besitzt natürlich gemäß der hohen Nachstellung, die sie unter den Fürstinnen im damaligen römischen Reich deutscher Nation einnimmt, eine reiche Fülle von Kleinodien aller Art. Aber den Vorzug giebt sie einem Brillant, also einem Edelstein, der heute schwerlich noch in besonderem Maße die Gunst der Frauenwelt genießen würde. Und doch, was waren alle Kleinodien, die sie unter der Obhut dienender Frauen in ihren Burggemächern auf dem Hohen-Lothel in sicherem Verwahrung hielt, im Vergleich zu den Schmuckstücken, in denen die Fürstinnen Alt-Roms im Zeitalter der Cäsaren zu prunken pflegten. Poppea trug Ohringe, die nach heutigem Gelde 3 Millionen Mark wert waren, und Lollia Paulina, die Gattin Caligulas, umwand sich täglich Skirn und Hals, die weißen Arme und die rosigen Hände mit aus Perlen und Smaragden bestehenden Schnüren, die Plinius, wenn man wiederum den heutigen Wert bei der Berechnung zu Grunde legt, auf gegen 7 Millionen Mark veranschlagte. Auch die Frauen der Bourbonnen verfügten über Juwelenkammern, in denen es glitzerte und glühte von allerhand Kleinodien oder sonstigen Schmuckgegenständen. Zumal zeichneten sich in dieser Hinsicht die Töchter der Medici aus, denn sie brachten in den Doure aus ihrer florentinischen Heimat nicht nur den Reichtum des alten, zur Fürstentum emporgestiegenen Kaufhauses, sondern auch den großen künstlerischen Geschmack, wie er eben damals nur in der Heimat des Benvenuto Cellini und Michel Angelo in gleicher Weise angutreffen war. Als Maria von Medici die Laufe eines ihrer Kinder rüstete, ließ sie sich ein Gewand herstellen, das mit dreitausend Diamanten und der „Kleinigkeit“ von zweihunderttausend Perlen besetzt war. Es durfte als ein Wunder der besten Kunstfertigkeit betrachtet werden, und die Mär davon lief, Neid und Bewunderung erregend, zu den Frauen sämtlicher übrigen Fürstentümer Europas. Freilich war damit auch eine Mißlichkeit verbunden, an die vorher kein Mensch gedacht hatte. Denn als die Königin dies Prachtgewand anlegen wollte, stellte sich heraus, daß es viel zu schwer war, um von ihr getragen werden zu können, und so mußte Maria von Medici zu ihrem nicht geringen Verdruss dem feierlichen Akte in einem minderwertigen Kostüm beiwohnen.

Ueberhaupt durften sich die geträumten Frauen Frankreichs in Bezug auf Edelsteine und sonstiges Prachtgeschmeide einen Luxus erlauben, wie er kaum an einem anderen Hofe der Welt damals möglich war. Als sich Franz I. am 15. Juni 1530 mit Eleonore von Oesterreich vermählte, stellten die Kleinodien, mit denen sie sich schmücken konnte, einen Wert dar, der nach heutigem Gelde ungefähr 8 675 267 Francs ausmachen würde. Die Hauptzierde war der berühmte Rubin von 200 Karat, genannt „Cote de Bretagne“. Catharina von Medici war, als sie Frankreichs Königin geworden, von diesem Kleinod so entzückt, daß sie es am liebsten immer getragen hätte. Nur beachte es ihr für ihren prunkenden Sinn etwas zu einfach; sie ließ es darum mit elf Perlen neu „montieren“. Gleichwohl konnte sich Catharina vorläufig noch immer nicht rühmen, all die wunderbaren Geschmeide, über die sonst Frankreichs Königinnen verfügt hatten, in ihrem Juwelenkammer zu bergen. Denn die meisten derselben schmückten Diane von Poitiers. Denn es vom gemünzten Golde heißt: „non olet“, so

gilt dieser Grundsatz in vielfach noch höherem Maße von dem blühenden Gestein in den Truhen französischer Fürstinnen. Von den Schultern Diamanten von Poitiers wanderten sie auf diejenigen Maria Stuarts, als diese — ein kurzer Traum in ihrem so leidvollen, tragisch-vertorrenen Dasein! — während einer knappen Zeitpauze als Gattin Franz II. die Krone der Valois trug. Auch Marie Antoinette nahm keinen Anstoß daran, sich mit jenen Edelsteinen zu schmücken, die vorher von der Pompadour und der nicht unbeträchtlichen Reihe der Nachfolgerinnen derselben getragen wurden. Gerade damals mochten übrigens die französischen Krondiamanten so kostbar und reich gewesen sein, wie niemals zuvor. Neben vielen anderen befand sich darunter der berühmte „Régent“, einer jener historischen Diamanten, der später bei Napoleons I. Krönung den Griff seines Degens schmückte, der nicht minder wertvolle „Cancu“ und der „Grande Table“, ein Edelstein, für den Catharina von Medici ebendam die Hafenstadt Calais von den Engländern zurückkaufen wollte. Die letzte fürstliche Frau, die sich mit all diesem glänzenden Gestein schmücken durfte, war bestimmtlich die Kaiserin Eugenie. Im Jahre 1878 entäußerte sich die Republik der französischen Krondiamanten, soweit diese noch aus dem Schatz des Kaiserreiches vorhanden waren. Ein Ausschuss von Sachverständigen schätzte den Wert der Schmuckstücke auf etwas mehr als 21 Millionen Francs, wobei freilich auf den „Régent“ allein 12 Millionen kamen. Einige Schmuckstücke verlangten freilich noch besonders das Einschmelzen der sogenannten „Kaiserlichen Krone“, weil das Feuer alles reinigt.“

Es ist selbstverständlich, daß auch eine so alte, reiche ruhmvolle Dynastie, wie die Habsburger, über einen mächtigen Schatz von Juwelen aller Art verfügte. Allein er trat niemals so glanzreich in den Vordergrund, wie dies am Hofe der Valois und Bourbonnen der Fall gewesen. Gleichwohl soll das blonde Viesel, die Gemahlin Karl VI., des letzten eigentlichen Habsburgers, gar wunderthätig ausgesehen haben, wenn sie, geschmückt mit jenen Kleinodien, die einst Maria von Burgund dem Hausstahe der Habsburger einverleibt, den Festschmuck der Hochzeit beizubringen, die in den Prunkgemächern der Burg zu Wien oder in den Gemächern des von ihr so sehr geliebten Schönbrunn stattfanden. Wie die gesamten Länder der habsburgischen Monarchie, so gingen auch die Kleinodien des alten Geschlechts auf die Tochter des „blonden Viesels“, Maria Theresia, über; und so wie diese Fürstin hatten sie ebenfalls noch niemals eine gelei- del, wie viele ihrer in der stillen Kapuzinergruft zum ewigen Schummer beieinander gesellt waren. Allein Maria Theresia zeigte sich jedem Prunk abhold. Sie war so schön, daß sie befehlen nicht bedurfte. Ihrem schlichten Sinn widerstrebt ein Land, dessen ganze Wirkung sich nach außen richtete. Als sie einst von den Unsummen vernahm, die ihre Tochter Maria Antoinette verschwendete, um einen Rubinschmuck neu fassen zu lassen, mußte der habsburgische Gesandte kurzweg bei Frankreichs junger Königin anfragen, „ob sie denn von Sinnen sei?“

Der Reichtum an Juwelen und sonstigen Kleinodien bei den Habsburgerinnen dauerte erst aus der Zeit, da diese Dynastie zu ihrer eigentlichen Nachstellung gelangte. Heute freilich dürfen sich die Schmuckgegenstände, über die die Habsburgerinnen Frauen verfügen, in jeglicher Hinsicht mit denen auch der übrigen ersten Herrscherhäuser Europas messen. Die Gemahlin Kaiser Wilhelm II. besitzt einen Juwelenkammer von einem Reichtum und einer Mannigfaltigkeit der Einzelstücke, daß die Augen des Sterblichen, der all dies einmal zusammen zu sehen bekäme, dabon ganz bestimmt geblendet werden müssen. Manches dieser Schmuckstücke ist von historischem Wert. So besitzt die Kaiserin ein Brillantenband, zu dem jene Hutschnalle verwendet worden, die einst Napoleon I. bei seiner

Krönung in Notre-Dame am 2. December 1804 getragen. Sie wurde dann bei Waterloo unter „Marschall Borswärts“ von einem Husarenregiment erbeutet und Friedrich Wilhelm III. ließ den vollen Wert für dieses Schandstück den tapfersten Reitern, nachdem es genau abgeschätzt worden, auszahlen. Seit dieser Zeit befindet sich das Kleinod im Kronschatz der märkischen Hohenzollern, um bei besonders festlichen Gelegenheiten von der jedesmal regierenden Kaiserin getragen zu werden.

Neben den Kleinodien, die regierenden Frauen aus dem Haus- und Kronschatz der Familie zu Gebote stehen, giebt es nun fernere, die zu ihrem Privateigentum gehören. Diese werden wohl von ihnen am liebsten getragen. Die Königin von England schätzte über Alles einen Ecksopras. Sie betrachtete ihn gewissermaßen als ein Amulet, von dem sie sich nicht trennen mag. Immer führt sie diesen Stein in einem Schächtelchen bei sich oder hat ihn sonst in ihrer Nähe. Die Königin von Italien schwärmt für Korallen; freilich soll sie diesen Steinen nicht zum Mindesten deswegen ein so großes Interesse zuzuwenden, weil sie damit einen Erwerbssweig ihres Volkes, der Jahre hindurch fast vollständig brach gelegen, strotz zu machen, beabsichtigt. Die ermorberte Kaiserin Elisabeth von Oesterreich hinterließ eine Sammlung von Opalen und Smaragden, wie sie reicher wohl schwerlich jemals in dem Juwelenfahrein einer Sterblichen vorhanden gewesen. Die Barin-Wittwe bevorzugt die Türkisen, die Kaiserin Friedrich den mildbabgetönten Silberglanz schätzte. „Unsere Wilhelmine“ schätzte, holländisch jungfräuliche Königin, soll dem reinen Wasser herrlich geschliffener Diamanten den Vorzug vor jedem anderen Gestein geben. Auf ihren Reisen zu befreundeten Fürstenthümern und während ihres Aufenthaltes in Paris trug sie fast beständig eine goldene Halskette mit einem eigenartigen Verschluß in Form einer zwanzig Zentimeter langen Schlange, deren Leib gleichfalls zum Teil um die Kette gewunden ist. Der Kopf dieses kriecherlichen besteht aus einem einzigen großen Diamanten von wunderbarstem Feuer, Körper und Schwanz sind aus lauter winzigen Gliedern zusammengesetzt, die wiederum dicht mit Brillanten besetzt sind. Diese „holländische Schlange“ hat überall, wo sich die junge Königin zeigte, Bewunderung und jedenfalls — auch hier bei mancher fürstlichen Gasttochter erregt. Ein solches Schandstück kann man sich freilich auch nur leisten, wenn man die einzige, unbefruchtete Erbin eines so reichen Herrscherhauses ist, wie desjenigen der Oranier, deren Schluchstein ja gewissermaßen „Das Wilhelminje“ bildet.

Meereszauber.

Eine Strandgeschichte von Ida Rhenstaedt (Natal).

Das große Meer! So weit der Blick gleitet keine andere Schranke auf diesen weiten wogenden Fluten, als fern der Horizont, dessen Linie im Wasser verschwindet. Graugrün der Wasserpiegel, gleichfarbig der düstere Himmel, dem Blicke geerntet Wasser und Luft, ein Bild der Unendlichkeit.

Ein Hauch der Unendlichkeit weht über dem Meere, dem brausenden!

Nur sturmzerzaunten Kliefen umstanden erhob sich nahe dem flachen Strande ein armes winziges Häuschen, etwas abseits von den besser gebauten Häusern des Fischerdorfes.

Vom Strande herauf, an den sturmgeborgenen Booten vorbei, schritt ein Mann auf das Häuschen zu.

Seine Gestalt war groß und kraftvoll, frohgelbes Haar hing unter dem verwitterten Südwester etwas struppig herab. Des Mannes Züge waren weich und gutmütig, die hellen Augen aber hatten einen Ausdruck von Mut und Energie, wie sie das siegreiche Ueberwinden von Gefahren nur zu geben vermag.

Der Mann bückte sich, trat in die niedere Hausthüre in ein ärmlich ausgestattetes Zimmer ein. Eine alte Frau mit begrämten Zügen war darin am Herde beschäftigt.

„Ist die Lene zu Haus?“ fragte der Mann. „Was fragst?“ erwiderte die Alte unfreundlich. „Was geht Dich die Lene an? Möchtest mir wohl noch das Letzte rauben und das Mädel ins Gewerbe bringen?“

Der Bursche war rot geworden bis unter die gelben Haare.

„Ne, ne,“ sagte er, „Bedeckse, das will ich gewiß nicht. Ich wollte die Lene nur was fragen. Ueber sie zu reden soll sich Keiner erlauben, sonst schlag ich ihn in Grund und Boden!“

„Na ja — bist auch so ein Schlimmer gleich! Weißt, die Lene ist drüben in der andern Stube, bei Jahns seiner Frau. Die ist nu' all' so lang krank und die Kinder gehen so abgerissen rum. Da stadt die Lene ein bißchen, daß die Kinder morgen für Sonntag was Heiles anzuziehen haben“, sagte die Alte.

„Ich will draußen auf die Lene warten,“ antwortete der Mann nach kurzem Besinnen. „Sag's ihr — draußen auf der Bank unter der Kiefer.“

„Die Zeit wird Dir lang werden,“ lachte die Alte höhrend, „die Lene hat keine Zeit zum Schwagen.“

„Ich habe Zeit, ich warte.“ — — —

Der Sonntagmorgen war angebrochen. Der Sturm hatte sich gelegt und stiller schlugen die Wogen an das Ufer.

Stille und Sonntagfrieden lagen auf dem weiten Lande und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.

Hans Klafen hatte die ganze Nacht auf der Bank gesessen und gewartet, bis endlich Lene mit dem ersten Frühlicht aus dem Hause getreten war. Das war wohl frühzeitig gewesen, denn es war Hochsommer und die Sonne stand noch vor 5 aus ihrem leuchtigen Bette auf. Jetzt sah Lene Beder neben Hans Klafen. Sie hatte schon ihr sonntagsches Zeug an und sah schüchtern genug aus, einem armen Burschen das Herz heiß und den Kopf bedreht zu machen.

„Ja, Lene,“ sagt er eben, „ich hab Gelegenheit, vom alten Schulz, der zu seinem Sohn nach Rönigsberg ziehen will, einen Rahnteil zu kaufen. Ich habe Geld auf der Sparschasse und — und — ja wenn Du — meine Frau werden möchtest, so könnten wir uns zusammen durchschlagen; wenn Du willst, so schleife ich den Kauf ab — meinst Du ja?“

Lene war aufgestanden und mit ihren blühenden Augen schaute sie ihm trotzig ins Gesicht.

„Nein, ich mein nicht — ich will nicht! Wenn Du in Gold steckst bis über die Ohren, ich würde Dich nicht wollen, weil Du ein Fischer bist!“

„Verachtest Du die Fischer so sehr und bist doch selbst eines Fischers Kind? Alle, mit denen Du verkehrst, sind Fischer und Fischerfrauen — ich kann Dich nicht verstehen!“

„Nicht?“

Die Gestalt des Mädchens reckte sich und ihre Arme hob sie in wilder Gekerbe über das Haupt. „Nicht? Weiß nicht, was für Stein ich gekostet habe vom ersten Tage an, da ich denken lernte, weil ich eines armen Fischers Kind war?“

Hans Klafen sah des Mädchens Hand.

„Ich weiß“, sagte er leise, „Dein Vater hatte Unglück, — überall hin folgte es ihm nach. Wenn er zum Fischen mit hinausfuhr, so blieben die Netze leer. Keiner wollte mehr mit ihm zu thun haben. Er mußte seinen Bootsanteil verkaufen und sich kümmerlich durchschlagen mit der Strandfischerei im eigenen kleinen Boot. So war's mit Deinem Vater, ich aber bin nicht wie er. Ich stehe mich gut mit dem Rig, ich würde Glück haben — ja wach' ein Glück, wenn Du nur bei mir sein wolltest!“

Des Burschen Augen strahlten, er faßte fester des Mädchens herabhängende Hand.

Nun sah sie wieder neben ihm wie gebrochen. Die braunen Hände preßten sich gegen die Schläfen, in ihren Augen lag Jammer und Qual, als sie sagte: „Ich kann nicht, Hans Klafen, hab' meinen Vater lieb gehabt über Alles. Ueber das Glend, die Armut, über die Angst, die mein Kinderherz zerriß, wenn ich den Vater draußen wußt im Sturm, im kleinen Boot allein auf dem wilden Meer — ja, darüber läme ich wohl fort, aber über das Andere nicht. Denn einmal kam er nicht wieder. Weil von unserem Strand haben ihn die Wellen an das Land gespült und die Leute brachten ihn uns ins Haus als einen Toten. Damals faßte mich ein Grauen vor dem Meere — ein Grauen vor dem Gewerbe eines Fischers. Ich mag Dich leiden, Hans Klafen, aber das Grauen sieht zwischen uns — ich kann nicht darüber weg!“

Hans Klafen war aufgestanden. Sein Gesicht war totenbleich. Doch seine Stimme klang ganz ruhig: „Na ja, Lene, dann war es ein Irrtum. Eine Frau, die ein Grauen hat vor dem Gewerbe ihres Mannes — nein das geht nicht. Und ich — na, ich kann mal nichts anders sein als ein Fischer; denn das Meer hat es mir angethan, ich kann nicht was davon. Ich bin nicht gelehrt genug, Dir das zu erklären, — es kommt eben vom Meereszauber. Vom Meereszauber!“

Hans Klafen ging langsam die Düne hinauf und Lene stand da, hochaufgerichtet, wie erstarrt.

Als der Mann hinter der Bucht am Strande: ihren Augen entschwunden war, hob sie, einer Nacht gehorchend, die Füße vor als ihr Wille, den Fuß, die Düne herab zu steigen und dann stand sie am Meere und laufte atemlos.

War das, was sich leise singend, süß beschwichtigend, lodend und verheißend um des armen Mädchens Herz legte, war das Meereszauber? Ach, Lene war ja viel zu wenig geübt, ihre Gesichte zu verstehen, aber bald danach sah sie auf der Düne und meinte bitterlich.

Zwei Jahre später.

Am Kreuzweg auf dem Felde stand die alte Bederse, ihre Tochter erwartend, die vom Bauernhof, auf dem sie gearbeitet hatte, den Weg herauf kam.

Die alte Frau war gut gekleidet und sah frischer aus, als vor zwei Jahren; Lene dagegen war schlanker geworden und ihre Augen blühten mit der Welt. „Weißt,“ sagte die Frau, „ich kam Dir schon entgegen, denn ich hab' eine große Neugier für Dich. Deines Bauern jüngster Sohn war bei mir und hat, wie sich gehört, ihre Gesichte zu verstehen, aber bald danach sah sie auf der Düne und meinte bitterlich.“

„Ja früher,“ sagte Lene. „Jetzt aber mag ich nicht! Und den Lehrer mag ich auch nicht.“

„Na, das fehlte noch — Du bist wohl nicht klug. Lene! Solch 'ne Ehre auszusprechen; so etwas! So 'nen feinen Mann und so gern hat er Dich!“

„So gern hat er auch vor Kurzem noch die reiche Elisabeth vom Bauernhof dort drüben gehabt und ist nicht gestorben, als sie ihn nicht gewollt hat! Nein Mutter, der thut mir nicht leid — aber Du dauerst mich — ich häß's Dir gegönnt, ein bißchen Wehaglichkeit auf Deine alten Tage. Aber ich kann nicht — ich kann nicht. Ich will gern noch mehr arbeiten, Du sollst nichts entbehren, Mutter!“

Die alte Frau seufzte: „Na, denn is das wieder nichts. Ich hab mal kein Glück. Na, ich will aber nicht klagen, Du thust, was Du kannst für mich.“

Stumm gingen die Frauen den Weg entlang.

„Weißt,“ sagte die Mutter plötzlich, „der Hans Klafen ist wieder da. Hoff den Stein nicht gesehen, daß Du so daher stolperst? Und wie bist

Du bist, Lene — die Gewitterluft hat es noch nicht? — Ja, was ich noch erzählen wollte — bei Hans will hier bleiben. Er hat doch sein bißchen Ererbtes vom Großvater und soll noch tüchtig geparkt haben auf seiner Reif mit dem Schiff. In Indien ist er wohl gewesen oder was weiß ich wo sonst. Er will das hübsche Haus kaufen, das der alte Schuster gebaut hat — sollst sehen, Lene, der bringt es noch zu was!

Die Lene hatte die Nacht schlaflos gelegen, früh vor Tag war sie auf. Sie räumte leise die Stube auf, machte Feuer, versorgte die Ziege und dann stand sie rastend vor der Haustür und schaute auf das weite Meer, das leise beschwichtigend und lebend sang, wie an jenem frühen Sommermorgen, wo das qualvolle Sehnen und das Trauern um verlorenes Lebensglück angefangen hatte. Zur selben Stunde war es gewesen, auf der Bank unter der Kummertzaulen Kiefer. Unwillkürlich ging sie um das Haus, die Stätte aufzusuchen.

Auf der Bank sah ein Mann, den Kopf in die Hand gestützt, über die das strohgelbe Haar herab fiel. Die Lene wollte davon laufen und konnte den Fuß doch nicht heben vor Aufregung. Und dann kaufte sie.

Der Sonntagsglocken Frühklängen klang leise fernher über das Meer und mischte sich mit dem süßen Singen der leise anschlagenden Wellen.

Das war der Meereszauber!
Lene Weder mußte plötzlich, was es für eine wunderbare Bewandnis damit hatte und ebenso schnell als diese Erkenntnis in ihrer Seele wach wurde, stand sie vor Hans Klafen.

„Warum sitzt Du da auf der Bank?“ fragte sie hastig ohne Gruß.

Der Mann war aufgesprungen und Lene sah nun erst, daß seine Gestalt breiter geworden war und brauner sein gutes Gesicht.

„Warum ich hierher gekommen bin? Weil ich es nicht vergessen hab, all die zwei Jahre in der Fremde, was Du mir hier — hier angethan hast!“

„Ja, die Schmach, die ich Dir antat, als ich Dich ausschlug?“ rief Lene und ihre Augen hingen an des Mannes Munde, als ob seine Antwort über ihres Lebens Seligkeit zu entscheiden hätte.

Hans Klafenachte leise: „Na, die Schmach, die hatt' ich schon voraus, aber das andere nicht! Die Liebe und die Sehnsucht nach Dir, Lene! Die Trauer und das stehende Herzleib —“

„Gerade wie ich,“ rief das Mädchen.
„Wie soll ich das denn verstehen?“ fragte er schnell. „Du schugst mich doch aus, weil Du ein Grauen vor mir hattest und vor meinem Gewerbe?“

„Ja, das war früher“ sagte das Mädchen leise. „Als Du fort gingst, da bin ich Dir an das Meer gefolgt und da war es, als habe Gottes Finger mich angerührt! Der Meereszauber hat sich um mein Herz gelegt, da ist das Grauen in mir gestorben und die Liebe zu Dir so mächtig geworden, daß ich hätte sterben mögen vor Sehnsucht. Und nun Du wieder gekommen bist und ich Dich vor mir sah, da hat mich der Meereszauber, der da zu uns herauf klingt, gezwungen, daß ich es Dir habe sagen müssen, ich wäre sonst erstickt daran.“

Der Burtsche hatte das Mädchen an sich gezogen und sie hing halb ohnmächtig in seinem Arm.

„Das Grauen ist sicher ganz tot?“ fragte er leise. „Es ist nichts in meinem Herzen als Liebe zu Dir! Ich will mit Dir hungern und darben, wenn es so sein sollte; auch wenn ich stündlich um Dein Leben zittern muß, ich möchte nichts lieber sein, als Deine Frau, Hans Klafen!“

Er küßte sie und darauf vom Meere klang das Singen der Wellen.
Was doch der Meereszauber vermag!

Allerlei.

* Bedenkliches Zusammenreffen. Richter: Warum haben Sie gerade den Huberdecker in Verdacht, daß er Ihnen bei der Auferstehung das Ohr abgeklippt hat? — Zeuge: Weil er sich gleich nachher noch eine Erbsenjuppe bestellt hat.

* Berechnung. Wirt (in der Küche): Raus? sechs Stangen Büchsenpökel auf einem Teller? — Köchin: Soviel geben wir doch immer, wenn Kotelette mit Spargel bestellt wird! — Wirt: Ja, im Winter, aber im Frühling geben wir bloß vier Stangen, damit die Gäste glauben, 's ist frischer.

* Gedankenplitter. Gleiche Brüder, gleiche Kappen; gleiche Schwestern — andere Hüte.

* Das neue Lexikon. Maler (zum Genfor): „Werde ich dieses Bild ausstellen dürfen?“ — Genfor: „Ja, will einmal in meinem Verzeichnis nachschlagen.“

* Segerteufel. Die Geburt eines hocherfreuten Knaben zeigen an die gefunden Eltern.

* Kengstlich. Gräfin: „Um Gottes willen, Marie lassen Sie die Kinder doch nicht den Schweinen beim Fressen zusehen. Wie leicht können sie sich schlechte Manieren angewöhnen!“

A.: „Was, um 3 Uhr Nachmittags sitzt Du schon wieder im Wirtshaus?“ — B.: „Na, ich kann doch bei dem schönen Wetter nicht daheim bleiben!“

Schönende Kritik. „Sagen Sie, hat Ihr Freund mit seinen Theaterflüden Erfolg?“ — „Ach, von dem werden nur . . . Premieren aufgeführt!“

Ein Interessierter. Kartenspieler (erregt): „Hundert Mark sehe ich auf diese Karte!“ — Herr (der hinter ihm sitzt): „Gehen Sie nicht so leichtfertig mit Ihrem Gelde um, verehrter Herr. . . ich liebe Ihre Tochter!“

Ein glückliches Paar. A.: „Ich honoriere sehr mit meiner Frau!“ — B.: „Wirklich?“ — A.: „Ja! Sie sieht nur meine Fehler, ich sehe nur ihre Fehler!“

Zeitgemäß. „Na, wie ist es Dir gegangen mit Deiner Reife im Automobil?“ — „Ganz ausgezeichnet! Obwohl ich zwei Fußgänger und drei Radfahrer umgetannt, sowie zwei Wagen in den Graben geworfen, hat mein Motor keinen Schaden erlitten und ich bin ohne eine Minute Verspätung angekommen!“

Höchste Gemütlichkeit. Der Mampel (der ein in rasendem Tempo daherkommendes Automobil durch lebhaftes Winken zum Anhalten gebracht): „Wollten Sie wohl so gütig sein, mir etwas Benzin zu geben — meine Mite hat sich in Fettleib ins Kleid gemacht!“

Direktor: „Haben Sie nicht gelesen, was am Eingang angeschlagen ist: Die hochverehrten Herrschaften werden ersucht, im Theater nicht zu rauchen?“ — Bauer: „Das geht uns nix an — wir san keine hochverehrten Herrschaften — wir san bloß Bauern.“

Enttäuschung. Passagier: Sieht's auf der nächsten Station ein gutes Glas Bier, Schaffner? — Schaffner: Echt Münchener, frisch vom Faß. — Passagier: Und das Essen? — Schaffner: Vorzüglich, kalt und warm. — Passagier: O, Sie machen mir den Mund ordentlich wässrig; wie lange hält der Zug? — Schaffner: Der Zug hält überhaupt nicht auf der nächsten Station.

Dilemma. Gemann: „Kaufe ich meiner Frau zwei neue Frühlingstoiletten, dann will sie ins Bad. Kaufe ich sie nicht, dann wird sie mir vor Ärger krank und muß in's Bad!“

Am Stammlisch. A.: „Aber erzählen Sie — wie war's in der spiritistischen Sitzung?“ — B.: „Ne! schauerliche Gesichte! Als die Lampen abgedreht waren, hörte man Klagen und singende Töne; plötzlich flog eine Wahrgabe über unseren Köpfen durch die Luft, dann ein Flügelhorn, ein Notenpult, ein Leuchter und zum Schluß ein Stiefelchen! — A.: „Donnerwetter, jetzt leb' ich schon so lange mit meiner Alten und hab' nicht gewußt, daß sie Spiritistin ist!“

Unter Studentinnen. Erste Studentin: „Was hältst du eigentlich von der Rommilion Müller?“ — Zweite Studentin: „Gott, ganz bierchliches Mädel.“

Stoßseufzer der modernen Hausfrau. Rein — ein Zimmer ist's wirklich mit unfern Mädchen von heute: puzföchtig sind sie alle; puzen wollen sie nichts.“

Kurz gesagt. A.: „Was war das für ein Honorar, das du eben einstrichst?“ — Rechtsanwalt: „Scheide-Münze!“

Höchste Schwärzerei. Der Rentier Progenhuber schmämmt so sehr für Schmudfaden, daß er sogar seiner Photographie, die auf dem Schreibtisch steht, eine Brillantnadel vorgesteckt hat!

Kurzeri. Lude: „Nun, wie ist das mit dem Einbruch bei dem Zahnarzt geworden?“ — Friseur: „Ach jämmerlich! Wie ich mich abends einschließen hatte, wurde ich entbedt. Ich gebrauchte natürlich die Ausrube, daß ich furchtbare Zahnschmerzen hätte, und was thut der Arzt? Nicht mit gleich acht Zähne aus!“

Kasernenhoffblüte. „Sie, Rekrut Lehmann, machen Sie doch nicht so ein geistliches Gesicht, wie ein Kameel, das sich nicht für das Schiff der Wüste, sondern für einen Salon dampfer hält!“

Logogryph.

Ich bin ein rollender Planet, Den man, wenn er zwischen zwei Zeichen steht, Die ihm an Kopf und Fuß sich setzen, Als Dichter darf sehr hoch wohl schätzen, Der seiner Zeit gar viel gelungen, Ganz weitherhaft und wohl gelungen.

Somonym.

Mich braucht der Schreiber, Auch hat mich der Wagen, Es hat mich der Vogel, Es hat mich die Uhr, Nun rate mich nur; Dann müßt ihr mir's sagen.

Buchstabenrätsel.

G Ri cht

Citatorenrätsel.

1. Wenn ich ihn nur habe, Wenn er mein nur ist.
2. Wollt ihr wissen, was mein Preis? Wollt ihr lernen, was ich weiß?
3. Art läßt nicht Art.
4. Was steht der nord'schen Fechterschule hoch auf des Meeres Bord?
5. Was soll das mächtige Gedräng? Was will die große Menschenmang?
6. Es fällt kein Meiter vom Himmel.
7. In stiller Nacht die Gloden leuten; Mein Kind, was soll das wohl bedeuten?
8. Der Mensch hat nichts so eigen, So wohl steht ihm nichts an. Als daß er Lieb' erzeigen und Liebe halten kann.
9. Ich hatt' einen Kameraden, Einen besten' find'it du nit.
10. Herr deine Güte, reid'it du weit.
11. D wie ist es kalt geworden. Und so traurig, öd' und leer.
12. Ich bin ein Pöckel, kennt ihr meine Farben. Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz voran. Zu diesen zwölf Berjen ist ein bekanntes Red von Heine enthalten.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Silbenrätsel: Themo, Hosen, Unneandria, Ot, Dhhern, Stello, Rottenborf, Theodor Fontane.
Rätsel: Regenbogen.
Charade: Stundenglas.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
W. u. S. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck des einzelnen Artikels verboten.)

Sechster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus 8, 1-9. „In jener Zeit, da viel Volk bei Jesus war und nichts zu Essen hatte, rief er seine Jünger zusammen, und sprach zu ihnen: Mich erbarmet das Volk; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen, und wenn ich sie ungekostet nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verstimmen.“ — „Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird Jemand in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen?“ — „Und er fragte sie: Wie viel Brode habet ihr? Sie sprachen: Sieben.“ — „Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brode, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten.“ — „Und sie aßen, und wurden satt; und von den Stücken, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf.“ — „Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei Viertausend; und er entließ sie.“

Die wunderbare Brotvermehrung.

Weder die Jünger noch irgend jemand aus der Volksmenge hatte eine Bitte an den Herrn gerichtet, sondern Er selbst gab aus freiestem Entschlusse Seines Herzens die Absicht kund, die Volkschaaeren speisen zu wollen. Nachdem das Volk drei Tage lang die geistige Nahrung für die Seele aus Seinem göttlichen Lehrworte empfangen hatte, wollte Jesus ihm nun auch leibliche Nahrung verschaffen, um so durch ein großes und wunderbares Beispiel zu zeigen, daß „denen, die zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen, alles andere (was sie für das leibliche Leben benötigen) als Zugabe verliehen werde“ (Matth. 6.), und zwar noch ehe sie darum bitten, „da ja der himmlische Vater weiß, daß sie dessen bedürfen.“ So waren denn die Volkschaaeren um ihres Hungers nach dem geistigen Brode willen, wegen ihres „Hungers und Durstes nach der Gerechtigkeit“ (Matth. 5, 6.) der Sättigung auch mit dem leiblichen Brode würdig geworden.

daß darum auf natürlichem Wege an die Sättigung der großen Menge nicht gedacht werden könne.

So ist denn in dieser Rede wenigstens indirekt ausgesprochen, daß nur durch ein Wunder dieser Art abgeholfen werden könne, daß also nur der Herr allein den Hungernden Speise verschaffen könne, wenn Er zu Seinem Erbarmen Seine Macht hinzufügen wolle.

Daß der Herr aber zur abermaligen Entfaltung Seiner Wunderkraft bereit sei, giebt Er den Jüngern zu verstehen, indem Er, lieber Leser, die nämliche Frage an sie richtet, die Er auch bei der ersten wunderbaren Brotvermehrung gestellt hatte: „Wie viele Brode habt ihr?“ Und nachdem sie geantwortet: „Sieben“, gebot Er der Volkschaar, sich auf die Erde zu lagern.

Nun aber scheint mit der Frage des Herrn nach der Anzahl der vorhandenen Brode in den Jüngern auch die Erinnerung an das frühere Wunder völlig wieder aufgelebt zu sein; denn sie setzten ihrer Antwort nicht mehr, wie vormalig, die Frage bei: „doch was ist das für so Viele?“ (Joh. 6, 9.) Sie wußten ja bereits, was der Segen ihres Meisters zu wirken vermöge, und so bringen sie ohne jede weitere Bemerkung die Brode herbei, die „Jesus nahm“ und, nachdem Er dem Vater Dank gesagt, brach und den Jüngern gab, damit sie dieselben der Volkschaar vorlegten; ebenso die wenigen Fischlein, die sie hatten, und die er gleichfalls gesegnet hatte: „Und sie aßen und wurden satt; und sie hoben auf, was übrig blieb von Stücken, sieben Körbe. Derer aber, welche gegessen hatten, waren bei Viertausend; und Er entließ sie.“

Die Wunderbegebenheit nimmt also, lieber Leser, ganz denselben Verlauf, wie die frühere Brotvermehrung; nur die Zahl der gesegneten Brode und der nach dem Essen gesammelten Körbe mit den Ueberbleibseln ist verschieden, damit klar hervortrete, daß Jesus wirklich

Kirchenkalender.

- Sonntag, 15. Juli.** 6. Sonntag nach Pfingsten. Heinrich + 1024. Evangelium Markus 8, 1-9. Epistel Römer 6, 3-11. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der mar. Junglings-Kongregation und nachmittags 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. St. Andreas: 4. Aloisianischer Sonntag. Maria-Himmelfahrt: hl. Kommunion und Versammlung der marian. Jungfrauenkongregation. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Bestraube des III. Orden für die Verstorbenen.
- Montag, 16. Juli.** Faustus + 304. Stapulierfest. Karmelitenkloster: Morgens 6 Uhr hl. Messe; 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Festandacht.
- Dienstag, 17. Juli.** Alexius + 390. Dom in faner-Klosterkirche: Heute ist der 13. der 15. Diensttage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. Um 6 Uhr hl. Messe für den III. Orden. Abends 1/8 Segensandacht.
- Mittwoch, 18. Juli.** Arnold + 641.
- Donnerstag, 19. Juli.** Vincenz v. Paul. + 1660.
- Freitag, 20. Juli.** Elias, Prophet. St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 21. Juli.** Daniel, Prophet. St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segensmesse und nachmittags 5 Uhr feierl. Aussegnung der Reliquien des hl. Apollinaris verbunden mit Fest-Andacht.

zwei mal in wunderbarer Weise mehrere tausend Menschen gesättigt habe. Während das erste Mal, der Zahl der Apostel entsprechend, zwölf volle Körbe übrig blieben, füllten die Ueberreste das zweite Mal sieben Körbe, entsprechend der Anzahl der ursprünglich vorhanden gewesenem Brote. In beiden Fällen aber spendet Jesus Brot nicht nur für den Nothbedarf, sondern im Ueberflusse: zum Zeichen, daß auch die hierin vorgebildeten Sacramente, obwohl sie von Tausenden empfangen werden, sich in ihrer (die Seelen) nährenden und stärkenden Kraft keineswegs erschöpfen. — und daß namentlich jenes Himmelsbrot (das h. h. Sacrament) mag es auch von Tausenden und Tausenden genossen werden, ungemindert und unverlierbar in der Kirche vorhanden sein wird bis ans Ende der Zeit.

Noch einen Punkt möchte ich hervorheben: so oft ich diesen Abschnitt des Evangeliums lese, bewundere ich, lieber Leser, nicht nur den Hunger dieser Volksmenge nach dem göttlichen Worte, sondern namentlich auch das ruhende Vertrauen, das sie dem Herrn entgegenbringen: Drei Tage hatten sie bei Ihm aus und haben nichts zu essen! Sie sehen in Ihm ja nur den großen Propheten, und doch dieses unbegrenzte Vertrauen — im Gegensatz zu unserm Kleinmuth und unserer Vergesslichkeit bei den kleinsten Widerwärtigkeiten!

Und doch hat Sein göttliches Wort es uns verbürgt, daß Er, der große Gott, Alles und Jedes in dieser Welt regelt mit unendlicher Weisheit, dazu mit einer Kraft, der nichts widerstehen kann, und mit einer mehr als väterlichen Güte. — ja, so sehr, daß „ohne Seine Zulassung nicht einmal ein Haar von unserem Haupte fällt“ (Luk. 21).

Wollten wir daher, diese göttliche Vorsehung außer Acht lassend, die irdischen Ereignisse — die Krankheiten, Todesfälle etc. in den Familien, die gewaltsamen Veränderungen in den Städten und Staaten, in der ganzen Welt, — beurtheilen, so hieße das offenbar, die Dinge mit den Augen eines Heiden ansehen.

Außer dieser (wenn ich so sagen darf) allgemeinen Vorsehung giebt es auch noch eine besondere Vorsehung Gottes für die, welche Ihn lieben. Ueber sie wacht Er mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Barmherzigkeit, wie über Seine geliebten Kinder. Oft sind freilich Seine Absichten unsern Blicken verborgen; allein was wir hier nicht verstehen, werden wir einst im himmlischen Vaterhause begreifen, wo wir ewig singen werden, daß der Herr Alles wohl gemacht hat!

Gott will nun aber keineswegs, lieber Leser, daß unser Vertrauen auf Seine Vorsehung ein müßiges sei; Er will vielmehr, daß wir gleichsam Seine Mitarbeiter seien: „Jedlicher (sagt der Apostel) wird seinen Lohn empfangen gemäß seiner (geleisteten) Arbeit: denn wir sind Mitarbeiter Gottes“ (1. Kor. 3). Er will also, daß wir Alles thun, was an uns ist, — dann aber den Erfolg nicht von unseren Bemühungen erwarten, sondern von Seiner Güte, die allein das Gelingen geben kann.

Versteck- und Maskenspiele in unserer Tierwelt.

Von Hermann Verdrow.

Als der schwedische Naturforscher Sparmann im Jahre 1775 die Umgebung der Kapstadt bereiste und eines Tages zwischen den Zweigen eines Busches Schutz vor den sengenden Strahlen der Mittagssonne suchte, entdeckte er ein seltsames Naturspiel. „Es deutete mir, — schreibt er — daß ich ein kleines wurmförmiges, bleichgewordenes und zusammengeschrumpftes Blatt sich von seiner Stelle weg bewegen sah. Dies war mir zu auffallend,

als daß ich nicht sogleich von meiner bequemen Ruhestätte hätte aufstehen sollen, um zuzusehen, wie es damit beschaffen sei. Kaum aber traute ich meinen Augen, als ich anstatt eines Blattes ein lebendiges Tierchen gewahr wurde, das wie ein verwelktes Laubblatt gebildet war und auch der Farbe nach so aussah, rund umher einen angerollten und gleichsam von Würmern durchfressenen Rand hatte und allenthalben mit Stacheln besetzt war. Durch diese seltsame Gestalt und Bildung hat die Natur dies Insekt gegen Vögel und andere kleine Feinde vortrefflich bewaffnet und sogar unkenntlich gemacht.“

Beobachtungen wie diese, welche Sparmann hier an einem wangenartigen Insekt machte, hatten schon ein bis zwei Jahrhunderte früher stattgefunden und zu den abenteuerlichsten Erklärungen Anlaß gegeben, wie daß der Baum die blattähnlichen Tiere hervorbringe und ans Lehreren unter Umständen wieder grüne Pflanzen würden.

Dieses Versteck- und Maskenspiel nun, lange Zeit nur aus den Tropen bekannt und für die dortige Fauna als charakteristisch angesehen, kommt auch in unserer Tierwelt so häufig vor, daß es wohl lohnt, der Erscheinung auf Spaziergängen und Ausflügen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Denn nur am Tiere inmitten seiner natürlichen Umgebung, nicht an den Exemplaren der Schausammlungen in Museen, können wir die schützende Anpassung studieren. Und sollte sie uns da nicht anreichend erscheinen, so sei daran erinnert, daß diese Schutzfärbungen und Formen nicht mit Rücksicht auf den Menschen, sondern als Vertheidigungsmittel gegen tierische Gegner ausgebildet sind.

Beginnen wir unsere Umschau bei den Mitglieder der höheren Tierwelt.

Das Bild unserer Wäldungen und Felder vermag selbst den Blick des erfahrenen Jägers zu täuschen. Auf offenem Acker verschwindet der flüchtende Haase plötzlich wie von der Erde verschlungen: er trägt die Farbe der trockenen Scholle und verwandelt sich vor unseren Augen in eine solche. Wie vollkommen ahnen Fuchs und Gichhörnchen die Farbe trockenen Buchenlaubes nach! Selbst Hirsch und Reh sind durch ihr Haarfeld, dessen Färbung mit der Jahreszeit wechselt, vorzüglich zum Verbergen eingerichtet. Im vergangenen Herbst an einem nebeligen Morgen durch die prächtige Schorrscheide wandernd, scheuchten wir jüngere Tiere, die von den großen Rudeln getrennt, hier und da unmittelbar am Wege auf. Nach vier bis fünf gewaltigen Sägen standen sie in der mit hohem Waldgrase erfüllten Laubholzsäumung still und waren verschwunden. Sie wurden so völlig eins mit dem Gewirr verwelkender Blätter, trockener Halme und Rippen, daß sie auch beim schärfsten Spähen auf dem Plage, wo sie halt gemacht hatten, nicht zu entdecken waren. Ebenso vorzüglich sind die Tagmäuse durch bräunliche, die nächtlich lebenden Arten durch graue Färbung ihrer Umgebung angepaßt. Erdfarbig sind auch die Lerchenarten, die Rebhühner und Wacheln, während Schnepfen, Regenpfeifer und andere Sumpfvögel mehr die dunkle Livree des Moorbodens zeigen. Die gemeine Rohrdommel verschwindet vermöge der Marmorirung und Färbung ihres Gefieders vollständig zwischen den Halmen und Blättern des Schilfrohrs, besonders wenn sie mit zurückgelegtem Kopfe und aufwärts gestrecktem Schnabel unbeweglich wie ein Grenadier steht.

Eigentliche Mimicry*) ist bei den höheren Tieren aus naheliegenden Gründen natürlich selten. Die Männchen und die älteren Weibchen unseres Kuckucks ähneln im Gefieder dem Sperber in einem Grade, daß das Volk auf den Gedanken kommen konnte, der Gausch verwandle sich zeitweilig, solange nämlich sein

Ruf nicht gehört wurde, in den Raubvogel. Daß die sonst ganz ungeschickten und durch ihr Geschrei und ihr lebhaftes Gebahren auffälligen Vögel durch diese Maskierung einen gewissen Schutz erfahren, läßt sich vorstellen. Der Wendehals, dessen rindensfarbiges Kleid ihn, selbst wenn er niedrig sitzt, den Blicken entzieht, besitzt eine Art teilweiser Mimicry; wenn er sich bedroht sieht, dehnt er mit aufgesträubten Kopffedern und halbgeschlossenen Augen den Hals zu besonderer Länge und dreht ihn schlangenartig langsam im Kreise, so daß der Schnabel bald vorwärts, bald rückwärts steht. Diese Nachahmung wird noch täuschender durch die Schlangengebildezeichnung des Unterhalses, die vorschneibare Zunge und das Schlangengezißel, welches wenigstens von dem nüttenenden Weibchen gehört wird. Man hat beobachtet, daß ein Hund sich durch den sonderbaren Anblick vom Angriff zurückhalten ließ.

Unter unieren Kurden und Reptilien sind auffallende Beispiele dieser Art selten, mit Ausnahme des Laubfrosches, der seine Färbung der jedesmaligen Unterlage anzupassen weiß, und der Kreuzkröte, die in sandigen Gegenden lebt und sich durch Bedeckung mit Sand den Blicken entziehen kann.

Die Insektenwelt dagegen ist auch bei uns so reich an solchen täuschender Nachahmung, daß man in Verlegenheit kommt, aus der Fülle von Beispielen die passendsten auszuwählen. Fast stets handelt es sich darum, den Blick unserer insektenfressenden Vögel zu täuschen, was bei der Farbenpracht, die grade unter den Insekten herrscht, anscheinend keine leichte Sache ist.

Die Schmetterlinge benutzen die Gestalt ihrer Flügel und der Farbe der in der Ruhestellung sichtbaren Unterseite derselben, um sich vor den Augen ihrer Verfolger in Blätter zu verwandeln. Es ist bei bedecktem Himmel sehr schwer, einen unserer größten Traufalter zu entdecken; sie hängen größtenteils in der Stellung dürrer Blätter an den Zweigen der Büsche und Bäume. Man hat sogar Röhre, einen aus dem Fluge vor unsern Blicken in die Anheftung übergebenden Citronenfalter, Brombeerfalter, Fuchs oder einen ihrer Verwandten wiederzufinden. Der männliche Aurorafalter, auf der Oberseite der Flügel mit einem schönen orangegelben Schilde geschmückt, trägt auf der Unterseite grüne, zerfissene Flecke, mittelst derer im Eiben täuschend das Laub der Schafergarbe, des Wiesenschaukrautes oder der Doldengewächse nachahmt. Einige Argininfalter sind auf der Unterseite mit glänzenden silbernen Tupfen geziert, welche den Ansehen von Thautropfen erwecken.

Die bekannte Kupfergluße, einer unserer verbreitetsten Spinner, ahmt durch die Haltung ihrer Flügel einen Büchel dürrer Blätter nach und führt danach den Namen Eichblatt oder Eichenlaub. Manche Schmetterlinge täuschen nicht nur Form und Färbung des Laubes, sondern sogar die auf ihnen schimmernden Pilze vor, eine Thatfache, die erst von Pflanzkennern entdeckt worden ist. Die indische Gantler benutzen diesen höchsten Grad vollendeter Mimicry zur Ausführung eines häßlichen Zauberspiels. Mit einer Anzahl Pflanzpflanzen und einigen im Käfig geborenen Schmetterlingen der Gattung Colima treten sie vor ihr Publikum. Wenn sich der Zuschauerkreis geschlossen hat, lassen sie die Farben schimmernden Falter hervorkatzen, indem sie erklären, ihnen die Freiheit zu schenken. Die Tierchen schweben den aufgestellten Pflanzen zu, um sich auf ihnen niederzulassen, sie berühren sie fast, da macht der Gantler mit dem Zaubersabe eine rasche Bewegung und — sie sind verschwunden. Mit den festen zusammengelegten Flügeln an einem Zweige hängend werden sie von den unbefangenen Zuschauern nicht entdeckt, höchstens zeigt sich die Zahl der Blätter um einige vermehrt.

Ein gewisser Humor liegt darin, wenn man sieht, daß eine erkleckliche Anzahl von Insekten in täuschendster Form den Roth ihrer

*) D. h. die Anpassung, bei welcher eine Tierart eine auffallende Ähnlichkeit mit einer anderen besitzt.

ärgersten Feinde nachahmt. Gewisse kleine Schmetterlinge, deren obere weiße oder graue Flügel am Grunde mit einem dunklen Fleck markiert sind, rollen die Flugorgane im Ruhezustand so um den Leib, daß sie einen schmalen, am Ende freibeweglichen, am anderen schwärzlichen Zylinder bilden. Dieser kopiert den Sperlingschmuck in vollendeter Weise. Personen, die mit diesem Phänomen nicht vertraut sind, geraten in gelindes Erstaunen, wenn man den Gegenstand, dessen wahre Natur sie erkannt zu haben glaubten, durch Berühren zum Fortfliegen veranlaßt. Bisweilen erstreckt sich die täuschende Nachahmung auf alle Stadien des Insekts. Die auf den Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern lebenden Raupen des Harlekins sind gelbweiß mit zahlreichen schwarzen Flecken und rötlichen Körperseiten. Sie halten sich meistens so am Rande der Blätter, daß sie, den Bewegungen desselben angeschmiegt, nur die rötlichen Seitenteile zeigen, deren schwarze Tüpfelung den Eindruck von Einschnitten und Löchern macht. Väter geworden schmeigen sie sich im Zustande der Ruhe der Länge nach an die Zweige und sind dann fast ganz mit diesen in Form und Farbe verwachsen. Schüttelt man den Strauch heftig, so lassen sie sich zu Boden fallen, rollen sich zu einem Ringe zusammen und gleichen dann vermöge der weißlichen Grundfarbe dem Koth der Vögel. Die Puppe dieses Spanners, glänzend schwarz mit lebhaft gelben Ringeln, hat täuschende Ähnlichkeit mit dem schwarz und gelben Körper einer Wespe, welche Insekten-gattung wegen ihrer gefährlichen Stiche bekanntlich sehr gefürchtet ist und gemieden wird.

Andere Gegenstände der Nachahmung sind die Niden- und Steinflechten, die Struktur der Baumrinde selbst, Ähren, kleine Keste, Blattstiele und Steine. Auf einem Untergrund von wirklichen Flechten verschwanden manche unserer Schmetterlingsraupen, deren obere, beim Eigen allein sichtbare Flügel mit unbestimmten, grauen und schwarzgrauen Zeichnungen bedeckt sind, vollständig. Die Larven des Rüsternblattkäfers, um ein Beispiel aus einer anderen Insektenklasse anzuführen, ahmen in ihrer Größe, Form und Farbe genau die Fruchtkörner einer der Rüsternrinde bewohnenden Flechte nach. Viele Spannerraupen gleichen, wenn sie sich nur mit den Hinterfüßen der letzten Hinterleibsringe festhalten und den übrigen Teil des Leibes steif in die Luft recken, kleinen trockenen Zweigen. Weißgraue Spinnen lassen sich inmitten einer Wöhren- oder Peterillendolde nieder und verschwinden zwischen den halbgefärbten Blüten so sehr, daß ich mehrmals fliegen über sie wegkriechen sah, natürlich zu ihrem Verderben.

Betrachten wir nun, um die Beispiele nicht noch mehr zu häufen, zum Schluß einige Fälle eigentlicher Mimikry, wie sie schon in der Nachahmung der Baldwepe seitens der Puppe des Harlekins vorlag. Nachgeahmt werden besonders solche Insekten, die wegen ihrer Angriffs- oder Verteidigungswaffen, ihrer Giftigkeit, ihres schlechten Geschmacks oder der harten Körperteile allgemein gemieden werden. Zu diesen gefährlichsten Größen gehören vor Allem die Hornissen, die Hummeln und die Wespen, ferner die Ameisen, die Spinnen und manche Weichläufer. Viele von ihnen erfreuen sich deshalb einer zahlreichen Gefolgschaft unschädlicher, ihre Farben benutzender Nachtreter. Wie mancher Leser mag schon von einer der unschädlichen, gelb- oder weißstreifigen Schweb- und Blumenfliegen von wespenartigem Aussehen erschreckt worden sein. Manche Schmetterlinge verkleiden gleich nach dem Verlassen der Puppe die Flügelstümpfen, welche, wenn auch nur dünn, ihre Schwingen noch bedecken, und gleichen nun mit glasklar durchscheinenden Äußeren den Hornissen und Wespen. Diese Maske ist auch in den Namen unserer Trochilum- und Sesia-Arten angedeutet. Da giebt

es einen Hornisschwärmer, eine Bastardwespen-Sesia, eine Raubfliegen-Sesia, ferner Mücken, Schlupfwespen, Dolchwespen, Ameisen u. a. Sesien. Außer von einer Sesie wird die Hornisse auch von der Niesenholzwepe nachgeahmt, die den meisten Naturkundigen ein ähnerlich gefährliches Ungeheuer zu sein scheint, obwohl sie in Wirklichkeit ein harmloses Tier ist. Diese Täuschung kann so weit gehen, daß selbst die nachgeahmten Tiere überlistet werden und die Nachahmer die Maske beugen, um sich in die Wohnung der Vorbilder zu flüchten und hier zu plündern oder nach Ausdrucksweise ihre Eier abzulegen. So ist schließlich auch hier Umdant der Welt Lohn, was hoffentlich den Leser nicht abhalten wird, in der schönen Sommerzeit gelegentlich auch einmal einen Blick in dieses anziehende Versteck- und Maskerade-Spielen der Tiere zu thun.

Ansichtspostkarten.

Humoreske von Max Hirschfeld.

In einem Zimmer des Pensionats Recamier befanden sich zwei Packfische, welche als eine Miniaturausgabe von Krimhild und Brunhild erschienen, schon äußerlich, denn Hedwig war hoch, stark und brünett, wie Brunhild, Gertrud dagegen zart und blond, etwa so, wie man sich Krimhild vorstellen möchte. Auch ihr Charakter war dem ihrer Vorbilder ähnlich, wenigstens war Hedwig auf jeden Vorteil neidisch, den Gertrud errang; letztere jedoch zeichnete sich vor Krimhild dadurch aus, daß sie etwas weniger gefühllos, dagegen ein wenig schlauer war, als die Gemahlin Gunthers.

Beide Packfische hatten ihre Postkartensammelnapfen vor sich liegen, und mit der größten Eifer suchte Hedwig auf die ihrer Mitschülerin, denn Gertrud hatte das Glück, Postkarten aus allen fremden Weltteilen zu erhalten, und die waren natürlich die gesuchtesten.

„Wie fängst Du es nur an, solche Mengen ausländischer Karten zu kriegen?“ fragte Hedwig begierig.

„Ach, es sind alte Bekannte, die in dem Hause meiner Eltern verkehrten und deren ich mich jetzt erinnere,“ erwiderte Gertrud gleichgültig.

Hedwig begriff wohl, daß diese Angabe erdichtet war, und sie ruhete nicht eher, als bis sie die Art und Weise ermittelt hatte, auf welche Gertrud zu ihren erötlichen Postkarten gelangte. Die letztere hatte nämlich in einer Konditorei eine Export-Zeitschrift aufgestöbert, in der sich ein Verzeichnis überseeischer Adressen befand. In diese Adressen hatte sie geschrieben, und die meisten Adressaten hatten ihren Wunsch um Zusendung einer Ansichtspostkarte erfüllt.

Eines Tages bemerkte Hedwig in der Hand des Dienstmädchens des Pensionats eine größere Anzahl Postkarten mit der Ansicht des Pensionats.

„Alta, die Karten sollen Sie wohl für Fräulein Gertrud in den Postkasten werfen, Minna?“ erriet Hedwig mit sühnem Instinkt.

„Ja, Fräulein!“

„Fräulein Gertrud sagte mir, sie hätte die Adressen auf den Karten ungenau gemacht und möchte sie noch einmal zurückhaben. Warten Sie hier, ich bringe Ihnen die Karten gleich wieder.“

Damit nahm sie dieselben dem Dienstmädchen aus der Hand, eilte auf ihr Zimmer und schrieb schnell auf jede Karte einige Worte.

Die Packfische einer Pension haben bekanntlich alle die gleiche Handschrift, was den Handschriftendruckern schon oft große Verlegenheit bereitet hat und von den bedeutendsten graphologischen Gelehrten als ein wichtiges Problem aufgefaßt wird, wie etwa in der Mathematik die Quadratur des Kreises.

Einige Wochen waren vergangen, als Ger-

trud plötzlich vor die strenge Pensionsvorsteherin citiert wurde. Dieselbe hielt einige Karten in der Hand und begann in furchtbarem Tone:

„Sagen Sie mir, Gertrud, in welchem Verhältnis stehen Sie zu Don José y Braganos?“

Gertrud erbleichte. Welches junge Mädchen würde nicht erbleichen, wenn man eine derartige Frage an sie richtete? Vielleicht würde man sagen, sie erbleiche nicht, sondern sie erröten. Aber der strenge Psychologe bleibt in Folge seiner Beobachtungen dabei, in einem solchen Falle, wie dem hier gegebenen, erbleichen sie, denn das Gefühl, das hier in Betracht kommt, ist nicht Scham, sondern Zorn.

Gertrud war erzittert, daß dieser Vorwurf sie so vollständig ungerechtfertigt traf.

„Wenn es wenigstens wahr wäre!“ dachte sie innerlich seufzend.

„Den kenne ich nicht,“ rief sie entsetzt.

„Gut,“ sagte die Vorsteherin, „ich will Ihr Zeugnis für diesen Brasilianer gelten lassen. Wie steht es aber mit dem Inhaber der großen Schweinefleischlerei in Curitiba, Mr. Mapper?“

Gertrud blickte die Dame verständnislos an.

„Ich will zugeben,“ sagte sie endlich, „daß ich mir neulich ein viertel Pfund Schweinefleisch von Schlächter habe holen lassen, denn die Leberwurst, mit der unser Brot belegt war, kann ich durchaus nicht.“

„Darum handelt es sich nicht,“ unterbrach sie die Dame heftig. „Ich möchte wissen, wie dieser Mr. Mapper dazu kommt, an Sie zu schreiben: „Gestehet, harre mein, bald bin ich bei Dir. Tausend Küsse usw.““

„Ja, das möchte ich auch wissen,“ erwiderte Gertrud.

„Stellen Sie sich nicht so unspitzig an. Sie haben einen Grad der Verderbtheit erreicht, wie ich ihn in meiner Pension nicht für möglich gehalten hätte. Nicht genug an dem Brasilianer und dem Yankee, — hier schreibt noch ein französischer Plantagenbesitzer von den Samoaineln eine mit Färblichkeiten angefüllte Karte an Sie, ein Kolonialbeamter der Insel Sanibar macht Ihnen hier eine Liebeserklärung.“

Jetzt ging Gertrud endlich ein Licht auf.

„Aber das sind ja alle diejenigen, an welche ich eine Bitte um Ansichtskarten gerichtet habe und deren Namen ich in einer Export-Zeitschrift fand.“

„Ich will zur Ehre meines Institutes annehmen, daß Sie die Wahrheit sprechen, Gertrud. Dennoch bleibt immer noch der eine Punkt dunkel, daß alle Schreibenden sich so — wie soll ich sagen — so zärtlich ausdrücken.“

„Auch mir ist das unbegreiflich.“

„Die einzig richtige Antwort, die Sie verdient haben, Gertrud, giebt Ihnen ein Herr aus der Capstadt. Er schreibt: „Mein Fräulein, ich bin jetzt siebenzig Jahre alt und daher nicht imstande, irgend welche liebenden Gefühle zu hegen. Vielleicht thäten auch Sie besser, sich mehr den häuslichen Arbeiten, als dem Ansichtskartenport zu widmen. Genehmigen Sie usw. usw.““

„Diese sehr vernünftige Karte,“ fuhr Madame Recamier fort, „werden Sie zur Strafe ins Französische und Englische übertragen und in jeder Sprache zehnmal abschreiben.“

Hochrot vor Zorn kehrte Gertrud zu ihren Freundinnen zurück, und da Hedwig natürlich geplaudert hatte, wurde es der schwer Betroffenen leicht, zu erfahren, daß Hedwig auf die nach den fremden Ländern gehenden Karten ihrer Freundin die Nachschrift hinzugesetzt hatte:

„Bitte, schreiben Sie, als ob Sie an Ihre Braut schreiben. Es handelt sich um einen Scherz.“

Zwei Jahre waren vergangen. Aus den Packfischen waren junge Damen geworden, die sich nicht mehr in der Pension, sondern

im Hause ihrer Eltern befanden und ihre Freier abwiesen, erhörten oder — in den meisten Fällen vergeblich erwarteten.

Beisuchen wir zum Beispiel Hedwig, welche erregt in ihrem Zimmer auf und ab schritt und sich in ihrer heftigen Gangart auch nicht unterbrach, als Alma, eine frühere Penionsfreundin, eintrat.

„Wo in schlechter Laune?“ fragte diese.

„Nun, ich habe allen Grund dazu,“ rief Hedwig, ihr Taschentuch zwischen den Fingern gerreisend. „Denke Dir, vor zwei Jahren in der Pension machte ich mir einen Scherz mit Gertrud. Ich veranlaßte, daß die Aufsichtspostkarten, welche ich aus fremden Ländern erhielt, mit lauter Liebeserklärungen beschriftet waren.“

„Ich erinnere mich, es war ein reizender Scherz. Aber jetzt lerne ich Dich von einer neuen Seite kennen. — Du fühlst nach zwei Jahren Gewissensbisse?“

„Nicht gerade Gewissensbisse, aber Neue, liebe Alma, tiefe Neue! Denke Dir, diese Gertrud hatte den Einfall, auf einige ihr zugeordnete Liebeserklärungen zu antworten. Daraus entwickelte sich eine Korrespondenz zwischen ihr und einem reichen und schönen Amerikaner. Jetzt ist er hierher gekommen und hat sich mit ihr verlobt, — soll ich da nicht aus der Haut fahren, wenn ich daran denke, daß ich dieser Person ein solches Glück beschafft habe?“

Der abtrünnige Papagei.

Erzählung von Paul Alexander.

Maria Amalie, Königin der Franzosen, die am 24. März 1886 in England gestorben ist, hat, ohne jemals auf der politischen Bühne in den Vordergrund zu treten, in ihrem Privatleben eine große Reihe wechselvoller und trauriger Schicksale durchgemacht und Schmerzen ertragen, die man als die dem Menschenherzen empfindlichsten und bittersten bezeichnen darf. Schon als Kind mußte sie mit ihren Eltern die schönste Heimat, Neapel, flüchtig verlassen; halb und halb verbannt verlor sie sich mit dem verbannten Prinzen Louis Philippe, dem Sohn Egalités, auf den ihres Gleichen mit Mißachtung herabsah. Unter der Restauration kam sie nach Frankreich, sah sich und ihren Gemahl mit Mißtrauen vom Hofe behandelt und sah, was ihrem legitimen Gemüthe noch größere Schmerzen verursachte, diesen ihren Gemahl eine zweideutige Rolle spielen und mit den Revolutionären gegen den legitimen Thron konspirieren, wobei sie durch dessen Schwester Adelaide aus dessen Vertrauen gedrängt war. Daß sie endlich nach der Julirevolution in das Anglistenhaus der Tuilerien einzuziehen und einen „usurpirten“ Thron besetzen sollte, erfüllte sie mit den trübsten Ahnungen. Bald starb ihre schöne, liebendwürdige Tochter, die talentvolle Marie von Württemberg, und dieser folgte im Jahre 1842, schrecklich getötet, in der Blüte der Jahre der so sehr beliebte Herzog von Orleans, ihr Sohn, die Hoffnung der ganzen Familie. Den usurpirten Thron sah sie wie ein Krankenhaus zusammenstürzen und sich und ihren Mann im hohen Alter aufs neue in die Verbannung wandern, in der sie bald im vereinsamten Witwenheim elterlich leben mußte. Dem Allen ist aber beizufügen, daß Maria Amalie, wie aus den Briefen ihrer Schwiegertochter, der Prinzessin Helene von Orleans klar hervorgeht, ein etwas erstarres Gemüth besaß, das alle diese Schicksale mit einer Ruhe ertrug, deren wenige weibliche Gemüther fähig gewesen wären und die sie ihrer Umgebung bald als eine Selbige, bald als herlose Person erscheinen liehen. Doch nicht ihre großen Schicksale wollen wir erzählen, sondern ein kleines Erlebnis, das für die Zeiten bezeichnend ist und bei allem Humor der alten Königin gewiß

auch manche böse Stunde verursachte, manche schmerzliche Erwägung weckte.

Königin Maria Amalie besaß seit vielen Jahren einen Papagei, ein sehr gelehriges, gelehrtes und pugiges Tier, das sie sehr liebte. Coco wußte so schön: Vive la reine! Es lebe die Königin! zu rufen, wie wenige Pariser. Auch diesen Freund mußte sie bei ihrer Flucht aus den Tuilerien im Jahre 1848 im Stiche lassen. Ist doch damals selbst die junge Herzogin von Amale vergessen worden. Kaum auf englischem Boden in Sicherheit, erinnerte sich die Königin des verlorenen Coco mit großem Bedauern und viele der Freunde, die die Orleans in der Republik Frankreich zurückgelassen, wurden ersucht, Alles aufzubieten, um des verlorenen Papageien habhaft zu werden und ihn so schnell als möglich nach Claremont der Königin zuzuschicken, die eine wahre Sehnsucht nach ihm empfand. Die Pariser Freunde der verbannten Königin gaben sich alle erdenkliche Mühe, aber Coco war und blieb verloren. Seit dem Augenblicke, da die Republikaner die Tuilerien gestürmt, war er verschwunden, und es blieb nichts übrig, als die Königin über den desolaten Verlust zu trösten.

So vergingen beinahe 18 republikanische Monate. Da, eines Tages kommt Herr v. N., ein alter Freund und Vertrauter der orleanistischen Gesellschaft, durch eine entlegene Seitengasse hinter dem Hotel de Ville, und zu seiner größten Freude und Ueberraschung erkennt er Coco in seinem alten Käfig, der am offenen Fenster vor der Werkstätte eines Schusters hing.

Sofort knüpft er mit dem Schuster Unterhandlungen an, zahlt ihm, was er verlangt und wirft sich mit Coco in einen Wagen, glücklich, als ob er einen geraubten Prinzen erbeutet und befreit hätte.

Wie glücklich wird die arme Königin sein! Die Freude des Wiedersehens muß ihr so schnell als möglich bereitet werden! — Und Herr v. N. macht sich reisefertig, eilt mit Coco auf die Eisenbahn, über den Kanal, wieder auf die Eisenbahn und geraden Wegs nach Schloss Claremont, das die königliche Familie bewohnte.

In der That war die Königin Herrn v. N. sehr dankbar und über das unverhoffte Wiedersehen überaus glücklich. Sie nimmt Coco aus seinem Käfig, küßt ihn, streichelt ihn, füttert ihn mit allen möglichen Vorkereien und bemüht sich, ihn zum Sprechen zu bringen. Aber Coco macht ein fremdes Gesicht; er benimmt sich sehr zugeknöpft gegen die Königin. Sie indessen läßt nicht ab, sie möchte seine Stimme und den alten Ruf, den sie so lange nicht gehört, wieder vernehmen und fleht und bittet: So rufe doch Vive la reine! Es lebe die Königin!

Coco bleibt ernst, verschlossen und schweigsam.

So rufe doch: Es lebe die Königin!

Da räuspert er sich — er öffnet den Schnabel — jetzt wird er sprechen — die Königin, Herr v. N., die ganze Familie und der Rest des Hofes, die zusammengelaufen, um Coco wiederzusehen: Alles lauscht — jetzt wird er sprechen — er spricht — er ruft: Vive la république! Es lebe die Republik! Es lebe die Republik! Es lebe die Republik! —

Einmal angefangen, weiß Coco nicht mehr, wann aufzuhören, und Claremont widerhallt von dem verhassten Ruf, der den Trüthron gestürzt hat. Coco war in der Rue Bar du Bec zum Republikaner geworden.

Geläch! Der Glende! schreut die Königin und geht langsam in ihr Zimmer zurück, und so zerstreuen sich auch die Andern und denken wohl an viele Nichtpapageien, die seit dem 24. Februar sich ebenso geändert wie Coco, und an den Wandel menschlicher Dinge und Gesinnungen und an manches Einschlägige, was traurig macht. Herr v. N. zieht beschämt mit seinem Papagei ab, und die Weltgeschichte, die sonst alles weiß, weiß nicht,

was aus dem abtrünnigen Vogel geworden, der doch nicht schlechter war, als Herr Dupin und so viele andere. Stillest hat er später einmal, wenn er die Zeit erlebte, auch wieder irgendwo gesehen und gerufen: Vive l'Empereur! Es lebe der Kaiser! — Was dann hinterher kam, wird er wohl sicher nicht mehr erlebt haben.

Allerlei.

* Aus einem Schulaussatz teilt das „Dr. Frembl.“ folgenden hübschen Satz mit: „E. Hoheit nahm auch unter Rathhaus in Augen-schein. Am Eingange wurde er von dem Bürger-meister begrüßt und danach besichtigte er das Innere desselben.“

* Edelkennend. Alter Buchhändler (die Zeitung lesend): „Schon wieder eine Verbesserung der Buchstabenverhältnisse! Jetzt können wir aber auch einmal was für die geduldeten Menschen thun!“

* Unsere Dienstboten. Frau (zur aufzunehmenden Köchin): „Welchen Lohn beanspruchen Sie per Monat?“ — „Madame versetzen unter Lohn wahrscheinlich Gehalt.“

* Unüberlegt. Naturgeschichts-Professor: „Müller, beschreiben Sie mir einmal die Gestalt des Kamels.“ — Müller: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, ich habe noch nie ein Kamel gesehen.“ — Professor: „Was, Sie sahen Keel? Und das sagen Sie mir ins Gesicht!“

* Schlagfertig. Affessor (bei Geheimrat zum Frühstück): „Wer hat denn das prächtige Rehbuhn zubereitet?“ — Geheimrätin: „Meine — hm — meine Tochter.“ — Affessor (nach einem Weilschen): „Wer spielt denn so schlecht Klavier?“ — Geheimrätin (schnell): „Meine Köchin!“

* Größte Verehrung. Dame (zu einem Dichter): „Dein Doktor, wir haben uns extra einen neuen Salonisch gekauft, um Sie daranzuzulegen!“

Eisenzäpfel.

a, a, a, al, cel, dri, gu, ban, hi, jo, sec, sus mar, nau, no, pel, sie, su, ta, ti, tin, to, wald — Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben den Vor- und Zunamen eines bekannten deutschen Dichters. — Die acht zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. Einen römischen Feldherrn. 2. Einen Ort beim Harz. 3. Eine Insel bei Amerika. 4. Einen Ort in Schottland. 5. Einen Ort in Indien. 6. Einen biblischen Namen. 7. Eine Stadt der Balkan-Halbinsel. 8. Einen Ort in Galizien.

Logogryph.

Die vier Ersten rufen dich,
Die vier letzten sind ein Monat,
Die drei letzten Zeichen ein Rest,
Und durchs Ganze blühen die Gewerbe.

Domonym.

Es sind drei Brüder vom Vogelschlecht,
Die haben's wohl alle drei nicht recht.
Der erste steht oben Jahr und Tag,
Und nicht herunter kommen mag;
Der andre ist unten festgesteckt;
Wo ihn kein Tageslicht erbeutet;
Der dritte muß haken auf Stahl und Stein,
Das mag wohl ein schlechtes Futter sein.

Rätsel.

Ich schwimme stets im Wasser frisch,
Und bin doch weder Frosch noch Fisch;
Ich bin kein Vogel und doch geschwind
Dehn' ich die Flügel im flatternden Wind;
Ein Vot' bin ich zu jeder Stund'
Und lauf' mir doch keine Fische wund.
Und willst du alles wissen auch:
Hab' Zucker und Kaffee im Bauch!

Buchstabenrätsel.

RO
G

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Logogryph: Erde, Herder.
Mononym: Feder.
Buchstabenrätsel: Gefangenerrecht.
Citatenrätsel: Ich weiß nicht was soll es bedeuten.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebenter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 7, 15-21. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafsfleibern zu euch kommen, inwendig aber reißende Widde sind.“ — „An ihren Früchten aber werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Disteln?“ — „So bringet jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte.“ — „Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen.“ — „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen.“ — „Darum solltet ihr sie an ihren Früchten erkennen.“ — „Nicht ein Feder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Falsche Propheten.

Wehr als je gilt in unseren Tagen, lieber Leser, die ernste Mahnung unseres Herrn: „Hütet euch vor den falschen Propheten!“ Ihre Zahl ist heute Legion, und allerorts haben sie ihre Lehrstühle aufgeschlagen; sie lehren nicht nur in den hohen und niederen Schulen, sie predigen in Versammlungen und bei feierlichen Veranlassungen, in den Arbeitsstätten und Werkstätten, sie predigen durch eine frivole Unterhaltungsliteratur wie durch die Erzeugnisse einer entarteten Kunst.

Feinde Christi und seiner Kirche sind sie alle; aber während die einen mit klaren Worten und ohne alle Umschweife diesem ihrem Haß Ausdruck geben, wissen die andern einer vertrauensseligen Menge auf Umwegen beizukommen, indem sie das zersetzende Gift ihrer glaubensfeindlichen Lehren, namentlich in Unterhaltungsschriften und Zeitungsblättern, zu verüben und so in verheerender Weise unter die Leute zu bringen wissen, — aber alle diese offenen wie geheimen Feinde Christi und seiner Kirche hüllen sich in „Schafsfleider“, indem sie sich als die wahren Freunde und Wohlthäter der Menschheit darstellen.

Wer sich von diesen falschen Propheten behören läßt, wird nur zu halb dahin kommen, daß er nur noch dem Weltung zuerkennt, was man mit Augen sehen und mit Händen greifen kann; die Lehre Jesu Christi wird ihm ein Hindernis für die Wissenschaft dünken: „ohne diese hemmende Schranke hätte z. B. die erwachende Naturforschung die Menschheit viel eher zu einer richtigen Naturanschauung geführt!“

Diese falschen Propheten haben der Anlagen gegen Christus und Seine Kirche aber eine ganze Reihe: wie die christliche Glaubenslehre (sagen sie) ein Hindernis für den wissenschaftlichen Fortschritt ist, so ist die christliche Heilsordnung (die Gebote etc.) der Sittlichkeit schädlich! Sie vernichtet nämlich den Charakter und das Selbstgefühl und bietet durch die Furcht vor dem Jenseits und die Hoffnung auf ewige Belohnung schlechte

Triebfedern für gute Handlungen. Alles Veten und Fasten ist doch nur frommer Wahn, und die Abstraktionen dienen nur dazu, fromme Schmerzen zu bereiten; durch solche Dinge wird der Mensch in beständiger Aufregung und Angst erhalten, so daß er thatsächlich nicht zur Ruhe kommt bis zum Grabe. Ja, selbst das letzte Stündlein wird ihm noch verbittert; denn wenn der Mensch, von Krankheit entkräftet, kaum den Glanzschlag der Uhr zu ertragen vermag, kommt der Pflester und betet und predigt. Die Predigten über Himmel und Hölle sind nur leeres Geschwätz, das mit den Regeln des gefunden Menschenverstandes in Widerspruch steht. — Das sind, lieber Leser, die Lehren der falschen Propheten; ich habe sie seinem Buche: „Die Religionen, ihr Wesen, ihr Entstehen und ihr Vergehen“, wörtlich entnommen. Die Quintessenz aller Ausführungen dieses Propheten ist wohl zusammengefaßt in dem Satze (S. 247): „Religion braucht nicht zu sein, soll am besten gar nicht sein, wohl aber Menschenwürde und Menschenliebe: Humanismus muß sein, Humanismus wird sein und seine Früchte früher oder später tragen!“

Auch die sittliche Weltordnung bedarf — nach der Lehre dieser falschen Propheten — der Religion und der religiösen Ideen nicht. Man höre: „Statt jenes Zeugens und Stöhnens, statt jener Gebetsformeln, mit denen man inbrünstig ein Wesen in Liebe umfassen möchte, das wir nicht begreifen (also: Gott, den Herrn), möge man die praktische Religion der Menschenliebe predigen.“

Man lasse die Religion des Unendlichen fahren und hege und pflege die Religion des Endlichen, die Ordnung der geselligen Ordnung, die Liebe zum Menschen und befolge sie bis in ihre tiefsten Konsequenzen.“ — „Die gesellschaftliche Ordnung macht ein Harmonisieren des Einzelnen mit dem Ganzen zur Notwendigkeit; Regulator und Wächter dieser Harmonie (der sittlichen Weltordnung) ist nicht die Religion, sondern der Staat und die gesetzgebenden Be-

Sirgenkalender.

Sonntag, 22. Juli. 7. Sonntag nach Pfingsten. Maria Magdalena + 71. Evangelium Matthäus 7, 15-21. Epistel Römer 8, 19-23. St. Lambertus: Fest des hl. Apollinaris, Patron der Stadt. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt. 1/11 Uhr Auszug der Prozession. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt und feierl. Andacht zu Ehren des hl. Apollinaris, sowie Verehrung der Reliquien. St. Andreas: 5. Aloysianischer Sonntag. Maria-Himmelfahrt: 1/12 Uhr Prozession nach Kevelaer. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Festmesse des III. Ordens für die Verstorbenen. St. Martinus-Pfarrkirche: 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstraße. Karmelitenkloster: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe; 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, danach Festandacht. St. Annastift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Diensttöchter-Kongregation.

Montag, 23. Juli, Apollinaris + 79. St. Lambertus: Heute, sowie die ganze Oktave hindurch ist morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, nach demselben Verehrung der Reliquien des hl. Apollinaris und nachmittags 6 Uhr Fest-Andacht und Verehrung der Reliquien. Maria-Himmelfahrt: Abends 6 Uhr Rückkehr der Prozession von Kevelaer. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

hören. Diese (die Behörden) „Männer von begabtem Geiste, vielseitiger Lebenserfahrung und edler Hingebung für das Wohl der Gesamtheit: sie geben uns unsere Satzungen, unser Evangelium (!) das nicht unerschütterlich gedacht wird, sondern mit dem Fortschritte der Zeiten eines Fortschrittes fähig ist.“

Doch genug für heute. Vielleicht denkt der geneigte Leser sogar, diese (kurze) Darlegung der Anschauungen moderner Freidenker gehöre nicht in die Spalten unseres Familienblattes, das doch nur von gläubigen Christen gelesen werde. Ich bin nicht ganz dieser Ansicht, sondern meine, es sei sehr nützlich — wenn nicht notwendig, — gelegentlich von den Anschauungen dieser falschen Propheten Notiz zu nehmen, um den „Geist“ derselben kennen zu lernen: wie könnte man sich auch vor ihnen „hüten“, wenn man sie gar nicht als „falsche Propheten“ zu erkennen vermag?

Man könnte nur wohl solche Expectorationen einfach ignorieren und über sie zur Tagesordnung übergehen, wenn sie vereinzelt Erfindungen wären, — allein die mitgeteilten Anschauungen sind leider schon Gemeingut eines gar großen Teiles der Gebildeten und selbst der weniger Gebildeten geworden. Beispielsweise das oben erwähnte Buch hat schon mehrere starke Auflagen erlebt, und die darin vertretene Ansichten werden auch von denen verteidigt und verbreitet. Namentlich ist es der „Philosoph des Unbewußten“ in Berlin, der aus diesen Anschauungen bereits die praktischen Folgerungen zieht, indem er erklärt: es sei die wesentlichste Pflicht aller Gebildeten, wahrhaft dahin zu streben, das Christentum mit der Wurzel auszuwurzeln (!), weil es mit der modernen Kultur unvereinbar sei; es stehe mit seinen Ideen im Gegensatz, während die moderne Kultur auf Ausnützung des Diebstahls bedacht sei. — Die Schriften dieses „Philosophen“ sind in vielen Tausenden von Exemplaren unter den Gebildeten und namentlich unter den Halbgebildeten verbreitet; sie bringen in allen Gesellschaftskreisen die verderblichsten Grundzüge zur Geltung. Ich führe nur einen an: „Glücklichseinwollen heißt in Wahrheit die menschliche Natur als höchstes Gesetz anerkennen und jedes andere (göttliche) Gesetz, das in menschlichen Fragen über ihr stehen wollte, als unheilvoll, als lebensgefährlich verwerfen, . . . wir werden also vor allem dafür sorgen müssen, daß ein anderer Geist als der des Christentums sich der Menschheit bemächtigt.“

Nicht wahr, lieber Leser, das heißt: frischweg von der Ueber reden! Doch die Bäume wachsen nicht bis in den Himmel. Geben wir (zum tröstlichen Abschlusse) nur einem kirchensündlichen „Weltblatte“ aus dem Norden Deutschlands das Wort: diese Zeitung schrieb „zur Jahrhundertwende“ zu meiner größten Ueberraschung u. a. folgendes:

„Gewiß ist es eine thörichte Uebertreibung zu sagen, das 19. Jahrhundert ende mit dem Bankrott der Wissenschaft; aber darüber ist kein Zweifel, daß der erträumte grundstürzende Sieg der Wissenschaft ausgeblieben ist. Der trostlose Materialismus, den die Populärisierung der Wissenschaft nur allzu sehr zur Folge gehabt hat, vermag der breiten Menge eine dauernde Befriedigung nicht zu gewähren. Es ist nicht zu leugnen, daß in ungeachtet man umfange eine Rückkehr zum alten Glauben stattgefunden hat.“

Ein solches Wort aus Feindes Mund nehmen wir, lieber Leser, mit Dank gegen Gott, freudig entgegen. S.

Die Linde in deutscher Sittte, Sage und Dichtung.

Von E. A. Stein.

Wie im Altertum bei den Athenern der Selbaum und bei den Skandinaviern die Eiche, so hatte bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, sich von jeher die Linde besonderer

Gunst zu erfreuen, und noch jetzt ist sie des deutschen Volkes Liebling, sein Genosse in Lust und Leid. Sie begleitet den Menschen gern zu den Stätten seiner Ruhe und Thätigkeit und siedelt sich überall an, wo höhere Gedanken seine Seele bewegen. „Man sieht sie vor dem Hause des Pfarrers, des Amtmannes, des Schulzen und neben der Ruhebank vor der Thür des Schenkwirtes, bei den Ausgängen der Dörfer, Weiler und Städte und vor den Thoren gefallener Burgen, neben den Grenzmalen der Gemeinden und Gemarkungen, auf Kreuzwegen und auf ehemaligen Gerichtsstätten. Ueber der Ruhehütte der Herde auf der Weide, über den Brunnen, den die menschliche Hand gegraben, über die Quelle, die aus den Felsen springt, breitet sie ihr schützendes Dach, und in gleicher Weise birgt sie den frommen Beter vor den Strahlen der Sonne bei den Kapellen im Felde, bei den Stationsbildern und vor dem Bilde des Gekreuzigten. Auf den Wäldern, welche die Gottesämmer der ländlichen Bevölkerung umgeben, und wo der Mensch seine letzte Ruhestätte findet, teilt sie seine Einsamkeit. Ueber der Grabstätte Klopstocks bei Ottenfen haucht eine Linde, gepflanzt von Metas Schwester, ihre Däfte aus. Und eine große Linde bei Stuttgart, in der schönen Promenade, aufwärts nach der Höhe, heißt die Uhländ-Linde.“

Ueberhaupt haben unsere Vorfahren gerne Linden gepflanzt, um ein merkwürdiges Ereignis zu bezeichnen, und noch heutzutage werden auf den Dörfern häufig Erinnerungs-Linden gepflanzt, während man in den Städten zum Andenken an große Männer und bedeutende Begebenheiten Denkmäler aus Erz und Stein errichten läßt. Kein Baum ist so innig mit dem Gemütsleben des deutschen Volkes verwachsen wie die Linde, und mit frommer Ehn hegt und pflegt man alte Bäume, an die sich irgend eine merkwürdige Begebenheit knüpft. Noch jetzt steht die Linde bei Aldorf, welche den Tschusch sah, und unter der Linde, welche man zum Andenken an die Schlacht von Murten gepflanzt hat, versammelt sich noch heute das Lindengericht, um die Streitigkeiten der den Markt besuchenden Landleute zu schlichten. Die Linde war überhaupt der Dingbaum, unter dessen schützendem Dache unsere Vorfahren gern zusammenkamen, um Beratungen zu pflegen, Beschlüsse zu fassen und Rechtsurteile über Leben und Tod zu sprechen. Vorweg möchte ich hier aus der Poesie unseres J. W. Webers herrliche Dreizehnlinden erwähnen, in denen das offene Geding, das über die falsche Klage des Kranken Gero gegen Einar zu urteilen hat, diesen Brauch trefflich illustriert:

Unter Friggas heiligem Baume
Scharren sich die Gangesossen,
Gellinge, freie Bounen,
Eigner Leute niedre Sprossen. —
Grüßte sie noch auf Deinem Ager,
Aldinghaus, die alte Linde,
Die dem Knaben Sang und Sage
Zugerauft im Abendwinde?
Aldinghaus, zu Flug geworden
Stuh die Menschen unsrer Tage:
Längst verbannt ist deine Linde,
Längst verholten Sang und Sage. —

Steht auch wie der Dichter hier selbst sagt, dieser heilige Baum Friggas, die Linde, bei Aldinghaus d. i. Althausen bei Driburg, Webers Geburtsort, nicht mehr, so giebt es doch auch heute noch dieser Gerichts-Linden viele, z. B. die Hemlinde bei Dortmund, welche jetzt allerdings im Absterben begriffen ist. Die im 15. Jahrhundert ausgestorbenen Grafen von Lindenhorst, welche der Fehme vorstanden, führten von dieser Linde ihren Namen, wie ja überhaupt viele Familiennamen, z. B. Linde, zur Linde, Zerlinde, von der Linde u., auf diesen Lieblingsbaum des deutschen Volkes hinweisen. Auch viele Orte, Burgen, Klöster u. verdanken ohne Zweifel ihren Namen der Linde, z. B. Linen, Lindau, Lindensfeld. Auch Leipzig heißt Lindensadt, denn diese Bezeichnung ist aus dem slavischen Worte

lindst, welches aus Lipo, die Linde, gebildet ist, entstanden.

Wie um alle Bäume, die im Leben unserer Vorfahren eine Rolle spielten, so schlingt sich auch um die Linde die Sage in tausendfachen Verzierungen. Unter ihrem schützenden Dache trieben die Zwerge gern ihr Wesen und die Helden fielen dort in einen Jauerschlaf. Eine der bemerkenswertesten Sagen ist die vom „Bunderbaum“, einer alten ehrwürdigen Linde bei Söderhadt in Dithmarschen, welche so lange grünen soll, wie die Freiheit der Dithmarschen. Wenn das Land unter fremde Herrschaft gerieth, werde sie verdorren, aber eine Eiser werde ihr Nest darauf bauen und fünf weiße Junge ansbrüten. Wenn sich nun eine weiße Eiser sehen lasse, würde auch das Land wieder frei werden.

Ueber die Linde, der der Wallfahrtsort Heiligenlinde in Ostpreußen ihren Namen verdankt, berichtet die Legende Folgendes: In der Stadt Rastenburg war einst ein Angeklagter zum Tode verurteilt worden. Am Tage vor der Hinrichtung erschien ihm die heilige Jungfrau, tröstete ihn und gab ihm ein Stück Holz und ein Messer mit dem Auftrage, etwas zu schnitzen. Er schnitzte darauf ein Marienbild mit dem Christuskinde auf den Armen. Als die Gerichtsherren das Bild sahen und von der Erscheinung der heiligen Jungfrau hörten, erachteten sie es als einen Bink von oben und setzten den Verurteilten in Freiheit. Dieser aber trug das Bild nach einer Linde und stellte es in derselben auf, und seitdem verlor der Baum seine Blätter nicht mehr und blieb grün. Wegen solchen Wunders holten die Rastenburger das Bild von seinem Plage und trugen es in ihre Kirche; da es aber am anderen Morgen wieder in der Linde stand, so bante man unter derselben eine Kapelle. So entstand der Wallfahrtsort Heiligenlinde.“

Wie in der Legende, so spielt die Linde auch in der Dichtung eine wichtige Rolle. Im deutschen Heldenliede, welches noch von dem heidnischen Geiste unserer Vorfahren durchweht ist, werden gemaltige Thaten hauptsächlich unter die Linde verlegt. Unter einer Linde tödtete der Nibelungenheld den Drachen, ein Lindenblatt fiel zwischen seine Schultern, als er sich im Blute des erlegten Tieres badete, und verurteilte die verunwundbare Stelle; unter einer Linde wurde Siegfried, als er sich zur Quelle niederbückte, um seinen brennenden Durst zu stillen, von dem grimmen Hagen ermordet.

Neben den Blumen, dem grünen Grose und dem tauigen Ase, dem schattigen Walde und dem herrlichen Sang der Nachtigall ist es besonders die Linde, welcher die Minnesänger begeistert huldigten; man findet keinen unter ihnen, der nicht die Lieder gestimmt hätte, um zum Preise des schönen Baumes und der liebreichen Nachtigall in seinem schattigen Laubdach sein Lied erklingen zu lassen. Eins der schönsten Minnelieder von Walter von der Vogelweide beginnt mit den Worten:

„Unter den Linden an der Heide,
Wo ich mit meiner Kranten sah.“

Bei diesem Reichtum von Poesie, welcher von alters her die Linde umgiebt, ist es nur natürlich, wenn auch die neueren Dichter gern in ihrem Schatten weilen, um sich dort zu herrlichem Gesange begeistern zu lassen. Klopstocks großer Dichternatur war die Linde ein ernstes, weres Symbol. In wehmütiger Erinnerung an seine früh verstorbenen Gemahlin Margareta (Meta) geb. Müller, singt er:

„Lang sah ich, Meta, schon Dein Grab
Und seine Linden wehen;
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum' auch mir.“

Nicht mir! Das ist mein Schatten nur,
Worauf die Blüte sinkt,
So wie es nur Dein Schatten war,
Worauf sie oft schon sank.
Dann kenn' ich auch die höhere Welt,
In der Du lange wartest;
Dann seh'n wir froh die Linde weh'n,
Die unsere Gräber küßt.“

Vor der Wohnung des ehrwürdigen Pfarrers zu Grünau in Böh' "Lüße" stehen zwei breitlaubige Linden. Bei Schiller finden wir den Lindwurm, der in der Nähe des schattenreichen Baumes sein Lager aufzuschlagen liebt. Unter einer Linde schiebt Tell den Apfel vom Haupte seines Sohnes, und unter einer Linde sitzt Staupacher, als ihn Gertrud, seine treffliche Gemahlin, zu entschloßener That zu erklommen sucht. Bei Höpky, Salis und Matthijson, dem Dreigestirn der Dichter deutscher Gefühlspoesie, wird die Linde vielfach erwähnt: So singt Matthijson in seinem "Wondschin-gemälde":

Der Linde schöner Schilde
Streckt sich in Lunens Glanz,
Im dunkeln Unterschiele
Woh' leichter Irdischdanz."

In dem "Wunsch" (an Salis) bekennet er:

Der Hügel, wo der landende Knabenreih'n
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
Entzückt mich höher als der Alpen
Blendende Hübel im Rosenkammer."

Nach Ludwig Uhland, der ja überhaupt dem deutschen Gefühlleben in seinen Werken einen so berechtigen Ausdruck verliehen hat, läßt seine Darje zu Ehren der Linde ertönen, S. 9.:

Ich sah bei jener Linde
Mit meinem trauten Kinde,
Wir sahen Hand in Hand" u.
Dort, wo die Ähren lasten,
Bermahn' ich diese Nacht,
Ein Plaudern und ein Flüstern,
Wie wenn die Liebe wacht.
Die Stimmen zu erkunden,
Lauter' ich stund am Wall.
Doch wähet' ich sie gefunden,
So schlug die Nachtigall" u.

In dem von Emanuel Geibel besungenen Schloß Rothenburg, das dem Dichter wie eine Leiche erscheint, "der man den Sarg mit Blumen schön umwunden", "sieh'n als Wächter, eingeklinkt in Ecken, die alten, blüten-duffen Lindenbäume". In dem Gedichte "Einkehr" singt derselbe Dichter:

Der Stand ist heiß, die Sonne glüht,
Vom langen Wandern bin ich müd';
Sieh da, in Schatten der Linden
Woh' ich ein Weisheits Kind!"

Agnes Franz hat in sinniger Weise dem lieblichen Bilde der Eltern- und Kindesliebe Ausdruck gegeben in dem Gedicht: "Die Linden". Sehr schön schildert Honcamp, wie die Linde den Menschen von der Wiege bis zum Grabe in allen Lebenslagen treulich begleitet, in dem Gedichte: "Nachbar Huber und seine Linde". Welch köstliche Poesie strömt uns entgegen aus dem tief empfindenden Rede: "Der Lindenbaum", dessen Verfasser W. Müller ist.

Um die Linde rankt sich vor allem auch das Volkslied. Unter der Linde treffen sich die Liebenden zu ernstem und trautem Gespräch; hier nimmt der Burche Abschied von seiner Geliebten; hier sucht die Jungfrau den Erwählten ihres Herzens und klagt dem Baume ihr Leid, wenn sie ihn nicht findet; hier singt und tanzt die Jugend! hier findet die früh verstorbene Geliebte ihre letzte Ruhe-stätte, S. 9.:

Es sah eine Linde ins tiefe Thal,
Bar unten breit und oben schmal,
Vorunter zwei Berlechte saßen,
Vor Lieb ihr Leid vergaßen."

Wenn ich keinen Schatz mehr hab,
Will ich schon einen finden,
Geh' ich's Häpchen auf und ab
Bis zur großen Linde."

Es stand eine Lind im tiefen Thal,
Ach, Gott, was will sie da?
Sie will mir helfen trauern,
Daß ich mein Lieb verloren hab."

In "Des Knaben Wunderhorn", dem ewigen Jungbrunnen deutscher Volkspoesie, begegnet uns noch so manches schöne Lied, das von der Linde singt. Mit Recht sagt Heinrich Heine von dieser herrlichen Niederjammung: "Dies Buch enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes und wer das deutsche Volk von seiner lebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese die Volkslieder. In diesem Augenblicke liegt das Buch vor

mir und es ist mir, als räche ich den Dufte der deutschen Linde. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern; in ihrem Schatten laßen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens hat."

Und wie schön und beliebt in allen deutschen Sängerkreisen ist auch das Lied von der Lindenwirtin!

Petroleum.

Amerikanische Erzählung von Joseph Treumann.

Farmer Speed trat erköst und abgesspannt über die Schwelle der direkt nach dem Hofe ausmündenden Kiche seines Hauses und ließ sich müde auf der Bank neben dem Fenster nieder. "Ich habe mir alle Mühe gegeben, Mutter, aber die alte Maschine will nicht mehr arbeiten," sagte er zu seiner ihn besorgten Wives anschaubenden Frau. "Ich hoffe heute mit dem Mäßen der Wieje fertig zu werden, es ist mir indessen kaum zum fünften Teile gelungen, und wenn ich das Heu dieses Jahr hereinbringen will, werde ich wohl das zum Zwecke der Tilgung unserer Schuld zurückgelegte Geld zum Ankauf einer neuen Mähmaschine verwenden müssen."

"Diesen Gedanken kannst Du nur sofort wieder aufgeben," kam es in entschiedenem Tone zurück. "Vor noch nicht einer Stunde war Pahn hier, um mir mitzuteilen, daß er das Geld für die Hypothek pünktlich am Verkaufstage erhalten müsse und sich auf keine Prolongation einlassen könne. Und Du kennst doch diesen alten Blutjäger zur Genüge, um zu wissen, daß er nur auf den Moment lauert, und von unserem Besize vertreiben zu können."

"Ja, ja, doch um des Himmelswillen, wie soll ich die Heuernte vollenden, wenn die Mähmaschine nicht mehr arbeiten mag? Ich muß doch das Heu haben, wenn ich das Vieh den Winter über erhalten will!"

"Woh' es muß sich ein anderer Ausweg finden lassen. Vor Allen wollen wir augehen, noch einmal den Versuch mit der alten Maschine zu machen, und ich werde deshalb mit Dir zur Wieje hinausgehen. Ich denke, sie wird noch für die kurze Zeit des diesjährigen Bedarfes Dienste leisten."

"Schön, Lucinda, ich will Deinem Rate folgen; zumal Jim Pahn wirklich ein alter Gauner ist, dem Mittelteil mit Anderen ganz fremd ist."

Sehr zeitig am nächsten Morgen begleitete die Farmersfrau, wie sie es ihrem Manne versprochen hatte, denselben, als er sich wieder an die am letzten Abend unterbrochene Arbeit des Grasmähens machen wollte, und wenn auch mit Ueberwindung vielfacher Schwierigkeiten, war das Werk bei sinkender Sonne vollendet.

Zwei Tage später befand sich das Heu unter Dach und Fach, und Farmer Speed war der Sorge wegen des Winterfutters für sein Vieh ledig.

Nach wiederum zwei Tagen kam auch Jim Pahn, ein in dem nahen Städtchen Springtown wohnender Kaufmann, der mit der umwohnenden Landbevölkerung vielfach in geschäftlichen Beziehungen stand, durch die Gemartung von Hoogersville. Er hatte den nur etwa drei Meilen langen Weg aus dem Städtchen zu Fuß zurückgelegt und, um die Entfernung abzukürzen, den etwas näheren Feldweg eingeschlagen, welcher auch an Speed's Weidern vorbeiführte.

Fortwährend um sich schauend, so daß nichts seinen scharfen grauen Augen entging, erblickte er plötzlich den alten Farmer, welcher am jenseitigen Ende der nun kahlen Wieje den beten Heumachen teilweise niedergelassenen Pahn in Debnung brachte. Er hielt diese Gelegenheit für günstig, seinem Schuldner nochmals einzuschärfen, daß die Hypothek, welche schon in acht Tagen fällig war, bezahlt werden müsse und daß, wenn das Geld

nicht pünktlich zur Stelle sein sollte, er ohne Verzug gerichtliche Schritte einleiten würde. Der nächste Weg führte direkt über die Wieje, und er schlug ihn ein, nachdem er über den nicht allzu hohen Zaun geklettert war.

"Moses und alle Propheten!" rief er, mit einem Ruck stehen bleibend, plötzlich hervor, indem er auf einen der vielen kleinen Wasser-tümpel starrte, die durch einen in der verfloßenen Nacht niedergegangenen heftigen Regen entstanden waren. "Was ist das? Kann es denn wirklich möglich sein?"

Nachdem er sich niedergebengt, den Zeigefinger seiner rechten Hand in einen großen, bläulich schimmernden, auf dem Wasser schwimmenden Fleck getaucht und dann an seine Nase gebracht hatte, fuhr er im Flüster-tone, als ob ihn Jemand belauschen könnte, fort: "Bei Gott! Das ist Petroleum!"

Jetzt erinnerte er sich auch, daß erit am vorhergehenden Tage keine Zeitung einen Bericht über neu entdeckte Oelfelder erhalten hatte, die keine zwanzig Meilen weit entfernt gelegen sein sollten. Einer seiner alten Geschäfts-freunde sollte sich die Entdeckung zuerst zu Nuzge gemacht haben und dadurch jabelhaft viel Geld erworben haben.

Pahn wuschte den Finger auf's Sorgfältigste an seinem Schmpfuche ab und verneigte es dann vorsichtig in seine Bruttastache. Nun erst setzte er, mit bleichem Antlitz und aufgeregtem umherblickenden Augen, seinen Weg fort, bis er vor dem Farmer stand. Er bemühte sich zwar, denselben mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen fahenartigen Freundlichkeit zu begrüßen; aber seine Kehle war wie ausgetrocknet, und die Worte kamen rau und stoßweise hervor.

"Was ist los mit Ihnen? Sind Sie krank?" fragte Speed, der seine Arbeit unterbrach und seinen Gläubiger verwundert anblickte. "Sie sehen bleich aus wie der Tod, und Ihre Augen glänzen wie feurige Kohlen."

"Nein — ich danke für die Erkundigung — ich bin ganz gesund — außer daß mein Hals etwas entzündet ist — und mich beim Sprechen kört. — Wie sieht es bei Ihnen?"

"O, recht gut! Wir sind unserer zwölft in der Familie, aber Doktor und Apotheker bekommen von meinem Gelde nicht viel zu sehen."

"Ja, ja, ich weiß, Sie haben eine große Familie, die sonst schon Geld genug kostet," versetzte Pahn, und dann stieß er, um das, was jetzt seinen ganzen Geist erfüllte, loszuwerden, ohne einleitende Worte plötzlich hervor: "Wollen Sie Ihre Farm verkaufen?" Er befand sich in tödlicher Angst, der Farmer blickte auf dem Heimwege diese Wieje kreuzen, ebenfalls das auf den Wassertümpeln schwimmende Petroleum zu Gesicht bekommen und alsdann von einem Verkaufe seiner Besitzung nichts wissen wollen.

"Nein!" antwortete der Letztere kurz und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

"Aber warum denn nicht? Kennen Sie mich doch Ihre Gründe!"

"Nun, Sie sind gewöhnt, sehr billig zu kaufen, und die Farm hat jedenfalls einen höheren Wert, als Sie denken."

Jim Pahn wurde kreidbleich. Bistete der vor ihm Stehende schon um das Vorhandensein von Petroleum auf der Wieje? Dann freilich würde sich derselbe nicht mehr mit einem Betrage abfinden lassen, der dem Werte gewöhnlichen Farmlandes entsprach, und er müßte mehr bieten. Er überlegte. Vielleicht war es doch noch möglich, das Besitztum zu entsprechend mäßigem Preise zu erwerben, da jener den wirklichen Wert unmöglich schätzen konnte. Deshalb sagte er:

"Ich bin bereit, einen höheren Preis zu zahlen, als Sie wahrscheinlich denken; ich brauche nämlich das Land zu Errichtung einer großen Schufabrik."

"Einer Schufabrik?" versetzte Speed ge-dehnt.

"Ja, einer Schufabrik! Stellen Sie doch eine Forderung!"

„Well, zwölftausend Dollars — tausend Dollars für den Acre.“ sagte der Farmer scherzend. Das ganze Bestium war nicht den dritten Teil der verlangten Summe wert.

„Ich kaufe die Farm für diesen Preis!“ rief der Kaufmann fast atemlos hervor. Er griff in die Tasche und holte eine Rolle Banknoten hervor, die er Speed mit den Worten überreichte: „Hier sind fünfzig Dollar als Angeld, und nun kommen Sie sofort mit Ihrer Frau nach der Stadt, um den Rest des Kaufschillings in Empfang zu nehmen und den Kontrakt vor dem Notar zu unterzeichnen.“

Der Farmer, welchem inzwischen der Gedanke aufgestiegen war, einen plötzlich irr-sinnig Gewordenen vor sich zu haben, nahm das Geld an sich und begleitete den Käufer seines Bestiums zuerst nach dem Dorfe, um seine Frau abzuholen und sich darauf mit dieser nach dem nahen Städtchen zu begeben.

Jim Pann, der einen anderen Weg als den über die Wiese einschlug, ließ den Farmer nicht einen Moment aus den Augen; derselbe mußte sich sogar in seiner Gegenwart für die Fahrt nach der Stadt umkleiden, und er atmete erst erleichtert auf, als sie alle Drei wohlbehalten wieder aus der Amtsstube des Notars traten und er den von Speed und dessen Frau unterzeichneten Kaufkontrakt in der Tasche hatte.

Das ländliche Ehepaar hatte sich die ganze Zeit über wie im Traume befunden; war es den Weibern doch gar zu unendlich erschienen, einen solch horrenden Preis für das bischen Feld und Wiese zu erhalten, die dazu noch nicht einmal von besser Qualität waren. Sie hatten fortwährend mit der Versicherung gekämpft, daß sich ihre Annahme, Pann sei plötzlich verrückt geworden, bestätigen würde, oder sie soust einem Betrüge des geschäft-skundigen Geldverleihers zum Opfer fallen sollten. Selbst als sie sich bereits im Besitze des Chees über den Rest des Kaufgeldes be-fanden, waren sie ihrer Sache noch nicht sicher und eilten daher, nachdem sie sich von ihrem ehemaligen Gläubiger getrennt, direkt nach der Bank, wo ihnen inbezug zu ihrer Ver-rückung der Betrag nicht nur sofort zur Verfügung gestellt wurde, sondern man auch ihrem Wunsch, das Geld im Depot zu be-halten, bereitwillig nachkam.

Schweigend, nur mit ihren Gedanken be-schäftigt, gingen sie nunmehr nach dem Gast-haus, wo sie ihren Wagen zurückgelassen; ohne ein Wort zu sprechen, bestiegen sie den-selben und fuhren zum Städtchen hinaus. Erst als sie die letzten Häuser hinter sich ge-lassen, ließ Speed die Hand mit den Jägeln fallen und begann:

„Also Pann ist doch nicht verrückt ge-wor-den, wie ich befürchtete! Aber hinter dem Kaufe der Farm steckt etwas Besonderes, denn daß er das Land zur Errichtung einer Schuhfabrik braucht, das glaube ich nun ein-mal nicht. Es sollte mich gar nicht über-raschen, wenn er bei seinem beständigen Um-berichnüsseln Gold auf meinem Acker entdeckt hätte.“

„Und könnte dies ganz gleichgültig sein, Vater“, erwiderte die Gattin, welche be-süchtete, daß ihm der abgeschlossene Handel jetzt schon leid thue und er versuchen könnte, denselben rückgängig zu machen. „Ja, ganz gleichgültig!“ wiederholte sie in etwas ener-gischerem Tone, „und wenn er Diamanten findet; wir haben für die Farm auf welcher, ich mich ohnehin nie recht wohl zu fühlen vermochte, mehr als genug bekommen.“

Wiederum schwiegen beide eine Weile; dann fuhr die Frau fort:

„Wenn es möglich ist, so kaufe die sechs Acres Landes zurück, die wir früher in Clo-verdale besessen haben; wir können dieselben für dreitausend Dollars erhalten, und Du vermagst noch neuntausend Dollars auf Zu-treffen anzuleihen.“

„Ja, Lucinda, Du sollst Deinen Willen ha-

ben. Ich bin jetzt reich gern, um thun zu können, was mir beliebt, und ich denke, es wird niemals etwas Schlimmes sein.“

„Das ist etwas, was Du noch nie gethan hast“, stimmte die Gattin öfentlich bei, „und ich glaube nicht, daß das Geld Deinen Charakter vollständig verändern wird. Wenn dies der Fall wäre, wünschte ich, das Geld nie erhalten zu haben.“

Inzwischen saß Jim Pann, nachdem er den Kaufkontrakt einem jungen Advokaten über-gaben hatte, damit ihn derselbe auf dem Grundbuchamt ordnungsmäßig eintragen lasse, seelenvergnügt über das vorteilhafte Geschäft, welches er abgeschlossen, in seiner Office und schrieb an jenen alten Geschäftsfreund, der erst leztlich in ungeheurer viel Geld durch den entdeckten Velländerien verdient hatte, einen langen Brief, dessen Inhalt sich in den weni-geren Worten wiedergeben läßt: „Mein lieber Fred Helpurn, komme sofort her und bringe recht viel Geld mit zum Ankauf von Farm-land, auf dem Petroleum im Ueberflusse vor-handen ist. Ärger mir weiß hier noch kein Mensch um die Angelegenheit.“

Der Adressat antwortete auch umgehend in freundlichem Sinne. Er bebauerte indessen, daß er leider augenblicklich nicht das Haus verlassen könnte, da er gerade recht sehr von der Gicht geplagt würde; doch sandte er Geld, mit dem Auftrage, die der Fundstelle des Petroleums benachbarten Grundstücke unter der Bedingung anzukaufen, daß die Kontrakte gegen Zahlung eines Neugeldes rückgängig gemacht werden könnten, wenn der Sachver-ständige, mit dem er demüthigst hinüber kom-men würde, der Meinung sein sollte, daß sich die Ausbente nicht lohne.

Pann lächelte verächtlich, als er diese Stelle des Briefes las; er machte sich sofort an die Ausführung der ihm gewordenen Ermächti-gung und erhand eine Anzahl Farmen zu verhältnismäßig hohen, ihm aber erschrecklich niedrig klingenden Preisen. Dann wartete er mit Ungeduld auf das Eintreffen seines reichen Geschäftsfreundes und demüthigen Compagnons.

Endlich traf die telegraphische Nachricht ein, daß Helpurn mit einem bestimmten Zuge in Springtown anlangen würde. Selbstver-ständlich war Pann rechtzeitig am Bahnhofe, um den sehnlichst Erwarteten, sowie den mit-kommenden Sachverständigen sofort nach den neuen Petroleumfeldern hinaus zu bringen. Ohne Jägern wurde dann auch die Fahrt nach Hoogersville angetreten.

Während derselben konnte sich Pann in der Schilderung seiner großartigen Entdeckung sammt genug thun. Als sie sich schon nahe an der Speed'schen Wiese befanden, meinte er: „Ich sage Ihnen, die ganze Oberfläche des Bodens ist bereits von Petroleum durch-tränkt! Sehen Sie, da den Quellen niemals auch nur ein einziger Quard dieser kostbaren Flüssigkeit entnommen worden ist, mußte sich dieselbe natürliche Ausgänge finden und schwinnt nun obenauf.“

„Wenn dem so ist, wundere ich mich nur, daß die Farmer, welche doch sonst schlan-geung sind, den ungeheuren Wert ihrer Län-derien nicht schon längst ermittelt haben“, ver-setzte der Sachverständige kopfschüttelnd. „Die Leute müssen hier geistig beschränkt sein, die ich sie anderswo gestunden.“

„Das sind sie auch!“ rief Pann, aus dem Wagen springend. „Sehen Sie, da ist gerade eine Gruppe von ihnen auf der Wiese, und der frühere Besitzer derselben befindet sich mitten unter ihnen; sie werden jetzt erst, nach-dem sie sich ihrer Rechte begeben, Kenntnis von ihrer Dummheit erhalten haben!“

In der That stand mehr als ein halbes Duzend biederer Landleute auf der Wiese; sie hatten sich da zufällig zusammengefunden, weil jeder von ihnen, durch den überhasteten Ankauf der Farmen aufmerksam geworden, zu der Vermutung gelangt war, daß sich ge-heimliche Schätze auf der Hoogersviller Gemark-

ung befänden, und sie auf eigene Faust da-nach suchen wollten.

Jetzt, als sie die drei Herren die Wiese be-treten sahen, gingen sie, von Neugierde ge-trrieben, denselben entgegen und gelang-ten gerade in dem Moment in deren Nähe, als Pann, auf einen der Wassertrümpel deu-tend, in triumphierendem Tone anrief: „Nun sagen Sie selbst, ob es ein såhreres An-zeichen für das reichliche Vorhandensein von Petroleum giebt, als diese Flecke?“

Der Sachverständige, welcher seine Augen über das gesamte Terrain hatte schweifen lassen, wollte eben den Mund zu einer Antwort öff-nen, als im Speed mit den Worten zuvor-kam: „Also Petroleum glauben Sie hier ge-funden zu haben, und diese auf dem Wasser schwimmende bläuliche Flecke sollen ein si-deres Anzeichen dafür sein? Um, sie stammen auch von Petroleum her, denn ich verbrauche leztlich mehr als zwei Gallonen dieser Flüssig-keit, um meine alte Nähmaschine in Gang zu bringen, wobei allerdings das meiste auf den Boden lief.“

„Lassen Sie sich das eine Lehre sein!“ sagte Helpurn, sich abwendend.

Pann war totenbleich geworden und rief in höchster Eile hervor: „Das ist Betrug! Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich Sie im Gefängnis sitzen sehe!“

„Sprechen Sie zu mir nicht über Betrug!“ rief der Farmer, mit erhobenem Arme auf ihn zugehend. „Wer war es, der die Witwe Johnson um ihr Bestium betrog und da-durch zum Selbstmord trieb? Wer war es, der eine große Anzahl von Farmern durch Bucherjagen an den Bettelstab brachte und zu wiederholten Malen nur mit knapper Not dem Juchthaus entrannt? Wer war es, der —“

Jim Pann hörte nicht mehr; er hatte sich im Laufschritt zu dem Wagen zurückbegeben, in dem inzwischen seine beiden Begleiter schon Platz genommen hatten, sprang hastig hinein und fuhr unter dem Hohngelächter der Far-mer davon.

Selbstverständlich wurden sämtliche Kauf-kontrakte gegen Zahlung der nicht unbeden-kenden Neugelder rückgängig gemacht. Nur Farmer Speed, der inzwischen bereits die sechs Acres Landes in Cloverdale wieder an sich gebracht hatte, verließ Hoogersville, von den Segenswünschen seiner bisherigen Nach-barn begleitet. Derselben gönnten es ihm von Herzen, ein so brillantes Geschäft mit seiner Farm gemacht zu haben; war doch der allgemein verhasste Jim Pann es gewesen, welcher durch eigene Schuld dabei zu Scha-den gekommen war.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Silberrätsel: Marcellus, Altona, Lahiti, Lin-wald, Hangu, Jozua, Adrianoval, Sieler. Mat-thias Claudius.
Logogryph: Koma, Netz, Erz, Kommerz.
Homonym: Hahn.
Rätsel: Schiff.
Buchstabenrätsel: Orange.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Dienstag, 24. Juli, Christine + 300. • Domini-kaner-Klosterkirche: Heute ist der 14. der 15. Dienstage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. Um 6 Uhr hl. Messe für den III. Orden. Abends 7/8 Segensandacht.

Mittwoch, 25. Juli, Jakobus, Apostel.

Donnerstag, 26. Juli, Anna, Mutter Mariä. • St. Anna-Stift: Morgens 6 Uhr hl. Messe; Verehrung der Reliquien der hl. Mutter Anna.

Freitag, 27. Juli, Pantaleon + 308. • St. An-dreas: Abends 7/9 Uhr Sühne-Andacht.

Samstag, 28. Juli, Innocenz + 417.



Bernntwortl. Redakteur: Anton Steffe,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck des einzelnen Artikels verboten.)

Achter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 16, 1-9. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in bösen Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwender.“ — „Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein.“ — „Der Verwalter aber sprach bei sich: was soll ich thun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich.“ — „Ich weiß, was ich thue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen.“ — „Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen, und sprach zu dem Ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Kannen Öl. Und er sprach: nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem Andern: Wie viel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handchrift und schreibe achtzig.“ — „Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschehite klüger als die Kinder des Lichtes.“ — „Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

Von dem ungerechten Verwalter.

Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel mag den sorglosen Verwalter das Wort getroffen haben: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung, denn du kannst nicht länger Verwalter sein!“ — Rechenschaft soll er nun ablegen, der bisher in seiner Sorglosigkeit und Selbstüberhebung immer darauf vergaß, daß er einen Herrn habe; der mit den anvertrauten großen Gütern in einer Weise wirtschaftete, als ob er der Eigentümer und nicht etwa nur der Verwalter wäre. Vielleicht hatte er sich vorgepiegelt, sein Herr werde überhaupt keine Rechenschaft fordern, zumal da er in seinem verschwenderischen Treiben bisher ungeführt geblieben war. Nun soll er plötzlich seine Bücher vorlegen, über alle Einnahmen und Ausgaben sich pünktlich ausweisen und die bösen Gerüchte, die gegen ihn in Umlauf sind, widerlegen. Sein Herr sieht wohl voraus, daß der Verwalter nicht bestehen werde, denn er kündigt ihm schon im voraus sein Schicksal an: „Du kannst nicht mehr Verwalter sein!“

Schuldschein zum Nachteil des Herrn zu fälschen; ja, so verwegen macht ihn die eigenmächtige Absicht, daß er Einige die Höhe der Schuld bis zur Hälfte herabsetzen läßt. — Eine Reihe von Schuldnern hat er sich auf diese Weise verpflichtet, so daß er der drohenden Entlassung mit einiger Ruhe entgegensehen darf; denn die so Verpflichteten werden ihn — Jeder wenigstens für kürzere oder längere Zeit — in ihre Häuser aufnehmen.“ Und die Parabel (Gleichnißrede) schließt: Als der Herr bei Entlassung des ungerechten Verwalters diesen neuen Vertrag entdeckte und erkannte, wie schlau und vorzüglich er seine Zukunft zu sichern gesucht habe, da „lobte“ er ihn, — d. h. wie immer sein eigener Schaden ihn schmerzen mochte, mußte er doch anerkennen, daß der Verwalter von seinem Standpunkte und nach Lage der Verhältnisse „klug gehandelt habe“, — und der Heiland fügt gleichsam als eine Erfahrungsthatfache hinzu: es ist einmal so, „die Kinder dieser Welt sind in ihrer Art klüger als die Kinder des Lichtes.“

Das „Lob“, das jener reiche Herr dem groben Betrage spendet, scheint uns, lieber Leser, für den ersten Augenblick etwas überreichend; allein, genauer betrachtet, bildet es für die fleissige Gleichnißrede einen anerkennenden Zug: er ist mit diesem „Lobe“ erscheinend die Personen der Parabel alle — nicht nur der betrügerische Verwalter und die mitbetrügenden Schuldner, sondern auch „der reiche Herr“ — als echte „Kinder dieser Welt“, deren stilloscher Maßstab, unter der Herrschaft der Sünde, einzig und allein die Selbstsucht bildet. Hätte der reiche Herr die Schlantheit seines Verwalters als unbillig und unerlaubt getadelt, so träte er, und mit ihm die ganze Parabel, aus dem Bereiche „dieser Welt.“

Sirchskalender.

Sonntag, 29. Juli, 8. Sonntag nach Pfingsten. Martha 4 67. Evangelium Lukas 16, 1-9. Colist Rümer 8, 12-17. St. Lamberti u. s: Schluß der Fest-Okta. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, nachmittags 5 Uhr feierl. Predigt nach derselben Fest-Okta zu Ehren des hl. Apollinaris zum Schluß feierl. Bekehrung des hl. Apollinien und Lebrum. St. Andreas: Leptr. Missionarischer Sonntag. Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Gymnasialen. Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Bestanden des III. Ordens für die Verstorbenen. St. Anna's: Während der hl. Messe 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die marian. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinenkloster: Morgens 11 Uhr Vortrag für den Marienverein.

Montag, 30. Juli, Abdon und Sennen 4 250.

Dienstag, 31. Juli, Ignatius von Loyola 4 1556. Dominikaner-Klosterkirche: Leptr. der 15 Dienstage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. Um 6 Uhr hl. Messe für den III. Orden. Abends 7/8 Segensandacht.

Mittwoch, 1. August, Petri Kettenfeier. Clarissen-Klosterkirche: 4 Uhr Predigt und Andacht.

Donnerstag, 2. August, Abdon und Siguori 4 1787. Clarissen-Klosterkirche: Fortinula-Abt. 13 Min. Gebet. 6 Uhr erste hl. Messe, 7/7 Uhr Hochamt; abends 7/7 Uhr Schlußandacht.

(Gesehung siehe letzte Seite.)

und die Parabel verlore ihre wesentliche Unterlage. So aber bleibt es ja richtig, daß der Betrug des Verwalters „den Kindern dieser Welt“ Ehre macht und darum „Lob“ verdient, — weil in dieser Umgebung das irdische Wohlgehen als oberster Zweck, die Sorge dafür also auch als „Pflicht“ gilt.

Aber (spragt der Leser) inwiefern sind „die Kinder dieser Welt“ denn klüger als „die Kinder des Lichtes?“ — Der Heiland sagt es uns: „in ihrer Art“, — also nicht etwa überhaupt, sondern innerhalb ihres (weltlichen) Bereiches gegenüber den bestimmten (irdischen) Zielen und Zwecken, die sie verfolgen: in der Kunst, sie um jeden Preis zu erreichen, entwickeln „die Kinder dieser Welt“ eine Umsicht, eine „Klugheit“, die, in ihrer Art musterhaft, weil völlig zweckentsprechend und zielbewußt, die Klugheit „der Kinder des Lichtes“ übertrifft in deren Streben nach den überirdischen Gütern.

Der Mensch, wie er einmal ist, zeigt eine höhere Empfänglichkeit für diese „Welt“, als für den „Himmel“, für die Reize der irdischen Sinnlichkeit, als für das geistige „Licht“, so daß also diese „Welt“, mit ihren Lockungen und Versuchungen all seine Kräfte mächtiger anspannt und in Atem hält, als es der „Himmel“ mit seinem „Lichte“, seinen geistigen Freuden und Geheimnissen vermag. Naturgemäß läßt dies im Allgemeinen die Weltkinder für ihre irdischen Zwecke eindiger, rücksichtsloser, unermüdblicher erscheinen; — der Heiler liegt also nicht etwa auf Seite des „Lichtes“, sondern in der menschlichen Arm-seligkeit, in der Gewalt der Sinnlichkeit, die auch die „Kinder des Lichtes“ während ihres Erdendallens nicht ganz abströmen ver-mögen.

Wichtig ist für uns, lieber Leser, besonders die Schlussmahnung des Herrn: „Auch Ich sage euch: machet euch selber Freunde mittels des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch aufnehmen in die ewigen Wohnungen.“ — Der Reichthum wird „ungerecht“ genannt wohl schon deshalb, weil er so oft auf dem Wege des Unrechts erworben wird und andererseits ebenso oft zum Unrecht führt und verleitet. — Wie nun (will der Herr sagen) jener ungerechte Verwalter durch Verteilung der Güter seines Herrn sich Freunde machte, die ihn nach der Entfernung aus seinem Verwaltungsamt in ihre Wohnungen aufnehmen und ihm das zum Leben Notwendige gewähren sollten, — so sollen wir uns Freunde machen, die uns behilflich sind, um die Aufnahme in die ewigen Wohnungen des Himmels zu erlangen. Solche Freunde aber werden wir uns verschaffen, wenn wir von unsern (irdischen) Gütern unsern darbedenden Brüdern mitteilen, ihre Not lindern, kurz, wenn wir Werke christlicher Barmherzigkeit üben. Ja, der Herr nimmt das Almosen, das einem Arftigen spendet wird, so auf, als wäre es Ihm selber gespendet: „Wahrlich sage Ich euch, was ihr einem der geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr Mir gethan!“ (Luk. 6, 35.)

Die Leidenden und Armen (sagt der hochsel. Bischof Martin), die wir uns jetzt durch Wohlthun verbinden, sie sind, als Christo am meisten ähnlich und Seine Wundmale sichtbar an sich tragend, gleichsam auch Seine Erst-erwählten, die Erstgeborenen Seines Reiches; sie sind es also auch, durch deren Vermittlung gleichsam die Reichen, die dem Hause Gottes sozusagen an sich fremd sind, — indem sie dieselben unterstützen und bedienen, — zum Hause Gottes, zu diesen ewigen Wohnungen des Himmels Zutritt gelangen: sei es, daß sie (diese Armen), die wir uns durch unser Wohlthun zu Freunden machen, wie durch ihren Stand so auch durch ihre persönliche Würdigkeit dem Hellande ähnlich, uns in diese Wohnungen selbst vorantreiben und dann, wenn es hier mit uns zu Ende geht, uns durch ihr liebevolles Fürbitte- und Mitleidamt dorthin gleichsam nach sich ziehen, — oder daß sie,

wenn noch auf Erden zurückbleibend, uns auf unserer Reise in die Ewigkeit durch ihre Segenswünsche begleiten; — sei es, daß, wenn sie, selbst persönlich unwürdig, von diesen ewigen Wohnungen ausgeschlossen bleiben, wir wenigstens doch um ihretwillen, um der Wohlthaten willen, die wir ihnen und in ihnen Christo, unserm Herrn Selbst, spendet, in diese ewigen Wohnungen aufgenommen werden.

Die Poesie der Sommersprossen.

Kestheische Skizze von Paul Pasig.

„Psst!“ höre ich im Geiste meine lebens-würdigen Leserinnen anrufen. Sommersprossen und poetisch? So wenig wie Tag und Nacht, sauer und süß, zusammen gehören, so wenig sich schön und häßlich zu einander gesellen, so wenig können jene widerlichen braunen Flecke, die auch das einnehmendste Antlitz zu entstellen vermögen, etwas mit der Poesie gemeinam haben! — Und doch, halt ein! Zunächst behaupten wir ja nicht, daß jene bekanntlich unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen in der Säleinschicht der Ober-haut sich bildenden „Mäzen“ oder „Laub-flecken“ als ein Attribut der Schönheit von der Poesie verberührt werden. Diese hat vielmehr einzig die Aufgabe, freudvertärend und leidverbärend aus des Erdenpilgers Leben einzuwirken, und wenn sie dies vermag, für-wahr, dann hat sie als guter Genius der Menschheit ihres heiligen Amtes vortrefflich gewaltet! Wie, wenn sie nun in letzterem Sinne auch hier ihre Aufgabe erfüllte? Wenn sie den „duspfeten“, „gemerten“ oder „geriefel-ten“ Menschenkindern, wie man sie in Tirol nennt, den „Getägelten“, wie sie in Franken und im Elsaß heißen, ein Wort des Trostes spendete über die verpönten Flecken, die als eine immerhin unangenehme Beigabe unserer schönen Jahreszeit empfunden zu werden pflegen? Hauptsache im ganzen Menschenleben bleibt ja doch immer, auch dessen weniger er-freulichen Jugaden eine lichte Seite abzuge-winnen und den schlimmsten Tag auch für gut zu nehmen. Diese einzig praktische Lebens-weisheit lehrt uns auch in Bezug auf die Sommersprossen die Poesie! Kein Geringerer als der Dichter des „Liebesfrühlings“, Fried-rich Müldert, ist es gewesen, der einer mit Sommersprossen bedachten Schönen folgenden köstlichen Trost spendete:

„Du ähnest, in Deinem Spiegel zu entdecken, daß auch auf Deiner Wangen Frühlingskür Der Sommer schon — wie duft! — er sich ertedet — In letzten Flecken zeichnet seine Spur. D. laß den Flor der Nacht den Spiegel decken Und sich' hinauf zum leuchtenden Azur! Dort sind mehr Stern', als auf der Wangen Flecken, Und jeder Stern ist eine Fierde nur!“

Ist das nicht geradezu köstlich gesagt? Was die Sterne am nächtlichen Himmelsgewölbe, das sind jene gelb-braunen Flecken auf einem dunkel leuchtenden Menschenantlitz! Freilich ist's ja nur ein Dichter, der so etwas behauptet, und Dichtern ist nie recht zu trauen, denn man weiß nie, woran man mit ihnen ist. Das zeigt sich wieder so recht deutlich eben-falls bei Müldert. Schon stutzig muß uns fol-gendes Sonett aus dem „Liebesfrühling“ machen:

„Im Sommer draußen als durch Busch und Hecken Auf Deinen Fußtritt meiner sich erplüchte, Beslagt' ich Deine Schönheit, daß zu nichte Daran ein Tellen wird durch Sommerflecken. Jetzt, wo Dich die Erinnerung wecket, Vor meinem Geiste haun' ich, wie im Lichte, Du bastehest mit so reinem Angesichte, Daß ich kein einziges Fleckchen kann entdecken. Was ist das? Ist es wohl der leuse Winter, Der mit dem Schneeglanz Deine Flecken sauber Gemacht hat, daß Du frohst als wie die Lilien?“

Das klingt nun freilich schon etwas anders. Die „Sommersflecken“ erscheinen hier schon als Förderer der Schönheit des Antlitzes — wie wär's, wenn wir demselben Dichter glaubten, der das Geheimnis der rätselhaften „Flecken“ mit der Deutung löst:

„An der Wangen meiner Liebsten steht ein kleiner Fleck. Amor hat ihn hingestellt, darum steht er da so fest.“

Art'gen Sarcas um sich verbreitend, Hier im Garten steht der Mohr, Daß er vor Verabingung schirme, Amors zarten Blumenstör . . .

„Ja“, lachen meine schönen Leserinnen, „das läßt sich schon ertragen, ein einziges Fleck-chen — das vielleicht nicht einmal zur Gat-tung der „echten“ gehört!“ Im Grunde aber verlegenet unser Dichter seine wahre Ansicht nicht: Sommersprossen entstellen ein Mäd-chenantlitz, wenigstens im Urtheile der Ver-troffenen, und so vermag er sich zu dem fre-velhaftesten Wunsche zu versteigen:

„Spröde doch für jeden Kuß, Den Dir raubt ein Gedächtn, Gleich der Sünde auf dem Kuß Dir ein Sommersflecken! Weil die Mädchen eitel sind Und die Flecken haßen, Würdest Du, mein schönes Kind, Sein das Küßen lassen —“

wobei wir übrigens dahingestellt sein lassen wollen, ob, wenn jene Strafe in der That eingetreten wäre, sich das Heer der sommer-sprossigen Schönen auch wesentlich vermindert hätte. Selbst Goethe erwägt die verpönten Flecken, ein Beweis, wie sehr wir im Rechte waren, wenn wir Eingangs für dieselben die Poesie in Anspruch nahmen. Und zwar ist es sein „Haut“, in dem auf die Sommersprossen Bezug genommen wird. Im zweiten Teile desselben hören wir eine reizende Blondine sich an Mephisto mit den Worten wenden: „Ein Wort, mein Herr! Ihr seht ein klar Gesicht, Jedoch so ist's im letzten Sommer nicht! Da sprossen hundert braunlich-rote Flecken, Die zum Verdruß die schönste Haut bedecken.“ Unser Hexenmeister Mephisto ist natürlich sogleich mit einem jener gepriesenen, „unfeh-lbaren“ Hautmittelnchen zur Hand:

„Schade, so ein leuchtend Schächchen! Im Mai getuschelt, wie Cure Pantherhäuschen! Reicht Frostschlack, Krätzenjungen, tobobiert, Im vollsten Mondlicht sorglich destilliert, Und wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen Der Frühlings kommt, die Lippen sind entwichen!“

Wie wär's, wenn die berechte Leserin das Mittel einmal probieren möchte? Küß's nichts, so schadet es auch nichts! würde es ja auch hier heißen. Immerhin versucht man ja gern alles, um eine Unzieder, eine Ent-fremdung des Körpers, zu beseitigen. Und eine solche bilden die Sommersprossen schließlich doch. Wer entflucht sich nicht jenes Mannes, mit dem uns Friedrich Keuter in seiner „Fest-ungstid“ bekannt macht? „Ein oder, langer, brügger Mann, in Gesicht mit Sommerprun-ten bemalt: er sah schön gel um brun ut!“ — nicht wahr, Verehrteste, der reinste Wdnie! Und Abraham a Santa Clara, eigentlich Ulrich Megerle geheissen, Hosprediger in Wien, gestorben 1709, dem man gewiß nicht nach-sagen kann, er habe diese Welt der Unvoll-kommenheit mit Glacehandschühen angegriffen, erzählte einst auf der Kanzel von einer Frau, sie habe ein übel gestaltetes und gar un-geschaffenes Gesicht bekommen, ein hell, ganz braunauerisch, über und über getüpfelt in dem Angesicht — eine gar possierliche Miniaturarbeit, wobei er leider verschweigt, wo-durch das heilagswerte Weib dies Miß-gelich verschuldet habe.

Und doch ist dies das erste: man muß die Ursache des Uebels kennen, wenn man an die Heilung desselben denken will. Was meint nun die Dichtung hierüber? Daß es nicht mit rechten Dingen dabei zugeht, darüber war man sich ja im allgemeinen klar, und zwar stempelte man gern den scheidigen Kuckuck zum Sündenbock. So glaubt man in Nieder-österreich heute noch, daß derjenige, der dem rufenden Kuckuck nachspottet, unwillkürlich mit Sommersprossen behaftet wird; daher der Name „Kuckucker“, „Guggaschegg'n“. In Steiermark wieder herrscht der Glaube, daß jene Kinder „Kuckucksflecke“ bekommen, die in den Monaten, in denen der Kuckuck schreit — Mai, Juni, Juli — entwöhnt werden.

Der Vogel hat eben im Volksglauben die Macht, seine scheidige Farbe unter gewissen Voraussetzungen auf die Menschen zu übertragen. Erst verhältnismäßig spät dämmerte die Ahnung, daß doch wohl die Sonne nicht ganz unschuldig an den Sommerprossen sei. Daher die Mahnung, einjährige Kinder, wenn man sie vor „Lanblecken“ bewahren will, nicht in die Sonne zu tragen, am allerwenigsten zur Zeit der Sonnenwende. Wenn dann steht die Sonne im Zenith und entfaltet ihre stärkste Kraft. Erwachsene dagegen sollen sich vor der Märzsonne hüten — daher die Bezeichnung „Märzblecke“. Eigenartig und gewiss nicht ohne Humor wird die Entstehungsart unserer vielgeschmähten Flecken von der Dichterin Therese v. Kröner angegeben; nach ihr verschuldet sie einfach der Keid:

„Er schöpft aus dem Quell
Zwei Tropfen, wandelt sie mit Gifte
In einer gelben Keidung schnell
Und preigt sie freudig in die Lüfte.
Er hat sich nicht zu viel vertraut:
Wohl ein Tropfen sich ergossen,
Da haftet auf der Schwannenhaut
Unlöslich nun ein Sommerprossen!“

Unlöslich? höre ich meine Leserinnen ängstlich fragen. Nun, da wir keine medizinische Abhandlung schreiben, bleibt uns nichts weiter übrig, als wiederum den Volksglauben, die Dichtung, nur Rat zu fragen. Und Gott sei Dank, diese ist um „ganz unfehlbar“ wirkende Heilmittel nicht verlegen. Freilich sind diese in ihrer Mehrzahl nicht gerade sehr appetitlich; aber was thut's? Hauptsache ist doch, daß sie sicher wirken! So bedienen sich die Schlesier wie die Steirer und Oberpfälzer des Froschlachses; auch bestreicht man sich wohl in Steiermark mit Baldschneeden.

Aber nicht nur Heilmittel aus der Tierwelt kennt der Volksglaube, sondern auch Medikamente. In Südtirol thut's der Saft der „weinenenden“ Aelche, in Oberbayern wirkt der bräunliche Saft der Welschnuß und ein Aufguss von Blättern des Nachtschattens Wunder, in Norddeutschland muß der ägende Saft der Wolfsmilch (Euphorbia) die lästigen „Sonnenpladen“ beseitigen. Allen Heilmitteln aber an Wirkung voran steht der Thau und, wie sumpel, das frische Wasser! Kinder sollen vor allem mit Morgenthau gewaschen werden, und in der Oberpfalz geht der Geplagte noch vor Sonnenaufgang auf die Weide und wäscht sein Antlitz mit Thau. Matthan, besonders solcher vom 1. des Monats, gilt als hervorragend heilkräftig, und der an den Wehren hängende wirkt unfehlbar: dabei bevorzugen die Schwaben den vom Roggen, die Oberpfälzer den vom Weizen. Aber auch Wasser im allgemeinen „thut's“, namentlich Märzschneewasser, mit dem besengetete Lämpchen aufgelegt sehr wirksam sind, und Eiterwasser, vor Sonnenaufgang schmeigend geschöpft und nach Hause getragen. Oft kommt es darauf an, wie das Wasser geschöpft wird: gegen den Strom oder, wie in Süddeutschland, umgekehrt! Hier muß man darauf achten, daß während des Frühläutens geschöpft wird, während der Norddeutsche den Wind dabei nicht wissen mag. In Tirol hält man viel darauf, daß das Waschen im Mondschein geschieht, und im bayerischen Walde schleichen die braunfleckigen Dirnen beim ersten Glockentone des Karntags zum Wasche und waschen ihr Antlitz, das nun ganz sicher seine ursprüngliche Schönheit und noch etwas mehr wieder erhält. Besser freilich ist's, wenn man für Vorbeugungsmittel sorgt. So legt man z. B. in Norwegen das Kind am Sonntag in die Sonne, dann bekommt es niemals Sommerprossen, und auch das Eiterwasser besitzt, wie ehedem der Quell Arcthusa, eine prophylaktische Kraft.

Was nun, verehrteste Leserin? An Mitteln, jene „Farbstoffablagerungen im sogenannten „Malpighischen Schleimnetz“, wie der gelehrte Mediziner die Sommerprossen nennt, zu beseitigen, scheint kein Mangel zu sein. Das Beste an diesen Mitteln ist freilich, daß

sie der — Dichtung angehören. Daher möchten wir alle Geplagten raten, auch in der Dichtung den besten Trost zu suchen, die uns lehrt, daß

„Gar bald der keusche Winter
Mit dem Schneeglanz unsere Flecken fauber
Macht, auf daß wir strahlen wie die Allien!“

Das geheimnisvolle Modell.

Von Paul Junka.

Autorisierte freie Uebersetzung von A. Friedheim.

„Erna . . . mich dürstet!“
Das junge Mädchen, dem diese Klagende Bitte galt, legte die Stickerin, mit der sie am Fenster gesessen, aus der Hand, stand auf und sagte:

„Ich werde Dir Deinen Thee geben, Großmütterchen.“

Aber die Rekonvalescentin hob abwehrend die magere Hand, indem sie meinte: „Oh! Thee! den habe ich so lange getrunken, weißt Du, was ich möchte, Erna?“

Das junge Mädchen schob lächelnd der alten Frau eine Strähne des silberglänzenden Haares unter das Häubchen und antwortete: „Nun, was denn, Großmütterchen . . . wenn's nicht direkt gegen die Verordnung des Arztes verstößt, sollst Du Deinen Willen haben, was ist's denn . . .?“

„Champagner ist es! Und weißt Du, Hunger habe ich auch, und wenn Du mir morgen ein junges Hühnchen bereiten willst, dann esse ich es ganz und gar auf und dann kann ich auch bald das Bett verlassen . . . aber Champagner mußt Du mir bringen . . . weißt Du, wie während der Krankheit, das war immer so schön kühl, ich erinnere mich noch daran.“

„Ja, aber . . .“ stotterte Erna. Sie war im Begriff gewesen zu sagen, „Champagner ist teuer“, doch als sie das abgemagerte, liebe Gesicht in den Knieen sah, da schloß sie mit den Worten . . . „Aber ich habe keinen mehr im Haus!“

Und wie ein Kind, das nach einer bestimmten Sache verlangt, antwortete die alte Frau: „Oh, dann besorgt Du mir morgen alles zusammen.“ Erna küßte die Leidende zärtlich und sagte leise: „Ja, ja, Großmütterchen . . . morgen.“

So einfach das Versprechen schien, so schwer war doch das Gewünschte zu beschaffen, denn es fehlte Erna am Notwendigsten . . . am Geld.

Die Krankheit der Großmutter hatte die letzten Hilfsmittel aufgezehret, und Erna, die nach dem vollständigen Ruin der Eteen und dem Tode derselben zu der Großmutter gekommen, hatte sich redlich bemüht, mit für den Unterhalt zu sorgen . . . Doch was ist mit vereinzelt Nachhilffestunden zu verdienen? was bringt das Uebermalen von Photographen, oder Handarbeiten ein? Und nun kam gar der Sommer herbei, wo die Stickerin geschäfte kaum für altbewährte Kräfte zu thun haben.

Und als Erna am nächsten Tage ihre Arbeit ablieferte, da kam es, wie sie befürchtet: die Kassiererin teilte ihr beim Auszahlen des Geldes mit, daß bis zum Herbst keine Arbeit außer dem Haus zu vergeben sei.

Katlos, was nun beginnen, mit dem Gedanken an die Großmutter, die kaum dem Tode entronnen und sorgsamster Pflege bedürftig, ging Erna heim . . . 5 Mark, die sie soeben erhalten, das war ihr ganzes Vermögen . . . und wenn die verausgabte . . . was dann?

Sie war so in Gedanken versunken, daß sie ohne Gruß bei der Zeitungsvorläuferin an ihrem Nachbargang vorüberging und erschreckt zusammenfuhr, als die gutmütige Frau sie anrief:

„Nun, Fräulein Erna, wollen Sie denn heute gar nicht die Anzeigen durchsehen? . . . Vielleicht findet sich doch wieder etwas für Sie?“

Halb mechanisch, um nicht unfreundlich zu

sein, griff das junge Mädchen nach der dargebotenen Zeitung, und plötzlich tauchten ihr die Buchstaben vor den Augen. Da stand in großen Lettern:

„Bedeutender Bildhauer verlangt junges Mädchen — nicht Modell von Beruf — zur Studie für Kopf. Sitzung von 2 Stunden 10 Mark, wahrscheinlich für den ganzen Sommer. Vorstellung im Atelier von Robert Kantil, Parkstraße 25.“

Zehn Mark für die Sitzung! . . . und für den ganzen Sommer! . . . Wenn sie sich meldete? . . . Dann wäre sie für lange alle Sorge los, könnte ihre Kranke mit dem Besten vom Besten pflegen. . . .

Und dann lehnte sich alles in dem jungen Mädchen dagegen auf: Sie ein Modell! Nein, das konnte sie nicht! . . .

Aber die Not zu Haus. Dürfte sie sich von dem Begriff, der nun einmal dem Wort beigelegt wurde, bestimmen lassen . . . es handelt sich ja nur um den Kopf? Wenn sie reich wäre und sich malen lassen wollte, müßte sie doch auch dem Maler sitzen?

Nun, Erna, Nun! redete das junge Mädchen sich selbst zu, und während sie im Geist den enttäuschten Blick der Großmutter sah, wenn sie mit leeren Händen heimkam, wandte Erna mit klopfendem Herzen der eigenen Wohnung den Rücken und schlug den Weg nach der Parkstraße ein.

Der Bildhauer Robert Kantil ging in seinem Atelier auf und ab, und die zusammengesogenen Augenbrauen und der Ausdruck des Gesichtes ließen darauf schließen, daß er gerade nicht in rosigster Stimmung. Uenoit, der alte Diener, der schon bei den Eltern Robert Kantils Faktotum gewesen war, sah dem auch besorgt auf seinen jungen Herrn, und endlich hatte er den Moment abgepaßt, um ein: „Der junge Herr scheinen verstimmt?“ zu wagen, während er sich scheinbar sehr eifrig mit dem Abstauben einer Statuette zu schaffen machte.

„Verstimmt? . . . Wütend bin ich, Venoit . . .“

Und Uenoit bückte sich und nahm die kaum angerauchte Cigarette auf, die sein junger Herr zu Boden geschleudert hatte; dann meinte er mit großer Seelenruhe:

„Hat denn die Anzeige nicht den gewünschten Erfolg gehabt?“

Der Bildhauer zuckte ungeduldig die Schultern, aber es schien doch, als wenn er nur die Gelegenheit erwartete, um sich auszusprechen, denn er sprudelte auch gleich darauf heraus: „Oh! die Anzeige! . . . genug sind gekommen seit 8 Tagen . . . Brünette, Blondinen und Nothaarige! . . . Aber von dem was ich suche, keine Spur! . . . Freilich, ideale Reinheit giebt's nicht mehr! so etwas, wie ich für meine Statue der „Aufrichtigkeit“ brauche, das findet man nicht auf den Straßen der Großstadt . . . Wenn ich nur wüßte, wo ich sie suchen sollte! . . . Mein Wunsch ist unerfüllbar! . . . Oh! Augen, die einen klar und freimütig ansehen . . . ein Lächeln, das von . . .“

Ein schwaches Anschlagen der Glocke ließ Robert Kantil mitten im Satz abbrechen, und der alte Venoit schritt mit dem Federwedel zur Thür und meinte im Hinausgehen:

„Na! Vielleicht kommt da das vielgesuchte Modell! Auf jeden Fall immer Geduld! Sie werden schon finden, was Sie suchen! In der Großstadt giebt's alles, selbst Aufrichtigkeit!“

Mit diesen Worten, die großen Optimismus oder eine bedeutende Philosophie verrieten, schloß sich die Thür hinter dem Diener, und der junge Künstler blieb allein.

Aber nicht für lange, denn gleich darauf erschien Venoit und führte ein schlautes, junges Mädchen herein, das trotz der sehr bescheidenen Toilette doch einen entschiedenen aristokratischen Eindruck machte, und einen Schleier dicht vor dem Gesicht über dem Watrosenhütchen befestigt hatte.

„Ich komme...“ fing die Fremde mit un-
sicherer Stimme an...
„Infolge meiner Anzeige?“ sagte Robert
Rantil höflich... „Wollen Sie freundlichst
Ihren Hut abnehmen?“

Erna neigte mit zitternden Fingern Hut
und Schleier los... und ein Aufleuchten
ging beim Anblick des jugendlich seinen Köp-
fchens, des garten Teints und der großen,
grau-blauen Augen mit dem halb ängstlich
fragenden Ausdruck, über sein Gesicht...
„Ja, das, das gerade suchte er. Fast ängst-
lich lang seine Frage: „Wollen Sie mir zu
meiner Statue sitzen?“ Und dennoch, als ech-
ter Künstler, wartete er schon nicht mehr auf
eine Antwort, sah kaum das Nicken des jun-
gen Mädchens, sondern schob ihr hastig einen
Sessel zurecht und griff nach seinem Model-
lierholz. Benutzt schlich schmunzelnd und be-
friedigt sich die Hände reibend, setzte zum
Arbeiter hin aus.

Drei Stunden später stand Erna mit hoch-
roten Wangen am Bett der Großmutter und
fütterte die alte Frau wie ein Kind mit zar-
tem Hühnerfleisch und Champagner.

„Also Fräulein Erna, Sie bleiben unerbit-
lich und wollen mir nicht Ihren Namen und
Ihre Wohnung sagen.“ sprach Robert Rantil
vielleicht vier Monate nach dem eben geschil-
derten Ereignis, während er die fast vollende-
te Statue der „Aufrichtigkeit“ von allen
Seiten betrachtete, „solche Heimlichkeiten pos-
sion doch gar nicht für ein Modell der „Auf-
richtigkeit“!“

Erna wandte den Kopf etwas zur Seite.
„Ich bitte Sie, Herr Robert, bringen Sie
nicht weiter in mich, Sie glauben gar nicht,
wie Sie mich damit quälen...“

Schön... schön, ich schweige schon, denn
Sie verlieren auch die richtige Stellung...
Aber dennoch, Sie thun Unrecht sich vor...
einem Freund zu verbergen! Ich bleibe ewig
Ihr Schuldner, denn Ihnen danke ich es, daß
ich mein Traumbild habe verwirklichen kön-
nen und... es wird mir unmöglich gemacht,
Ihnen zu Weihrauch ein Paar Blumen oder
von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen, eine Er-
innerung zu senden... Haben Sie denn gar
keine Achtung und Sympathie für mich?“

Für eine Sekunde war es, als wenn Erna
ihre ruhige Fassung verlor, die langen Wimpern
legten sich so rasch über die Augen, als
wollten sie aufsteigende Thränen zurückdrän-
gen. Sie konnte doch unmöglich gesehen, wie
schwer es ihr wurde auf Kinnwiedersehen
von dem heiteren, seinen Mann zu scheiden,
der es ihr angethan hatte! Und so zwang sie
sich denn zu der Entgegnung:

„Aber, Herr Robert, wie können Sie die
Sache so tragisch auffassen; zwei oder drei-
mal sind wir ja doch noch zusammen, bevor
Sie fertig sind, und wer weiß, was bis da-
hin noch alles passiert!“

Ja, Robert Rantil wußte absolut nichts
von seinem Modell, und nachdem er Erna
zuerst mit ihrer Heimlichkeit geneckt, hatte er
allmählich einen kleinen Stachel darin gefun-
den. Auf seine Fragen hatte sie mit sichts-
licher Verlegenheit geantwortet, daß sie von
Beruf Näherin sei und bei ihrer Großmutter
lebe; aber die schlanken Finger zeigten keine
Spur von Modellsachen, und ihre Unterhal-
tung, wenn Erna nicht besonders auf sich ach-
tete, bewies dem Maler deutlich, daß sein
rätselhaftes Modell aus seiner eigenen socia-
len Stellung sein müsse. Es war nicht mü-
ßige Neugierde, sondern wahres Interesse an
dem jungen Mädchen, das Robert Rantil ver-
anlaßte immer wieder zu fragen, und ihn
schließlich zu dem Entschluß führte, mit Ge-
walt den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Und so kam es, daß Erna an dem Tage,
als sie das Atelier verließ und nach Haus
eilte, keine Ahnung hatte, daß ihr in ent-
sprechender Entfernung ein Herr folgte, der
Robert Rantil zum Verwechseln ähnlich sah!

Am folgenden Tage ging Erna zur festge-
setzten Stunde zur Sitzung, aber... kaum
war sie um die nächste Straßenecke gebogen,
da schlüpfte Robert Rantil aus der Thür-
nische eines Nachbarhauses und trat an die
Portierloge des Hauses, aus dem Erna ge-
kommen, um zu fragen:

„Fräulein Erna... wohnt doch hier?“
Die erschauerten, müdernden Blicke der Ver-
walterin, welche den Fragesteller von oben
bis unten maß, sprachen deutlich dafür, daß
nicht oft Männer seines Alters nach dem jun-
gen Mädchen fragten.

„Die ist nicht zu Hause“, kam die kühl ab-
weisende Antwort.

„Und die Großmutter?“

„Jawohl!... 3 Treppen hoch, links...“

„Klang es viel freundlicher, denn wer nach der
Großmutter fragte, konnte doch nicht mit
schlechten Absichten kommen.“

„Danke“, sagte Robert Rantil, und während
er die Treppe hinaufstieg, überlegte er, was
er nun eigentlich der Großmutter sagen sollte.

„Ich weiß wahrhaftig nicht was... nun,
ich werde ja sehen, meinte er für sich.“

Eine alte Dame mit silberglänzendem
Scheitel und frischen klaren Augen öffnete
auf sein Klingeln die Thür.

„Habe ich das Vergnügen mit der Groß-
mutter von Fräulein Erna zu sprechen?“
fragte er mehr der Form wegen, denn gerade
so wie jetzt die Enkeltochter mußte einst die
alte Frau da vor ihm angesehen haben.

„Mit Frau von Epay, jawohl“, antwortete
die alte Dame mit freundlichem Lächeln...
„Sie haben gewiß mein Enkelkind bei dem
großen Künstler Robert Rantil kennen lernen?“

„Neberrastet durch den Namen „von Epay“
und in seiner Eigenliebe als Künstler ge-
schmeichelt, war Robert Rantil im Begriff
zu antworten:“

„Der große Künstler Rantil bin ich selbst.“

Aber ein gewisses Etwas hielt ihn davon
ab; er folgte Frau von Epay in einen klei-
nen Salon, setzte sich auf ihre Einladung und
die alte Dame machte es sich in ihrem Behu-
stuhln bequem, um dann, mit der alten Leute
eigenen Redseligkeit zu beginnen.

„Wenn Sie mit Erna sprechen wollen,
müssen Sie schon wiederkommen... Sie ist
jetzt bei Herrn Rantil... Nicht wahr, der
Herr ist gut?“

„Wie brillant bezahlt er
die Stunden, die Erna seinen Kindern giebt!
Ach! Sie hat wirklich Glück gehabt, solche
Familie zu finden... denn — warum soll
ich es Ihnen nicht sagen — gerade als Erna
die Stunden bei Herrn Rantil erhielt, ging
es uns nicht zum Besten... ich war sehr
krank gewesen... Schmalhans war Küchen-
meister, und mein Herzblatt wußte nicht mehr
aus noch ein, um ihre alte Großmutter zu
pflegen... denn meinetwegen arbeitet sie
doch nur so! Als wir aus der Heimat fort-
zogen und unser Besitztum, das durch die
Neblans entwertet war, verkauft hatten, da
hat Erna es sich in den Kopf gesetzt, unsern
Unterhalt verdienen zu wollen... und sie
hat es auch wirklich erreicht... Aber ich
denke, Gott wird es ihr schon einmal lohnen,
was sie alles für ihre alte Großmutter thut!
... Glauben Sie das nicht auch?“

Robert hörte eigentümlich bewegt zu. Jetzt
verstand er die fromme Lüge, die den Zweck
gehabt, der Großmutter den Schmerz zu er-
sparen, daß die Enkeltochter sich als Modell
angeboten, um die Not von der alten Frau
fern zu halten.

„Ja, gnädige Frau“, sagte Robert Rantil
und küste Frau von Epay ehrfurchtsvoll
die Hand zum Abschied, „ja ich glaube und
hoffe, daß Fräulein Erna noch glücklich wer-
den wird.“

Inzwischen hatte das junge Mädchen bei
ihrer Ankunft im Atelier einen Brief des
Künstlers gefunden, worin derselbe sie bat,
auf seine Rückkehr zu warten, er habe in ei-
ner dringenden Angelegenheit fort gemußt.

Gerade sah Erna ungeduldig nach der Uhr,
da erschien der Bildhauer und bat:

„Verzeihen Sie, Fräulein Erna, wenn ich
Sie warten ließ, ich habe mich in der Ge-
sellschaft von Frau Epay verplaudert, wie
hätten uns soviel von den kleinen Rantils
und deren Lehrerin zu erzählen.“

Erna wurde dunkelrot, die Augen füllten
sich mit Thränen, stehend hob sie die Hände
und rief ganz fassungslos:

„O mein Gott! Sie haben Großmütter-
chen gesehen... Aber Sie haben ihr doch
hoffentlich nicht erzählt, daß...?“

Robert war ganz nahe an Erna herange-
treten und hatte die zitternden Hände in seine
zusammengesetzt:

„Ich habe gar nichts erzählt... Groß-
mütterchen hat die ganze Zeit gesprochen...
und während sie sprach habe ich gedacht, wie
schön es sein müßte, sich von einem solchen
Mädchen lieben zu lassen... Sag! Erna,
Gestehst du... kannst Du Dich nicht entschie-
den, bei mir zu bleiben?... müssen wir
uns durchaus Lebewohl sagen?“

Erna sah sich zu dem großen Mann auf,
der sich zu ihr niederbeugte und wie ein
ängstlicher Knabe um ihre Liebe bat... die
sie ihm schon so lange heimlich gegeben...
Und fassungslos konnte sie nur fragen:

„Wie soll ich denn aber nur Großmutter
meine Lage beichten?“

Und Robert Rantil mußte wohl aus diesen
Worten die erhoffte Antwort herausziehen,
oder las er sie in den Augen Ernas?

Jedenfalls sagte er siegesbewußt: „Dafür
laß' mich nur sorgen.“ Und dann flüster-
ten die beiden mit einander... und dann
wurde es ein Weltchen ganz, ganz still und
darauf wurde plötzlich die Klingel so unge-
duldbig gezogen, daß der alte Benoit gar nicht
schnell genug herbeikommen konnte. Und als
ihm sein „junger Herr“ sagte: „Benoit, hier
siehst Deine „junge Herrin“, und dabei auf
Erna wies, da schien der alte Diener es wohl
zufrieden und schmunzelte vergnügt, als das
glückseligende junge Paar den Heimweg zu
Ernas Großmutter antrat.

Charade.

Sei artig! laß die's endlich sagen,
Du tobt und schreist in einem fort,
Es kann den Unfug ja ertragen,
Dein Lärmen nicht das erste Wort.
Du neckst fast jeden; komm's zum Streite,
Dann ziehst du dich zurück sogleich;
Du böser Bube bist das Zweite,
An rechtem Mut bist du nicht reich.
Du folgst noch nicht? — Ich will dich lehren!
Du bist ein ungezogener Sohn.
Das ganze Wort soll dich bekehren;
Da hast du's, den verdienten Lohn.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 3. August, Stephani Auffindung. ● St.
Andreas: Abends 7/9 Uhr Sühne-Andacht. ●
Maria-Himmelfahrt: Abends 7/8 Uhr
Herz-Jesu-Andacht. ● Karmelitesien-Kloster
Herz-Jesu-Fest: 8 Uhr hl. Messe; 8 Uhr Hoch-
amt. Nachmittags 1/2 8 Uhr Predigt; darnach
Herz-Jesu- und Armenseelenandacht.

Samstag, 4. August, Dominikus, † 1291. ● St.
Damberta: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu
Ehren des hl. Dominikus. ● Dominika-
Kloster: Um 6 Uhr ist eine gesungene Messe
für den III. Orden. Während derselben ist ge-
meinschaftl. hl. Kommunion für die Mitglieder
des III. Ordens; nach derselben wird diesen der
päpstl. Segen erteilt. Das feierl. Hochamt um
9 Uhr wird gehalten von dem hochw. PP.
Franziskaner; abends 7/8 Uhr ist Segens-
Andacht. Die Festpredigt ist Morgens um 8 Uhr.
Dieselbe wird gehalten von einem der hochw.
PP. Franziskaner. Während der Dittus ist jeden
Abend 1/3 Segensandacht zu Ehren unseres hl.
Vaters Dominikus.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 W. m. d. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der eingetragten Artikel verboten.)

Neunter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 19, 41-47. „In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkennst, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.“ — „Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Waller dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängigen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimführung nicht erkannt hast.“ — „Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben.“ — „Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht.“ — „Und er lehrte täglich im Tempel.“

Jesus weint über Jerusalem.

Es war etwas mehr als ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt, als Jerusalem nach zweijähriger Belagerung durch den König Nabuchodonosor von Babylon erobert, und die Stadt und der herrliche von Salomon erbaute Tempel zerstört wurden. Alle Söhne des jüdischen Königs Sedecias ließ damals der Eroberer vor dessen Augen hinschlachten, ihm selbst aber die Augen ausstechen; dann wurde der unglückliche König in Ketten geworfen und mit seinem Volke nach Babylon in die Gefangenschaft abgeführt. Nur wenige blieben zurück; unter ihnen der Prophet Jeremia s, der, wie die hl. Geschichte erzählt, sich weinend auf den Trümmern der Stadt niederließ und das an ihr vollzogene Strafgericht in ergreifenden Worten beklagte: „Wie ist sie nun öde, die vorwärts so volkreiche Stadt! Eine Witwe ist geworden die Herrin der Völker! Die nach Zion führenden Wege trauern, weil Niemand zum Feste kommt; alle ihre Thore sind zerstört; der Herr hat Seinen Altar verworfen, Sein Heiligtum verflucht, in Feindes Hand gegeben die Mauern der Thürme“ (Klagel. 1 u. 2).

Heute, lieber Leser, weint der Sohn Gottes Selbst über die unglückselige Stadt: Er wandelt im Geiste unter ihren Trümmern, sieht all ihre Herrlichkeit zu Boden geschmettert, sieht vor Sich das furchtbare Elend, ihre Kinder erwürgt oder in die Sklaverei verkauft, die Städte verflucht, auf der sie standen, — und Thränen füllen Sein Auge, heilige Thränen über die Verstocktheit der Einwohner und die furchtbare Strafe, die sie deshalb in kurzem treffen sollte.

Doch beschauen wir uns die Stadt etwas näher: Jerusalem lag auf drei Hügeln; der eine, gegen Norden, trug die Oberstadt; der andere, gegen Süden, die Unterstadt; der dritte, gegen Osten und Moria genannt, trug den Tempel. Alle drei Hügel waren steil und absehlos und durch tiefe Schluchten ge-

schützt. Die Stadt hatte zwei Stunden im Umfange und war mit drei sehr starken Mauern umgeben, die durch 164 Thürme gefestigt waren, worunter drei sich befanden, die als ganz uneinnehmbar galten, die deshalb auch später vom Eroberer Titus — gleichsam als Wahrzeichen römischer Kriegskunst — stehen gelassen wurden. Hinter diesen Thürmen lag der Palast des Herodes, der gleichfalls mit einer Mauer und mit Thürmen umgeben war und dessen Pracht aller Beschreibung spottete.

Der Tempel war gleichsam eine Festung in der Festung; er lag auf einem starken Felsenberge und hatte ringsum drei Mauern; der Platz, auf dem er stand, hatte eine halbe Stunde im Umfang. Das eigentliche Tempelgebäude war hundert Ellen lang und hundertzwanzig Ellen hoch; es war nicht etwa aus gewöhnlichen Steinen ausgeführt, sondern aus ungeheuren Quadersteinen; die Wände waren von geglättetem weißen, grünen und buntenfarbigen Marmor, und die Steine so wunderbar in einander gefügt, daß sie (wie Flavius Josephus sagt) wie Wasserwellen in einander spielten, und die Beschauer meinten, sie ständen vor dem schäumenden und wogenden Meere. Das ganze Gebäude war mit Goldblech bedeckt, und glänzte wenn die Sonnenstrahlen darauf fielen, wie Feuer, so daß die Augen des Beschauers förmlich geblendet wurden. Die Thore des Tempels waren mit Silber- und Goldplatten verziert; an einem derselben hing der herrliche Weinstock des Königs Herodes, dessen Ranken und Blätter von Gold, dessen Trauben ellenlang und von reinen Edelsteinen waren, und der im Laufe der Jahre durch immer neu angehängte Trauben so vergrößert wurde, daß zuletzt fünfzig Personen zu thun hatten, um ihn von einem Orte zum andern zu rücken. Die Wände des Heiligtums waren im Innern mit vergoldetem Cedernholz überkleidet und mit vielen schönen symbolischen Figuren verziert; da prangte der goldene siebenarmige Leuchter, da stand der

Kirchenkalender.

Sonntag, 5. August. 9. Sonntag nach Pfingsten. Maria Schnee. Evangelium Lukas 19, 41-47. Epistel 1. Korinther 13, 6-13. St. Lambertus: Reliquienfest. Heute sind alle Reliquien zur Verehrung ausgelegt. St. Andreas: Titularfest der Bruderschaft vom hl. Herzen Jesu. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, 4 Uhr nachmittags Predigt mit Anacht. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Schulkinder. St. Maximilian: Marianische Jungfrauen-Kongregation. Morgens 7 Uhr Vereinnahme mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, darnach feierliche Annahme der neuen Mitglieder. Die selben werden gebeten, die für sie morgens im Mittelschiff und nachmittags im Chöre aufgestellten Bänke zu benutzen. Maria: Symmetrischer Monats-Kommunion für die Mädchen. Ursulinenkloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion des Marienvereins. St. Annastift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. Dominikaner-Klosterkirche: Heute, am 1. Sonntag des Monats, ist mehrfach voll. Ablass für die Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft. Das feierliche Hochamt um 9 Uhr wird dargebracht für die lebenden und verstorbenen Wohltäter unserer Kirche und des Klosters. — Während der Oktav unseres hl. Vaters Dominikus ist jeden Abend 1/8 Uhr Segensandacht. St. Mariens-Pfarrkirche: Um 1/2 Uhr ist gemeinschaftliche hl. Kommunion der Schule an der Reinfelderstraße. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

goldene Tisch mit den Schabroten und der prächtige Rauchopfer-Altar, da hing vor dem Allerheiligsten, — dessen Inneres außer dem Hohenpriester Niemand betreten durfte — jener kostbare Vorhang, auf dem in kunstdoller Arbeit der gestirnte Himmel dargestellt war; kurz, da gab es so viel Pracht und Glanz und Herrlichkeit, daß das Sprichwort galt: „Wer den Tempel in Jerusalem nicht gesehen, hat nie etwas Herrliches vor Augen gehabt.“ Der Tempel war durch die Burg Antonia geschützt, die (mit dem damaligen Belagerungsmaterial) nicht zu erstürmen war, denn Herodes hatte den steilen Felsen, auf dem sie lag, mit glattem Marmor überziehen lassen, so daß ein Ersteigen ganz unmöglich war.

So war denn die Stadt Jerusalem, stark besetzt und geschützt sowohl durch ihre natürliche Lage wie durch starke Mauern und Thürme, nach damaligen Begriffen gar nicht zu erobern, wenn sie nur von einer gut geleiteten tapferen Mannschaft verteidigt wurde. Allein, lieber Leser, der Herr hatte gesagt, es werde kein Stein auf dem andern bleiben, — und so mußte es geschehen!

Gleich nach dem Osterfeste des Jahres 70 rückte Titus, der Sohn des römischen Kaisers Vespasian, mit einem Heere von achtzigtausend Mann vor die mit vielen Tausenden von Festtürmen angefüllte Stadt. Fünf volle Monate dauerte die Belagerung, die anfangs ganz aussichtslos schien, bis der Römer — genau wie der Herr es vorhergesagt, — rings um die Stadt einen steinernen Wall aufzuführen ließ, so daß nun keine Lebensmittel mehr in die Stadt eingeführt und kein Jude mehr entinnen konnte. Es gab nun Tage des äußersten Elends und der schrecklichsten Not in der unglücklichen Stadt; der Hunger trieb viele Tausende aus der Stadt, und sie alle wurden erbarmslos ans Kreuz geschlagen, selbst bis zu fünfhundert an einem einzigen Tage. Endlich erlahmte der Widerstand der ausgehungerten Besatzung; der Feind brennt die Vorstädte nieder, durchbricht die Mauern und ertreibt den Tempelberg. Titus hat befohlen, den herrlichen Tempel zu zerstören; allein seine Soldaten gehorchen jetzt nicht mehr dem Sohne des Kaisers Vespasian, sondern dem Sohne Gottes, der das Urtheil über den Tempel gesprochen: „Kein Stein werde auf dem andern bleiben!“

Doch nicht nur Jerusalem wurde verödet, sondern fast alle Städte in Judäa, Samaria und Galiläa. Und bis auf den heutigen Tag blühet das Land die Thränen, die der Herr einst geweint: Kapharnaum, wo Er einst gewohnt, steht nicht mehr; Chorazin und Bethsaida sind von der Erde verschwunden, als wären sie nie dagewesen; Nain ist ein arbeitsloser Schutthaufen; wo einst Jericho gestanden, erhebt jetzt nur noch ein einziger Palmenbaum trauernd und verlassen sein Haupt; auf dem herrlichen Galiläischen Meer ruden nur noch einige elende Fischertähne; die einst paradiesische Umgebung des Sees ist wüst und öde, denn Erdbeben haben das Land erschüttert und die Städte zernichtet wie Salme, so daß nur noch Trümmer von ihrem einstigen Dasein erzählen. Jerusalem ist eine unbedeutende Stadt und gehört nicht mehr den Juden; der Tempel ist nie mehr aufgebaut worden, auf dem Plage steht eine türkische Moschee. Die Juden selbst aber sind wüst und flüchtig auf Erden, wie Kain, der den gerechten Abel erschlug.

So wurde, lieber Leser, das auserwählte Volk von Gott gestraft, weil es den „Tag der Heimjuchung“ nicht erkennen wollte. Eben so gewiß wird Gott der Herr auch die Christen strafen, die die Tage der heiligsuchenden Gnade nicht erkennen, vielmehr dem gnadenvollen Rufe Gottes einen hartnäckig bösen Willen entgegensetzen.

Magenleiden.

Von Dr. B. Leichen (Berlin).

Der Magen verlangt als das wichtigste Organ der Verdauung eine sorgsame Pflege, wenigstens bei allen Kulturvölkern. Es ist nämlich eine unbestreitbare Thatsache, daß in unserer Zeit der schwache Magen ein sehr verbreitetes Uebel ist, hervorgerufen durch die Anforderungen der gesteigerten Kultur-Störungen des Magens. Unmäßigkeit, starkes Einschnüren oder Krümmungen veranlassen auf die Dauer unbedingt schwere, manchmal unheilbare Magenleiden.

Schon der stets zunehmende Gebrauch der sogenannten Genußmittel, namentlich des Alkohols in jeder Form, des Tabaks und der vielerlei Gewürze, sorgt schon für die Vermehrung des schwachen, schlechten oder nervösen Magens.

In unserer nervösen Zeit ist auch „hastiges Essen“ sehr an der Tagesordnung. Dadurch wird der Magen mit der Zeit auch sehr geschwächt, denn er ist nicht instande, die nicht genügend gekauten Bissen auf die Dauer zu bewältigen. Die meisten denken nicht daran, daß der Mensch nicht von dem lebt, was er isst, was er hinunterklingelt, sondern nur von dem, was er wirklich verdaut. „Gut gekaut ist halb verdaut“, das ist ein altes Wort, was heute mehr Geltung hat, wie je zuvor. Magenleiden giebt es nun leider durch eigene Schuld oder durch Vererbung eine solche Menge, daß sie hier gar nicht genannt werden können. Es sollen daher nur die häufigsten und schwersten Leiden hier etwas näher beleuchtet werden. Das verbreitetste Magenleiden ist heutzutage ohne Zweifel der Magenkatarrh.

Der Magenkatarrh ist eine Bluthäufung und Kongestion in den Magenschleimhäuten, wobei diese geröthet und gedunsen sind einen reichlichen Schleim erzeugen, woher beim Laiken der Ausdruck „Magenverschleimung“ stammt. Der Magen ist aber nicht krank, weil zu viel Schleim da ist, sondern dieser Schleim entsteht eben durch die vorhandene Krankheit. Der Schleim ist nicht die Ursache, sondern nur eine Folge des Magenkatarrhs. Der Magenkatarrh entsteht meistens, wenn der Magen durch zu große Mengen von Speisen oder Getränken überladen wird. Er kennzeichnet sich durch Appetitlosigkeit, Magendruck und manchmal auch durch Kopfschmerz und Neigung zum Erbrechen, kurz, durch die Zeichen des bekannten Magenjammers.

Zu diesem Zustande soll man dem Magen gar nichts aufdrängen, sondern lieber hungern und so lange frisches, reines Brunnenwasser trinken, bis der Magen wieder leer und gesund ist. Das beste Zeichen für die Genesung ist das Schwänden des weißen Belags auf der Zunge. So lange die Zunge noch ganz oder auch nur teilweise belegt ist, so lange muß der Betreffende Diät üben. Einige Hausmittel helfen hier, den Belag zu vertreiben. Stößt man nämlich sauer auf, so nehme man zwei oder dreimal täglich eine Messerspitze voll doppeltkohlenstoffsaures Natron (Vullrichs-Salz) oder einen Theelöffel voll kohlensaures Magnesia in Wasser verrührt. Stößt man ranzig auf, so lasse man diese Mittel weg, da hilft ein guter Cognac mehr.

Vernachlässigt man den einfachen, den akuten Katarrh, sündigt man durch Essen oder Trinken immer wieder drauf los, so wird der akute zum chronischen Katarrh. Bei diesem Leiden bilden nun aber nicht mehr die im Uebermaß genossenen und in saulige Gährung übergegangenen Speisen die Ursache der Krankheit, und so muß demgemäß auch die Behandlung eine andere sein.

Dieser chronische Katarrh kennzeichnet sich durch ein starkes Gefühl von Druck in der Magenregion nach dem Essen. Ist die Ursache des Katarrhs die Vernachlässigung des akuten, so hilft auch hier wieder angemessene Diät am besten. Man kann sie unterstützen durch kleine

Gaben von Ruybomico-Tinktur, drei bis fünf Tropfen auf Zucker oder in Wasser. Rührt dagegen der chronische Katarrh von Störungen und Vermengungen des Blutes in den Gefäßen der Magenwand her, die durch Hämorrhoiden oder Leberleiden entstanden sind, so darf man nicht hungern, sondern muß kräftig essen und sich Bewegung machen, damit der Stoffwechsel wieder normal wird. Bei diesen Störungen wirkt die weinige Rhubarbertinktur Wunder.

Man nimmt davon dreimal täglich 30—40 Tropfen in Wasser oder Weißwein. Auch das „Pomeranzen-Elizier“ der Apotheke thut sehr gute Dienste, indem man dasselbe theelöffelweise drei bis viermal täglich nimmt. Stuhlverhaltungen sind nie zu dulden, sie müssen aber durch milde Mittel, wie Ricinusöl, gehoben werden. Ist die Verdauung schwach, so daß kräftige Speisen nicht vertragen werden, dann esse man kräftige Suppen, zartes Fleisch und weiche Eier. Wo Milch vertragen wird, trinke man dieselbe nach Herzenslust. Viele haben sich ihren Magenkatarrh auch durch Trinken von Buttermilch kurirt. Wo zu viele und zähe Schleimmassen die Verdauung stören, muß der Arzt durch geeignete Brechmittel eingreifen.

Wer häufig an Magenkatarrh leidet und es haben kann, der besuche Bäderorte wie Ems, Selters, Bilin, Marienbad oder Karlsbad. Die Wahl eines dieser Bäder überlasse man dem Arzte.

Ein sehr verbreitetes und oft qualvolles Leiden ist der Magenkrampf. Doch ist dieser Magenkrampf durchaus keine Krankheit an sich, sondern nur die Folge, die Begleiterscheinung einer anderen Krankheit, meist einer Wunde oder eines Geschwürs. Das Magenkrampf ist weit häufiger als man glaubt. Oft sind die Erscheinungen des Magenkrampfes so unbedeutender Art, daß sie kaum für wichtig gehalten werden, woher seine Lebensweise zu ändern oder den Arzt zu befragen. Bei manchen Personen giebt erst die erfolgte Magendurchbohrung Gewißheit vom Vorhandensein eines bedenklichen Geschwürs. Zu den meisten Fällen kommt diese Kunde dann zu spät, und das Ende ist der Tod. In vielen Fällen aber ist dieses Leiden qualvoll und zieht sich Jahre hindurch. Der Leidende fühlt dann einen firen, brennenden, klopfenden Schmerz in der Herzgrube unter dem Brustbeinknochen oder in der Mitte des Brustbeines. Der Schmerz nimmt nach jeder Mahlzeit zu, so daß sich der Patient oft vor dem Essen fürchtet. Nach der Mahlzeit entsteht mit dem Schmerze auch ein Uebelgefühl und Erbrechen. Dieses anfänglich nur periodisch auftretende Erbrechen wird zuletzt anhaltend. Anfangs wird nur Wasser, Galle oder Schleim erbrochen, keine genossene Speise. Im letzten Stadium aber kommt blutiger Schleim. Tritt Perforation, das ist Durchlöcherung, ein, so erfolgt der Tod unter den Erscheinungen der Bauchfellentzündung. Das Geschwür sitzt immer in der Fortnergegend des Magens und ist von der Größe eines Nickels bis zu der eines Thalers. Die Erscheinungen eines Magenkrampfes haben Ähnlichkeit mit denen eines Magenkrebses, bei welcher Krankheit sich ebenfalls die Beschwerden nach jeder Mahlzeit einstellen. Beim Geschwür erfolgt das Erbrechen nicht so spät wie beim Krebs, wo es nicht erst drei bis vier Stunden nach dem Essen erfolgt, und es ist dunkler gefärbt als wie beim Geschwür.

Solche Krankheiten bedürfen selbstverständlich der Behandlung eines erfahrenen Arztes. Der Magenkrampf kann aber auch andere, unschuldige Ursachen haben, die entweder in den Nerven des Magens liegen, oder aus der Ferne, von einem Gesamtleiden des Organismus, bewirkt werden. Die in Anfällen auftretenden Schmerzen sind oft so heftig, daß der Befallene sich windet und dreht, schreit oder winselt und das Bedürfnis hat, einen

harten Gegenstand gegen die Magenenge zu drücken. Und merkwürdigerweise hilft oft schon ein starker Druck, die Schmerzen zu vertreiben. Ein solcher schmerzhafter, krampfartiger Anfall kann eine Viertelstunde bis mehrere Stunden lang andauern. Da es sich hier um ein Nervenleiden handelt, so ist auf das Gesamtbefinden einzuzwirken. Man muß das Allgemeinbefinden günstiger gestalten, muß die Organe und durch diese die Nerven stärken. Das geschieht durch leicht verdauliche, nahrhafte Kost, kalte Waschungen und Bewegung in freier, guter Luft. Bei diesen Krampfanfällen sind magenstärkende Tropfen wie „zusammengesetzte Chinatinktur“ und „Pomeranzens-Elixir“ sehr angebracht und zwar theilweise drei bis viermal täglich. Man vermeide erschlaffende Getränke wie Kaffee und schlechten Thee, trinke aber öfter ein Glas guten Weines oder einen alten, echten Cognac. Der schwächste Grad des Magenkrampfes ist der sogenannte Wasserfoll, der Blatwater der Engländer. Dieser leichte Krampf beginnt mit einem Gefühl erhöhter Wärme im Magen, das dann in ein mehr oder minder starkes Brennen übergeht, worauf das Aufsteigen eines heißen, seltener eines kalten Dunstes in die Speiseröhre und das Aufsteigen von dünner, wässriger, geschmackloser oder schwach säuerlicher Flüssigkeit folgt, welches sich einige Male unter Abnehmen des Krampfes und des Schmerzes wiederholt. Dieser Wasserfoll ist durchaus nichts Gefährliches, auch nicht das Zeichen einer schlimmen Magenkrankheit, wie viele ängstliche Personen glauben, wenn sie einmal Wasser erbrechen. Der Wasserfoll scheint lediglich das Zeichen einer schwachen Verdauung zu sein. Er kommt in kalten Ländern, wo man sehr viel fette Speisen zu sich nimmt, endemisch vor, so in Schweden, Irland und Lappland.

Der Wasserfoll geht bei angemessener Diät bald von selbst vorüber. Es empfiehlt sich, guten Wein zu trinken, niemals aber große Mengen von Bier, dieses vermehrt erfahrungsgemäß das Leiden.

Bei allen Magenleiden ist jede Beengung des Magens zu vermeiden. Zweitens ist Wärme jedem leidenden Magen gut, in Form von warmen Umschlägen, Bauchbinden und Reibungen. Drittens darf ein leidender Magen niemals durch große Portionen von Nahrungsmitteln belästigt werden; kleinere aber häufigere Mahlzeiten sind entschieden vorzuziehen. Viertens muß jede Nahrung leicht verdaulich sein, um diese noch zu verbessern, trinke man Wein in warmen, oder nehme Pepsin in Pulverform. Schließlich vermeide man alle starken Stoffe, ganz besonders das Tabakrauchen.

Die Vorbereitung.

Humoristische Skizze von Friedrich Thieme.

Eines Abends kam ich nach Hause.

Wenn ich sage „nach Hause“, so meine ich nicht, in mein eigenes Haus, denn ich besaß noch keins. Ich wohnte zur Miermiete bei dem Rentner Härling in der Gerberstraße. Härling und seine Frau waren die gutmütigsten Menschen von der Welt, und vor allem vorsichtig, eminent vorsichtig. So erinnere ich mich, daß Herr Härling einmal sechs volle Wochen lang in Todesangst herumirrte, weil er fürchtete, wegen Beschimpfung von Staats-einrichtungen angeklagt und verhaftet zu werden. Er hatte nämlich dabei gestanden, wie der Mandant Gelbke zu einigen Bekannten die Aeußerung that, daß der neuernannte Polizeinspektor eine trumme Nase habe. Es dauerte lange, ehe mein ehrbarer Logiswirt die volle Ruhe seines Gemüths wiederfand, dem Polizeinspektor ging er aber seit der Zeit mit schuld-beladenem Gewissen und niedergeschlagenen Augen aus dem Wege.

Also, ich kam nach Hause und setzte mich — da ich das Abendrot meist im Wohnzimmer der Familie einnahm — heißungrig an den Speisetisch.

Herr Härling sah, vorsichtig die Zeitung — natürlich den politisch nicht anrührenden „Allgemeinen Anzeiger“ — lesend, am Fenster. Frau Härling strickte auf dem Sofa, Hermine, die älteste Tochter, las einen Roman von der Marlitt.

Schon bei meinem Eintritt nahm ich wahr, daß nicht alles in der gewöhnlichen Ordnung sei.

Wie auf Kommando fuhren die Blicke der drei Personen in die Höhe und senkten sich ebenso rasch wieder nieder, nachdem sie einen Augenblick mit mildem Bedauern auf mir haften geblieben waren.

Dabei entfuhr den Lippen des vorsichtigen Hausherrn ein verlegenes „hm, hm“.

Ich grüßte, sie grüßten wieder. Mit gewohnter Liebenswürdigkeit, aber einem Beklang von — wie soll ich es nennen — Teilnahme. Weshalb? Ich starrte eins nach dem andern beunruhigt an. Dieses Schweigen.

„Nichts neues?“ fragte ich ein wenig bekommen, denn direkt mich erkundigen, ob ein Unglück vorgefallen sei, mochte ich nicht.

„Neues? Wie kommen Sie darauf?“ erwiderte Herr Härling, indem er seiner Frau einen anpöhllich bedeutsamen Blick zuwarf.

„Nun, ich meinte mir so —“

„Nein, nichts neues — durchaus nicht — hm, hm“.

Ich schwieg und begann zu essen. Allerdings nicht mit besonderem Appetit. Die ominöse Feierlichkeit meiner Umgebung hatte ihn mir verdorben.

Was zum Kukuck war nur in die Leute gefahren? Sonst die Liebenswürdigkeit und Redseligkeit selbst, jaßen sie heute alle drei stumm und steif wie die Hühen der alten Babylonier.

„Ist etwas passiert?“ wagte ich endlich zu forschen.

„Nein, nein, Herr Vogel,“ antwortete die Hausfrau mit einem Blicke, der deutlich ausrief: „Armer Mensch!“

„Was soll Großes passieren?“ nahm Herr Härling pathetisch das Wort, indes Fräulein Hermine einen elegischen Seufzer ausstieß, ich wußte nicht, ob ihrem Roman oder mir oder der Welt im allgemeinen geltend. „Mein lieber Herr Vogel, es passiert alle Tage viel in der Welt!“

„Ganz gewiß,“ entgegnete ich auf diese philosophische Glosse.

„Niel und nichts,“ fuhr er in seinen tief-sinnigen Reflexionen fort. „Gutes und Schlimmes. Der Mensch muß die Dinge nehmen, wie sie kommen. Wer aus lauter Furcht vor Unglück seines Lebens nicht froh wird, ist ein Thor, wer aber im Manne des Glücks ganz die Unzulänglichkeit des menschlichen Daseins außer acht läßt und die Möglichkeit eines plötzlichen Wechsels vergißt, der — der — hm — der — der — thut auch nicht gut,“ schloß der Rentier kurz, da er keinen geeigneten Ausdruck fand, seine Periode würdig abzuschließen.

„Schön gesagt, Papachen — wie gut Du es verstehest,“ applaudierte stolz die Mama.

Der Hausherr nickte ihr seine selbstbewußte Zustimmung zu.

„Nicht wahr, ich mache es recht?“ fragte er mit unterminderter Feierlichkeit. Dann eine wahre Leichenbittermine auf ein Bild an der Wand richtend, worunter die Worte standen: „Memento mori“, sprach er salbungsvoll weiter: „Haben Sie schon unseren Totentanz betrachtet, Herr Vogel?“

„D ja, öfter.“

„Memento mori! Wahrlich, wir sollten uns manchmal die Mahnung wiederholen. Wie heißt doch die schöne Stelle in der Braut von Messina? Hermine, willst Du sie uns nicht einmal vorlesen?“

Hermine mußte auf die väterliche Aufforderung schon vorbereitet sein, sie nahm den Band vom Tische, schlug eine durch ein Lezeichen kenntlich gemachte Seite auf und begann mit hoher Grabesstimme und mich mit ernstem,

durchbohrenden Augen anstarrend, zu deklamieren:

Durch die Straßen der Städte,
Dem Jammer gefolget,
Schreiet das Unglück —“

„Schön gesagt,“ rief Herr Härling, als sie geendet. „Hören Sie, Herr Vogel —“

„Aber noch keinen hat es verschont —“

„Aber auch aus entvölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen —“

„Herr Härling,“ unterbrach ich ihn unruhig, „Sie verbergen mir etwas. Jemand eine Unglücksbotschaft — sagen Sie mir die Wahrheit.“

Der alte Herr schüttelte ernst das Haupt.

„Wo denken Sie hin? Ich rede nur im allgemeinen, Herr Vogel. Beunruhigen Sie sich nicht, ja nicht.“

Natürlich beunruhigte ich mich trotzdem. Mir quoll jeder Bissen im Munde, und als ich bald darauf ausging, um meinen Pflichten als aktives Mitglied eines unter dem Deckmantel des Gesanges der Vorbereitung von ehelichen Verbindungen dienenden Vereins nachzukommen, gelang es mir nicht, das unheimliche Gefühl, daß etwas vorgegangen sei, abzuschütteln. Ja, als ich gegen Mitternacht nach Hause zurückkehrte, war es so heftig, daß ich am liebsten die Familie herausgellungelt und meinen Hauswirt noch einmal peinlich verhöhrt hätte. Bekanntermaßen erweisen sich solche Rückstände in der Seele als nicht gerade schlafbefördernd, daher verbrachte ich die mir schier endlos erdruende Nacht unter wahrhaft höllischen Qualen, die schrecklichsten Bilder drängten sich vor meine Augen, die Empfindung alles möglichen Unglücks zog mir am Geiste vorbei. Und erst die Träume, nachdem ich wirklich eingeschlafen war! Wiederholt erwachte ich mit Angschweiß auf der Stirn und ängstlich klopfendem Herzen — zuletzt hielt ich es nicht mehr aus, sprang herans und schritt in einem wahrhaft peinlichen Zustande auf und ab, bis die Familie durch die gewöhnlichen Zeichen häuslicher Aktivität ihre Aufmerksamkeit fand gab.

Sobald es mit Anstand gesehen konnte, ging ich hinüber und wiederholte meine gestrige Frage.

„Kein Zweifel, Herr Härling, es ist etwas passiert — sprechen Sie es frei heraus, ich bin auf das äußerste gefaßt!“

„Mein lieber Herr Vogel, der Mensch bildet sich leicht ein, auf das äußerste gefaßt zu sein und ist es doch nicht. Besser, man gewöhnt sich erst allmählich an den Gedanken, daß —“ er brach plötzlich ab.

„In welchen Gedanken?“ fragte ich heftig.

„Um — an irgend einen. Sie haben bisher noch nie eine schlimme Botschaft erhalten, wie?“

„Wie.“

„Es hat sich noch kein Grab vor Ihnen aufgethan?“

„Ein Grab — um Gotteswillen, Herr Härling, eröffnen Sie mir das Schreckliche — die Ungewißheit bringt mich um —“

„Ja, wer sagt Ihnen denn, daß ich Ihnen etwas zu eröffnen habe?“

„Aber wozu denn all das Gerede?“

„Ist es so seltsam, wenn der Mensch einmal das Bedürfnis in sich verspürt, den Ernst des Lebens ins Auge zu fassen?“

Ich erwiderte nichts, sondern plazierte mich vor meinem Frühstück. Vielleicht hatte ich mich doch umsonst geängstigt. Mechanisch würgte ich ein paar Bissen hinunter, aber so recht wollte mir das Zeug nicht schmecken. Wir verhielten uns alle ganz gegen den sonstigen Gebrauch merkwürdig schweigsam, ich selbst saß in tiefen Gedanken, erst als der Weiser meines Chronometers seine aller — aller — dringendste Aufforderung an mich ergehen ließ, sprang ich auf, um den Weg nach dem Geschäft anzutreten. So recht beunruhigt war ich noch nicht, Zweifel und Furcht nagten noch immer an meinem Herzen. Und diese Situation verbesserte sich keinesweges durch den Zuruf, welchen mir mein Wert

durch das geöffnete Fenster nachsah: „Herr Vogel, vergessen Sie unsere Unterredung nicht.“

Facit: Ein fürchterlicher Vormittag. Eingemommener Kopf, bekommenes Herz, Herzlichkeit, Schreckhaftigkeit, Zusammenfahren bei jedem Geräusch, furchtsame Blicke nach der Worte bei jedem Kopfen. Wie atmete ich auf, als die Glocke zwölf schlug! Jetzt nach Hause und Gewißheit um jeden Preis! Schon von weitem vernahm ich durch die geöffneten Fenster den zum höchsten Pathos geschwellten Ton der sonoren Stimme des Rentiers.

„Aber auch aus entwürter Höhe kann der glühende Donner schlagen, Darum in Deinen glücklichen Tagen fürchte des Unglücks tödliche Nähe!“

Ich fürzte hinein, zitternd in schrecklicher Erwartung.

„Herr Härtling, ist es eine Todesnachricht — was ist es, sprechen Sie!“

„Naben Sie sich mit dem Inhalt unseres Gesprächs beschäftigt, Herr Vogel?“

„Mehr als zu viel. Ich bin schon halb krank, halb tot vor Aufregung. Sagen Sie mir die Wahrheit!“

„Nun wohl, junger Herr, ein Unglück hat Sie allerdings betroffen. Das Telegramm traf gestern Nachmittag ein. Man hatte es an mich gerichtet, um Ihnen den plötzlichen Schrecken zu erfahren. Ich nahm es auf mich, Sie hinreichend vorzubereiten. Fühlen Sie sich vorbereitet, Herr Vogel?“

„Auf Alles, Herr Härtling —“

„So darf ich Ihnen verraten, daß es sich in der That um eine Todesnachricht handelt.“

„Und wer ist gestorben?“

„Wer? Denken Sie nach, wer es sein könnte, Herr Vogel, stellen Sie sich vor, es sei irgend wer und gewöhnen Sie sich daran, seinen Verlust zu ertragen. Dann will ich Ihnen das Weitere eröffnen —“

„Aber ich sage Ihnen, ich bin auf das äußerste gefaßt.“ rief ich ungeduldig. „Diese Ungewißheit schadet mir mehr, als zehn schlechte Nachrichten.“

„O, das bilden Sie sich ein,“ entgegnete der Hausherr mit seinem vorfichtigen Lächeln.

„Ich kenne das, ich verstehe mich auf die Vorbereitung des Geistes. Lassen Sie ihm eine Frist zur Gewöhnung, es ist besser.“

Trotz aller Bitten und Vorstellungen verharrete das Ungeheuer bei der strikten Durchführung seiner Methode. So zitterte ich wie vor den Schrecken der Hölle. Mir war, als würde mir jedes Glied einzeln gebrochen, jedes Haar einzeln angerissen, jedes Nerv einzeln gerhackt, jeder Zahn einzeln ansgezogen!

Ein unerbittlicher Dichter — nämlich ich selbst — hat in einem seiner ungedruckten Trauerspiele gesagt:

„Schmeck denn die bittere Arznei darum besser, Daß wir sie trostlosweils genießen müssen?“

Schwer empfand ich nun die Wahrheit dieses gesägten Wortes! Zuletzt geriet ich in einen Zustand förmlicher Majerei. Ich sah nichts mehr, hörte nichts mehr, mir wurde rot und grün vor den Augen. Entschlossen, der Qual ein Ende zu machen, rief ich, ihn wild am Arm fassend:

„Herr Härtling, wer ist gestorben?“

„Herr Vogel, Sie scheinen mir noch nicht hinreichend vorbereitet — Sie sind so — so aufgeregte!“

„Herr, das ist die Qual der Ungewißheit! Ich ertrage es nicht länger! Machen Sie mich nicht toll! Wer ist gestorben, reden Sie!“

„Aber lieber Freund, in diesem Zustande — wäre es nicht besser, wir verschönden die Eröffnung bis morgen früh, damit Sie sich eine schlaflose Nacht erparen —“

Witend fiel ich ihm in die Rede:

„Nensch, Teufel — machen Sie mich nicht rasen! Schlaflose Nacht! Ich habe vorige Nacht kein Auge zugehan, heute Mittag lei-

nen Bissen gegessen! Wenn ich nicht sofort Gewißheit habe, werde ich verrückt! Reden Sie auf der Stelle, oder ich stürze mich ins Wasser oder fahre unverzüglich nach meiner Heimat, um nachzufragen. Antwort, Herr Härtling, Antwort!“

„Sie wollen sich also wirklich nicht länger gebulden?“

„Nein, nein, nein!“

„Nun gut. Aber die Verantwortung auf Ihr Haupt. Lieber, bester Herr Vogel, setzen Sie sich —“

Er zog langsam das Telegramm aus der Brusttasche.

„Der damit —“

„Nicht so hastig — setzen Sie sich. Einen Augenblick. Liebe Hermine,“ rief er zur Thür hinaus, „bitte ein Glas Wasser, den Solmiatgeist und eine Flasche Rotwein nebst Glas.“

„Herr Härtling, wozu —“

„Nur Geduld, besser ist besser.“

Hermine, bereits vorbereitet, erschien sofort mit dem Verlangten. Mit teilnahmvollem Grusse stellte sie die Requiritten auf den Tisch nieder, sah mich traurig an und ging hinaus.

Dann faltete Herr Härtling die Debesche auseinander, trat vor mich hin und hub an:

„Mein lieber Freund, fühlen Sie sich in der That stark genug?“

„Antwort, Antwort! Wer ist gestorben?“

„So hören Sie denn. — Bitte, nehmen Sie das Glas Wasser — oder wollen Sie Wein?“

„Nicht — also: Der Tod hat Ihnen eine teure Person —“

Ich starrte ihn qualvoll an.

„Wen, um alles in der Welt, wen?“

„— aus dem Reiche der Lebenden gerissen, nämlich —“

„Hah —“

„Meine Pulse klopfen, meine Augen öffnen sich weit, alle meine Nerven spannen sich an:“

„Ihre Tante Charlotte in Wiesbaden —“

Weiter ließ ich ihn nicht kommen. Mit einem Wutschrei sprang ich auf, packte ihn zornentflammt an der Kehle.

„Hol Sie der —“, schrie ich wild, aber im nächsten Augenblicke bebann ich mich auf mich selbst und setzte mich wieder. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Meine Tante Charlotte hatte ich kaum dem Namen nach gekannt, sie war die geizigste, schäbigste, reichste, schamigste alte Jungfer, die jemals Möpse fett und Dienboten dürr gefüttert hat. Außerdem erbe ich einen guten Teil ihres Vermögens — und darum all dieser Jammer! Ich hätte lachen, jubeln können nach all der ausgestandenen Angst, wenn ich mich nicht vor dem vorfichtigen Rentier geniert hätte.

In diesem Augenblicke traten Hermine und ihre Mutter leise ein, um sich an den Tröstungsarbeiten zu beteiligen. Sie schienen erstaunt, mich so ruhig zu sehen, aber der Papa klärte ihnen das Rätsel auf.

„Die Frucht meiner Vorbereitung,“ sagte er befriedigt. „Meine Methode hat sich bewährt — ich habe ihm die Gefahr eines solchen Schrecks erspart.“

„Ja, Vater, das muß man sagen, Du hast es schon gemacht,“ bemerkte seine Ehehälfte bewundernd.

Und ich widersprach nicht. Sollte ich den braven Leuten meine Gleichgültigkeit über das Ableben besagter Tante Charlotte offenbaren? Das wollte ich nicht. Was aber die Vorbereitung anbetrifft — weiß Gott, ich hatte so viel Qual ausgestanden, daß sie für ein Duzend Schreckensbotenschaften ausgelaugt hätte, mir ohne Vorbereitung mitgeteilt. Indessen etwas Gutes zeitigte die Sache doch. Meine Mitmenschen sollten dabei profitieren. Ich setzte nämlich in jener Stunde feierlich den Beschluß, niemals einen Menschen auf irgend etwas vorzubereiten!

Allerlei.

* Zeitiger Grund. „Der Mann, mit dem ich Sie vorn in der Straße getroffen habe, gehört doch offensichtlich nicht zu Ihrem Umgang?“ — „Wo denken Sie hin? Das ist ja einer der größten Schurken, die je existiert haben!“ — „Eben darum. Aber warum sprechen Sie denn überhaupt mit ihm?“ — „Weil — hm — weil —, ich seine Verteidiger bin.“

* Druckschmerz. Die Geburt eines rechtsträftigen Sohnes zeigen hocherfreut an — Schuß, kgl. Amtsgerichtssekretär und Gemahlin.

* Rette Aussicht. „Wie viel berechnen Sie für das Jahngelieb?“ — Dorfbarbier: „Für die Stunde fünfzig Pfennig!“

* Zukünftige Kriegs-Stravagen. Soldat: „Das ist kaum noch zum aushalten! Hat man sich tagelang mit dem Feinde herumgeschlagen und möchte dann gerne ausruhen, so muß man Ausschicksarten vom Kriegshauptlage schreiben!“

* Die die Alten jungen. Mutter: „Eh, mach' doch nicht solchen Spettakel! Sieh nur, wie ruhig sich Willy verhält.“ — Die kleine City: „Na, natürlich verhält er sich ruhig; er ist Papa, der spät nach Hause kommt, und ich bin Du!“

* Ärztlicher Rat. Stubenmädchen: „Was soll ich denn für meine entzündeten Augen thun, Herr Doktor?“ — Arzt: „Die brauchen nur Schonung. Vor allem dürfen Sie 14 Tage lang durch kein Schlüsselloch sehen!“

Rätsel.

Ruz ist mein Dasein hier auf Erden,
Nur Monden zählt mein Lebenslauf,
Und kann ich gleich nicht älter werden,
Müß ich doch sterbend wieder auf.
Mit Lust und stillem Wunsch geübet
Dann jedermann mich junges Kind
Und meine Kinderzeit verfliehet
In Freud und Hoffnung gar geschwind.
Im bunten, reizgeschmückten Kleide
Prang ich gern in der Jugendzeit;
Doch fühl' als reif'rer Mann ich Freunde
Im Segenspenden weit und breit.
In Lumer wechselnden Gestalten,
Doch seit in regelmäßig'ger Bahn
Beweg ich mich, mein lilles Wolten
Sieht bu oft mit Bewunderung an.
Doch schnell entschwinden meine Kräfte,
Dald färbt mein Haar sich silberweiß;
Es stoden alle Lebensäfte,
Ich ende als ein schwacher Greis.

Pomonym.

Wer hungrig ist
Wird von mir fett
Auch ist beanant
So eine Stadt.

Palindrom.

Ich bin ein haltlos, schwaches Wesen,
Und doch zum Halten auszuweisen;
Ein Band, aus Pflanzenstoff gewoben,
Hab' manche Pflanze ich gehoben,
Doch willst du lesen mich von hinten,
So wirst du eine Stäbe finden,
Die sicher führt den Greis zum Ziele,
Die aber dient zu heltem Spiele.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Charade: Dhriseje.

Sirhenkalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 6. August, Verklärung Christi. Kistus + 258. • St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen der Bruderschaft.

Dienstag, 7. August, Donatus + 382. Willfried, 8. August, Cyrillus + 208.

Donnerstag, 9. August, Romanus + 288.

Freitag, 10. August, Laurentius + 258. • St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Anacht.

Samstag, 11. August, Susanna + 288. • St. Lambertus: Morgens 1/5 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Begehter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 8, 9-14. „In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die Uebrigen verachteten, dieses Gleichniß: Zwei Menschen gingen hinaus in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.“ Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Ränder, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von Allem, was ich besitze.“ — Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig. — Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöhet, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöht werden.“

Pharisäer und Zöllner.

Es sind zwei merkwürdige Menschen, die das Gleichniß des Herrn uns heute im Tempel zu Jerusalem vor Augen führt. Vor vielen Jahren, lieber Leser, sah ich in einem alten Evangelienbuche dieses Gleichniß bildlich dargestellt: neben dem Pharisäer stand symbolisch ein Pfau, der die mit funkelnden Farben besäete Schleppe seines Federkleides den lichten Strahlen der Sonne zulehrt. Der Zöllner hatte dieses Symbol nach meinem Dafürhalten recht sinnreich gewählt; denn der Pharisäer stellt sich „Pflanzenkost“ hin vor die Sonne der Gerechtigkeit, entfaltet das glänzende Gefieder seiner Werke und rühmt prahlend sich selbst, — während der Zöllner, im lebendigen Bewußtsein seiner menschlichen Gebrechlichkeit, sich nicht einmal getraut, seine Augen zum Himmel zu erheben, vielmehr an seine Brust schlägt und anruft: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“

Wenn nun der Herr weiter sagt: „Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener (stolze Pharisäer) aber nicht,“ — so dürfen wir, lieber Leser, dieses Gleichniß und speciell diesen Ausspruch Jesu doch nicht mißverstehen: nicht die guten Werke des Pharisäers werden vom Herrn getadelt, sondern nur sein Hochmut, sein Selbstharnen Gott gegenüber, der ihm doch die Gnade zur Ausführung jener Werke verliehen hat.

Vom Zöllner wird auch nicht gesagt, daß er es ganz vernachlässigt habe, Gott im Werke zu dienen; er ist, im Gegenteil, zerknirscht über seine begangenen Sünden und Fehlstritte; er ist ergriffen vom Geiste wahrer Buße; er weiß, daß es nicht genügt, Worte auszusprechen, sondern daß Gott auch Werke, Thaten verlangt. Wäre es ihm nicht voller thatkräftiger Ernst gewesen, so würde der Heiland nimmer von ihm gesagt haben: er sei „gerechtfertigt“ in sein Haus hinausgegangen.

Auch wir, lieber Leser, sollen gute Werke üben; aber wir sollen sie in Demut üben,

ähnlich dem Zöllner, und dürfen uns ihretwegen nicht thöricht überheben gleich dem Pharisäer.

Der Mensch ist einem Garten nicht unähnlich, der gleich anfangs mit schönen Blumen und vielversprechenden Fruchtbäumen bepflanzt worden ist; — in einem solchen Garten würde die Fahrlässigkeit des Gärtners bald sichtbar zu Tage treten, denn Unkraut aller Art würde bald die guten Pflanzen überwuchern und zu Grunde richten. Nun werden wir Christen durch das hl. Sakrament der Taufe thatsächlich erneuert, gleichsam neu geschaffen wurde unsere Seele und als ein schöner Gottesgarten mit vielen Tugendpflanzen ausgeschmückt. Unsere Aufgabe ist nun, die Giftkräuter der Sünden aller Art nicht aufwachsen zu lassen, auf daß sie nicht die Tugendpflanzen erstickten. Freilich wird durch das Sakrament der Buße das Unkraut beseitigt, aber nur bis zur Wurzel; — die Wurzel, d. h. die böse Begierlichkeit, die uns meist zur Sünde reizt, bleibt immer noch zurück. Solch ein „Garten“ wird nun wohl Gott gefallen; aber um dem Unkraut nicht Platz zur Ausbreitung zu gewähren, müssen wir Sorge tragen, daß an seine Stelle gute Pflanzen kommen, die uns Frucht bringen für die Ewigkeit.

Wir müssen aber auch gute Werke üben, damit wir die Gnade Gottes, diesen kostbaren Schatz, den uns jene beiden Sacramente gewähren, nicht verlieren; denn wie das Feuer durch zugelegtes Holz, das Leben durch Speise, die leuchtende Lampe durch Del genährt wird, ähnlich wird die Gnade Gottes in uns durch Ausübung guter Werke erhalten. Hat das Feuer keine Nahrung so hört es auf zu brennen; ist in der Lampe kein Del mehr, so muß sie erlöschen (Eyrichw.). Wie nun im Alten Testamente das Feuer auf dem Altare des Heiligthums nicht erlöschen lassen durfte, so hat im Neuen Testamente jeder Einzelne die Pflicht, durch gute Werke das Feuer der Gottesliebe auf dem Altare seines Herzens

Kirchenkalender.

- Sonntag, 12. August. 10. Sonntag nach Pfingsten. Klara † 1253. Evangelium Lukas 8, 9-14. Epistel 1. Korinther 12, 2-11. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion der marian. Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● St. Andreas: Morgens 1/11 Uhr Offizium der Männer Sobalität und nachmittags 3 Uhr Präsesen-Wahl. ● Maria-Himmelfahrt: Monats-Kommunion für die Knaben. ● St. Rochus: Pfarrkirche: Schluß des vierzigstündigen Gebetes; hl. Messen 6, 7, 8, 9, 9 1/2, (Hochamt), 11 Uhr (ohne Predigt); nachmittags 3 Uhr Beiper, 7 Uhr Komplet, Umgang und Lebeum. An den Wochentagen sind hl. Messen: 6, 7, 8, 9 Uhr (Hochamt). Während der Oktav ist an den Wochentagen des Abends um 8 Uhr Predigt.
- Montag, 13. August, Hypolytus † 253.
- Dienstag, 14. August, Eusebius † 290. ● St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr hl. Messe der Männer Sobalität.
- Mittwoch, 15. August, Joachim.
- Donnerstag, 16. August, Rochus † 1327.
- Freitag, 17. August, Sibylla. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
- Sonntag, 18. August, Helena † 328. Heute ist Fasttag. ● St. Lambertus: Morgens 1/8 Uhr Egenmesse.

zu unterhalten. — Nach dem Berichte des schon wiederholt erwähnten Geschichtschreibers Flavius Josephus feierten die alten Juden sogar ein besonderes Fest, an dem sie das für jenes heilige Feuer nötige Brennholz zusammenbrachten: dieses Fest, lieber Leser, sollten wir eigentlich immer feiern, indem wir jene Tugendwerke üben, die das Feuer der Gnade Gottes in uns stets hochauflodernd erhalten: — wie traurig aber auch, wenn ein Christ am Ende seines Lebens diese heilige Flamme erloschen sieht: wie zaghaft wird er der Auflösung und dem folgenden Gerichte entgegensehen!

Gute Werke sollen wir auch üben, um dadurch unsern lebendigen Glauben zu befestigen und Gott zu verherrlichen; denn so spricht der Herr: „Niemand zündet ein Licht an und stellt es unter einen Scheffel (so daß es nicht leuchten kann), sondern auf einen Leuchter, damit es allen leuchte, die im Hause sind; — so leuchte euer Licht vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist (Matth. 5).“ Durch Tugendwerke sollen wir also bezeugen, daß wir Christen sind, wie der Herr Selbst einst durch Werke Sich kundgab als den Sohn Gottes: „Gehet hin,“ sprach Er, „und verkündet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Tote stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, wer sich an Mir nicht ärgert“ (Matth. 11). In der That, lieber Leser, wenn du an einem gutgepflegten Garten oder Acker vorübergehst, so wirst du sagen: der Besitzer ist ein fleißiger Mann, denn das sehe ich aus seiner Arbeit! Ebenso kannst du von einem Christen, der Tugendwerke übt, sagen: der muß ein guter Christ sein!

Während der Regierung des heidnischen Kaisers Maximinus (235—238) wurden die Christen grausam verfolgt und aus allen Städten des Reiches vertrieben. Da brach plötzlich unter den Heiden die Pest aus, und diese schreckliche Krankheit richtete große Verheerungen an. Die Heiden wollten einer dem andern nicht beistehen, nicht einmal den nächsten Angehörigen; niemand wollte die Toten begraben, keiner dem andern irgend einen Liebesdienst erweisen: aus Furcht, selber von der grausigen Krankheit erfaßt zu werden. Nun steheten die armen verlassen Kranken die Christen an, die sie kurz vorher verfolgt hatten. Und siehe! die Christen übten — nach der Vorschrift des Heilandes — Barmherzigkeit: sie halfen, wo sie helfen konnten, verteilten ihre Ersparnisse unter die Notleidenden, begruben die Toten, schreckten nicht zurück vor der Gefahr der Ansteckung, sondern gingen überall zu den Kranken und Sterbenden, um ihnen beizustehen. Da erst gingen — nach dem Zeugnisse des Eusebius — vielen Heiden die Augen auf; da erkannten sie aus dieser bewunderungswürdigen Aufopferung, aus dieser selbstlosen Nächstenliebe, daß der bis dahin verachtete Gott der Christen der allein wahre Gott sein müsse; da erst bekehrten sich Viele von ihnen zum Christentum.

Ach, lieber Leser, wie ganz anders würde es mit der Welt stehen, wie Viele würden sich zur wahren Religion bekehren, — wenn alle Christen nach den Vorschriften ihrer Religion leben wollten!

Wozu lassen sich gebrauchte Korke verwenden?

Technische Plauderei von Albert Gehring (München).

„Wenn die ‚Kropfen lustig knallen‘, wie es in Graben-Homann's einst allbeliebten ‚500 000 Teufeln‘ heißt, so kümmert sich von den lustigen Zechern Niemand darum, was mit den gegen die Decke geflogenen Champagnerkorken nachher geschieht. Höchstens, daß die

Dienstmädchen sie zum Messerputzen verwenden, sonst wandern sie einfach zum Abfall. Auch die übrigen gebrauchten Korke werden in den meisten Haushaltungen fortgeworfen, nachdem sie nur einmal ihrem Zwecke gedient haben, und doch lassen sie sich häufig, wenn nicht zu ihrem ursprünglichen Zweck, so doch auf vielfache andere Art nutzbar machen.

Deswegen sammelt nicht nur die ‚Reichsrechtshule‘, sondern auch mancher andere Wohlthätigkeitsverein gebrauchte Korke, und abgesehen von der industriellen Verwertung, die wir nachher besprechen werden, finden Tausende von armen Leuten in den Großstädten ihren Unterhalt dadurch, daß sie gebrauchte Korke stopfen auf's Neue nutzbringend verarbeiten. „Was in aller Welt kann man denn aber mit diesen wertlosen Stüpfeln noch anfangen?“ wird wohl mancher Leser erkaunt fragen; deshalb wollen wir diese Frage in Kürze zu beantworten suchen.

Zunächst sei bemerkt, daß man vorsichtig behandelte und beim Ausziehen mit dem Korkezieher nicht ganz durchbohrte Exemplare nochmals als Stüpfel verwenden kann. Sind sie verunreinigt oder durch Wein und andere Flüssigkeiten gefärbt, so müssen sie selbstverständlich vorher gereinigt werden. Am besten geschieht das in der Weise, daß man sie in einem Topfe mit Wasser übergießt, dem etwas Schwefelsäure (auf ein Liter 50 Gramm) beigegeben wurde; man rührt sie mit einem Stocke kräftig durch und läßt sie dann vierundzwanzig Stunden stehen. Hierauf gießt man das Wasser ab und spült mit frischem so lange nach, bis ein auf die Korke gedrücktes Stückchen Lackmuspapier sich nicht mehr rot färbt. Zuletzt werden sie auf einer Heerdeplatte oder in einer warmen Dampfröhre getrocknet.

Wir gehen nun über zur Verwendung der Korke, die als Stüpfel nicht mehr zu benutzen sind. Dies elastische, haltbare, keine Risse annehmende und daher nie faulende Zellgewebe eignet sich sehr gut zur Füllung von Kissen und Matratzen; der Kopf liegt auf der in entsprechend kleine Stücke geschnittenen Korkmattlage kühl und frei. Zur Herstellung von Korkmattlagen wird möglichst wasserdichtes grobes Zeug zusammengewebt oder geflochten, daß es sich als ein großer Sacl darstellt, hierauf die Korkefülle oder das in Korkmehl umgewandelte Material eingefüllt, zugenäht und durch Abnähen die Form der Matratze hergestellt. Um volle Undurchdringlichkeit für Wasser zu erzielen, beitreicht man alle Nähte, insbesondere jene Stellen, an denen die Abnäherung geschah, mit einer Kautschuklösung.

Ausgezeichnet eignet sich der Kork als Deckung für Dielen, wenn man Korkscheiben auf die untere Fläche von Teppichen näht. Wer in ein neues Haus zieht, dessen Wände noch Zweifel über ihre Trockenheit zulassen, thut wohl daran, wenn er hinter Bilder und Möbelstücken, die mit den Wänden in unmittelbare Berührung kommen, kleine Korkscheiben klebt. Durch dies einfache Mittel wird nämlich den oft sehr unangenehmen Folgen der Schimmelbildung vorgebeugt. Auf billige Art lassen sich Schwimmgürtel für Kinder aus allen Korken herstellen, indem man letztere mittelst eines Leinwandstreifens auf einen leichten Gurt näht, den die Kleinen sich, bevor sie in's Wasser gehen, um die Brust legen. Oder man zerschneidet die Korke je nach der Größe in zwei bis drei Scheiben und näht sie derart auf ein Hemd, daß eine Scheibe der andern und eine Reihe der andern anliegt.

So wird das ganze Hemd bis auf die frei bleibenden Arme mit Korkscheiben versehen, und die Kinder können damit ohne Schwimmmeister gefahrlos das Schwimmen lernen. Kleine Korkegeln dienen für Zwecke der Damenkonfektion und der Kosmetologie, und ebenso wie die alten Korke lassen sich auch die Abfälle beim Korkschneiden, die sich auf 60 Prozent belaufen, in der verschiedenartigsten Weise benutzen. Früher überließ man sie als wertlos dem Arbeiter, der gewöhnlich bloß seinen Ofen damit heizte. Mittlerer benutzte man sie wohl als Polstermaterial oder in gemahlenem Zu-

stande als Füllmittel bei der Verpackung von Früchten. Jetzt macht man aus zerleinerten alten Korken und Korkeabfällen mit Cement als Bindemittel sogenannte Korkeine, die wegen ihrer Leichtigkeit und als schlechte Wärmeleiter ein geschätztes Baumaterial für gewisse Zwecke bilden. Platten aus Korkeinen dienen zur Herstellung von Bienenkörben. Man hat sogar schon Plasterkeine aus grob gemahlenem Kork, gemischt mit bituminösen Bindemitteln, wie Asphalt oder dergl., gefertigt und in England versuchsweise mit günstigem Erfolge angewendet. Diese Korkeplasterkeine sind vor allem sehr leicht, saugen keine Feuchtigkeit ein, stäuben nicht wie das Holzplaster und sind unverderblich; dem reinen Asphaltplaster gegenüber bieten sie den Vorteil, daß die Pferde nicht so leicht darauf schlürzen und daß dieses Plaster beinahe gar kein Geräusch giebt.

Vorzüglich bewährt hat sich das Korkeinplaster für Stallungen, ebenso als Belag für Thorewege und Thoreinfahrten; es ist elastisch, fest, warm, trocken, geräuschlos und schont die Hufe der Pferde.

Korkeabfälle dienen zur Herstellung von Korkepapier, zum Füllen von Puppenleibern und für eine Menge anderer Zwecke; insbesondere haben sie aber in den letzten Jahrzehnten einen ganz neuen Industrieartikel ins Leben gerufen, der wohl eine etwas eingehendere Besprechung verdient: wir meinen die Linoleum- oder Korkteppichfabrikation.

Das Linoleum besteht aus ganz fein gemahlenem Korkeabfall, der mit oxydierter Leinöl vermischt auf Juteleinwand aufgetragen wird. Es dient hauptsächlich als Fußboden- und Wandbelag und zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß es gegen Hitze und Kälte wie gegen Feuchtigkeit eine sehr erhebliche Widerstandskraft bietet, das Geräusch desfahrens stark vermindert und sich leicht reinigen läßt. Nicht gering ist auch die hygienische Bedeutung des Linoleums als Fußbodenbelag; denn unrichtige Fußböden sind durch die Aufnahme von Staub und Feuchtigkeit und als Stätten der fortwährenden Bildung organischer Zersetzungprodukte in Verbindung mit den dadurch geschaffenen günstigen Verhältnissen für die Vermehrung der kleinsten Lebewesen anerkanntermaßen von dem schädlichsten Einflusse auf die Gesundheit der Bewohner. Das Linoleum hat schon einen Vorläufer in dem seit 1851 hergestellten Kautschuk aus Kautschuk und Korkmehl gehabt, das jedoch keine größere Verbreitung fand und dann durch das seit etwa dreißig Jahren in England fabrizierte Linoleum vollständig verdrängt worden ist. Seit 1880 wird die Herstellung von Linoleum auch in Deutschland betrieben; größere Fabriken mit bedeutendem Abfange befinden sich in Delmenhorst, Köpenick, Niddorf usw.

Dieses Material, das ohne Zweifel noch eine sehr bedeutende Zukunft hat, besteht der Hauptsache nach aus drei Schichten: einem Jutegebe als Grundlage, der eigentlichen Linoleummasse und der farbigen Decke. Hauptbestandteil ist das Leinöl oder Leinöl (Linum usitatissimum), nach dem deswegen auch das Fabrikat seinen Namen bekommen hat. Dieses Öl besitzt die Eigenschaft, infolge einer gewissen Behandlung an der Luft zu einer zähen Masse auszutrocknen, indem es Sauerstoff aufnimmt, oxydirt und erhärtet. Mischt man nun das Öl vorher mit Harz in Korkmehl, so gewinnt es nachher eine dem Kautschuk ähnliche Beschaffenheit. Der Erste, der diese Eigenschaften nutzbar zu machen wußte, war Frederick Walton zu Denton bei Manchester im Jahre 1860. Eine zweite Methode erfind William Paracott, der das Leinöl mittelst Einblasen von Luft und oxydierenden Substanzen in eine zähe Masse verwandelt, wobei der Oxydierungsprozeß wesentlich verkürzt wird. Diese beiden Arten von Oxydation, durch welche das Leinöl in Linogyn verwandelt wird, bilden die Haupt-

unterschiede in der heutigen Anoleumfabrikation.

Um das Anoleum zu gewinnen, muß das oxydierte Leinöl oder Linogyn zunächst mit ganz fein gemahltem Fortpulver unter Zusatz von Harz und gewissen Mineralfarben in eine Mischmaschine gebracht werden. Dort verarbeitelt sich das Gemenge in eine dicke, kneibare Masse, die beim Heranstreten aus der Mischmaschine von einem Walzenpaar ergriffen und zu einem dünnen Blatte ausgewalzt wird, mit dem man die Fute nun ohne Weiteres belegen kann. Meist wird es jedoch vermittelst einer Stacheltrommel erst zu einem grobkörnigen Pulver zerleinert, das sich gleichmäßiger verarbeiten läßt. In einem Wärmeapparat wird die Masse nun bis auf 140 bis 150 Grad erwärmt und febrig gemacht, um denn durch den Pressapparat auf das Grundgewebe gebracht zu werden. Hier durch ist sie mit der Fute fest verbunden, und durch ein mit Wasser gekühltes Walzenpaar bekommt das Anoleum nunmehr die erforderliche Mäthe und Härte. Durch Aufhängen in den Trockenhäusern, wo bei einer Temperatur von 25 bis 30 Grad ein fortwährender Luftwechsel stattfindet, unterliegt das Anoleum noch einem ferneren Oxydationsprozeß, nach dessen Beendigung das einfarbige Fabrikat, das sogenannte Uni-Anoleum, fertig ist.

Um es reicher zu mustern, wird es mit Oelfarbe, die mit Lack gemischt ist, durch Messingformen bedruckt, ähnlich wie das Verfahren bei der Buchstuch- und Tapetenfabrikation ist. Leider ist es noch nicht gelungen, diesen Aufdruck genügend widerstandsfähig herzustellen, weshalb man neuerdings Anoleum-Mosaik (Zulais-Anoleum) fabriziert, wobei die fortschreitende Abnutzung an den Farben nichts zu ändern vermag. Es werden hierbei auf das Futegewebe verschiedene gefärbte Wappplättchen oder Streifen nach dem vorgezeichneten Muster nebeneinander gelegt, oder man füllt vertiefte Präparaturen der Grundmasse mit gefärbter Masse aus, auch können mit besonderen Ausschussmaschinen hergestellte Figuren in entsprechende Durchbrechungen der Decke nach Art der eingelegten Arbeiten eingelegt werden. Bei dem sogenannten Anoleumgranit werden passend gefärbte Brocken zu einem großen Kuchen zusammengefügt, den man in dünnen Platten schneidet, die — wie oben beschrieben — mit dem Grundgewebe verbunden werden.

Seit 1877 ist Walton bemüht, sein Fabrikat auch als Wandbekleidung (Linokrista) einzubürgern und damit einen Ersatz für Papier- und Ledertapeten zu bieten.

Peking, die Hauptstadt des Sino-türkischen Reiches.

Reise-Erinnerung von Marinusparrer a. D.
P. W. Heims.

I.
„Es war einmal!“ Dies Wort voll von größter Freude für die Kinder, wenn die Mutter anhebt, Märchen zu erzählen, kann für die, welche der Ernst des Lebens und die Vergänglichkeit des Bestehenden kennen gelernt haben, ein Wort voll tiefer Wehmut sein. Auch von den Räumen, in denen wir unter dem heiligen Schutze des Gesandtschaftsrechts damals so fröhlich waren, gilt jetzt wohl auch jenes: „es war einmal!“ wie es von dem städtlichen, ritterlichen, heiteren Herrn von Ketteler gilt, der damals in den Räumen in der Straße der Gesandten als Dolmetscher-Gleve weilte. Wer hätte damals auf seiner Seite das Siegel frühzeitigen und schrecklichen Todes gesehen! — Wie haben sich die Zeiten geändert! Er erzählte mir an jenem Tage von einem Ritt durch die Mongolei, den er in Gesellschaft des Grafen Zettenbach 14 Tage lang gemacht hatte. Ihre

ganze Begleitung bestand in einem chinesischen Diener, und ihre ganze Verfassung in je einer Reitpeitsche und einem einzigen Paar Sporen, in das sie sich geteilt hatten, weil der eine von ihnen die feinen vergessen. Es ist thätlich sicherer sich zwei Wochen lang in der Mongolei herumzutreiben, als eine Nacht über im Berliner Tiergarten, schlaf er. Und jetzt! —

Die Gebäude der Gesandtschaft nahmen, zur Straße von einer überdachten Mauer und einem großen Thor abgeschlossen, eine ganz stattliche Front ein. Die Straße selbst war tief, staubig und uneben, wie alle Straßen Peking's; und im Winter voll knietiefen Koths. Der Gesandtschaft gegenüber lag das Geschäft eines Dänen, bei dem so ziemlich alles zu haben war, was im Handel drüben vorkommt, aber etwas teurer als bei uns. Ich entfinne mich, daß ich für eine kleine Kruste Vaseline einen Dollar, 4 Mark, gab. Entzückend war die Blumenpracht, mit der am festlichen Tage die Tische geschmückt waren; die Teller standen einfach in einem massiven Rariterre von bunten Aftern, die in dem Garten reichlich blühten, um den die Gebäude der Gesandtschaft aneinander lagen von blumengeschmückten Veranden umgeben, in der Mitte einen geräumigen Hof freilassend, an dessen linker Seite das Wohnhaus des Gesandten, — damals Herr von Brandt, der große China-Lenker — lag, stattliche trauliche Räume in halbasiatischer Pracht, in die die großen schwarzen Reichsäbler auf dem Goldgrund der Tapeten in der hohen Halle erst hinabblühten. Behütet war die Gesandtschaft von einem ganzen Konstabler, der unter dem Thorbogen seine Wohnung hatte, durch den wir eine Reihe schöner Tage hindurch aus- und einritten oder gingen.

Die Stadt Peking in ihrer Gesamtheit zeichnet sich durch die durchgängige, oft recht bedeutende Breite ihrer Straßen aus, die zum Teil den Boulevards von Paris oder den „Avenue“ in Berlin darin nichts nachgeben. Aber die Häuser sind niedrig, höchstens zweistöckig, und im allgemeinen mehr malerisch schmückig als vornehm aussehend; selten einmal ist eins darunter, das sich durch Farbe, Vergoldung, Schmuckwerk und unverleste Papierfenster vortheilhaft auszeichnet. In den meist unverdeckten Abzuggräben zu Seiten der ungepflasterten, holperigen Straßen heulen die Hunde und Katzen, und vor den Häusern machen sich ganze Berge von Scherben und grünlichem Urat breit, in denen die schwarzen, kurzbeinigen, so äbel berufenen chinesischen Schweine — (sein Europäer würde drüben niemals Schweinefleisch anrühren!) — und räudige Hunde wühlen und scharren und jerrn. Aber ein buntes, bewegtes, großstädtisches Treiben ist es in den Straßen: Hier wird in Del gesotten und gebraten — in Rizinusöl, das frisch vom Fuß keine der üblen Eigenschaften hat, die wir davon fürchten, die bekommt es nur, wenn es ranzig geworden; — dort wird gehämmert und gehobelt auf offenem Straßendamm; neben dem Schuster hat sich ein Sargmagazin aufgethan mit wahren Riesensartophagen aus schwarzem Holz; daneben ein Seidenhaus, reich und elegant vergoldet von unten bis oben; darangrenzend ein greulicher Schlächterladen, und weiterhin einer der zahllosen Barbierläden; und an dem allen vorbeiziehend ein tausendköpfiges Gewoge von Kulis in ihren ärmlischen blauen Tuniken um den braunen, halbnackten Leib; von gepuhten und geschminkten Chinesenfrauen, die in der Karre hocken, weil sie nicht gehen können; Mandarinen in Seidenbrokat, getragen in grünen Sänten; dahinter ein langer Zug riesiger, goldgelber Kamel, die schwer beladen die treibende Menge überragen. Da drüben vor der Schmiebe schlagen sich zornig wiedernd ein paar prachtvolle Maulesel; vor den Häusern funkeln die buntfarbenen, lotrecht herabhängenden Lademäntel mit goldenen Zeichen in der Sonne; der fahrende Zuckerbäcker schneidet seinen süßen Teig; der fah-

rende Drahtbinder schlägt im Takt auf die eiserne Platte; in jener Pfähle schnabeln und schnattern einige Gänse, und ein paar junge Hähne kämpfen daeben ihren ersten Kampf.

Und dies ganze jahrmartähnliche Treiben ist in den frühesten Morgenstunden noch lebhafter gefärbt, besonders auf den Märkten, welche dann längs der Gassen aus dem Stegreif aufgebaut sind mit ihrem wunderlichen Reichthum an ungläublichen Lebensmitteln und Früchten, die unferne niemals gesehen, mit ihrem grellen Stimmengewir und dem ungläublichen Gemisch von Düften und Gerüchen aller Art. Hier trampelt ein auffälliges Kamel, dort wiehert ein mutiges Pferd, drüben schreit ein Esel mit fürchterlichem Klang; Schweine grunzen, Hähne krähen, — jezt ein Hochzeitszug, bunt und farbenprächtigt mit Schirmen und Baldachinen und roter Brautkränze und all dem Flitter- und Laternen- und Bannerstaat; oder hochmäßig ein chinesisches Sigerl sich hindurch windend durch das Menschengewir, einen zahmen Dampfaffen auf dünner Rute umhertragend.

Aber flüchten wir uns aus dem stunden Bedränge der Millionenstadt auf die Stille der Stadtmauer von Peking, wo bastionartig von ihr angebaut, das berühmte „Observatorium“ über sie hinragt. Hier bietet sich ein unvergleichlicher Gesamtblick über die Miesenstadt, die von hier aus den Eindruck einer großen Gartenstadt macht. Die Zeilen der Straßen, bezeichnet durch die grauen, stets zeltartig ausgeführten Dächer, werden fast überall rechts- und linksseitig von Baumtrömen freundlich eingefast, die in den Hausgärten Kühlung und Schatten spenden; dazu kommen die vielen Tempelhäuser und besonders der Miesenbezirk des kaiserlichen Palastviertels, aus dessen dichten, geheimnißvollen Grün die goldgelben, in der Sonne funkelnden glasierten Kaiserziegel der Dächer, Kupel, Türme und Giebel herortleuchten bis hin zu den entfernten, 150 Fuß hohen Koblenthügeln, auf deren Gipfel der Palast steht, in dem der letzte Kaiser der nationalen glorreichen Ming-Dynastie sich in dem Augenblick erhängte, als er von seiner hohen Warte aus das erste Thor seiner Hauptstadt in der Gewalt der ankommenden Mandchyn sah. Der Hügel soll künstlich in seiner fünffachen Abstufung aus Steinkohlen erbaut sein, um im Fall einer Belagerung dem kaiserlichen Hause Feuerung liefern zu können.

Der ganze riesige Palastbezirk ist von einer so hohen Mauer eingeschlossen, daß nur die Spitzen der Baumtrömen dem Vorübergehenden sichtbar sind, der überdies auf drei Seiten noch durch einen breiten Festungsgraben in achtungsvoller Entfernung gehalten wird. Auf dem Wasser schwimmen Lotosblumen in Fülle mit dem lieblichen blaurothfarbigen Schimmer über dem breiten grünen Laub. Drei große Thore führen in den geheiligten Bezirk hinein; das mittlere ist allein für den Kaiser bestimmt, das Gefolge, das einen überaus prächtigen Anblick gewähren soll, schwenkt rechts und links ab.

Und noch ein anderer Bezirk zu unseren Füßen zieht den Blick an. Er ist von statlichen, tempelartigen Gebäuden umgeben, und er sieht so aus als wäre auf einem riesigen Exerzierplatz ein großer Jahrmart in niedrigen, zu langen Gassen aufgebauten Buden aufgestellt. Das sind die Tausende von Einzelzellen der berühmten Reichsexaminations-Anstalt, in denen die Prüflinge streng eingeschlossen, vom ersten bis zum letzten Tage abgeschlossen von all und jedem Verkehr, in Einzelhaft die ihnen vorgelegten Fragen schriftlich zu beantworten haben, um, wenn ihnen dies gelungen — besonders auch im „Dichten“ — zur Ueberrahme jeglichen Amtes für befähigt erklärt zu werden, und wenn's auch die Führung einer Armee wäre.

Das Observatorium selbst ist ein einzigartiges Ding auf Erden. Oben, auf der großen, fünfzig Fuß hohen Plattform, umgeben von

vernachlässigter Brustwehr, stehen auf Fliesen, zwischen denen das Gras sukzessive wächst, die wackelnd zum Teil bedenkliche Höhlungen decken, jene großartigen, in Bronze gegossenen kolossalen Instrumente, an denen meist die Astronomen des Reiches unter Leitung des Jesuiten Adam Schall vor 330 Jahren die Bewegungen der Himmelskörper studierten. Im Ganzen stehen hier acht dieser riesigen Meisterwerke. Das herrlichste Stück ist der Himmelsglobus von sieben Fuß Durchmesser, aus spiegelblanker dunkler Bronze, gekrönt mit einer flammenden Kugel, die Sterne, nach ihrer Lichtstärke in verschiedenen Größen wiedergegeben, sind in erhabener Arbeit dargestellt, noch heute in ungemildertem Goldglanz von dem dunklen Untergrund sich abhebend, und nach der Art der chinesischen Steinbilder mit einander durch goldene Linien verbunden. Im Gegensatz dazu ist die Milchstraße durch silbernen schimmernde Ringe umgeben. Der Globus dreht sich auf einem Gestell von bäumenden Drachen, in prächtigster Arbeit, das ganze Stück von unermeßlichem Wert. Und die anderen Stücke sind ebenso schön: Dioptr und Sonnenuhr, Oktant und Astrolabium. — Und das alles steht unter freiem Himmel. — Ob es da stehen bleiben wird jetzt?

Verdächtig.

Pariser Weltausstellungs-Humoreske von Max Feder.

Der Polizeigent Franz aus dem Juge, der in den Pariser Nordbahnhof einsteigt, und bemerkt rechtzeitig, wie das deutsche Ehepaar, das auf dem Wege von Straßburg an von ihm beobachtet worden war, in den Wagen des Hotel de Jardin stieg. Rasch wechselte er einige Worte des Einverständnisses mit dem Schaffner des Wagens, eilte in das Fernsprechamt des Bahnhofs und telephonierte an den Besitzer des Hotel de Jardin:

„Mit Ihrem Hotelwagen langt ein deutsches Paar an, welches polizeilich verfolgt wird. Der Mann ist Kassierer eines Straßburger Bankiers, er ist mit 100.000 Mark und der Frau seines Chefs durchgebrannt. Im Juge hat das flüchtige Paar einen heftigen Streit mit einander gehabt. Er hat gedroht, sie zu ermorden. Sobald die beiden Leute im Zimmer sind, sperren Sie sie ein und warten Sie, bis Polizei kommt. Suchen Sie jedes Unglück zu vermeiden.“

Als der Agent vom Telephonieren zurückkehrte, bemerkte er gerade, wie das von ihm verfolgte Paar nicht im Wagen des Hotel de Jardin, sondern in dem eines anderen Hotels davonfuhr. Rasch warf er sich in eine Droschke und gab Auftrag, jenem Hotelwagen zu folgen.

Natürlich dachte er nicht im geringsten daran, den Wirt des Hotel de Jardin von der Milderung zu verständigen, dazu hatte er auch gar keine Zeit.

Zum Unglück benutzte gerade ein junges Ehepaar den Wagen des Hotel de Jardin, ein elksäcker Fabrikant, Hans Weiland und seine Gattin Marie, die mit dem Genuß der Weltausstellung zugleich den Besuch ihres Vaters verbinden wollte, welcher Direktor im französischen Ministerium des Innern war. Sie wollten nur vorläufig im Hotel absteigen, um später ganz in die Wohnung von Marias Vater überzusiedeln. Es sollte eine Ueberreichung sein, und sie hatten daher die Zeit ihrer Ankunft nicht gemeldet.

Nun standen sie in dem ihnen angewiesenen Zimmer. Marie ordnete ihre Haare vor dem Spiegel, während Hans nach einem neuen Kragen suchte.

„Der Kragekasten befindet sich in dem Päckchen, das im Koffer obenauf liegt,“ erwiderte die Gattin auf seine Frage.

„Aber das Päckchen ist ja so bestrickt und verknötet, daß man es unmöglich auflösen kann. Hast Du nicht eine Schere?“

„Ach, die ist ganz unten im Koffer verkrampft.“

Hans suchte nach seinem Taschenmesser. Auch das mußte irgendwo verkrampft sein.

Er läutete. Niemand erschien, dagegen vernahm er auf dem Korridor flüsternde Stimmen und das Geräusch leiser Schritte.

Er riß die Türe auf. Draußen stand eine ganze Gesellschaft von Kellnern, Hotelbedienten und Zimmermädchen.

„Was haben Sie denn hier vor meiner Türe zu thun?“ fragte Hans stürzend und, und als man ihn statt der Antwort nur felsam anstarrte, fuhr er den nächsten Kellner an: „Bringen Sie mir sofort ein Messer!“

Nach diesen Worten fiel ein Zimmermädchen mit einem lauten Schrei in Ohnmacht, was Hans aber nicht weiter beachtete. Offenbar hatte man in Paris sonderbare Sitten.

Als nach einigen Minuten weder das Messer kam, noch sonst sich jemand hören und sehen ließ, wollte er die Türe öffnen, um zum Blut hinunter zu eilen, aber er fand sie verschlossen.

Alles Lärmen und Koltern war vergeblich. Inzwischen fanden die Kellner unten schreckensbleich um den Wirt herum.

„Wo ein Messer hat er verlangt?“ fragte der Wirt.

„Ja, und mit einer Miene, als wolle er uns alle umbringen.“

„Sicher wollte er die Frau ermorden, mit der er gekommen ist. Wenn er nur nicht ein anderes Instrument findet!“

„Es ist nichts im Zimmer, womit er einen Mord begehen könnte,“ versicherte der Oberkellner.

„Man hat Beispiele,“ wandte ein in Schauerromanen besonders bewandertes Kellner ein, „daß durch wiederholtes Schlagen des Kopfes gegen die Wand —“

In diesem Augenblick stürzte der Portier herein und rief:

„Er will die Frau aus dem Fenster hinauswerfen.“

Im Nu befand sich die ganze Gesellschaft auf dem Hofe. Thatächlich stand Hans Weiland mit seiner Gattin am Fenster und lächelte hinunter, daß man sein Zimmer öffnen solle. Aber seine Worte gingen im Durcheinander der Stimmen auf dem Hofe verloren.

„Ach, Hans, was beginnen sie denn nun?“ fragte Marie zitternd, indem sie sich an den Arm ihres Gatten klammerte.

Es war in der That selbstsam genug, von allen Seiten wurden Betten hinausgeschleppt und unter dem Fenster zu einem großen Berge gehäuft.

„Seht,“ sagte die Köchin zu den schauernden Zimmermädchen, „jetzt bittet das arme Weib ihn um Gnade, aber der Lunnensch fährt fort zu brüllen!“

„Wahrscheinlich sind wir statt in ein Hotel in ein Irrenhaus geraten,“ sagte der junge Fabrikant zu seiner Gattin, „komm vom Fenster weg. Wir müssen um jeden Preis zu entkommen suchen.“

Hilfslos schaute er im Zimmer umher. Da bemerkte er eine zweite Türe, die in das Nachbargzimmer führte.

Mit einem Gefühl der Befriedigung nahm er wahr, daß sie unverschlossen sei. Er trat ein. Das Zimmer war leer. Er eilte an die nach dem Korridor führende Türe, sie war ebenfalls verschlossen, dagegen fand er die andere, nach dem nächst benachbarten Zimmer führende Türe wieder geöffnet. Das war das Comptoir des Oberkellners — und hier — o Glück! bemerkte er ein Telephon. Die Nummer seines Schwiegervaters, des Ministerialdirektors, hatte er im Kopfe, und in wenigen Augenblicken war dieser von der Sachlage unterrichtet.

Eine bange Viertelstunde verhältnismäßiger Stille verstrich. Dann erscholl wieder ein heftiger Lärm auf dem Korridor, und die Zimmerthüre des jungen Ehepaars wurde plötzlich aufgerissen. Kollisten treten ein.

„Im Namen der Republik, ich verhafte Sie!“

Kaum hatte Marie diese an ihren Gatten

gerichtete Worte gehört, als ihr schwarz vor den Augen wurde. Sie stürzte zu Boden zu sinken, griff mit der Hand in die Luft nach einer Stütze und erlachte — den Arm ihres Vaters, des Ministerialdirektors, der zur rechten Zeit gekommen war, um das Mißverständnis aufzuklären.

Nach einer halben Stunde verließen alle drei den Ort des ausgestandenen Schreckens, um sich bei einem solennen Frühstück auf dem Boulevard Hausmann zu erholen.

Amerlei.

* Aus dem Aufsatze der kleinen Ella. „Lebrigens lüch man den wilden Tieren, die im Zoologischen Garten gefangen gehalten werden, das Leben so angenehm wie möglich zu machen, ja, man veranstaltet ihnen zuweilen sogar dort Konzerte!“

* Fatal. Junger Arzt (der bisher vergeblich auf Patienten gewartet und zu seiner Freude eines Tages doch einen Kranken im Durchschimmer findet): „Nun, was fehlt Ihnen, mein Lieber?“ — Michaelbauer: „Ach, ich wöhl' nur fragen, Herr Doktor, ob Sie mir nicht die Adress' von Ihr'm Vorgänger sagen können?“

* Spekulativ. Förster: „... Was, Du verlangst nichts für die Milch, welche die Touristen bei Dir trinken?“ — Bauer: „Kaa! J' sag' all'wel', die kost' nix, nacha wöhl' I' viel a' größ'eres Trinkgeld, als die ganz Milch wert is!“

* Zwischen Offiziersfrauen. „Wie geht's denn Ihrer Tochter Gerre, Frau Oberst?“ — „Ich danke, sie freit jetzt in Straßburg!“

* Aus dem Examen. Professor: „Also, Herr Kandidat, wie würden Sie im vorliegenden Falle entscheiden?“ — Kandidat: „Ich würde den Angeklagten wegen Diebstahls verurteilen!“ — Professor: „So?! Ich würde ihn freisprechen!“ — Kandidat: „Auch nicht adel!“

* Auch ein Genuß. „Was, Du sammelst jetzt auch Ansichtskarten?“ — „Ja, aber erst seitdem ich Radler bin. Wenn ich radle, habe ich keine Gelegenheit, auf die Naturschönheiten zu achten, darum kaufe ich mir die Ansichtskarten, schicke sie mir aus und genosse erst zu Hause meine Weise!“

* Dichterin: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Gedichte vorlese?“ — Dame: „Haben Sie keine andere bei sich!“

Silbenrätsel.

„ä, an, ard, as, bi, bo, bor, han, hau, ham, bi, dre, du, du, e, e, ed, el, heu, hy, i, ja, jo, so, fo, kreft, le, no, ne, ne, net, niß, nu, ral, than, zar, zham.“ — Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben die Sterbeworte eines berühmten deutschen Kaisers. — Die dreizehn zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. Einen biblischen Namen. 2. Eine Stadt in Ecuador. 3. Ein Raubtier. 4. Einen männlichen Vornamen. 5. Ein Land in Afrika. 6. Einen Ort in Nöbmen. 7. Einen Schwundgegenstand. 8. einen männlichen Vornamen. 9. Einen weiblichen Vornamen. 10. Eine Stadt in Sachsen. 11. Eine Stadt in Belgien. 12. Einen ungarischen Bezirk. 13. Einen Schriftsteller.

Homonym.

Vieles treib' ich,
Vieles schreib' ich,
Freunde grüß' ich,
Ehen schließ' ich,
Gaben reich' ich,
Der Schwester gleich' ich;
Der Richter kenn' ich,
Wer nennt mich?

Unterhaltungsaufgabe.

Müller und Schulze haben 15 Streichhölzer auf dem Tische und teilen nach folgender Regel: jeder kann abwechselnd 1 bis 3 Streichhölzer entnehmen, derjenige aber, welcher das letzte Streichholz erhält, soll das getrunken Bier bezahlen. Müller beginnt. Wie muß Schulze es machen, damit er gewinnt?

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Offen.
Homonym: Jahr.
Palindrom: Laß, Stad.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 W. m. d. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

61ster Sonntag nach Pfingsten (Mariä Himmelfahrt).

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 38-42. „In jener Zeit kam Jesus in einen Flecken (Bethania) und ein Weib, mit Namen Martha, nahm ihn in ihr Haus auf.“ — „Und sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn und hörte sein Wort.“ — „Martha aber machte sich viel zu schaffen, um ihn reichlich zu bedienen, trat hinzu und sprach: Herr kümmert es dich nicht, daß meine Schwester mich allein dienen läßt? Sag ihr doch, daß sie mir helfe!“ — „Und der Herr antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha! Du machst dir Sorge und bekümmert dich um sehr viele Dinge!“ — „Eines nur ist notwendig, Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“

Zum Feste der Himmelfahrt Mariä.

Wenn auch das heutige Festtags-evangelium von der allerh. Jungfrau Maria selbst nichts erzählt, so ist es doch vor der Kirche mit großer Weisheit für den heutigen Tag ausgewählt; denn wie schön, lieber Leser, stellt sich die seligste Jungfrau im Bilde dieser beiden Schwestern Martha a und Maria dar!

Martha ist das Bild der heiligsten Gottesmutter in der Beherbergung, die sie ihrem göttlichen Sohne in ihrem Hause bereitet und in ihrem jungfräulichen Schooße, als Er in diese Welt kam, — sowie in der unermüdeten Sorgfalt, Ihn in allen Stücken recht gut zu bedienen. Zum Lohne dafür nahm der Herr sie am heutigen Tage in unvergleichlicher Herrlichkeit in Sein himmlisches Reich auf.

Aber auch jene Maria, die Schwester der geschäftigen Martha, ist das Bild der seligsten Jungfrau; denn sie hielt sich in beständigem Stillschweigen und hardete nur aufmerksam auf die Worte des himmlischen Lehrmeisters.

In wunderbar harmonischer Weise, lieber Leser, verband die seligste Jungfrau während ihrer irdischen Pilgersahrt die Übungen der einen wie der anderen Schwester mit einander. Wie war sie eine geschäftige sorgsame Martha, um den Herrn in den Tagen Seiner zarten Kindheit mit allem Nötigen zu versehen! Wie war sie besorgt, um das Kind vor drohenden Gefahren, zumal vor dem tückischen Herodes, in Sicherheit zu bringen. — Allein ebenso wunderbar glückte sie der Schwester Marthas, die zu den Füßen Jesu saß und auf Sein Wort lauschte.“ Diese Maria fand also ihr höchstes Glück darin, in der Nähe Jesu zu sein und Seinen himmlischen Lehren zu lauschen, ohne selbst ein Wort zu sagen. Betrachtet wir nun die seligste Jungfrau in Bethlehem: sie bemüht sich eine Herberge ausfindig zu machen; da sie aber keine findet, sagt sie kein Wort, beklagt sich darüber nicht, sondern geht — ganz gottgegeben — in den armeneligen Stall, in dem sie ihren göttlichen Sohn zur Welt bringt und Ihn dann in der Krippe birgt. Später kommen die drei König-

lichen Weisen aus dem fernen Morgenlande, um dem göttlichen Kinde zu huldigen, und wir können uns denken, lieber Leser, welche Lobsprüche sie der Mutter wie dem Kinde gesendet haben werden: allein Maria sagt darüber kein Wort. Sie trägt dann ihr Kind nach Ägypten und von da wieder zurück, ohne ihren Schmerz zu äußern, daß sie mit Ihm flüchten muß, — ohne ihre Freude zu äußern, daß sie Ihn wieder in die Heimat zurückbringen darf. — Noch bewundernswerter, lieber Leser, steht sie dann zuletzt auf dem Kalvarienberge: sie klagt auch hier nicht, sie sagt kein Wort; sie steht bei den bluttriefenden Füßen ihres sterbenden Sohnes, sie hört Seine letzten Worte, die Er vom Kreuze herab spricht: das allein ist ihr Verlangen, alles übrige kümmert sie nicht. Komme, was da wolle, aber mich (sagt sich die heilige Jungfrau), sei es Freude sei es Schmerz, wenn ich nur bei Ihm sein kann, wenn ich Ihn nur habe, dann bin ich zufrieden; ich suche nichts, ich verlange nichts, außer Ihn!

Der Heiland tadelte die Martha auch nicht etwa deshalb, weil sie besorgt war, sondern vielmehr weil sie allzu ängstlich besorgt war. Auch die seligste Jungfrau war während ihrer irdischen Pilgersahrt nicht frei von großer Sorge, — aber sie hatte diese Sorge ohne Kummer und Verwirrung. Auch die Heiligen im Himmel (sagt der hl. Franz von Sales) sind unablässig besorgt, um Gott den Herrn würdig zu loben und zu preisen; aber ohne Ungenügsamkeit ist ihre Sorge, denn an diesem Orte giebt es nur Ruhe und Frieden. Wir hingegen sind so elend, daß wir selten eine Sorge haben ohne Ungenügsamkeit und Verwirrung.

Hätte Martha nun keine andere Sorge gehabt, als einzig das Wohlgefallen des Heilandes zu finden, hätte sie nur dieses im Auge gehabt: würde sie sich wohl so ängstlich abgemüht haben? O gewiß nicht! denn ein einzelnes Gericht würde Ihn als Wahlzeit zweifellos genügt haben, — da Er ja weit größeres Wohlgefallen daran zeigte, daß man Ihn zuhörte, wie die Schwester Maria that.

Kirchenkalender.

Sonntag, 19. August. 11. Sonntag nach Pfingsten. Mariä Himmelfahrt. Evangelium Markus 7, 31-37. Epistel 1. Korinther 15, 1-10. Festtags-Evangelium Lukas 10, 38-42. Epistel Eccles. 24, 11-13 und 15-20. ● St. Lambertus: Monats-Sonntag des Vereins der christlichen Familien zu Ehren der heiligen Familie von Nazareth Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion und Nachmittags nach der Predigt Andacht. ● St. Andreas: Titularfest der marianischen Bürgerbruderschaft. Morgens 6 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der Sodales, 9 Uhr feierliches Hochamt, darnach Prozession durch die Stadt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Andacht und Aufnahme neuer Mitglieder. ● Maria-Himmelfahrt: Patrocinium mit 40 stündigen Gebete. Abends 6 Uhr Komplet. ● St. Rochus-Pfarrkirche: hl. Messen 6, 7^{1/2}, 9, 9^{1/2}, 11 Uhr feierliches Hochamt, 11 Uhr letzte hl. Messe; nachmittags 1/3, 3 Uhr Vesper, 6 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Rochus mit Predigt und Lection. Ursulinenkloster: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. St. Anna-Stift: Abends 6 Uhr Predigt im Ursulinenkloster. ● Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Bestimmung des III. Ordens für die Verstorbene.

Montag, 20. August. Bernhard † 1153. St. Anthon: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 9 Uhr feierl. Hochamt. 10 Uhr letzte hl. Messe. Abends 7 Uhr Festpredigt mit Andacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Mein Martha, voll ängstlicher Sorge, daß dem Herrn in ihrem Hause nichts abgehe, war offenbar von einer gewissen Eitelkeit oder Eitelkeit nicht frei, die sie antrieb, mit recht großer Höflichkeit und Artigkeit diejenigen zu empfangen und zu bewirten, die ihr die Ehre eines Besuchs schenken; und so beschränkte sie sich auch in der Bedienung des Heilandes ganz und gar auf das Neugierliche. So meinte sie denn auch, besser zu thun, als die „müßig“ dastehende Schwester; und weil sie diese ihre Schwester herzlich liebte, so wünschte sie, daß Maria sich mit ihr recht bemühe, um den hohen Gast bestens zu bewirten. Wie wird die gute Frau überrascht gewesen sein, als sie die ebenso liebevolle wie entscheidende Zurechtweisung des hochverehrten Gastes vernahm!

Manche Christen, lieber Leser, die sich für irgend eine gute Sache recht eifrig interessieren und um dieselbe sich sehr viel Mühe geben — ähnlich wie Martha es that, — halten sich dieserhalb schon für sehr fromm und sehen ihr ängstliches Abmühen für einen nicht kleinen Tugendakt an; und doch ist dem nicht so, wie uns das Wort des Herrn belehrt: „nur Eines ist notwendig,“ — nämlich Gott und Sein Wohlgefallen sollen wir suchen! Bei allem, was wir thun, schleicht sich gar zu leicht und unbemerkt die Eitelkeit ein, so daß wir uns selbst mehr suchen, als Gott und Sein Wohlgefallen. Denn wenn ich nichts anderes will, als Seinen heiligsten Willen vollbringen, warum diese Mühsamung, so oft ich in einer begonnenen Arbeit „gestört“ werde? Wenn ich nichts anderes suche, als Ihn, was kann daran liegen, ob ich diese oder jene Arbeit verrichte, ob ich dienen muß oder bedient werde? „Eines nur ist notwendig,“ das Wohlgefallen Gottes!

Doch ich eile zum Schluß und sage: wenn die göttliche Mutter eine so große Sorge hatte, unsern göttlichen Heiland bei Seinem Eintritte in diese Welt recht gut aufzunehmen, aber in Seinem Dienste wunderbar die Vorzüge und Tugenden der beiden Schwestern Martha und Maria in sich verband, — mit welcher Pracht und Herrlichkeit wird der Herr erst sie nun in Sein himmlisches Reich aufgenommen haben! Gleichwie in Jerusalem nie eine solche Menge der kostbarsten Spezereien gesehen wurde, wie damals, als die Königin von Saba den großen König Salomon besuchte, der ihr denn auch die kostbarsten Gegengeschenke machte, wie es seinem Reichtum und seiner Macht entsprach, — so trug auch nie ein Geschöpf eine solche Menge von Verdiensten, nie ein solches Maß von Liebe zum himmlischen Thron empor, wie die allerheiligste Jungfrau bei ihrer Himmelfahrt. Als Gegengeschenk gab ihr dann der ewige König eine Stufe des Ruhmes, die ihrer Mutterwürde und ihren unvergleichlichen Verdiensten angemessen war, — aber auch eine unbeschreiblich große Macht der Fürbitte, so daß auch wir, lieber Leser, unter dieser mächtigen Beihilfe „den besten Teil“ zu erwählen hoffen dürfen. S.

Peking, die Hauptstadt des Sibirischen Reiches.

Reise-Erinnerung von Marinusfarrer a. D.
P. G. Heims.

II.

Nach den Aeußerungen des großen China-kenners, Herrn von Brandt, zählt die Miesstadt Peking, die wir eben zu unseren Füßen gesehen, keineswegs, wie oft behauptet, zwei Millionen Einwohner, sondern — bei der Weltläufigkeit der Behauung und der Niedrigkeit der Häuser wohl begreiflich — nur eine halbe Million; ebenso wie sich das Reich der Mitte, in Folge sehr gewissenhafter und mühsam zusammengetragener Forschungen deutscherseits, statt der bisher angenommenen 400 Millionen auf 250 Millionen beschränken muß,

d. h. wohl nur für die unmittelbaren Provinzen, Tibet usw. nicht mitgerechnet.

Am Nachmittag standen die Pferde schon gestallt vor der Gesandtschaft und hinausging's im scharfen Trab durch die belebten Gassen, die zu solchen Uebungen eigentlich nicht besonders geeignet sind, weil man bei der geringsten Unachtsamkeit immer der Gefahr ausgesetzt ist, Kinder und Greise umzureiten in dem großen Gewimmel. Aber von der Höhe des Sattels aus gesehen, stellte sich das bunte, mannigfaltige Volksleben rings umher noch viel malerischer und ergötzlicher dar als beim Hindurchgehen. Unser Ziel waren einige Riesentempel Pekings. Ich übergehe die anderen, um bei dem merkwürdigsten anzuhalten: der Vestschule der Priesterzöglinge im großen Lamatempel. Dem Eingang gegenüber stand ein kleiner Altar, auf dem mehrere Kerzen brannten, und Schalen mit Granatäpfeln luden auch hier die Gottheit zum Genuß ein. Der riesengroße, freie Raum des Tempels war mit rotlackierten, dicht zusammengeführten Schulbänken ausgefüllt, auf denen gerade mehrere hundert Knaben, alle in hellgelbe Gewänder gekleidet und nach der Größe geordnet, zum Nachmittagsgebet Platz genommen hatten. Jetzt begannen sie: eintönig erklang es, in wunderbar sicherem Takt und Tonfall; es klang wie das wohlklingende Summen eines ungeheuren Bienenschwarms; dann und wann, in regelmäßiger Wiederholung, dröhnte wie tiefer Orgelton die beispiellose Bassstimme des leitenden Priesters durch den Chor der jugendlichen Stimmen hindurch. Die Bassstimmen des Lamatempels in Peking sind weltberühmt, und man muß sie gehört haben, um an solche Mächtigkeit des Tones und eine solche tiefe Glockenfülle glauben zu können.

Blüthlich — Stille! Jetzt ein tiefes, wohlklingendes Solorezitativ des Oberpriesters, der außer dem gelben Gewand einen braunen Mantel trägt, und gleich den niederen Kollegen, so lang er Dienst hat, den eigentümlichen Gebetshelm von antik griechisch-homerischer Gestalt trägt aus weichem Fell mit Federbesatz statt des Helmbüschels. Den Anzug hält eine schwarze Schärpe zusammen. Aber selbstverständlich war das alles nicht etwa neu und reinlich, sondern alt und schmutzig.

Auf dies Solo folgt, schnell einfallend, die Antwort des ganzen Chores: laut, kräftig, allmählich aber wieder absterbend bis zum Versinken, und immer noch imposant. Nun schallt plötzlich das helle Klingen einer Glocke; Triangel und Lamtam fallen ein, dazu dröhnender Paukenschlag und schmetternder Possamenton, und die hunderte von gelben Gestalten werfen sich nieder vor den Bänken, das Gesicht zur Erde, und erheben sich wieder wie ein Regiment gut geschulter Soldaten, und wieder klingt das Gesumme und das Dröhnen der Stimmen hinter uns her, wie wir weiter wandern.

Wir schreiten über die öden Höfe voll Unkraut dem Ausgange wieder zu und lassen unser Auge absichtnehmend über die einst großartige Pracht des heiligen Bezirks schweifen, mit seinen Höfen und glitzernden Dächern und der ganzen reichen Fügung der großartigen Bauten in ihrer Einsamkeit und Verfalleneit. Das hölzerne Geländer um den Säulengang, auf dessen Höhe wir standen, war so mürbe, daß ein Fußtritt oder ein Gegenlehnen Stützen und Querschüler zertrümmert hätte. Am Holzwerk waren überall noch Spuren früheren Glanzes in reichem Gold- und Purpurlack erkennbar, der groß genug gewesen sein mag; aber nun war der kostbare Bewurf abgebrockelt, und keine Hand hatte ausbessernd nachgeholfen, wo ein Stein, ein Ornament herausgefallen war, und niemand hatte sich des Unkrautes erbarmt, das zwischen den breiten Fliesen der Vorhöfe saustidid herauswuchs und zwischen den gläsernen gelben Ziegeln der einst so kaiserlich prächtigen Dächer sich eingeknistet hatte. Seit-

lich des großen Eingangshofes blickten wir durch die in der Mauer befindlichen Thore auf die hier eng zusammengebaute Wohnungen der zweitausend Priester, welche zum Dienst an diesen Tempeln und Schulen unbestimmt in kaiserlicher Abgeschiedenheit dort leben, ohne daß ihre Sitze gerührt wird. Besser wär's, wenn sie einmal „alle Mann auf!“ zum Jäten geprüfften würden, mit der Verpflichtung, sich nachher gegenseitig abzuweihen zu müssen.

Auch die wunderliche Maschine dort seitwärts sah verkommen genug aus! Es war eine der vielbesprochenen buddhistischen Gebetsmühlen: ähnlich einer sehr großen, aufrechtstehenden Kaffeetrommel, die sich unter einem kleinen Schuttdach um ihre lotrechte Achse dreht. Die auf Papierstreifen geschriebenen künftigen Gebete werden in beliebiger Zahl in die Trommel gefüllt, und jede Umdrehung kommt dem einmaligen Sprechen der betreffenden Bitte gleich!

Der Rückweg ging über die Marworbücke. Der Blick auf die kaiserlichen Gärten bis hinauf zu den „Kohlenhügeln“, auf die tibetanisch gebaute, unmanubranische Moschee, den stillen Wasserpiegel, über den von drüben her die statilichen Thürme der nun zerhörten katholischen Kathedrale sich zeigten; ringsum, jenseits der Palastmauern, das Waldesgrün, aus dem hier ein Obelisk, dort die Spitze eines Pavillons oder eine schlank Pagode hervorrang; drüben, vor uns, die farbige und goldene Pracht der heiligen Thore, die zu irgend einem Tempel den Weg weisen; hier die beiden riesigen Gegenüber jener Mauerthore zu dem kaiserlichen Bezirk, welche hochgewölbt in dreifachem Bogen, stark und eisenbeschlagen über die weit trennende Straße hinaus bei besonderen Gelegenheiten den Verkehr von einem Teil der Kaiserresidenz zum anderen vermitteln; die Fernsicht auf die lange, belebte Straße in ihrer statilichen Breite — das alles im leuchtenden Goldreflex eines ostasiatischen Sonnenunterganges zu schauen — war schön und großartig, und langsam ritten wir durch den sinkenden Abend dahin, an der enormen Mauer des geheimnisvollen Palastviertels entlang.

Es gab aber auch andere Bilder in Peking. Wir biegen ab in eine der rechtwinklich sich abneigenden, immerhin noch recht breiten Seitenstraßen, und allmählich wird's stiller, bis wir uns verwundert in einem Quartier umblühten, welches so ungefähr das Aussehen hat, als ob es vor kurzem bombardiert worden wäre: weite, wüste, trümmerbedeckte Plätze und leblose, unkrautbewachsene Plätze; dahinter verfallene, verlassene Häuser zwischen leidlich erhaltenen und noch bewohnten, alles begrenzt von der abbrüchlichen hohen Mauer, welche innerhalb der eigentlichen Umwallung die Tartaren- und Chinesenstadt trennt. Hier besonders, wo die Häuser weniger gedrängt stehen, fallen uns die Mauern auf, welche, von der doppelten oder dreifachen Breite des Hauseinganges, etwa 10 Schritte von diesem entfernt, ganz freistehend aufgeführt sind; wie es heißt, um den bösen Weibern den Einblick und Eingang in die Wohnungen zu verdecken. In dasselbe Gebiet chinesischen Aberglaubens gehören die 27 Gespensterbauten; ebensoviele seit undenklichen Zeiten dürre Baumgerippe, welche längs einer Mauer unweit der deutschen Gesandtschaft ihre abgestorbenen Reste in die Luft strecken, ein unerfreulicher Anblick. Es heißt von ihnen, daß, wer in dunkler Nacht unter ihnen wandelt, die Zweige und Äste mit grauen Früchten bedeckt sieht: es sind die Leichen der Selbstmörder, die hier sich erhängt; denn jeder, der an den schlucheladenen Bäumen vorübergeht und solches schaut, den zieht's und zerrt's und lockt es und ruft ihm, bis er willenlos folgt, und den künftigen Todesmächten verfallen, sein Gesicht erfüllt.

Häufig vernimmt man in der Luft ein ganz eigentümliches, bald höher, bald tiefer erklingendes Geräusch, das an den Ton einer Meeres-

harfe erinnert, aber schnell wieder verflingt. Es rührt von den zahlreichen Taubenschwärmen her, die hier gehalten werden. Um sie vor den in Anzahl am Himmel ihre Kreise ziehenden Falken und Habichten zu schützen, binden sie jeder Taube eine besonders eingereichte Pfeife unter den Schwanz, die beim schnellen Flug der Vögel, namentlich, wo ein größerer Schwarm sich in den Lüften tummelt, laut und eigentümlich erklingen.

Eine andere Einrichtung, diesmal aber zu ebener Erde, die wir uns lange nicht erklären konnten, waren etwa 5 Fuß hohe, rot angestrichene, sehr luftige, pyramidale Holzgestelle, an der Spitze mit Papier verklebt, die hin und her in den Straßen verteilt waren. Sie wurden uns als die Nachtbeleuchtung der Hauptstadt erklärt: jede Pyramide stellt, mit einem Licht versehen, eine Laterne vor, deren Leuchtstärke jedenfalls nicht sehr groß ist. Auch sollen sie nicht mit besonderer Regelmäßigkeit angezündet werden.

In den Wintermonaten besonders konnte Bekking, dank den vielen Gesandtschaften, eine sehr reiche Gesellschaft entfalten, die zuweilen eher ein Züviel als Zuwenig an Wällen, Maskeraden und Dinners aufwies; und doch immer nur in den engsten „erklusivsten“ Kreisen. Aber einen deutschen Gesangsverein „Concordia“ gab's dem doch noch nicht, an den unter der Adresse der Gesandtschaft ein Schreiben eingelaufen war. Außerdem bewahrte die Gesandtschaft eine Menge Schreiben von Briefmarkensammlern auf. Es kamen auch Fabrikanten vor, die mit gedrucktem Cirkular zur Weiterendung der vorliegenden Muster an „gute Käufer“ ergebnis eruchten, und auch der Quartaner fehlte nicht, der an den lieben Herrn Gesandten schrieb.

Sein Verlobungsfall.

Novellette von Franz Kurz-Elshelm (Chemnitz).

Leutnant Arnulf von Stetten hatte den Zug zur Residenz gerade noch in dem Augenblick erreicht, als der Zugführer schon die Pfeife an den Mund gesetzt hatte, um das Zeichen zur Abfahrt zu geben. Tiefaufatmend hatte er — der Leutnant, nicht der Zugführer — sich dann in die Ecke des 1. Klassenwagens geworfen, den er allein innehatte. Und so blieb ihm, zumal er eine fünfstündige Fahrt vor sich hatte, Zeit und Gelegenheit genug, das zu überlegen und zu bedenken, was er in der Residenz eigentlich sollte.

Zunächst sollte er dort heute Abend noch einer Einladung zum Ball im Hause des Barons von Rothdorf nachkommen, dann unter den Töchtern des Herrn Baron, der deren nur drei besaß, Umschau halten und endlich in die Arme seiner Mutter als Verlobter zurückkehren. Arnulf war vorläufig der Letzte seines Stammes und da er nebensher schon auf die dreißiger Jahre zuzuging, so glaubte seine Mutter, es sei doch endlich an der Zeit, daß er an die Fortsetzung des Stammbaumes derer von Stetten dachte. Da weiter, wenn Mütter ihren Söhnen mit derartigen Ansichten nahen, sie in der Regel auch schon eine Schwiegertochter ausgesucht haben, so wollte Frau von Stetten darin gewiß keine Ausnahme machen. Und so hatte denn Arnulf Urlaub genommen und segelte los, um das, was Frau Mama so fein eingedelt — reich waren ja die Rothdorfs gerade nicht besonders, dafür aber konnten sie vier Söhnen mehr aufweisen als Stettens — zu gutem Ende zu bringen.

Arnulf hatte das wenigstens versprochen. Aber insgeheim hatte er doch seine eigenen Gedanken, die darin gipfelten, sich immerhin die Riste einmal genauer anzusehen, bevor er auf den Heim ginge. Dann waren einige Tage Urlaub in der Residenz gar nicht zu verachten. Na also, amüsieren würde er sich auf jeden Fall.

Nachdem er damit seine Gedankenreihe abgeschlossen, schaute er einmal zum Fenster

hinaus, um zu entdecken, daß die Winterlandschaft jeden Reiz entbehre. Dann hatte er seine Beine auf das gegenüberliegende Polster gestreckt, obwohl das mit den Bestimmungen der Eisenbahn-Direktion gerade nicht in Einklang zu bringen war, die Augen geschlossen und duzelte dann langsam unter dem monotonen Takte der Räder in Schlämmer, aus welchem er erst wieder erwachte, als schon die Vororte der Residenz aufstauten.

Die Fenster des Hauses derer von Rothdorf waren hell erleuchtet, fröhliche Musikklänge schallten heraus auf die Straßen. Arnulf fand also, daß das Ballfest schon ohne ihn begonnen hatte. Eigentlich hatte er vorher noch etwas genieschen wollen, so mußte er sich damit vertrösten, im Hause selbst etwas zu finden, um seinen Hunger zu stillen. Auch hätte er lügen müssen, wenn er zugestanden hätte, nach der mehrstündigen Fahrt noch besondere Lust zum Tanzen zu haben. Aber schließlich ist ja der Mensch auch nicht nur zu seinem Vergnügen auf der Welt. Das weiß ein Leutnant am besten.

Und er machte Effekt, als er in den Ballsaal trat, den zwei mächtige Kronleuchter erhellen, über dem ein Gemisch von Odeurs, ein Summen von Menschenstimmen lag, in dem sich die Creme der oberen Zehntausend ein Rendezvous gab und in welchem es glitzerte und glüstete und blühende Augen mit dem Schimmer der Edelsteine wetteiferten. Frau von Rothdorf kam dem fremden Gaste sehr liebenswürdig entgegen und ihre Töchter lächelten süßlich, als er ihnen vorgestellt wurde und er dafür mit einigen Komplimenten dankend dankte.

„Sie sind doch nicht etwa in einem Hotel abgeblieben, mein lieber Herr von Stetten? Der Sohn meiner besten Freundin muß in meinem Hause wohnen und hoffentlich wird es Ihnen gefallen. Ein Diener wird Ihnen nachher den Weg zu Ihrem Zimmer zeigen. Aber nun will ich Sie nicht länger aufhalten.“

Galant küßte er der alten Dame die Hand und dann beehrte er sich, seinen Namen in die Tanzkarten der Töchter des Hauses einzuschreiben, innerlich flüsternd, daß sie ihm so viele Tänze aufgepart. O, auch Frau von Rothdorf hatte ihre Arbeit getan. Und wenn die von Stettens auch nicht so viele Söhne hatten wie sie (siehe oben), etwas mehr Geld als sie haben sie doch und das „etwas mehr“ war sogar „sehr viel“.

Im Drange des Geschehens — nein, des Ritterdienstes — kam der arme Arnulf aber immer nicht dazu, etwas zu genießen. Seinen Damen konnte er genug Erfreulichungen herbeiholen, er selbst mußte es sich genügen lassen, zuzusehen. Wenn ihn das Zusehen wenigstens noch befriedigt hätte. Aber Fräulein Aurelie, die älteste, war etwas zu aufgeschlossen, um seinem Schönheitsgefühl Genüge leisten zu können, ihre Schwester Eudozie war dafür etwas in die Breite gegangen und die jüngste, Fräulein Clothilde, läpelt. Und das konnte er in der Seele nicht aushalten. Natürlich hütete er sich davor, die Heiratspläne der gnädigen Mutter schon am ersten Abend zu zertrüben.

Aber Alles geht vorüber. Selbst ein Ball! Zwar lange nach Mitternacht war es schon, als nur noch einige Herren um den Gastgeber im Rauchzimmer saßen. Arnulf war so müde, daß er die Augen kaum mehr aufhalten konnte und endlich fand auch er einen Vorwand sich zu drücken.

Schnell hin zum Buffet. Aber wie sah's da aus. Seine Hoffnungen, nun zum Essen zu gelangen, gingen schmählich in die Brüche. Bandalen konnten nicht schlummer gehaust haben als die Ballgäste. Aber zu ändern war nun nichts mehr. Die Damen mußten wohl schon zur Ruhe gegangen sein. Ein Diener war vorerst nicht zu sehen. Na, dann wird er sich eben hungrig zu Bett legen.

„Wo ist sein Bett? Er kann doch in dem fremden Hause nicht erst auf die Suche gehen. Und doch mußte er es wohl, denn ebensovienig mochte er ins Rauchzimmer zurückkehren, und den Hausherrn in seinen Kriegsgeheimnissen hören. Mit wahrer Todesverachtung also los. Nein, so kam er nicht an's Ziel. Denn die Treppe führte wohl in den Hausflur. Er wird den Korridor entlang gehen und dort irgendwo sein Heil versuchen.“

Ah, da hat er das Geländer einer Treppe erwischt. Und hinten schimmerte ja auch noch ein Licht durch eine Thüre. Jetzt steht er vor derselben. Es klingt etwas heraus, wie Tellergerassel. Leise klopf er. Gleich darauf tönt eine weibliche Stimme: „Herein.“

Und im nächsten Augenblick steht Herr Arnulf von Stetten in der Küche und starrt das junge hübsche Mädel an, das da, die Kermel hochaufgetrempelt, noch herum hantiert und das ihn ebenso erstaunt anblickt. „Sie verzeihen, Fräulein.“ — er ist schnell Herr der Situation — „ich bin Gast des Hauses, leider aber so vernachlässigt worden im Trubel des Abends, daß ich nicht weiß, wo ich mein Haupt zur Ruhe betten soll, noch, wo ich etwas finde, um es meinem kochenden Magen zum Stillstehen einzubereiten.“

„Ach Gott, Sie Armerster,“ entfuhr es da dem Mädchen. „Ich habe wohl die Ehre, den Herrn Leutnant von Stetten vor mir zu sehen. Nicht? Und da vergißt man das Nötigste?“

„Ja leider,“ bestätigte Arnulf mit solch komischem Gesichtsausdruck, daß sie unwillkürlich lachen mußte.

„Dem wollen wir bald abgeholfen haben. Zwar Warmes hab' ich nicht mehr. Soll ich's dem Herrn Leutnant auf sein Zimmer bringen?“

„Nein, ist gar nicht nötig. Beur's Ihnen keine Umstände macht, sehe ich mich hierher.“

„Umstände? Mir? Ich bitte Sie.“

„Dann brauche ich wenigstens auch Ihre angenehme Gesellschaft nicht zu entbehren.“

„Wie vielen Damen haben Sie schon Ähnliches gesagt?“ neckte sie übermütig. „Keiner so aufrichtig, wie Ihnen. Aber das soll mir schmecken. Haben Sie vielleicht noch irgendwo eine vergessene Tasse Kaffee stehen? Wein und Sekt und dergleichen habe ich ja oben genug getrunken.“

„Auch das sollen Sie gleich haben.“ Das schmeckte ihm wie fast nie in seinem Leben. Und wie hübsch das Dienstmädchen plaudern konnte. Zum Heiter, weshalb haben die Rothdorfs keine Töchter, die dieser gleich. Da hätte er sofort angeknipst.

„Und nun können Sie sich ganz besonders um mich verdient machen, wenn Sie mir den Weg zu meinem Schlafgemach weisen würden.“

„Drei Treppen hoch, dann die zweite Thüre links.“

„Danke sehr. Und haben Sie vielen Dank, Fräulein. Sie haben einen Menschen vor dem Verhungern bewahrt. Das soll Ihnen hoch angerechnet werden.“

Dabei drückte er ihr ein Fünfmarsstück in die Hand und verschwand, ehe das Mädchen noch etwas sagen konnte. Wieder hatte sich Arnulf im Dunkeln auf den Weg gemacht. Wenn er nur jetzt sein Zimmer findet. Vier Treppen ist er nun doch wohl emporgestiegen. Wie sagte sie: Die zweite Thüre links. Er zündete nun schon mindestens das zwanzigste Streichhölzchen an. So, endlich auch das. Da muß das Zimmer sein. Richtig, die Thüre ist auf, da sieht ein frisches Bett. Na, daß man hier so große Bettvorhänge hat. Doch das sieht ihn nun nicht weiters an, auch das nicht, daß die Einrichtung etwas sehr einfach ist. Schnell hat er Mantel, Hut und Säbel an den Klei-

berhaken gehängt. Dann liegt er auch schon in den Kleidern auf dem Lager. Er war zu müde sich zu entwickeln. Er schläft.

Das war 4 Uhr morgens. Nun ist es allmählich fünf geworden. Da öffnet sich wieder die Thür und herein kommt das Dienstmädchen. Die Kerze brennt noch? Und da hängt auch eine Leutnantsmütze und daneben Säbel und Mantel?

„Ja, der arme Mensch scheint nett umher gewandert zu sein. Und etwas viel getrunken scheint er auch zu haben, daß er hier seine Sachen hingängt. Ihn, wie unsern wohl so 'ne Mühe sieht. Und so ein Säbel. Schon hatte sie danach gegriffen und sie auf ihren Vordertopf gesetzt, dann den Säbel umgeschmalt und nun betrachtet sie sich lächelnd im Spiegel.“

Doch da, was ist das? Da hat sich etwas bewegt. Da, der Bettvorhang. Hilfe nun taucht eine Hand hervor — ihr zittern die Kniee, sie vermag kein Wort hervorzubringen. Nur stieren Blicks schaut sie auf den Bettvorhang, hinter dem es heraustritt:

„Ist da jemand? Frey, bist Du's —“

Und da, wirklich, da steht der Leutnant vor ihr. Fast dieselbe Situation wie vorhin in der Küche. Noch etwas drastischer nur.

Aber nun empört sich alles in ihr. „Hui, Herr Leutnant. Sie kommen hierher, um sich mit einer Tochter des Hauses zu verloben und dann stellen Sie mir nach, schließlich sich sogar in mein Zimmer. Seit wann —“

„Ich bitte, Fräulein, denken Sie nichts Schlechtes von mir.“ Und bittend streckte er beide Hände aus. „Sie dürfen mir ja gar nicht zürnen. Ich scheine mich ja nach alledem verlaufen zu haben.“

„Eine gute Andree ist drei Bagen wert.“ Was? „Aha“ — und ein Leuchten ging über sein Gesicht. — „Sie scherzen wieder. Sehen Sie, Sie können mir gar nicht böse sein. Und so sehen Sie zu reizend aus. Schade, daß wir kein weibliches Militair haben.“

Nun wurde sie ganz verlegen. Roterot wurde ihr Gesichtchen. Schnell hatte sie Mühe und Säbel wieder abgelegt.

„Verzeihen Sie, Herr Leutnant, ein kindischer Scherz. Bitte erzählen Sie mir meiner Tante —“

Halt, da hatte sie eine Dummheit begangen. Und er hatte das Wort wohl gehört.

Ihrer Tante? Ich bitte Sie Fräulein. Wie soll ich mich in dem Labyrinth zurecht finden? Ich finde Sie in der Küche bei der Arbeit, dann hier in der einfachen Dienstkammer, dann jetzt sehe ich, daß dies nur eine Dienstkammer ist, und dann nennen Sie Frau von Rothdorf Ihre Tante? Denn die meinen Sie doch damit.“

Sie senkte beschämt das Köpfchen. „Bitte, Herr Leutnant, ich will Sie lieber zu Ihrem Zimmer führen.“

„Rein, nun lasse ich Sie nicht mehr los. Oder soll ich's Ihrer Tante erzählen?“

„Rein, nein,“ entfuhr es ihr ängstlich. „Dann giebt's wieder Schelte.“

Auch das noch. Die Sache wird ja immer besser.“

„Na denn, Sie Duldgeist. Meine Geschichte ist schnell erzählt. Eine Schwester Frau von Rothdorfs heiratete aus Liebe den Baron von Tremtau, der leider so arm wurde, daß meine Mutter nach seinem Tode nichts ihr eigen nennen konnte. Solange er lebte, ging's ja noch an. Aber ein guter Wirtschaftler war er eben nicht. Und so bin ich froh, hier eine Unterkunft gefunden zu haben, nachdem auch meine Mutter meinem Vater folgte.“

Diese Leidensgeschichte. Die paar trockenen Worte stimmten Arnulf ordentlich weich.

„Armes Mädchen,“ sagte er innig. „Vergeben Sie, daß ich Sie solch bittere Erinnerungen auffrischen ließ. Aber das soll anders werden, das wird anders mit Ihnen.“

Doch wieder fiel sie ihm ängstlich ins Wort.

„Rein, nein, ich bitte Sie. Lassen Sie es wie es ist. Ich möchte es doch in der einen oder der anderen Weise wieder entgelten. Ich bin halt das Mädchenbrödel. Es soll so sein.“

Ein tiefer Seufzer. Dann, als werfe sie alle trübenden Gedanken über Bord, griff sie plötzlich zum Leuchter.

„Nun aber will ich doch Ihnen Ihr Zimmer zeigen.“

„Ich bitte Sie, bemühen Sie sich nicht. Und das Geldstück nehmen Sie mir nicht übel. Hätte ich gehaut. Dann — doch wo ist mein Zimmer. Bin ich zu hoch oder zu tief gestiegen?“

„Eine Treppe zu hoch.“

„Aha. Dann gute Nacht, liebes Fräulein. Verzeihen Sie die Störung. Und schlafen Sie wohl.“

Die Thür schloß sich hinter ihm.

„Der ist viel zu gut für eine von unseren Fräuleins.“

So dachte das Mädchen, als es daran ging, ihr Lager frisch aufzukäufeln. —

Was ist denn nun schon das wieder? Da klirrt es ja, wie zerbrochene Scheiben. Schnell hat sie die Kerze gefaßt und eilt zur Treppe. Ach Gott, da unten steht Arnulf, der im Dunkeln gegen einen Korridorpiegel gelaufen ist und nun bei Licht ganz verblüht die Trümmer betrachtet.

„Weshalb sollte ich Ihnen auch den Weg nicht zeigen?“ ruft sie.

Aber der Leutnant lachte nur hellauf.

„Ich soll nicht zur Ruhe kommen und Sie anzusehen auch nicht. Wissen Sie was, Fräulein? Da plaudern wir lieber zusammen, das ist weniger gefährlich.“

„Reinen Sie?“ scholl es zurück, während er schon die Treppe hinaufstieg.

„Natürlich. So 'ne Scheibe kostet wohl viel Geld?“

„Riesig.“

„Na, die Gläser wollen auch leben.“

Und sie plauderten wirklich zusammen. Es war ja doch schon mittlerweile 6 Uhr geworden. Also verlobte sich das Zubettegehen kaum mehr. Und wie sie sich beide unterhielten. Ihr Wesen gefiel ihm immer mehr und mehr und da, schließlich war es heraus, da hatte er sie gefragt, ob sie sein Weibchen werden wolle. So ein junges, frisches Blut könne er gerade gebrauchen und schließlich hätte ihn seine Mutter auch hierher geschickt, um sich zu verloben. Lange Worte machte er auch nicht. Dafür sei er Soldat. Und gefallen habe sie ihm sofort.

Sie sagte kein Wort darauf. Aber er verstand sie.

„Du willst,“ jubelte er. „Hurrah, Du willst.“

„Ich bitte Dich, schreie nicht so. Man möchte aufwachen.“

„Mag meinewegen das ganze Haus aufwachen. Wenn ein Leutnant lustig ist, ruft er: Hurrah.“

Und abermals und nochmals rief er es mit einer Stimme, daß die Fenster zitterten.

„Ich höre Schritte,“ flüsterte sie ihm erschreckend zu. „Du hast wirklich Jemanden aufgeweckt.“

Und richtig, da kam Frau von Rothdorf, die sich im ersten Schrecken schnell ein Korriegengewand übergeworfen hatte. Ihr Blick drohte Unheil, als sie die beiden sah. — Das Bild?!

„Herr Leutnant, darf ich —“ begann sie.

„Jawohl,“ fiel er lustig ein. „Sie dürfen, gnädige Frau. Hier —“ und dabei schob er das Mädchen etwas vor. — „Fräulein — Herrsch, nun kenne ich Deinen Vornamen noch nicht einmal.“

„Albertine,“ hauchte sie nur noch.

„Albertine. Entzückender Name, aber zu lang. Sagen wir Tini. Also hier: Tini von Tremtau, Arnulf von Steiten empfehlen sich als Verlobte.“

Und Frau von Rothdorf war eine Dame von Welt. Sie lächelte süßsauer und sagte nur:

„Ich gratuliere.“

Anerkennung.

Die Doktorin. K.: „Meine Tochter studirt — in einem Jahre hat sie ihren „Doktor!“ — K.: „Meine Tochter studirt nicht, aber ihren Doktor hat sie schon lange!“

Ma heiligen b. K.: „Betrachte die einmal jene Hochschülerin, wie die furchtbar geschminkt ist!“ — B.: „Gehört halt wahrscheinlich einer farbetrugenden Verbindung an!“

Schönung. Wirt (zum Kellner): „Wissen Sie nicht, ob der Herr aus Nummer vierzehn noch längere Zeit da bleibt?“ — „Gewiß! Er hat noch ein zweites Hemd mit!“

Ganz einfach. Bauerndrau (zu ihrer Tochter, die sich eben anständig, Kunstbräuer in die Stadt zu Markt zu tragen): „Mare! Thna a paar Kilogramm ein, daß b' Leut' seh'n, es is a echte Landbutter!“

Ein Wunderknahe. Ehefrau: „Denken Sie sich, unser Kleiner konnte schon mit zwei Jahren seines Vaters Titel: „Militärrentendanturdiätar“ aussprechen!“

Rätsel.

Ich rede nicht und bin doch nicht stumm,
Ich denke nicht und habe doch Gedanken;
Ich vergeße nichts und habe kein Gedächtnis,
Ich rede immer und laß' nicht mit mir reden;
Ich höre nicht und der, zu dem ich rede, braucht nicht zu hören,
Und dennoch red' ich nur, wenn man mich hört.

Silberrätsel.

„a, auf, berg, der, dach, sen, ju, li, ne, now, ren, ros, son, ter, tha, wie.“ — Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben den Vor- und Nachnamen eines berühmten Dichters. — Die sechs zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. Einen Dichter. 2. Einen weiblichen Vornamen. 3. Eine Stadt in Rußland. 4. Einen Dichter der Neuzeit. 5. Eine Dichterin. 6. Einen Ort in Galizien.

Logogriff.

Mit G wird es geladen,
Mit H bringt es oft Schaden,
Mit M schwimmt's auf dem Meer
Mit L, nun da ist's schwer.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Silberrätsel: Jonathan, Chantai, Hyäne, Andreas, Kornu, Chemisch, Koralle, Edward, Jakobine, Richard, Adam, Humboldt, Edgard, Ich habe keine Zeit müde zu sein.

Logogriff: Rechte.

Unterhaltungsaufgabe: Schulze muß dafür sorgen, daß nach seinem ersten oder zweiten Griff 9 nach seinem dritten Griff 5 Streichhölzer zurück sind.

Sirchskalender.

(Fortsetzung).

Montag, 20. August. Maria-Simmelfahrt: 40 stünd. Gebet. Die hl. Messen sind Montag und Dienstag 6, 1/8, 9 (Hochamt) und 11 Uhr. Abends 6 Uhr Komplet.

Dienstag, 21. August, Franziska von Chantal † 1641. St. Andreas: 13 stünd. Gebet. Auslegung des hochwürdigsten Gutes morgens 6 Uhr, 9 Uhr feierl. Hochamt, 10 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags von 2-3 Uhr feierliche Bestände der Sobalstä.

Mittwoch, 22. August, Thimotheus † 311. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr feierl. Ectenamt für die Verstorbenen der Sobalstä. Maria-Simmelfahrt: Mittwoch, Donnerstag und Freitag abends 1/8 Uhr Predigt und Anbacht. Carmelitesen-Kloster: Erster Josephs Mittwoch. Nachmittags 4 Uhr Predigt und Bestandacht.

Donnerstag, 23. August, Rochus † 112. Freitag, 24. August, Bartholomäus † 70. St. Andreas: Abends 1/8 Uhr Sühne-Anbacht.

Samstag, 25. August, Ludwig † 1270. St. Lambertus: Morgens 1/8 Uhr Segensmesse. Ursulinen-Kloster: Nachmittags 6 Uhr Segens-Anbacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Straß,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatts“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 23-37. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen; und hören, was ihr höret und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gelehrter trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was steht geschrieben im Geseze? Wie liestest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; thu das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort, und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte er sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog; und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritaner aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Öl und Wein hinein; dann hob er ihn auf sein Lasttier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare herans und gab sie dem Wirte und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien schenkt dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm gethan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und thue desgleichen!“



Kirchenkalender.

Sonntag, 26. August, 12. Sonntag nach Pfingsten.
Samuel. Evangelium Lukas 10, 23-37. Epistel 2. Korinther 3, 4-9. • St. Lambertus: Feiertag des 13 stündigen Gebetes zu Ehren des hl. Rochus, morgens bei der ersten hl. Messe Aussegnung des allerheiligsten Sakramentes. Betstunden sind: mittags von 12-1 Uhr für die Schulkinder. 1-2 die Jünglings-Kongregation. 2-3 die Bruderschaften vom hl. Rosenkranz und vom allerbh. Altarsakrament. 3-4 die mar. Jungfrauen-Kongregation. 4-5 Uhr Verein der christl. Familie zu Ehren der hl. Familie von Nazareth. 5-6 Rosenkranz-Andacht und zum Schluß Komplet und Te Deum. • Maria-Simmelfahrt: Nachmittags 5 Uhr feierliche Aufnahme in die marianische Kongregation für Jungfrauen und Jünglinge. • Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Bestattung des hl. Ordens für die Verstorbenen. • Carmeliter-Kloster: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 1/9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt zu Ehren des hl. Augustinus, darnach Festandacht.
Montag, 27. August, Gebhard † 906. • St. Lambertus: Morgens 1/4 Uhr Pilgermesse für die Revellier-Bürger. 5 1/2 Uhr Auszug der Prozession.
Dienstag, 28. August, Augustinus † 430. • Ursullinen-Kloster: Hochamt 8 Uhr. Nachmittags 6 Uhr Andacht mit Segen. • Kloster vom armen Kinde Jesu: 6 1/2 Uhr die erste hl. Messe 8 Uhr Hochamt. Abends 6 1/2 Uhr Abendandacht.
(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Die Gottes- und die Nächstenliebe.

Nicht die Weltweisen und Weltklugen waren vom Herrn ausersehen, um zuerst die „große Botschaft“ vom Reiche Gottes zu verkünden, sondern die „Unmündigen“; schlichte, ungebildete Männer erhob er zu Seinen Aposteln, würdigte sie Seines besänftigen gnadenvollen Umganges und ließ sie auch zuerst einen Einblick thun in die geheimnisvollen Tiefen der Offenbarung.
Die göttliche Weisheit bedarf eben nicht der Weisheit der Welt, um ihre Ratsschlüsse und Absichten zu verwirklichen, sondern die Gnade Gottes reicht für sich allein hin, den Unmündigen das Verständnis der tiefsten Wahrheiten zu erschließen und die Kleinsten zu den höchsten Thaten und Erfolgen zu befähigen, — während hierzu die höchste Gelehrsamkeit und die erhabenste Größe der Welt (für sich allein) nicht hinreichend ist. Kein geschaffener Geist, und wäre er auch noch so gebildet und entwickelt, bringt in das Wesen der Gottheit ein und vermag die Absichten Gottes zu erkennen, — nur jenen wird diese Erkenntnis aufgehen, denen der Sohn des ewigen Vaters sie offenbaren will.
Und dieser Sohn Gottes, lieber Jesu, steht heute vor den Jüngern als der wahre Messias und Heiland, nach dem die Patriarchen sich gesehnt, den die Propheten verkündet, den ganz Israel seufzend erwartet hatte; darum darf er wohl sagen: „Selig die Augen, welche sehen, was ihr sehet! Denn Ich sage euch: viele Propheten und Könige verlangten zu sehen, was ihr

sehet, und sahen es nicht, und zu hören, was ihr höret, und hörten es nicht!“
Der nun auftretende Gelehrte stellt eine hochwichtige Frage — nach der Grundbedingung des ewigen Heiles — an den Herrn, aber nicht etwa um sich von dem „Meister“ belehren zu lassen, sondern vielmehr in der Absicht, ihn zu versuchen. Ihn in Worten zu fangen. Diese Frage beschäftigte nämlich damals die Theologen Israels in hohem Grade, und je nach der Art der Lösung schieden die Gelehrten sich in mehrere Schulen oder Parteien. Die Antwort sollte jedenfalls den Propheten von Nazareth mit einer oder mehreren dieser Schulen in Widerpruch bringen; — allein der Herr, lieber Jesu, behandelt diesen Versucher wie alle, die ihn versuchen wollten: Er giebt ihm nicht wie denen, die ihn in guter Absicht fragten, eine einfache, klare Antwort, sondern legt ihm eine Gegenfrage vor und nötigt ihn, sich die Antwort auf seine Frage selbst zu geben: „Was steht im Geseze geschrieben? wie liestest Du?“
Der Fragende war ein Lehrer des Gesezes, und als solcher mußte er doch genau wissen, was das Gesez von denen fordert, die das Erbe der Verheißung Gottes gewinnen wollen. Der Gesezeslehrer gab denn auch eine würdlich dem Geseze (5. Moses 6, 5 u. 3, 19, 18) entlehnte Antwort: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus deiner ganzen Kraft und aus deinem ganzen Ge-

müte, und deinen Nächsten wie dich selbst.

Der Herr hatte schon in der Bergpredigt, also beim Beginn seiner öffentlichen Lehrtätigkeit (Matth. 5.) erklärt, daß Er nicht gekommen sei, um das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern vielmehr um sie zu erfüllen. Ebenso hat Er erklärt, daß diese beiden Gebote der Gottes- und Nächstenliebe den Inhalt des ganzen Gesetzes bilden (Matth. 22.) — so konnte Er also auch mit der Antwort des Gesetzeslehrers vollkommen zufrieden sein und ihm sagen: „Du hast recht geantwortet; thue das, und du wirst leben!“

Jeder aus uns, lieber Leser, würde wohl auf die Frage, ob er Gott liebe, ohne sich zu besinnen, eine bestehende Antwort geben, und wohl jeder Christ würde es ungerne aufrechnen, wenn man ihm sagen wollte, daß er seinen Gott nicht liebe. Ja, wir beten oft und oft die göttlichen Tugenden und sagen dann, daß wir Gott „über Alles“ lieben, — aber wer darf sich getrauen zu sagen, daß er das Gebot der Liebe Gottes so erfülle, wie es geschehen müßte? Gott verlangt unser ganzes Herz und begnügt sich nicht mit einer teilweisen Hineineigung des Gemütes zu Ihm. Unsere Liebe muß so stark sein, wie der hl. Hieronymus sagt, daß sie keiner Verführung weiche, daß wir bereit sind, alles für Gott zu thun und zu leiden und uns von allem zu enthalten, was Ihm mißfällt. Das erfordert fortgesetzte Übung, vor allem aber, wie der hl. Vincenz von Paul sagt, daß wir Gott immer vor Augen haben.

Jeher Gesetzeslehrer nun, lieber Leser, scheint sich beschränkt gefühlt zu haben ob des Mißlingens seiner beabsichtigten Verführung; er will sich rechtfertigen, d. h. den Verdacht von sich abwenden, als habe er in unedler Absicht die Frage an den „Meister“ gerichtet. So richtet er denn die neue Frage an den Herrn: „Wer ist denn mein Nächster?“ — eine Frage, deren Beantwortung selbst unsern jüngeren Schülern sehr geläufig ist, die aber den jüdischen Lehrern des Gesetzes nichts weniger als klar war, vielmehr — trotz ihrer fundamentalen Wichtigkeit — sehr verschieden aufgefaßt wurde. Aber auch auf diese Frage giebt der Herr dem Verfrager keine direkte, künzliche Antwort, sondern nötigt ihn, selbst die Antwort zu suchen aus der schönen Parabel vom barmherzigen Samaritanen.

Abgesehen von dem nächsten Zwecke, nämlich den Gesetzeslehrer zur Erkenntnis zu führen, belehrt die Gleichnißrede auch uns über das Gebot der Nächstenliebe. Der Barmherzige war ein Samaritanen, der also dem verunglückten Juden als Fremder, ja, als Feind gegenüberstand, da bekanntlich zwischen Juden und Samaritanen ein sehr gespanntes Verhältnis bestand. So ist denn dieser Fremde Barmherzigkeit an einem Feinde, während die Stammes- und Religionsgenossen teilnahmslos an demselben vorübergegangen waren: er beschämte den jüdischen Priester und den Leviten. — Sehr deutlich wird aber auch uns gezeigt, daß die Nächstenliebe ohne Rücksicht auf persönliche Freundschaft, ohne Rücksicht auf Geschlechts-, Volks- und Religionsgenossenschaft an jedem Menschen geübt werden müsse. Fürwahr, eine sehr wichtige Lehre unserer hl. Religion, auf die man sich gerade in unseren Tagen mehr besinnen sollte, als es leider geschieht.

Zeigt die Parabel so einerseits die Pflicht der Nächstenliebe in ihrer Allgemeinheit, so lehrt sie uns andererseits mit allem Nachdruck, daß die Nächstenliebe sich nicht auf trübsalvolle Worte und Gefühlsäußerungen beschränken dürfe, sondern im Werke, durch die That, sich erweisen müsse. Der Samaritaner war nicht nur „von Mitleid gerührt“ und äußerte dieses Mitleid in teilnehmenden Worten, sondern er legte sogleich Hand an, um dem Schwerverwundeten Hilfe und Bindung zu verschaffen. So ist also hier durch ein Beispiel eingeschärft, was der hl. Johan-

nes uns mit den Worten vorhält: „Meine Kindlein, laßt uns lieben nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern in der That und in Wahrheit“ (1. Joh. 3.). Nur wenn das Mitleid zur wirklichen Hilfeleistung antreibt, ist die befandene Liebe eine wahre christliche Nächstenliebe.

Perrien und der Schah.

Von Herbert v. Siller-Sternberg.

Pünktlich wie im Frühjahr die Schwalben hat sich auch zur diesjährigen Jahrhundertausstellung an der Seine der Schah von Perrien, Ruzaffer-Eddin, eingestellt. Der Gebieter des Landes, von welchem aus vor mehr als 2000 Jahren die ruhmreiche Dynastie der Achämeniden den Völkern von Vorder- und Mittelasien bis an die Schwelle Europas ihre Gesetze vorschrieb, folgt damit nur der Tradition seines Vorgängers Rasr-Eddins, der, abgesehen von seinem ersten Besuche in Europa im Jahre 1873, jedesmal dem Occident seine Visite abstatete, wenn es den Franzosen gefiel, die anderen Völker und ihre Fürsten zum großen Jahrmarkt nach ihrer villa lumbosa zu entbieten. Auch diesmal that der Schah unseren gallischen Nachbarn den Gefallen, als Respektstück für ihre Ausstellung zu dienen, die sich nicht gerade mit einem zahlreichen Besuch wirklicher, wachsender Monarchen würdigen können. Ruzaffer-Eddin hat nun zwar für und durch seine Person nicht das gleiche Aufsehen erregt wie sein von fanatischen Sektirern hingemordeter Vater, als er zum Entsetzen einiger höherer und niederen Bedienten auf den Spiegelblauen Parquetts des Kaiserpalastes an der Spree die für die Mahlzeit der persischen Majestäten bestimmten Hammel höchst eigenhändig von der Last ihres schafköpfigen Erdbodens befreite; denn auch im Palaste zu Teheran ist die Uhre der Zeitgeschichte nicht ganz stehen geblieben, wenn gleich der Pendel sich derselben dort viel langsamer schwingt als anderswo; indeß das heutige Perrien, welches seit Jahrhunderten den Dornröschenschlaf schlummerte und dabei langsam, aber unaufhaltsam von der stolzen Höhe vergangener Jahrtausende herabgeglitten ist, steht heute im Mittelpunkt des politischen Tagesinteresses. Es ist der Puffer geworden zwischen jenen beiden Staatskolossen, die so oft mit Härte und Walfisch verlickt werden und welche endlich einmal doch auf dem Festlande und zwar gerade auf den hochgehenden Franz zum entscheidenden Ringen um die Herrschaft über Asien an einander geraten werden. Genügt schon dies allein, das allgemeine Interesse auf den orientalischen Herrscher, der jetzt zum ersten Male in Europa weilte, und auf sein Land hinzulenken, so kommt für uns Deutsche noch ein zweites Moment hinzu, daß gerade Deutschland an der Entwicklung der Dinge in Perrien ein besonders lebhaftes Interesse hat, seit dem der deutsche Bahnbau von Konstantinopel nach dem persischen Reerbusen einer für uns hoffentlich sehr erprießlichen Entwicklung des deutschen Handels nach jenen fernen Ländern die Wege zu öffnen, berufen zu sein scheint.

Als Rasr-Eddin am 1. Mai 1806 sein Leben durch den menschenmörderischen Mordanschlag eines Witzliebdes der nihilistischen Babis aushauchte, bestieg von seinen 6 Söhnen der am 25. März 1853 geborene Ruzaffer-Eddin den Thron als ein Mann, der zwar durchaus nicht mehr jung an Jahren, aber so weltkundig und autoritätslos war, daß man allgemein die Ansicht hegte, er werde seinen Thron in blutigem Kampfe gegen eine große Anzahl Prätendenten verteidigen müssen, wie es in der Geschichte Perriens schon oft der Fall gewesen war. Zum großen Erstaunen aller politischen Propheten erfolgte nichts dergleichen. Um so schlimmer aber sah es auf dem Gebiete der auswärtigen Politik aus; Ruzaffer hatte als Prinz wiederholt um die

Erlaubnis zu einer europäischen Reise nach gesucht, dieselbe jedoch von seinem mißtrauischen Vater, der davon unbedequate moderne Regungen in seiner Umgebung und Verwandtschaft befürchtete, nicht erhalten können. So führte er denn ein thatenloses Bräutigamsleben in Täbris, der zweiten Residenz des Landes, wo man ihn gefesseltlich von allen Regierungsgeheimnissen fern hielt, und wo er von europäischen Dingen nur das aus Büchern zu schöpfende und das wenige thatächliche kennen lernte, was die zumeist österreichischen Instruktoren in den letzten 20 Jahren auf den Gebieten der Verkehrsanstalten (Posten, Telegraphen) und des Militärwesens geschaffen hatten.

Die Prinzipien, nach denen Ruzaffer-Eddin das Reich der Sonne regiert, sind daher die des ausgeprochensten orientalischen Despotismus; und in diesem Sinne handelte der neue Schah auch, als er bald nach seinem Regierungsantritt die Ratgeber seines Vaters, die sich mit Staatsgeheimnissen schon einigermaßen die Taschen gefüllt hatten, entließ und sich mit neuen Leuten, seinen Günstlingen aus der Zeit in Täbris umgab, die natürlich die Gelegenheit, sich auf allgemeine Unkosten zu bereichern, mit Begier ergriffen. Von einem anderen Teile der Beamtenposten ist das letztere ohnehin Regel, weil sie alljährlich neuere werden und in diesem Lande, wo das Geschick eines jeden höchst unsicher ist, die kurze Spanne eines Jahres, während dessen man für die Zukunft der Familie sorgen kann, gründlich ausgenutzt werden muß.

Der europäische Reisende, welcher von Süden oder Südwesten nach Teheran kommt, empfangt den Eindruck eines prächtigen Landschaftsbildes. Weit ausgedehnt auf der Hochebene, auf der es im Winter ebenso untrüglich kalt wie im Sommer heiß ist, liegt die Stadt, welche erst seit 120 Jahren Residenz ist und mit einer Raumberhöhung gebaut ist, als ob es gälte statt der thatächlich vorhandenen 200 000 Einwohner deren eine Million zu beherbergen. Hinter dem grauen Häusermeer aber erhebt sich der Gebirgswald des Elburz, dessen etwa 4000 Meter hohe Kämme von dem stolzen, in ewigen Schnee gehüllten Demawend überragt werden. Beim Näherkommen ist man aber doch arg enttäuscht, denn Teheran leidet unter einem bemerkenswerten Mangel an monumentalen öffentlichen Gebäuden; keine Moscheen mit hochragenden Minaretten und schlanke Minaretten zieren das Stadtbild, und auch die Industrie vertritt sich in die Winkel der Häuser. Um das ganze aber zieht sich ein nur teilweise mit Mauerwerk versehener Lehmwall mit davorliegendem tiefen Graben, die Fackel einer Befestigung, in welcher die Eingeborenen nichts desto weniger eine Garantie für die Uneinnehmbarkeit ihrer Stadt erblicken. So unansehnlich und schmüggig die Häuser von Außen sich repräsentieren, so behaglich ist deren Anblick von Innen. Jeder etwas Wohlhabendere mag in dem mit einem Säulengange geschmückten Hofe Springbrunnen und Wasserbecken nicht entbehren und selbst die Armen schmücken ihre Höfe mit Ziersträuchern und Blumenanlagen und schaffen sich lauschige Ruheplätze, wo sie, geschützt vor dem Straßenlärm die Stunden der Erholung verbringen. Hervorragende Baulichkeiten sind dagegen die einen ganzen Stadtteil einnehmenden Bazare, in deren prächtigen, stolzen und reich ornamentierten Hallen der Europäer auch immer noch um ein erträgliches Geld wirklich schöne Dinge, namentlich Waffen, Seidenstoffe und Teppiche kaufen kann, wenn er Geduld hat, mit dem Händler halbstundenlang auf das hartnäckigste zu feilschen.

Die Paläste des Schahs liegen in der Citadelle in großen schattigen Parks, zwischen deren Bäumen sich Harems und Kioske verbergen. Sie sind in ihrem Aussehen stark vernachlässigt und entsprechen auch im Inneren nicht überall den hochgekauften Erwartun-

gen. In einzelnen Zellen freilich entfaltet sich die orientalische Pracht in ihrer ganzen berückelnden Schönheit und dieses gilt namentlich von dem großen Spiegelsaal im Hauptschloß, welcher an Glanz innerhalb der Grenzen der mohamedanischen Welt kaum irgendwo übertroffen werden dürfte. Um die Citadelle und in den beiden großen Boulevards, welche nach dem Europäer Viertel „Schehran“ führen, giebt es sogar Straßenlaternen und auch eine etwa 12 Kilometer lange Bahn ist vorhanden, welche nach einem berühmten Wallfahrtsorte führt.

Alles in allem ist Teheran immerhin noch bedeutend reputirlicher als alle anderen, fast in Trümmern liegenden größeren Städte Persiens, und mit Recht erfüllt es das Herz des europäischen Reisenden, wenn er sieht, welche Herrlichkeiten hier in den früheren Kriegen mit bestialischer Wut vernichtet wurden. Namentlich gilt dies von Isfahan, das bis 1722 die Hauptstadt war, aber im genannten Jahre von den Afghanen eingenommen wurde, welche dreiviertel der Bevölkerung in der grausamen Weise hingerichteten. Wir können hier die treffenden Worte eines der besten Orientkenner, unseres Landmanns Brügich anführen, welcher sich folgendermaßen äußert: „Auch Isfahan, das vielgeprüfte bietet dem Kommenden das Bild der Verödung dar. Statt der erwarteten Herrlichkeiten tritt dem Auge eine menschenleere Einöde entgegen, auf der zerfallene und versunkene Häuser, Paläste und Moscheen nur noch durch die Lage ihrer Trümmer die ehemalige Abgrenzung der Straßen der alten Königsstadt angeben. Die Epitaphbüden der alten Stadtthore hängen und schweben zwischen den zerfressenen Steinmauern, die glasierten Ziegel sind größtenteils verschwunden, wie denn auch die wenigen noch erhaltenen Stütze nur sprechende Zeugen der barbarischen Vernichtung sind, der die Stadt während ihrer wechselvollen Schicksale preisgegeben war.“ Gegen das Centrum zu ändert sich das Bild. „Inmitten der Stadt zeigen sich schon aus der Ferne jene paradiesischen Königsgärten, die mit ihren wundervollen Bauten für sich allein eine Reise nach Isfahan in vollem Maße verdienen. Ein herrliches Portal bildet den Haupteingang zu dem Quartier der Königsstadt. Wunder schöne Ornamente und Arabesken stimmen auf dem aqurblauen Hintergrund der glasierten Ziegel. Besonders ein Aufschloß aus der Zeit der Safiden ist ein Juwel der Baukunst. Es heißt das „Nachtigallenschloß des Paradieses“ und bietet dem erstaunten Blick eine fortwährende Augenweide. Mosaiken von unerhörter Pracht, Wasserbecken mit Springbrunnen aus edlem Jaspis, vergoldete Geländer, Fensterrahmen aus Silber mit Scheiben aus buntfarbigem Glase und dazu Malereien, zu denen eine glühende Phantasie ihre Vorbilder aus dem intimen Haremleben der Länder von „Tausend und eine Nacht“ geschöpft hat, das ist das Kaleidoskop, dessen wechselvolle Bilder sich hier vor dem erstaunten Auge abrollen.“

Draußen auf dem Lande aber stehen die kläglichen Lehmhütten an Straßen, die diesen Namen nicht verdienen und nichts anderes sind, als ausgetretene Pfade und ausgefahrene Geleise. Daß in einem Lande, wo stellenweise ein volles halbes Jahr kein Tropfen Regen fällt, weite Bezirke völlige Wüsten sind, ist begreiflich. Immerhin könnte Persien, welches jetzt etwa 9 Millionen Einwohner zählt, gut die dreifache Anzahl Menschen ernähren, wenn man sich die Mühe gäbe, alles zu bewässern, was dessen fähig ist. Wer aber sein Geld auf Meliorationen aufwendet, lenkt, sobald er die Früchte seines Fleißes zu ernten beginnt, dadurch die Aufmerksamkeit des nichtswürdigen, räuberischen Beamtentums auf sich, welches schon irgend einen Grund findet, ihn bis aufs Hemd auszuplündern. Jeder, der etwas besitzt, beißt sich daher auch, sein Eigentum in leichtzuberwerbenden Post-

barkeiten anzulegen, und der Schah macht es ganz ebenso, wenn er, dem Beispiel seiner Vorgänger folgend, Schätze aufstapelt, wie sie in dieser Reichthalthaltigkeit kein europäischer Souverän besitzt.

Handel und Industrie liegen dabei natürlich darnieder und die gebildeten Perser sehen längst selber ein, daß eine Wendung zum Besseren nur von außen kommen kann. Erläßt die Regierung wirklich einmal eine Verordnung, die auf Reformen abzielt, so wird sie von den unteren Organen ganz sicher nicht ausgeführt, und selbst ein reformatorisches Genie auf diesem Throne müßte mit seinen wohlwollendsten Bemühungen wegen des Mangels an zuverlässigen Exekutivorganen scheitern, während Rußland auf dem Wege der friedlichen Eroberung einen Schritt nach dem anderen vorwärts thut.

Eines Tages wird der Schah, wenn ihm Gott so lange das Leben schenkt, als mediatisirter Fürst erwachen; über dem Lande der Sonne aber wird eine neue Sonne des Fortschrittes aufgehen, welche in diesem wie in vielen anderen orientalischen Ländern, die heute mit Unrecht als wertlos angesehen werden, reichliche Früchte zeitigen wird.

Dasheim.

Skizze von Franz Kurz-Elshcim.

Im eintönigen Dreiviertelstunde rollte der Eisenbahnzug in die Nacht hinein, hin und wieder tauchte ein Licht auf, der schattenhafte Lureich eines Hauses. — Ich sah allein in meinem Abteil, der nur spärlich durch eine Gasflamme erhellt wurde und so hatte ich, durch kein Geplauder irgend eines Mitreisenden gestört, Zeit und Gelegenheit genug, mich meinen Träumereien und Erinnerungen hinzugeben. Mein Freund Max hatte mir eine Einladung gesandt, einige Tage doch einmal bei ihm und seiner Frau zuzubringen und um so lieber war ich der Aufforderung gefolgt, als Max zu meinen Jugendfreunden zählte und ich ihn seit seiner Hochzeit nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte.

Die gemeinsam mit ihm verlebten Stunden stiegen wieder vor meinem Geiste empor, — die schöne Jugendzeit. Ich malte mir sein Heim in den trauernsten Farben aus. War doch Max von jeher eine hässlich angelegte Natur, dem es in seinen vier Wänden am wohlsten war und der auf die großen Vergnügungen niemals viel gab. Ein gewisser Geschmacksum, der ihm inne wohnte, befähigte ihn, sein Heim mit wenigen Mitteln recht gemüthlich anzufassen und so freute ich mich denn von Herzen, einige Tage aus dem Junggesellenleben herauszukommen und die Vorzüge eines wohligen Nestes genießen zu können.

Jetzt ein schrilles Pfeifen der Maschine, ein verlangsamtes Puffen und Hasten, mein Zug hielt und wenige Minuten später lag ich in den Armen meines Freundes und noch einige Minuten weiter brachte uns eine Droische nach seiner Behausung. Auch die Begrüßung seiner Frau war einfach und herzlich und doch merkte ich bald, daß zwischen den beiden nicht Alles so war, wie es hätte sein sollen. Wohl sah alles recht einladend aus, sein Weibchen, Emmy hieß sie mit Vornamen, war die Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit selbst und doch...

Etwas mußte vorhanden sein, was ein ungetrübtes Glück, wenn man von einem solchen in der Ehe sprechen kann, hinderte.

Max selbst gab mir bald Aufklärung, während wir hinter einem Glas Bier saßen und seine Frau in der Küche beschäftigt war und ich ihn fragte, wie ihm das Verheiratetsein denn eigentlich gefalle.

Er schaute zunächst nachdenklich den seinen Rauchwülkchen seiner Cigarre nach, bevor er endlich ein vielsagendes „hm, hm“ hören ließ, das ich mir ganz beliebig erklären konnte. Dann fuhr er jedoch fort:

„Ich kann nicht klagen, Emmy ist ein Engel,

der mich gern hat und der bestrebt ist, mir jede Unangenehmlichkeit aus dem Wege zu räumen. Nur einen Fehler hat sie.“

„Ain ja“, beilte ich mich einzufassen, „wir sind ja alle Menschen und jeder hat seinen Fehler. Ist sie pugsilchtig?“

„Das nicht.“

„Oder rechthaberisch?“

„Im Gegentheil. Daß das Raten lieber. Du weißt, daß ich schon früher allen Vergnügungen möglichst fern gestanden habe, daß ich stets von einem gemüthlichen Heim träumte, wo „er“ und „sie“ sich abends aufs Sopha setzten, sich ihre kleinen Leiden und Freuden erzählten und die Welt mit ihrem Hasten und Jagen eben die Welt sein ließen. Ich glaubte, Emmy könnte den Traum verwirklichen. Aber Du stellst Dir gar nicht vor, wie verzugungsfähig sie ist. Keinen Abend kann man in seinen eigenen Pfählen sein. Heute muß ich sie ins Theater führen, morgen in den Circus, übermorgen zu einer Vereinsfeierlichkeit. Das ist es, was mich quält. Und ich kann ihr auch nichts sagen.“

„Hat sie Dich am Ende gar unter dem Pantoffel?“

„Er sah mich groß an.“

„Du bist der alte Spötter geblieben. Aber Deine Annahme ist falsch. Ich habe sie eben zu lieb, um ihr die gewiß an und für sich harmlosen Vergnügungen nicht gewähren zu wollen. Und ich hab's ja auch eigentlich dazu.“

„hm, hm“. Diesmal sagte ich's.

„Du könntest“, meinte ich dann weiter, „ih vielleicht 'mal zu verstehen geben, wenn sie wohin gehen will, daß Du lieber hier bleibst. Oder nicht?“

„Ich sehe wohl, ich muß etwas weiter ansuchen. Es war noch vor unserer Hochzeit, ich hatte noch nichts davon gemerkt, daß sie gerne ausging. Wir zwei waren recht zufrieden. Da hat sie mich eines Tages, mit ihr ins Theater zu gehen. Ich war nicht in rechter Stimmung, ich schlug es ihr ab. Und sie schmolte. Franz, Du mußt ein solches Schmolzen erst mitmachen, um es recht zu verstehen. Der ganze Tag war verdorben. Und erst bei nächster Gelegenheit, als ich sie ausführte, erhellte sich ihr Gesicht. Und um jene Stunden nicht nochmals durchkosten zu müssen, trug und trage ich noch heute ihrer Vergnügungssucht Rechnung. Ja, um sie nicht anzuregen, um ihr zu zeigen, wie lieb ich sie habe, komme ich ihr zuvor und warte eine Bitte gar nicht mehr ab. Nicht noch einmal möchte ich mir sagen lassen, mir sei nichts an ihr gelegen. Wie gesagt: Du kennst mich und Du kannst Dir erklären, wie unbedinglich ich mich fühlen muß, wenn mein „Dasheim“ nur illusorisch gedacht ist.“

So standen also die Akten. Ich gehe selbst schon lange mit Heiratsgedanken um. Da bleibe ich doch lieber ledig.

„Du mußt ihr allerdings nichts merken lassen, daß ich Dir die Geschichte erzählte; sie braucht gar nicht zu wissen, wie unangenehm —“

Ihr plötzliches Erscheinen gab meinem Gespräch eine andere Richtung.

Emmy war sehr unangenehm, sie hatte im Verkehr etwas Gewimmendes an sich. Kein Wunder, daß ich mich bald bei ihnen einlebte und sehr ungeru der Trennungsstunde entgegen sah. Wir waren wenig ausgegangen, ich setzte dies auf Konto meiner Unwesenheit und so sagte ich eines Mittags, sie möchten sich durch mich gar nicht abhalten lassen, wenn sie den Besuch eines Etablissements vor hätten. Ich schloß mich gern ihnen an.

„Gewiß, dann gehen wir heute Abend in die „Olympia“, entgegnete Max. „Allerdings mußt Du heute Nachmittag meine Frau unterhalten, ich habe noch geschäftlich zu thun.“

Nur ich hatte bemerkt, wie über Emmys Gesicht ein Schatten huschte. Als wir uns allein gegenüber saßen, fragte sie plötzlich:

„Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen können.“

Ich verbeugte mich, was sie als Aufforderung zur Klarlegung ihres Wunsches aufnahm.

„Mag hält große Stücke auf Sie. Sie vermögen sehr viel über ihn.“

„Ja, die Geschichte kann gut werden. Was mag da herauskommen?“ dachte ich.

Vor der Hochzeit hatte ich es mir so schön vorgestellt, abends mit meinem Manne im freundlichen Zimmer zusammen zu sitzen.

„Endlich allein.“

„Ach werden Sie nicht ironisch.“

„Wie hübsch ihr das Lächeln stand.“

„Im Gegenteil.“

„Nun ist mein Mann aber furchtbar vergnügungssüchtig. Jeden Abend will er hinaus. Und stets muß ich mit. Ich mag ihn auch nicht sagen, daß ich lieber mit ihm zu Hause bleibe. Ich fürchte, ihn zu verstimmeln.“

„Und dazu habe ich ihn doch zu lieb.“

„Ich war paß. So heißt ja wohl der technische Ausdruck.“

„Nicht wahr, da sind Sie wohl so freundlich und geben ihm das 'mal so leis zu verstehen.“

„Gerne. So einen heimlichen Rippenstoß. Es soll alles prompt besorgt werden, gnädige Frau.“

„Aber nicht daß er erfährt, daß es von mir —“

Sie erröthete ein wenig.

„Ewiges Stillschweigen.“

„Da hatten wir die Besprechung. Beide häuslich und jeder meint, der andere sei vergnügungssüchtig und jeder schweigt und duldet aus Liebe.“

Als Max sich am Abend zum Ausgehen rüstete, legte ich ein ganz entschiedenes Veto ein.

„Aber Du wolltest doch selbst — und dann meine Frau“, meinte er ganz entsetzt.

„Du Kameel, Deine Frau bleibt ja gerade so gerne zu Hause wie Du.“

Er starrte mich an wie ein Gespenst, dann schaute er seine Frau an, als erwarte er von ihr die Bestätigung meiner Behauptung und dann, als sie mit dem Köpfchen nickte, unarmte er mich plötzlich besarrt, daß mir alle Knochen im Leibe krachten.

„Junge, Franz, ist's wirklich wahr? Da muß ich Dir gleich einen Kuß geben.“

Ich zog es vor, mich seinen Armen zu entwenden und zu bemerken:

„Mit Deiner Frau will ich gar nicht rivalisieren.“

„Heute hat er sein Dabeim, wie er es sich wünschte. Eigentlich doch durch mich! Ob ich mir nicht auch eins schaffe?“

Das Amorle!

Humoreske von E. S. Zagora.

„Es thut mir leid, lieber Egon, aber ich kann die Sache nicht ändern, als Neffe habe ich Dich recht gern, als Schwiegerohn danke ich für Dich und damit Punktum.“

Der alte Rittergutbesitzer Drobberg klopfte bei diesem „Punktum“ so energisch auf die Tischplatte, daß verböse Leute davon in die Luft geflogen wäre. Aber auf Johndorf gab es zum Glück keine verbösisen Leute und der junge Offizier, der vor dem alten Herrn stand und trübe vor sich hinstarrte, sah nichts weniger als nervenschwach aus.

„Aber Onkel Gustav, was hast Du denn gegen mich?“ fragte er bedrückt.

„Gegen Dich persönlich gar nichts, mein Sohn“, fuhr ihn der alte Herr mit einer Stimme an, als rief er einem Menschen zu: „Du Schuft“, aber erstens bist Du ein Dachs von vierundzwanzig Jahren und die Julie ist eben siebzehn geworden, da gehört ihr noch halb in die Kinderstube. — Außerdem bist Du mein Neffe.“

„Im achten Gliede“, wagte der junge Offizier einzuwirken.

„Das Glied ist mir ganz schnuppe, Du bist eben immer noch mein Neffe, und aus Verwandten-Heiraten wird nie was Gutes und damit basta.“

„Aber Onkel Gustav, wir können ja warten, wenn wir Dir noch zu jung zum Heiraten sind.“

„Warten, — warten, nee mein Junge, so eine ewige Braut hier im Hause herum wimmeln zu sehen und die Sehnsucht alle Tage mit anzusehen, dafür danke ich; habe auch nicht Lust, die Deutsche Reichspost jeden Tag um zwanzig Pfennige zu bereichern. Daß Deinen Gaul satteln und mach, daß Du fort kommst.“

Seufzend verließ der junge Offizier seinen Onkel. „Abwarten und dann Tee trinken“, murmelte er halb laut, als er das Zimmer seiner Tante öffnete.

Die alte Dame blühte ihn erwartungsvoll an; ein Blick in sein Gesicht sagte ihr alles.

„Mein armer Junge“, begann sie tröstend. Da wurde die Thüre aufgerissen und ein kleines Mädchen von fünf Jahren särrte in das Zimmer.

„Großmutter“, rief sie eifrig, „gelt ich darf mir doch einen Pfannuchen aus der grünen Stube holen, eine ganze Schüssel ist schon gebaden.“

„Ja, Du kleiner Quälgeist“, sagte die Großmama lächelnd.

„Aber einen, wo Pfannmus drinne ist, und nicht so anders Zeug“, bettelte die Kleine weiter.

„Ja, ja“, rief die alte Dame halb lachend, halb ärgerlich, und die Kleine särrte mit einem Jubelruf zur Thüre hinaus.

„Was sagt Onkel“, wendete die alte Dame sich nun an den jungen Offizier.

„Wir wären beide noch zu jung, und er wäre nicht für Verwandten-Heiraten“, erzählte der junge Offizier in großem Ton.

„Na, weißt Du, Egon, so unrecht hat der Onkel mit Eurer Jugend nicht, das andere ist Unfug; sät Euch jetzt nur still, Du weißt ja, es wird nie so heiß gegessen, wie es gekocht wird“, ermunterte Frau Drobberg ihren Neffen.

„Adieu, Tante“, seufzend küßte er der alten Dame die Hand. „Darf ich Zullen wenigstens Abbleu sagen?“ fragte er bittend.

„Ja, ja, geh nur mein Junge, den Abschied will ich schon vor Onkel beantworten. Sie wird wohl in der grünen Stube sein oder noch in der Küche beim Pfannuchen baden, rufe sie nur“, sagte die alte Dame lächelnd und blickte den Neffen freundlich an.

Der junge Offizier warf erst einen Blick in die grüne Stube, und da diese leer war, schritt er der Küche zu. Auf halbem Wege kam ihm sein Viehling mit hochroten Backen und einer mächtigen Schüssel Pfannuchen entgegen.

Er legte den Arm um sie und führte sie in die grüne Stube, — da küßte er sie und sagte lachend, „geh Schach, der Vater hat zu mir gesagt, wir wären zu jung; — na, wenns weiter nichts ist, warten werden wir doch wohl können!“

„Du jung“, grollte sie weinend, „Helene war siebzehn, wie sie sich verlobte, und ich bin bald achtzehn!“

Sie waren beide im zärtlichsten Trösten, da stürzte sie eine Stimme auf. „Und das sag ich Großpapa, daß ihr Zwei Euch geküßt habt!“

Erstrocken blickten sie sich nach dem Störrenfried um. Da guckte unter der langen Tischdecke der Lodenkopf der fünfjährigen Elly hervor, und ihr Zeigefinger war energisch gegen sie ausgestreckt.

„Julie erschraf, der junge Offizier aber holte die Kleine aus ihrem Versteck hervor und schnauzte sie an. „Was hast Du Unband denn hier zu suchen?“

„Großmutter hat's mir erlaubt, ich darf mir einen Pfannuchen mit Pfannmus holen“, opponierte die Kleine.

„Ach Himmel, sie geht es gewiß dem Vater“, schluchzte Julie los.

„Still Herzel, ich weiß wie ich ihren Mund stopfe“, tröstete Egon die Weinende, dann wendete er sich der Kleinen zu.

„Dör mal, Punkt, was ich Dir jetzt sagen will, wenn Du nichts sagst, bringe ich Dir eine große Marzipanwürst mit, wenn ich wiederkomme!“

Des Kindes Auge strahlte. Marzipan war sein Höchstes. — „Ich will nichts sagen, Onkel Egon“, versicherte es.

„Gut, dann bekommst Du das nächste Mal eine Marzipanwürst, so dick wie Dein Arm“, erklärte der Leutnant und jubelnd lief die Kleine aus dem Zimmer.

Fünf Tage später war der Geburtstag von Frau Drobberg und die halbe Umgebung war gekommen, der alten Dame ihren Glückwunsch zu bringen. Die Gesellschaft saß auf der großen Veranda vor dem Hause. Da kam der junge Offizier angeritten, ebenfalls einen Glückwunsch zu bringen. Er wurde von allen Seiten freundlich empfangen, nur sein Onkel machte ein grimmiges Gesicht. Zunächst empfing ihn die kleine Elly, er war noch nicht vom Pferde gestiegen, da rief sie ihm schon zu. „Onkel Egon, hast Du mich die Marzipanwürst mitgebracht?“

„Himmel!“ rief der Leutnant erschrocken und schlug sich vor die Stirne. „Das hab ich ja total vergessen, Ellychen.“

„Und Du hast's mich doch versprochen“, heulte die Kleine los und dann schrie sie triumphierend: „Und nun sag ich's aber doch, und mit einem Zeigefinger auf den Leutnant zeigend, mit dem andern auf ihre Tante Julie, schrie sie los: „Großpapa, die Zwei da haben sich geküßt!“

Erst entstand eine unheimliche Stille. — Der Hausherr sah aus wie eine Gewitterwolke, — als er aber das bittende Gesicht seiner Frau sah, das blasse seiner Tochter, — die neugierigen der Gäste und das strahlende seiner Enkeltochter, da fing er an zu lachen, zupfte seine Enkeltochter am Ohr und rief lachend: „Das Klappermäulchen ist mir wieder zuvorgekommen, meine Herrschaften, ich wollte Ihnen erst beim Abendbrot diese Verlobung bekannt machen, es ist eine Geburtsüberrumpfung für meine Frau.“

Diese Worte riefen einen wahren Jubelsturm hervor. Alles lachte, sprach und gratulierte. Der alte Herr aber wurde von seiner Frau, Tochter und dem jungen Offizier benahigt erdrückt vor Liebesbegegnungen. — Die kleine Elly stand ziemlich verblüfft in all dem Jubel um sie her. Als aber der glückliche Bräutigam die Kleine jubelnd in die Höhe hob und sein „Amorle“ nannte, da dämmerte es in ihr auf, als ob sie den ganzen Jubel verursacht hätte.

„Krieg ich nun zwei Marzipanwürste, Onkel?“ frug sie zaghaft.

„Jawohl, jetzt zwei und zu Deinem Geburtstag auch noch eine“, versicherte sie der Onkel.

Der alte Herr hatte seine rasche Zustimmung damals nie zu bereuen gehabt, und die beiden Menschen sind ein glückliches Paar geworden. Aus der kleinen Elly ist unterdessen selbst eine glückliche Braut geworden, aber noch heute nennt man sie in der Verwandtschaft immer nur „das Amorle“. Sie opponiert zwar gegen diesen Namen und behauptet, es wäre eigentlich ein Hundename, — aber es hilft ihr nichts, sie wird wohl immer das „Amorle“ bleiben.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel I. Buch.
Silbenrätsel: Reuter, Juliane, Cherison, Aufsenberg, Rodwitha, Dachnow. Richard Wagner.
P o g o r y p h : Gast, Haft, Mast, Last.

Kirchenkalender. (Fortsetzung).

Mittwoch, 29. August, Johannes Enthauptung.
Donnerstag, 30. August, Rosa von Lima † 1617.
Freitag, 31. August, Paulinus † 356.
Samstag, 1. September, Regidius † 700. ● St.
Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Wachdruck der einzelnen Artikel vorbehalten.)

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten (Schuhengesselt).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 18, 1-10. „In jener Zeit traten die Jünger zu Jesus und sprachen: Wen hältst du für den Größten im Himmelreich? Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es mitten unter sie und sprach: Wahrlich, sag' ich euch, wenn ihr euch nicht bekehret und wie die Kinder werdet, so werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen! Wer sich also demütiget, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich.“ — „Und wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ — „Wer aber eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlenstein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenket würde.“ — „Wehe der Welt um der Vergerrnisse willen! Denn es müssen zwar Vergerrnisse kommen, wehe aber dem Menschen, durch welchen Vergerrnis kommt.“ — „Wenn aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue sie ab, und werf sie von dir: es ist dir besser, daß du verümmelt oder hinkend in das Leben eingehest, als daß du zwei Hände oder zwei Füße habest, und in das höllische Feuer geworfen werdest. Und wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus, und werf es von dir: es ist dir besser, daß du mit Einem Auge in das Leben eingehest, als daß du zwei Augen habest, und in das höllische Feuer geworfen werdest.“ — „Sehet zu, daß ihr keines aus diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch: ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters der im Himmel ist.“

Schuhengesselt.

Der heutige Festtag erinnert uns, lieber Leser, an eine jener großen Wohlthaten, womit die Güte Gottes uns arme Menschen begnadigt hat: „Seinen Engeln hat Er befohlen, uns zu behüten auf allen unsern Wegen“ (Psalm 90, 11). Was ist denn der Mensch, dieses Gebilde aus Staub, das heute lebt und morgen im Grabe vermodert? Und doch hat der gütige Vater im Himmel uns für wert gehalten, einen seiner seligen Geister, einen Seiner himmlischen Vertrauten und Freunde, die allezeit Sein Antlitz schauen, uns als Begleiter auf der irdischen Pilgerreise zur Seite zu stellen, der uns sicher führe durch die allerwärts drohenden Gefahren zum himmlischen Vaterhause, wo wir selber dann teilnehmen sollen an ihrer Herrlichkeit und Glückseligkeit.

Das wissen wir nun zwar alle, lieber Leser, und zwar seit den Tagen unserer frühesten Kindheit, wo wir auf der Mutter Schooß irgend eines der sinnigen Gebetlein zum hl. Schuhengel zuerst lernten, — aber wie selten denken wir ernstlich daran! Wie selten daher auch erweisen wir uns Gott und dem hl. Engel dankbar für eine so große Gnade! Und wie weißt du deshalb unsere Mutter, die Kirche, wenn sie uns heute das Schuhengesselt feiern läßt, damit wir unserer größten Wohlthäter nicht ganz vergessen, sondern in heiliger Treue uns ihrem gnadenreichen Schutze wieder von neuem empfehlen.

Die Engel sind unsichtbare, geistige Wesen; was wir von ihnen wissen, das wissen wir nur aus der göttlichen Offenbarung und aus den wunderbaren Erscheinungen, in denen sie sich bei wichtigen Veranlassungen sowohl im Alten wie im Neuen Bunde from-

men und gerechten Menschen sichtbar vor Augen gestellt haben. Die hl. Schrift redet an verschiedenen Orten von solchen Erscheinungen, — ich erinnere nur an die Erscheinung des Erzengels Gabriel im Hause der selbsten Jungfrau zu Nazareth, — und die christliche Kunst stellt nun die Engel in Menschengestalt dar, — offenbar, weil sie oftmals gerade in dieser Gestalt sichtbar auf Erden erschienen sind. Unser schwaches Auge vermag nicht einmal den Glanz der Sonne zu ertragen, wie viel weniger den Lichtglanz und die himmlische Herrlichkeit, womit der Herr diese seligen Geister ausgestattet hat. — Die in Menschengestalt erscheinenden Engel sollen uns aber auch erinnern an die Würde unserer menschlichen Natur, die der königliche Prophet David bewundert, indem er im 8. Psalm ausruft:

„Herr, unser Gott! was ist denn der Mensch, daß Du seiner gedenkst und Dich seiner so annimmst? Du hast ihn um ein wenig unter die Engel erniedrigt und mit Herrlichkeit gekrönt! Du hast ihn zum Herrn der Schöpfung gemacht!“ — Wenn daher die Engel unsere Gestalt annehmen, betrachten sie sich gewissermaßen als unsere Brüder, zumal nachdem Jesus, der eingeborene Sohn Gottes und Herr aller Engel, unsere menschliche Natur angenommen und uns Seine Brüder genannt hat. Darin liegt aber auch die erste Mahnung für uns, durch einen wahrhaft christlichen Lebenswandel uns dieser hohen Ehre würdig zu erweisen.

Die Kunst stellt die Engel dar als schöne Jünglinge im blühendsten Alter. Ein Engel in solcher Gestalt erschien, wie die hl. Schrift ausdrücklich hervorhebt, den frommen Frauen am Auferstehungstage des Herrn.

Kirchenkalender.

Sonntag, 2. September. 13. Sonntag nach Pfingsten. Schuhengesselt. Stephan von Ungarn † 1038. Evangelium Lukas 17, 11-19. Cäcilienfest. Galater 3, 16-27. Festtags-evangelium Matthäus 18, 1-10. Epistel 2. Moses 23, 20-23. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr monatliche Kommunion der Kinder. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche heil. Kommunion der Elementarschulkinder. Die Ohnmalmeße an Sonntagen fällt während der Ferien aus. ● Maria-Himmelfahrt: Kommunion der Mädchen. ● Karmeliten-Kloster: Fest der hl. Döllia. 6 Uhr erste hl. Messe, 7 1/2 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt; darnach Festandacht und Verehrung der Reliquie der hl. Döllia. ● St. Anna-Kirche: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.

Montag, 3. September, Remacius † 674.
 Dienstag, 4. September, Kofalka † 1160. Jda † 700.
 Mittwoch, 5. September, Victorin † 107.
 Donnerstag, 6. September, Magnus † 666. ● St. Hubertus-Stiftskirche (Neußstr. 26). Ewiges Gebet. Dasselbe beginnt morgens um 6 Uhr mit Aushebung des Allerheilig. Sacramentes. Die erste hl. Messe ist um 7 1/2 Uhr. Um 9 Uhr feierliches Hochamt. Um 12 Uhr ist Festgottesdienst für die armen Seelen mit sakramentalen Segen. Um 2 Uhr Festgottesdienst für die Schulkinder der Neustadt.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Auch der Engel Raphael erschien dem Tobias in Gestalt eines Jünglings und begleitete ihn auf der ganzen Reise, die dieser im Auftrage des Vaters unternahm. — Wie der Jüngling meist Sorgen, Kummer und Traurigkeit nur dem Namen nach kennt und, strotzend von Gesundheit und Kraft, jeden neu anbrechenden Tag nur als eine Fortsetzung seiner Lebenslust und Lebensfreude ansieht: so genießen die Engel des Himmels thätig eine ewige, unaussprechliche Freude und Seligkeit; ihre Schönheit und Glorie altert auch nicht, weil sie unsterblich ist wie sie selbst. — Nun, lieber Leser, die Zeit soll auch für uns kommen, da Gott in Seinem Vaterhause die Thränen aus unsern Augen abwischen wird, wo es kein siechendes Alter, keine Krankheit, keine Plage und keinen Tod mehr geben wird!

Die Kunst stellt die Engel meist dar in weißen Kleidern. — Bei der wunderbaren Verkörperung des Herrn auf dem Berge Labor heißt es von Ihm: „Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und Seine Kleider waren weiß wie Schnee.“ Fast ebenso wird jener Engel beschrieben, der am Auferstehungsmorgen zum Grabe des Herrn herniederstieg: „Sein Angesicht leuchtete wie der Blitz, und sein Gewand war weiß wie der Schnee.“ — Die schönen weißen Gewänder deuten hin auf den Ehrenvortrag der heilig m a c h e n d e n G n a d e, die die ganze Wesenheit dieser himmlischen Geister durchleuchtet gleich einer strahlenden Sonne. — Auch wir, lieber Leser, haben dieses „weiße Kleid“ in der hl. Taufe und zwar zugleich mit der ersten Mahnung empfangen, es rein und unbesiegt einst vor den Richterstuhl Gottes zu bringen!

Die christliche Kunst statuet die Engelgestalten auch mit Flügeln aus. — Nach der hl. Schrift hatten solche Flügel die Seraphim, die der Prophet Jesaja so singen hörte: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Herrscharen!“ Und einer aus ihnen sog sogar zum Propheten hin und berührte seine Lippen mit einer glühenden Kohle, die er mit einer Zange vom Altare genommen (H. 6). — Nun, die Flügel deuten hin auf die wunderbare Schnelligkeit, mit der die himmlischen Boten die Befehle des Allerhöchsten ausrichten: sie sind wahre Eilboten, die mit einer uns unbegreiflichen Schnelligkeit an den Ort hinflehen, wo eine Weisung des Herrn auszuführen ist. Und wenn wir nun, lieber Leser, im Gegensatz hierzu unsere eigene Trägheit und Langsamkeit in der Ausführung des göttlichen Willens bedenken, so dürfen wir es kaum wagen, mit dem frommen Könige David auszurufen: „Ach, wer wird mir Flügel geben, wie einer Taube, und ich will hinausfliegen und ruhen in Gott, meinem Heilande!“

Das Gesagte, lieber Leser, mag für dieses Mal genügen. Das heutige Schutengelfest aber soll uns mahnen, dem hohen himmlischen Begleiter wieder täglich im Gebete uns zu empfehlen, den Gottes Vaterhuld uns an die Seite gab, damit wir den Weg zum himmlischen Vaterhause nicht verfehlen möchten.

Vom „Land des Lichtes“.

Von R. v. Diten.

I.

Das Kaiserreich Japan mit seinen 42 Millionen Einwohnern besteht aus einer langen Reihe von 3850 großen und kleinen Inseln. Die größte Insel heißt Nipon und nach dieser nennt der Japaner sein Land. Dai-Ni von heißt: Groß-Sonne-Ursprung. Das „Land des Lichtes“, das „Land des Sonnenaufgangs“ sind beliebte Namen bei den Japanern für ihr Vaterland.

Man kann sich keinen größeren Kontrast denken, als den, der zwischen den Bewohnern des „Landes der Mitte“ und des „Landes des Lichtes“ herrscht. Bei den Chinesen eine totensähnliche Erziehung im Altergebrachten, bei den Japanern seit etwa fünfzig Jahren

ein so reges Reformbestreben, wie es einzig dasteht in der Geschichte.

Japan hat sich aus einer ähulichen Erziehung, wie China sie bis heute noch besitzt, zu einem höchst modernen Reich emporgerungen. Mit Japan unterhandeln die kultiviertesten Länder wie mit ihres Gleichen. Im „Land des Lichtes“ pulsiert frisches Leben, nicht nur in den höheren Ständen, nein, in allen Schichten des Volkes. Alles wird modernisiert, die Ehe, die Religion und das Militärwesen. Das japanische Volk ist energisch, fleißig und geschickt. Während in anderen asiatischen Staaten höchstens die Herrscher auf moderne Ideen eingehen und das Volk diesen Gedanken und Bestrebungen fremd oder feindlich bleibt, sehen wir in Japan nicht nur eine intelligente, aufgestellte Regierung, sondern auch ein thätiges, williges und reformfreundliches Volk.

Um den gewaltigen Unterschied zwischen einst und jetzt voll würdigen zu können, emselt sich ein kurzer historischer Rückblick. Erst zu Ende des 13. Jahrhunderts kamen durch den Portugiesen Marco Polo die ersten Nachrichten von Japan, das der berühmte Seefahrer „Jiangu“ nannte, nach Europa. Trotzdem seine Berichte glänzig lauteten, sandte die portugiesische Regierung doch erst im Jahre 1541 drei Schiffe nach Japan, um dort an der Küste eine Niederlassung zu gründen. Die Portugiesen erlangten in kurzer Zeit das Recht, überall im ganzen Lande Handel zu treiben.

Die christliche Religion wurde durch den großen Jesuiten Franz Xaver ausgebreitet. Bereits im Jahre 1610 war fast halb Japan christlich. Da kam im Jahre 1617 eine andere Herrscherfamilie an das Staatsruder, welche den Portugiesen und der christlichen Religion feindlich war. Es begann eine Verfolgung gegen alle Portugiesen und gegen die Christen. Die heidnische Strömung, ganz energisch betrieben durch die „Götzenpriester“ oder „Bonzen“, setzte über die christliche. Im Jahre 1637 wurden alle Portugiesen für ewige Zeiten aus dem „Land des Lichtes“ verbannt und gegen die Christen die ärgsten Strafen in Anwendung gebracht. Im Jahre 1685 wurden in allen Städten des Reichs Inquisitionsgerichte niedergelegt, welche über den Glauben jeder Familie wachen mußten. Alle christlichen Gebäude wurden wieder durch altheidnische ersetzt. Unter diesen Spielte das nur Japan eigentümliche und uns Europäern unverständliche „Bauchausschneiden“, das „Harakiri“ oder „Seppuku“ eine große Rolle.

In alten Zeiten war es in Japan Sitte, daß beim Tode eines Fürsten die ihm nahe stehenden Diener mit begraben wurden, aber lebendig. Diese fürchterliche Sitte wurde vor etwa tausend Jahren dahin abgeändert, daß man Thonfiguren an Stelle der Lebenden mit dem Fürsten begrub. Aber trotzdem hielten es viele Diener für ihre Pflicht, ihrem Herrn in den Tod zu folgen. Sie entkleideten sich daher in der Weise, daß sie sich den Bauch aufschnitten. Dadurch erhielt das „Harakiri“ etwas Erhabenes und Feierliches, dadurch galt das „Harakiri“ für eine höchst ehrenvolle Art des freiwilligen Todes, auch wenn kein Fürst gestorben war. Das Harakiri war das beste Mittel, die verleihte Ehre wieder herzustellen oder schweren Strafen zu entgehen, Strafen, die auch die ganze Familie ins Unglück gestürzt hätten. Gab sich ein Angeklagter selbst den Tod durch „Bauchausschneiden“, so wurde sofort die Anklage zurückgezogen, kein Makel fiel auf die Familie, sie erlitt keinen Schaden an Ansehen oder Vermögen. So erklärt sich einigermaßen die weite Verbreitung dieses Selbstmordes.

An Stelle des christlichen Gottes trat nach Einrichtung der Inquisition wieder die alte heidnische Hauptgöttin, die Sonne. Mit dieser Göttin trat der heidnische Japaner mit Hilfe der „Kamii“, der verstorbenen Ahnen, in Verbindung. Die heidnischen Tempel ent-

hielten nichts als einen Spiegel, als Sinnbild der Reinheit und des Glanzes der Sonne. Dieser Spiegel steht auf einem einfachen Tisch, so daß ihn jeder Gläubige sehen kann. Jeder Beter nimmt eine solche Stellung ein, daß er den Spiegel sieht. Die Anhänger dieses ursprünglichen Volksglaubens, Sinejumo genannt, bildeten die große Mehrheit des Volkes. Außer diesem Glauben huldigte man noch dem Buddhismus und der Shintu; letztere ist die Religion der Philosophen. In dieser heidnischen Zeit herrschte in Japan der Aberglaube ebenso stark wie in China. Hier wie dort herrschte z. B. der Glaube, daß von der richtigen Wahl des Begräbnisplatzes nicht nur die Ruhe des Verstorbenen, sondern auch das Heil der Ueberlebenden abhing. Hier wie dort beschäftigten sich besondere Gelehrte und Erbkundige damit, den richtigen Ort zu finden.

An der Spitze des alten Japan standen zwei Herrscher, der weltliche und der geistliche, der Taikun und der Mikado. Dieser hatte die höchste Gewalt, besonders in geistlichen Angelegenheiten. Anordnungen des Taikun konnte er für ungültig erklären. Das Ansehen des Mikado war so groß, daß man glaubte, die Kamis brächten ihm als dem Vornehmeren alljährlich ihre Huldigungen dar.

Deutsche Erntefeste.

Kulturgehichtliche Skizze von Ludwig Epstein.

„Saure Bohnen, frohe Feste.“

Der Sommer ist für den Landmann eine Zeit voller Mühen und Sorgen. Da bleibt für heitere Feste, die der Deutsche nun einmal so gerne feiert, kein Raum. Wenn aber der Sommer, die Zeit des Werdens und Reisens, zu Ende ist, wenn der Landmann für seiner Hände Arbeit seinen Lohn empfangen und die reichen Früchte eingemüht hat, dann ist es ihm ein Vergnügen, nach Wochen harter, saurer Arbeit frohe Feste zu feiern. Diese Feste entzünden einesseits dem Gefühl des Dankes gegen den allmächtigen Lenker aller irdischen Dinge, „der segnet durch das Feld gezogen“, der aus dem Samen, der „dem dankten Schatz der hellen Erde“ anvertraut ward, die Pflanzen wachsen und an diesen die Früchte reifen ließ; andernfalls sind sie aber auch der Ausfluß der unserer Landbevölkerung angeborenen Fröhlichkeit, die wohl zeitweise eingedämmt werden kann, die aber bei passenden Gelegenheiten immer wieder zum Durchbruch kommt.

Reichlich sind diese Erntefeste, die in den verschiedensten Gegenden gefeiert werden, wenn die Schwadlen heimwärts ziehen und die Rosen nicht mehr blüh'n, wenn die Jahreszeit naht, von der der Dichter singt:

„Schon im Land der Pyramiden
Hoh'n die Störche über's Meer;
Schwabenkunft ist längst geschieden
Auch die Berche singt nicht mehr.
Senkend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün,
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin!“

In Schwaben findet nach beendeter Ernte der Erntedankfest statt, der in den meisten Dörfern „Sichelheute“, in Schwäbisch-Hall und Umgebung „Niederfallet“ genannt wird. Man bäckt dann Brotkruten, die mit Rahm dick bestrichen sind und „Beete“ oder „Beetle“ heißen, kocht zweierlei Fleisch und giebt Wein und Bier zu trinken. Nachmittags findet im Wirtshaus Tanzmusik statt. In manchen Orten kommen zu dem Schmause noch andere eigentümliche Lustbarkeiten, namentlich Hammel-, Hut- und Hahnenkämpfe.

Den Suttanz, auch Holzäpfeltanz genannt, findet man im Oberrhein. v. Neinsberg-Düringsfeld beschreibt denselben folgendermaßen: „Am Vorabend des Festes legen die Burschen des Dorfes, welche am Tanze teilnehmen wollen, ihren Mädchen einige Holzäpfel vor das Fenster als Zeichen der Einladung. Die wohlhabenden Mädchen holen

sich nun die Hüte ihrer Tänzer und schmückten sie mit Bändern, künstlichen Blumen und Zitronen aus. Des Sonntags nach beendigtem Gottesdienst versammelt sich das ganze Dorf in und um einen kleinen, eingeschlossenen Hofraum. In einem Tische in der Mitte sitzt die Musik, auf der Mauer ein Junge, der an einer Fichtenkrone den Preis des Tages hält: einen mit Bändern geschmückten Hut für den Sieger und ein Paar Strümpfe für seine Tänzerin. An vier Punkten eines Kreises stehen vier Einwohner des Ortes mit Gewehren als Kampfrichter, von denen einer den Zweig eines Wallnußbaumes in der Hand hält. Ehe der Tanz beginnt, geht ein Mann mit einem Sack voll Holzäpfel rings im Kreise umher und schüttet die Äpfel auf den Boden aus. Außerhalb des Hofes hängt an einem Baume eine geladene Musketen mit einer brennenden Lunte.

Die Mädchen kommen nicht mit ihren Tänzern, sondern stehen in Gruppen außerhalb des Kreises und lassen sich zum Tanze nötigen. Das ist auch mit manchen jungen Burschen der Fall, dem aber alsdann von den übrigen der Hut vom Kopfe genommen und in den Kreis geworfen wird, worauf er sich dem Reigen anschließen muß.

Fängt der Tanz an, so erhält der erste Tänzer in der Reihe den Wallnußzweig; er behält ihn in der Hand bis zum nächsten Kreiswürfel, der ihn abnimmt und dem zweiten Tänzer übergibt. So dreht sich nun der fröhliche Haufe unter Scherz und Lachen der Tänzer und Zuschauer über die Holzäpfel hin, welche nicht selten ein Mädchen stolpern und zur Erde fallen lassen, bis die Lunte so weit abgebrannt ist, daß sie das Pulver berührt und die Musketen losgeht. Derjenige Tänzer, in dessen Hand sich in diesem Augenblicke der Wallnußzweig befindet, trägt mit seiner Tänzerin die Preise davon, muß aber dafür im Wirtshause, wohin sich jetzt die Gesellschaft begibt, um weiter zu tanzen, die übrigen bewirten, weshalb nur reichere Jünglinge an dem Feste teilzunehmen pflegen.

In ähnlicher Weise findet der Hammeltanz statt, bei welchem dem Sieger ein Hammel zufällt. Bei dem Hahnentanz tanzen die Paare um eine Säule, auf welcher ein Käfig mit einem Hahn steht. Jedes Mädchen sucht nun während des Tanzes seinen Tänzer mit einem kräftigen Ruck so hoch zu heben, daß er den Käfig ergreifen kann. Dem Mädchen, welchem dieses Kunststück gelingt, wird der Hahn zugesprochen.

In Sachsen, besonders in der Gegend von Burgen, herrscht die Sitte des „Gänsegreifens“. Nach der Ernte wird der Dorfplatz festlich hergerichtet und mit grünem Schmutz verziert. Zwei Gänse, welche Kronen aus Goldpapier tragen, führt man unter großem Gepränge durch's Dorf auf den Festplatz. Hier hängt man sie in einiger Entfernung von einander an einen starken Stock, und zwar so hoch, daß ein Reiter, der zwischen ihnen hindurch sprengt, sie mit ausgestreckten Armen nur schwer ergreifen kann. Die jungen Burschen müssen nun im Galopp zwischen den beiden Gänsen hindurch reiten und sie dabei herabzureißen suchen, was aber, wenn die Gänse die Hilfe emporgreifen, nicht so leicht ist. Wenn es nicht gelingt, der wird von den Zuschauern mit Spott und Gelächter empfangen.

Auch die Kirchweihen (Kirchmessen) sind Erntefeste. Dieselben findet man fast überall, selbst auf den kleinsten Dörfern. Mit Recht sagt daher das Sprichwort:

„Es ist keine Kirche so klein,

Des Jahres muß einmal Kirme drin sein.“

Das Kirchweihfest sollte seiner Bestimmung gemäß zwar am Jahrestage der ersten Weihe der Kirche stattfinden, aber je mehr die Feier mit der Zeit eine profane geworden, desto mehr war man bemüht, die Kirmeissen in den Spätherbst zu verlegen, wo der Landmann am wenigsten zu thun hat, oder sie

mit dem sogenannten Erntebier oder Erntefranz zu verbinden.“

In Oesterreich versuchte es Kaiser Franz Joseph II., sämtliche Kirchweihen an einem Tage feiern zu lassen, und bestimmte den dritten Sonntag im Oktober zu dieser allgemeinen Kirme, welche deshalb die Kaiserkirme genannt wird. Die alte eingewurzelte Gewohnheit der Kirchweihen war jedoch zu stark, um sich abschaffen zu lassen, und so kam es, daß das neue Fest dem kaiserlichen Willen gemäß zwar angenommen, aber meist als zweite Kirme gefeiert wurde, indem man fast überall die frühere Kirchweih beibehielt.

Vielorts, z. B. in der Eifel, herrscht der Brauch, daß 4 bis 5 Wochen vor der Kirme die Mädchen — wie beim Mailehen — von den Burschen versteigert werden. Von dem Erlös wird teils an demselben Abend, teils bei der Kirme die gemeinschaftliche Beche bezahlt. Zwei als Hüter bestimmte Burschen haben darüber zu wachen, daß vom Tage der Versteigerung an bis nach der Kirme kein anderer Bursche als der versteigerte mit dem betreffenden Mädchen spreche oder ohne Erlaubnis des Versteigerers mit ihm tanze. An manchen Orten hat das Mädchen die Verpflichtung, dem Burschen, der es versteigert hat, am Kirchweihfeste ein seidenes Halsstuch zu schenken.

Bei der Kirchweih im Schwarzwald muß jeder Hofbauer sein ganzes Gefinde drei Tage lang aufs reichlichste bewirten. Von Mittag bis Abend werden fast unaufhörlich Speisen aufgetragen, und zwar ihren Knechte und Mägde in langen Reihen zu Tische und lassen sich vom Bauer und der Bäuerin bedienen. Von Zeit zu Zeit erhebt sich bald dieser Knecht, bald jene Magd, um dem „Buw“ oder der „Buwri“ zuzutreten, worauf der oder die Angeredete Bescheid thun muß, „beim dem Darbringer einen Trunk abschlagen, würde für eine große Beleidigung gelten.“

Ist die Kirme, die zwei bis drei Tage dauert, zu Ende, dann wird sie in manchen Gegenden begraben. Man gräbt ein Loch in die Erde, schüttet Wein hinein und legt Kuchen, Lumpen und Bänder in das Loch. Dann fängt alles an zu jammern und zu klagen. Unter Trauerweifen ziehen die Musikanten zum Wirtshause. Hier angekommen, spielen sie einen lustigen Walzer und von neuem beginnt der Tanz, der erst gegen Mitternacht aufhört. Mit ihm hat auch die Kirme ihr Ende erreicht.

Der Schützenkönig.

Novellette aus den bayerischen Bergen von Maximilian Schmidt (München).

Die Kunst und Übung des Schießens in Bayern, wie im gesamten Deutschland seit frühesten Zeit als die Schule für den Kern der Volkswehrhaftigkeit betrieben und deshalb als Staats- und Gemeindeangelegenheit gefördert, hat in unseren Tagen zwar jenen ursprünglichen Charakter verloren und gilt nur mehr als eine Sache der Unterhaltung, doch hat das Landwirthschafts- und bayerische Gebirge und im bayerischen Wald noch am längsten den Schein seiner ursprünglichen Gestalt und Bedeutung sich erhalten. Es bestehen in vielen Orten noch immer Schießstätten, von welchen mehrere zu den privilegierten gehören und gleiche Vorteile mit jenen der Städte vom Staat zu beziehen haben. Das Schützenwesen wird noch immer mit „Wohlstand und Ernst“ behandelt, die Rechte desselben sind im Heiligthum alter Zeiten begründet und geben dem Niedrigsten, der sich dazu verbindet, ein Ansehen und solche Vorrechte, deren er außerdem nirgends gewöhnlich wird. Hier kann der niedrigste Tagelöhner mit seinem Herrn wetzeln und dieser hält sich dadurch für nichts weniger als entwürdig. Selbstredend finden nur ehrliche, rechtschaffene Männer Aufnahme in der Schützengilde und wird Ueberläufer, verrufenen

oder sonst unehelichen Leuten das „Einschießbuch“ nicht geöffnet.

Die Schützenkleiden sind die beliebtesten Vergnügungen und keinerlei Gelegenheit wird vorübergelassen, ohne damit ein kleineres oder größeres Festziehen zu verbinden. Es ist, als kämen zu einem solchen Wettkampf die Abgeordneten verschiedener Stämme zusammen, da bei den Einwohnern der nur wenige Stunden auseinander liegenden Ortschaften die Kleidung in Form und Farbe, aber auch der Dialekt oft sehr verschiedene sind. Die Flugelbüchse auf der Schulter und den grünen Knack auf dem Rücken treibt es nicht nur die jungen, sondern auch die großwüchigen alten Schützen aus Nah und Fern mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Kampfplatz.

Wie sich der Ernst des Schützenwesens früherer Zeiten bis in unsere Tage erhalten hat, so ist auch die alte Feuertaube bei diesen Festen lebendig geblieben. Nach guter, alter Sitte, die an der Lust der Einzelnen immer die Gesamtheit teilnehmen läßt, halten die Schützen bei ihren Festen immer auf fröhlichen Aufzug.

Dies war auch heute in dem hübschen Markte Partenkirchen der Fall. Das war ein Rennen und Laufen nach den Straßen, durch welche der Schützenzug marschierte! Jeder der markigen Männer und Burschen, das Blumensträußchen mit Band, das sogenannte Fabor, auf dem grünen Hute, fühlte sich heute als ein rechter Mann. In möglichst militärischer Haltung, selbstbewußt, der Ehre eines Schützen theilhaftig zu sein, schreitet er durch die dichte, zu beiden Seiten Spalier bildende Menschenmenge, grüßt dort und da ein schönes Weib, das ihn mit freudigen Augen anfaßt, und erblüht er die Rechte, so erlaubt er sich, trotz aller militärischen Zwangens, den er sich heute antzut, demselben einen hellen Jubelschrei zuzufenden.

Der wohl an hundert Teilnehmer zählende Schützenzug bewegte sich unter lustigen Musikklängen, den tollen Sprüngen der Britischenmeister und dem Plattern der Schützen- und Preisfahnen nach der Schießstätte.

Unter den Schützen erregte ganz besonders Einer die allgemeine Aufmerksamkeit. Es war der Berner Hans von Partenkirchen, eine athletische Gestalt, frohlockend von Jugend und Manneskraft. Erst mit Abschied vom Militärdienste nach Hause gekehrt, gab er sich wieder seiner früheren Beschäftigung, der Floßfahrt auf der Loisach, hin. Die Kernbäuerin Regina von Farchand war's, der zu fleh er sich heute herausputzte und seinen Schnurbart drehte. Das Weib war prächtig und die Hauptsache an Regina war, daß ihr Haus gefiel, wie kein anderer der Burschen weit und breit.

Sie winkte ihm auch jetzt freudig zu, als er an ihr vorübermarschierte und gern hätte sie in seinen Jubelschrei mit eingestimmt, wenn nicht das strenge Gesicht ihres Vaters sie im Zaum gehalten, der ebenfalls als Schütze im Zuge marschierte und dem es gar nicht passen wollte, daß seine Tochter, ein Bauerntind, das ein anständiges Heiratsgut bekam, dem Hans ihre Reizung schenkte, der aus einer zwar sehr braven, aber leider Gottes armen Familie stammte.

Die jungen Leute hofften indessen mit dem sonst gutmüthigen Kernbauer schon allmählig fertig zu werden und heute war die beste Gelegenheit dazu da. Wenn Hans sich als guter Schütze bewährte, was in den Augen des Kernbauers die beste Rekommandation eines Mannes war, so wollte Regina schon das Uebrige auf sich nehmen.

So zog der Bursche frohen Hoffens zur Schießstätte und auch die schöne Farchänderin folgte mit ihren Kamerädinnen dem festlichen Zuge, der am geschmückten Festplatz von dröhnenden Völlerschüssen begrüßt wurde.

Als bald knallte es lustig aus den Stützen und von Fels zu Fels hallte der gellende Jubelschrei der Zieler und kündete von dem

sicheren Auge und dem festen Arm der Wälder und ihrer Gäste.

Die Tische an dem schattigen Plage waren schnell besetzt und wer hier nicht Platz fand, lagerte sich auf den Rasen und als der Schützenmeister das Schützenlied anschnitt, saugten alle Anwesenden freudig mit:

Hui auf! Die Büchsen knallen! ..

Die Schützen hatten vollauf zu thun, um ihre Anzahl Schüsse auf Glück, Haupt- und Ehrenscheibe abzugeben und man vermeinte ein ununterbrochenes Pelotonfeuer zu vernehmen. Die Zieler machten die tollsten Sprünge und Fagen und allgemeine Lustbarkeit herrschte auf dem Plage. Der friedliche Wettkampf fand nach althergebrachten Schützenkapungen statt; die Zuschauer aber unterhielten sich durch vielerlei andere Vergnügungen, aus welchen die Schützengesellschaft gewisse Renten haben. So giebt es auf dem sogenannten Scholderplatz Regel- und Würfelspiele, Breiten- und Würfelspiele, Breiten- und Würfelspiele (die Breiten, ein Trichter, durch welchen man die Würfel wirft) und sonstige Glücksspiele in Menge.

Die schöne Regina hatte mit mehreren ihrer Landsleute am „Scholderplage“ einen Tisch inne, aber es zog sie immer zu dem Schießstande hin, um zu sehen, wie es um Hansens Bollete stand.

Hans stellte seinen Mann und war stets hocherfreut, wenn ihm Regina bei jedem gelungenen Schusse freundlich zunkte. Nicht minder nahmen daran Hansens Eltern Anteil, die sich ebenfalls auf der Schießstätte befanden und nicht minder in Gedanken seine alten Großeltern, die zu Hause in ihrem altertümlichen Anstragstüchlein saßen und heute ihre Enkelkinder, Hansens Geschwister, in Obhut hatten.

Der Abend kam heran, die meisten Schützen hatten abgeschossen und mit Spannung sah man der Preisverteilung entgegen. Es traf sich, daß der Kernbauer und Hans gleich viele Kreuze zählten und die Weiden auf der Ehrenscheibe rittern mußten.

Der Kernbauer verdroß das sehr und da ihn Hans ganz siegestrunkem anblickte, sagte er:

„Dei' Freud soll glei an' End hab'n. Son dir' laßt' n' an' alter Kugelschütz nöö hinstchießen.“

„Dös wern mer ja seh'n“, meinte Hans lächelnd. „G'woß' wist's es aa no' nöö, Kernbauer.“

„I' woaß's g'woß“, entgegnete dieser. „No', da' wüßt' i' scho' wetten, daß's nöö a so is!“ rief Hans.

„Z' recht; i' wet't. Was gilt's?“

„D' Regina gilt's“, sagte ihm Hans leise n' s' Ohr.

Der Bauer prallte erst einen Schritt zurück, dann aber sagte er leise, daß es die Umstehenden nicht hören sollten, aber gleichwohl verstanden:

„D' Regina? Du keder' Bua? Es is ma recht, es soll d'rum gelten. Aber wenn i' g'winne, so giebt ma d' Hand drauf als Mann, daß d' mei' Deandl in Ruah laßt auf ewige Zeiten und koo' Wörl' mehr red'it, kurz, daß d' Dir' um an' Andere schängit. Dös verspricht mir auf Ehr' und Seligkeit!“

„Dös g'schieht nöö, Kernbauer — um an' Andere schäng' i' mi nöö um, aber — i' woaß's: wenn i' beispel — anreden thua i' s' nimmer, und a Ruah laß' i' ihr aa; im andern Fall aber g'hört's mei'! Is' s' a so? Gebt's ma d' Hand drauf?“

„Da hast' s', Du keder' Bua! Und laß' will i' Dir's zoag'n, was an' alter Schützenstüh' vermag.“

Auf dem ganzen Festplage hatte dieses Willkommen, so leise es auch gemacht war, das größte Interesse hervorgerufen und Alles drängte sich an den Scheibenstand heran, um den letzten Kampf um die Tochter und Braut mit anzusehen, und viele Wetten wurden abgeschlossen.

Regina aber, die so plötzlich der Mittel-

punkt der Aufmerksamkeit aller Anwesenden geworden, warf ihrem Bua einen vielsagenden Blick zu und sagte:

„I' bet' an' Vaterunser zum heiligen Sebastian, daß's Dir g'lingt und unten bei Dein' Ghul (Großvater) war' i' auf Di' und auf a guate Vot'schaft.“

Damit entfernte sie sich, betete zum heil. Schuttpatron der Schützen um einen guten Schuß für ihren Bua und begab sich dann in d' ärmliche Händchen zu dessen Großeltern. Der Kernbauer hatte zuerst seinen Schuß abgegeben. Er zielte lange, endlich knallte es. Der rotbejaete Zieler zeigte einen guten Vierer auf und jubelte aus Leibestraften.

Aber auch der Kernbauer suchte hell auf vor Vergnügen, denn nun war nicht mehr daran zu zweifeln, daß er für heute der Schützenkönig sei.

„Musikanten, an' Tusch!“ schrie er und warf ihnen einen Thaler hin.

Aber der Schützenmeister meinte, es sollte erst Hans noch seinen Schuß abgeben, mit dem Tusch presstere es nicht so.

Jetzt richteten sich alle Augen auf den jungen Burschen, der seine Büchse in Anschlag gebracht. Der Schuß ward abgegeben und nun war der Zieler drauß das Augenmerk für alle.

„I' vermoan, daß' Ent' hing'schossen hon!“ rief Hans mit freudigem Blicke dem neben ihm stehenden Kernbauer zu. „I' moanet, wenn's d' Raschin g'richt' hätten, so hätt's knallt!“

„Dessel' glaub' i' nöö!“ versetzte der Kernbauer höhlich lächelnd.

Der Zieler, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gerichtet wußte, stellte die Augenlider der Anwesenden auf eine harte Probe. Erst besah er sich die Scheibe ringsum, machte dann einige Burjelbäume, ließ um die Scheibe herum, endlich fing er ein über das andere Mal zu juchzen an, die weiße Zieleruthe aber zeigte den Punkt.

Hans hatte somit den Segner hingeschossen, er war Schützenkönig.

Allgemeiner Jubel mürchte sich in den Tusch der Musikanten, von allen Seiten ward dem hübschen Burschen die Hand gedrückt; nur der Kernbauer drückte sich ärgerlich zur Seite.

Hans aber rief ihm lachend nach:

„Es nußt' nix mehr, Kernbauer. J'erst hol' i' mir d' Preis'schma, nachet aber hol' i' mir drunt beim Ghul dös Allerbest', Dei' Deandl. Du werst' nix mehr dageg'n hab'n, denn Du bist a Mann von Wort!“

Der Kernbauer wollte zwar Einwendungen machen, aber er besann sich eines Besseren. Der gute Schütze stößte ihm Respekt ein und sein Wort war ihm allezeit heilig gewesen, deshalb sagte er:

„In Gott'snam denn! A brava Bua bist ja, Junst' brachtest' es zu loan Punkten nöö. Sag's der Regina: von mir aus hat's loan Hacken mehr.“

Ein freudiges „Juhu!“ war des Burschen Antwort und alle Anwesenden freuten sich seines Glückes.

Nach der feierlichen Preisverteilung hatte Hans nichts eiligeres zu thun, als mit der Fahne und der bemalten Ehrenscheibe in den Ort hinab und zu seinem Schutze zu eilen.

Mit einem Juchzer trat er in das ärmliche, aber trauliche Gemach der Großeltern, wo Regina mit seinen jüngeren Geschwistern sich unterhielt, dabei aber sehnsüchtig durch das Augenweidenfenster nach dem Geliebten ausgepäht hatte.

„Neger!“ sagte Hans, mit triumphierendem Lächeln ihr die Scheibe zeigend, während er die reichgeschmückte Fahne im Arm lehnen hatte, „n' Punkten hon i, und der Punkt bist Du — und laßet' g'hört' mei', höll'sazandi! Und laß' g'freut' mi mei' Leb'n!“

Regina sah mit bewundernden und glückseligen Blicken den Burschen an, dessen Vot'schaft sie hoch entzückte. Die Großeltern freuten sich höchlich und konnten sich gleich ihren kleinen Enkeln und den unter der Thüre

stehenden Nachbarn nicht satt sehen an der schönen Fahne und der bunt bemalten Scheibe.

Hans gab den Großeltern alles in Verwahr.

„Die Preis' da hebts' mir auf“, sagte er; „den da aber“ — dabei zog er Negerl an seine Brust, „b'halt' i' bei mir in alle Ewigkeit. Und is' kimm, juach ma Dein' Vatern auf und lad' ma n' ein zu unse'rer Hozet! Lanzt' wird' ob'n auf der Schießstätt' und is' hoagt's!“

Hui auf! Aufg'spielt' Musikanten!“

Allerlei.

* Boshait. Junge Frau: „Meinen Mann habe ich auf einem Wohlthätigkeitsbazar kennen gelernt!“ — Freundin: „Da hat er Dich wohl nur aus Mitleid geheiratet?“

* Zweierlei. „Sie haben da einen reizenden Dackel, hört er denn auch?“ — „Hören thut er ausgezeichnet, aber folgen nicht!“

* Summarisch. Für mein Bauerntheater suchte ich zum 1. April eine jugendliche Witwe, die mitleiden kann und mit den Schweinen beiseid weis, Schulz-Kistberger, Direktor und Landwirt.

Rätsel.

Mich zog ans Licht, so geht die Kunde, Ein Hirt einst auf der stillen Flur, Jetzt bin ich mit dem Glück im Bunde. Doch dank' ich es dem Zufall nur. Erst durch den Tod erhalt' ich Leben. Im buntgeschmückten Harzenreich, Doch dort' ich ihnen mich verweiden, Ist mir an Schönheit keine Gleich. Drum prang' ich in des Glückes Jemen Und bin der Erdengötter Tracht; Stolz glänz' ich selber neben Kronen, Ein Reichen angestammter Macht. Die spä'ten Entel noch gebeten An die vergang'ne Zeit voll Schwere, Bewund'ung ihr ein edles Ders, Doch ohne Recht mich zu erlangen, Das ist der Herrscher stetes Ziel. Der Tod muß Tauende unsangen, Als wir' zu sterben nur ein Spiel. Und wenn den Cypern ihrer Größe Berarnte Länder Thronen weih' u, Dann hülfen sie der Schwachheit Wölfe Roll' Hohn in meine Follen ein. Drum, wen ich ehren soll, der trage Stets mich als Gierde nur mit Recht, Daß nicht dereinst mit bit'r'er Klage Ihn nennt das tommende Geschlecht.

Charade.

Geleite dich der Ersten Sinn Durchs ganze Erdenleben hin, So werden dich in deinen Tagen Glende Grillen niemals blagen. Mein Zueites war im Hause dort So manches Laßern Zustuchsort; Jetzt hört man Uhu da und Eulen Ihr graues Viechen kräzgend heulen. Willst du dem ganzen auf die Spur Bald kommen, Freund, so suche nur, Um dieses Rühden zu zerrreten, Mich unter Sachens' Keinen Städten.

Kirchenskalender.

(Fortsetzung.)

St. Hubertus-Stiftskirche: Am Freitag Morgen zum Schluß des ewigen Gebetes, ist um 5 Uhr jelecl. Hochamt mit Lezern und latr. Segen. Um 7^{1/2} Uhr stille hl. Messe. Die zur Andeutung des Allh. Sacramentes während den Tagesstunden, so werden die Gläubigen auch zu den Nachstunden zu reger Beteiligung freundlichst eingeladen.

Freitag, 7. September, Regina + 260. ● St. Andreas: Abends 7^{1/2} Uhr Sühne-Andacht. ● Maria-Himmelfahrt: Abends 7^{1/2} Uhr Herz-Jesu-Andacht. ● Karnelementen-Kloster: Herz-Jesu-Feier. 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 7^{1/2} Uhr Predigt; darnach Herz-Jesu- und Armenjesele-Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.

Samstag, 8. September, Maria-Gebrü. Gabriel + 266. ● St. Maximilian: Ewiges Gebet. Dasselbe beginnt mit der ersten hl. Messe morgens 6 Uhr. 7^{1/2} Uhr Hochamt. Von 12 Uhr ab beginnen die Bestunden, 3 Uhr für die Schulen, von 7-8 Uhr Komplet. Schluß: Sonntagmorgen 6 Uhr hl. Messe u. Lezern.



Vernantwortl. Redakteur: Anton Sieffke,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten (Mariä Geburt).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus I, 1-16. „Buch der Abstammung Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams. Abraham aber zeugte Isaak: Isaak aber zeugte Jakob: Jakob aber zeugte Judas und seine Brüder. Judas aber zeugte Schara und Sara von der Thamar; Schara aber zeugte Erion: Erion aber zeugte Aram aber zeugte Aminadab: Aminadab aber zeugte Naasson: Naasson aber zeugte Salmon: Salmon aber zeugte Booz von der Rahab; Booz aber zeugte Obed aus der Ruth; Obed aber zeugte Jesse: Jesse aber zeugte David, den König; David, der König, aber zeugte Salomon von der, welche des Urias (Weib) gewesen war; Salomon aber zeugte Roboam: Roboam aber zeugte Abias: Abias aber zeugte Asa: Asa aber zeugte Josaphat: Josaphat aber zeugte Joram: Joram aber zeugte Osiä: Osiä aber zeugte Joascham: Joascham aber zeugte Achaz: Achaz aber zeugte Amon: Amon aber zeugte Josias: Josias aber zeugte Jechonias und seine Brüder um die Zeit der babylonischen Gefangenschaft. Und nach der babylonischen Gefangenschaft zeugte Jechonias den Salathiel: Salathiel aber zeugte den Jorobabel: Jorobabel aber zeugte Abin: Abin aber zeugte Eliaxim: Eliaxim aber zeugte Azor: Azor aber zeugte Sadoc: Sadoc aber zeugte Achim: Achim aber zeugte Eliud: Eliud aber zeugte Eleazar: Eleazar aber zeugte Mathan: Mathan aber zeugte Jakob.“ — „Jakob aber zeugte Joseph, den Mann Mariä, von welcher geboren wurde Jesus, der genannt wird Christus.“

Mariä Geburt.

Kein anderes Evangelium, lieber Leser, wird wohl im Allgemeinen mit weniger Interesse angehört, als das Evangelium des heutigen Festtages. Das ist nun doch nicht ganz berechtigt; denn es enthält den vor allem für die Kinder Israels notwendigen Nachweis, daß Jesus Christus — den Weissagungen der Propheten entsprechend — seiner menschlichen Natur nach aus dem königlichen Hause Davids hervorgegangen sei. Freilich führt das Evangelium nur die Ahnen des hl. Gemahls der seligsten Jungfrau auf; allein dieser Umstand bietet gar keine Schwierigkeit, wenn man bedenkt, daß die Abkommen des einen Stammes nicht mit den Abkommen eines andern Stammes sich vermählen durften, — weshalb es auch bei den Juden nicht Sitte war, die Sprossen eines Stammes von Seite der Frau aufzuzählen. Wenn die hl. Schrift also sagt, daß Joseph der Vermählte Marias war, so beweist der aufgestellte Stammbaum auch, daß Jesus (Seiner leiblichen Abstammung nach) aus dem Stamme Juda und aus dem Hause und Geschlechte des Königs David hervorgegangen war.

Das Geschlechtsregister hat, lieber Leser, aber auch eine erbauliche, tröstliche Seite; denn wenn daraus hervorgeht, daß der Sohn Gottes es nicht verschmäht hat, in die Reihe Seiner leiblichen Ahnen Sünder, und zwar große Sünder aufzunehmen, — so weist Er schon im Voraus darauf hin, daß Er in diese Welt komme, um die Sünder zu erlösen, ihr Freund, ja ihr Bruder, ihr Alles zu sein, wenn sie nur Ihn lieben und als willige Schäflein Ihm folgen wollen; es ist eine im voraus gegebene Bürgschaft, daß Er sie geistig umwandeln will, auf daß sie einst Anteil haben an Seinem himmlischen Reiche.

Allein, lieber Leser, wenn der Herr auch aus Liebe und Barmherzigkeit gegen die Sünder sie nicht aus der Reihe Seiner Ahnen ausschließen wollte, so forderte anderseits Seine Liebe zu den Gerechten und namentlich Seine eigene Heiligkeit, daß Er sich zur Mutter — d. h. zu jener, von der Er unmittelbar geboren werden wollte, — das heiligste aller Geschöpfe wähle. Der Leib und das Blut des Gottmenschen durften nur aus dem Wute der reinsten der Jungfrauen gebildet werden; der Allerheiligste durfte nur in einem Heiligtume ruhen, in das kein Hauch der Sünde eingebracht war; der Sohn Gottes durfte nur von einer Mutter „voll der Gnaden“ geboren werden: Er durfte nur geboren werden von leiner jungfräulichen Mutter, deren Geburtstagsfest wir heute freudig und feierlich begehen.

Groß sind die Lobsprüche, welche die heiligen Väter Maria beilegen. Bald wird sie genannt eine Königin ohne Gleichen; bald heißt es von ihr, sie sei das Meisterwerk der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte; bald heißt sie der Kanal, durch den uns die unschätzbaren Gnaden der Erlösung zutönen; dann wieder die Mittlerin zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und der sündigen Welt. — Gewiß hohe und herrliche Titel! Indessen sage ich mit dem hl. Anselm: Alles, was nur irgend Herrliches von Maria gedacht und gesagt werden kann, ist in den Worten des Evangelisten enthalten: „von welcher geboren ward Jesus!“

Von demselben Gedanken offenbar durchdrungen, begrüßt auch die Kirche im Introitus der heutigen hl. Messe das hohe Geburtstagskind mit den ehrfurchtsvollen Worten: „Sei gegrüßt, o heilige Mutter, die Du geboren hast den König, der Himmel und Erde regieret ewiglich!“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 9. September. 14. Sonntag nach Pfingsten. Mariä Geburt. Gregorius 7 304. Evangelium Matthäus 6, 24-33. Epistel Galater 6, 16-24. Festtags-evangelium Matthäus 1, 1-16. Epistel Sprüche Salomons 8, 22-35. ● St. Lambertus: Feiertag des ewigen Gebetes. Morgens 6 Uhr Aussetzung des allh. Sakramentes. 9 Uhr feierl. Hochamt. Abends 7 Uhr feierliche Komplet. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der mar. Jungfrauen-Kongregation und nachmittags von 3-4 Uhr Bestunde für dieselben. ● St. Maximilian: Schluß des ewigen Gebetes. Morgens 5 Uhr letzte Bestunde, 6 Uhr hl. Messe mit Leben und Segen. ● Karmelitessen-Kloster: Fest Mariä Geburt. 1/9 Uhr feierl. Hochamt, nachmittags 4 Uhr Komplet.
- Montag, 10. September, Nikolaus von Tolentin 7 1308. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Schluß des ewigen Gebetes und sakramentalischer Segen. ● St. Andreas: Ewiges Gebet. Aussetzung des hochwürdigsten Gutes morgens 6 Uhr mit folgender hl. Messe, 1/8 Uhr, 9 Uhr feierliches Hochamt 10 Uhr letzte hl. Messe. Abends von 7-8 Uhr Komplet.
- Dienstag, 11. September. Petrus 7 257. ● St. Andreas: Morgens 6 Uhr Schluß des Stundengebetes.
- Mittwoch, 12. September, Winand 7 1112. ● Karmelitessen-Kloster: Ewiges Gebet. 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt. Abends 7 Uhr Komplet.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Wie in vielen anderen Ländern, so ist es auch bei uns, lieber Leser, Sitte geworden, daß den Unterthanen Mitteilung gemacht wird, wenn Hoffnung vorhanden ist, daß ein Sprössling des erlauchtesten Königshauses demnächst zur Welt kommen werde; und alle, die dem Königshause in Liebe und Treue zugethan sind, sehen dem Geburtstage des Königskindes mit freudiger Erwartung entgegen. — Etwas Ähnliches ging der Geburt Maria voraus; aber nicht etwa nur einige Tage oder Monate, sondern vier tausend Jahre umfaßt die Ankündigung ihrer Geburt, die einst die ganze Welt beglücken sollte. So geziemte es sich auch; denn da durch ihre Geburt das Kommen jenes Herrschers bedingt war, dem die ganze Menschheit unterthan sein sollte, so wollte auch die göttliche Weisheit, daß alle Geschlechter mit froher Erwartung ihrer Geburt entgegenzusehen sollten.

Schon unsern gefallenen Stammeltern wurde sie verheißen als das Weib, dessen Sohn die Schlange überwinden werde (1. Moses 3, 15). Besonders aber und ausdrücklich wurde die jungfräuliche Geburt des Erlösers — und damit selbstredend auch die Geburt der jungfräulichen Mutter selber — durch den Propheten Jesaias dem Könige Achaz und dem ganzen Volke verheißen als Wahrzeichen der Errettung aus jener großen Gefahr, die dem Hause Davids und Jerusalem drohte, als der König von Israel mit dem Assyrischen Könige sich verbündet hatte: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird Emanuel (Gott mit uns) sein“ (Jesaias 7, 14).

Und wenn wir die hl. Väter wieder zu Rate ziehen, so ist unser erhabenes Geburtstagskind schon im Paradiese durch den Baum des Lebens, in den Zeiten Noes durch die rettende Arche, in den Tagen des Patriarchen Jakob durch die von ihm erblickte Himmelsleiter vorherverkündet worden. Besonders in dem Wunder, das Moses einst am brennenden und doch nicht verbrennenden Dornbusch sah, und wobei ihm die Verführung von der halbigen Erlösung Israels aus der ägyptischen Knechtschaft gegeben ward, sehen die hl. Väter ein schönes Sinnbild: das Liebesfeuer des menschengewordenen Gottes sollte im Schooße der seligsten Jungfrau erglänzen, ohne daß ihre Jungfräulichkeit verlest werde, — und wie die Erlösung der Israeliten einst an jenem Dornbusche ihren Anfang genommen, ebenso sollte unsere Erlösung aus der Knechtschaft des Teufels in Maria ihren Anfang nehmen.

Auch das Wort, das der König David einst vom Tempelbaue in Jerusalem gesagt: „Es ist dies ein großes Werk; denn nicht einem Menschen, sondern Gott wird eine Wohnung bereitet.“ — wenden die Väter auf Maria an: Sie ist diejenige (sagen sie), welche die h. h. Dreifaltigkeit zu einem lebendigen Tempel des Sohnes Gottes und zu dessen herrlichster Wohnung erbaut und eingeweiht hat.

Da verstehen wir auch die Kirche, wenn sie in ihren heutigen Tagzeiten jubelt: „Heute Maria! Laßt uns dieses Fest feierlich begehen; ja, freudig feiern wollen wir die Geburt dieser Jungfrau!“ S.

Vom „Land des Lichtes“.

Von R. v. Dstern.

II.

Die Japaner sind ein einheitliches Volk nach Sprache, Sitte, Kleidung und Lebensweise und gehören zur mongolischen Rasse. Die Männer sind durchschnittlich 1,58 Meter, die Frauen 1,50 Meter groß, nach unseren Begriffen also klein. Die Hautfarbe ist hellgelb, das Haar schlicht, schwarz und nach europäischer Sitte getragen und gepflegt. Die flachen Nasen und die geschlitzten Augen sind echt mongolisch. Die Japaner sind zuverlässiger, fleißiger und

reiner als ihre Nachbarn, die Chinesen. Das Rauchen des Opiumrauchens kennen sie nicht, aber Theehäuser giebt es im Verhältnis mehr als in China, und in diesen Theehäusern spielen die Theemädchen, die Geisha's, eine große Rolle.

Die Tracht der Japaner ist schon allein durch die Operette „der Mikado“ bei uns genügend bekannt. Sonnenschirm und Fächer sind bei Männern und Frauen auch heute noch unentbehrliche Gegenstände. Was dem Europäer der Spazierstock, das ist dem Japaner der Fächer. Das Schmuckstück besteht meistens aus feinem Papier. In der Papierfabrikation sind die Japaner uns heute noch über; sie kennen diesen Fabrikationszweig schon seit 1500 Jahren. Vorzügliches leisten die Japaner auch in der Waffenherstellung und in Lackarbeiten. Den Boden ihres vulkanischen Vaterlandes haben sie im Gegensatz zu den Chinesen schon gründlich nach edlen und gewöhnlichen Metallen, nach Kohlen und Schwefel durchsucht. Viele Gold-, Silber-, Zinn-, Eisen- und Quecksilber-Gruben sind schon vollständig erschöpft. Der Haupthandelsartikel ist Reis, der noch besser als der chinesische ist. Dann folgt der Handel mit Thee. Der Ackerbau steht wie in China auf sehr hoher Stufe. An Tieren ist Japan arm. Neben Reis bilden Fische für die ärmeren Klassen die Hauptnahrung. Die Flora ist in Japan der Fauna weit überlegen. Das merkt man in allen Schichten des Volkes. So ist z. B. die Reichsfahne die stillere Blüte des Chrysanthemum. Fahren mit Tiergattungen oder Orben nach Tieren benannt kennt der Japaner nicht. Seine drei Orden sind: Der Orden der aufgehenden Sonne, der Chrysanthemum-Orden und der Spiegel-Orden. Die Kriegslagge hat das Zeichen der aufgehenden Sonne mit mächtig roten Strahlen. Rot, Scharlach und Schwarz sind bei den Japanern die Farben der Freude; Weiß ist das Zeichen der tiefsten Trauer. So ist es auch erklärlich, daß der gewöhnliche Japaner heute noch ein Mädchen hübsch findet, welches sich die Zähne schwarz und die Lippen scharlachrot färbt. Die Häuser der Japaner sind meist klein und aus Holz gebaut, der vielen Erdbeben wegen. Das Innere der Häuser aber zeigt bei den Vornehmen europäische Bequemlichkeit und modernen Luxus. Die Häuser der kleinen Leute machen in der Regel einen recht traurigen Eindruck, sie sind aus Fichtenbrettern hergestellt, die man nicht etwa mit Farbe sondern nur mit Öl gestrichen hat. Oft fehlen die Fenster ganz, sie werden bei Tage durch Oeffnungen ersetzt, die man dadurch erhält, daß man einige Bretter bei Seite schiebt. Das Klima ist angenehm und gesund, ein echtes Seeklima, das auch dem Europäer sehr zuträglich ist.

Trotzdem die Japaner Inselbewohner sind, waren sie bis in die Neuzeit hinein schlechte Seefahrer. Dieser auffallende Umstand erklärt sich dadurch, daß es in früheren Jahrhunderten den Japanern verboten war, außer mit dem benachbarten China und Korea, Seehandel und Schifffahrt zu treiben. Von einer Kriegsflotte war unter solchen Umständen gar keine Rede. Heute ist die japanische Flotte in aufsteigender Entwicklung begriffen. In dem siegreichen Kampfe mit China haben die Japaner so viele Lehren und Erfahrungen gesammelt, daß sie heute nach kaum fünf Jahren schon eine Kriegsmarine besitzen, die man nur mit Achtung nennen kann. Man schätzt die Zahl der japanischen Kriegsschiffe heute auf zweihundert, darunter acht Panzerschiffe erster Klasse und zwanzig Kreuzer neuester Bauart. Die ersten Veruche Japans zur Bildung einer modernen Armee liegen zwar schon fünfzig Jahre zurück, doch nahm die Sache erst einen nennenswerten Aufschwung als im Jahre 1885 deutsche Offiziere die Ausbildung der japanischen Soldaten übernahmen. Unsere Offiziere lobten damals die japanischen Soldaten als tapfer und gewandt. Sie haben dieses Lob in den nachfolgenden Kriegen bestätigt.

Nach dem Kriege mit China haben die Japaner der Ausbildung durch ausländische Offiziere nicht mehr bedurft, sie haben sich vielmehr bemüht, aus eigener Kraft ihr Heer zu vervollkommen. Wie sehr ihnen das gelungen, haben die letzten Kämpfe in China hinreichend bewiesen. Die japanische Landmacht besteht heute aus vier Armeekorps mit 13 Divisionen. Die Division in Kriegsstärke zu 12000 Soldaten gerechnet, könnte Japan im Notfall 150000 Mann ins Feld schicken, alle ausgebildet und ausgerüstet nach preussischer Muster. Gerade wie bei uns ist der Kaiser von Japan der Höchstkommandierende. Er unterzeichnet alle Ernennungen und Veränderungen. Sein Generalstab ist nach deutschem Muster zusammengestellt. Die japanischen Offiziere gelten für findig und tapfer. Die Ergänzung der Unteroffiziere macht in Japan ebenso große Schwierigkeiten wie bei uns, vielleicht noch mehr, da das Erlernen der japanischen Sprache viel mehr Zeit in Anspruch nimmt als das Erlernen unserer Muttersprache. Jeder Japaner ist vom 17. Jahre bis zum vierzigsten militärpflichtig, und der Japaner besitzt Ehrgeiz und Vaterlandsliebe genug, um sich diesem Militärgesetz willig zu fügen. Die Disziplin in japanischen Heere ist vorzüglich, kein asiatischer Staat kann ein ähnliches Heer aufweisen. Das Leben in den Kasernen, der Kammer-, Stall- und Nachtdienst, das Exerzieren und Manöverieren, alles ist nach deutschem Muster seit dem 15. März 1896 geregelt und bis heute streng und erfolgreich durchgeführt worden. Die Bundesgenossenschaft Japans kann daher von den verbündeten Mächten bei den Wirren in China nicht hoch genug geschätzt werden.

Blaue Grotten.

Von Dr. W. Döf.

Eins der beliebtesten Ziele aller den Golf von Neapel besuchenden Fremden ist in den letzten Jahrzehnten Capri geworden, eine 15 Quadratkilometer große gebirgige Insel von länglicher Gestalt. Es verdammt diesen Standort teilweise der von alters her geprüften Reinheit der Luft, die eine Folge des freien Spiels der Seewinde ist, teils der auf seiner Nordseite gelegenen sogenannten Blauen Grotte, der berühmtesten unter den Höhlen, die die Felsenufer Capris enthalten. Diese Grotte wurde im Sommer des Jahres 1826 von dem bekannten Dichter August Kopisch unter Führung des Fischers Angelo Ferraro entdeckt! Reste einer alten Treppe, die sich in der Mitte der Grotte rechts an einer Art von Landungsstelle befinden, deuten jedoch darauf hin, daß sie wahrscheinlich mit einer im Nordwesten der Hochfläche von Anacapri bei Damaenta ehemals existierenden Villa des Liberius, von der noch Baureste vorhanden sind, in Verbindung stand, mithin schon diesem römischen Kaiser, der bekanntlich im Jahre 27 nach Christi Geburt seinem Günstlinge Aelius Sejanus alle Regierungsgeschäfte überließ, sich ganz nach Capri zurückzog und hier zwölf Villen zu Ehren der zwölf Götter erbaut, bekannt war. Die Länge der Grotte, die aus Trochstein besteht, beträgt 54 Meter, ihre größte Breite 32 Meter. Das Wasser in ihr ist 15 Meter tief, während sich ihr Gewölbe bis zu 13 Meter erhebt. Ihre wunderbare Farbenwirkung beruht darauf, daß ihre Eingangsöffnung, durch die zugleich die Lichtstrahlen einfallen, bei ruhiger See 1 1/2 Meter über dem Meeresspiegel, bei der Flut sogar unter demselben liegt. Die Strahlen fallen demnach direkt auf den Grund der Grotte, der nicht blank und glatt genug ist, um anderes als diffuses Licht, d. h. das gewöhnliche blaue Tageslicht zu reflektieren. Dazu kommt noch, daß einerseits das Wasser rotes und gelbes Licht leichter als blaues absorbiert, andererseits bei der Reflexion des Lichts im Wasser das Blau sehr bevorzugt wird, da es, wie Lord Rayleigh berechnete und experimentell bestätigte, z. B. zehnmal so vollständig wie Rot reflektiert wird. Da wir nämlich das Wasser in bestimmten Farben leuchten sehen, so müssen reflektierende Teil-

chen in demselben vorhanden sein, d. h. eine wenn auch anderweitig nicht wahrnehmbare Trübung. Je klarer nun das Wasser ist, um so längere Wege muß das Licht darin zurücklegen, bis es ein reflektierendes Partikelchen trifft, um so mehr wird es daher von seinen roten und gelben Strahlen durch die Absorption des Wassers einbüßen und um so blauer erscheint deshalb das aus dem Wasser zurückkehrende Licht. Die zum Zustandekommen der rein blauen Farbe erforderliche Klarheit des Wassers wird, wie B. Spring und C. Krummel dargehen haben, in Folge der sedimentierenden (abfcheidenden) Kraft der gelösten Kalksalze bei Meerwasser viel häufiger vorhanden sein als bei Süßwasserseen, was vollständig mit der Erfahrung übereinstimmt, ganz besonders aber im vorliegenden Falle, da, wie wir bereits oben sagten, die Grotte ganz aus Kalkstein, also Kalkfinter, besteht. Die Wölbung der Grotte wird demnach durchweg mit azurblauem Lichte überstrahlt, einer Farbe, die in der dunkeln Höhle eine wahrhaft magische Wirkung hervorbringt. Gegenstände, die sich an der Oberfläche des Wassers der Grotte befinden, namentlich der menschliche Körper und die Wasserflüche selbst, erhalten eine vollständige Silberfarbe, die wohl dadurch entsteht, daß die Sonnenstrahlen, aus der Tiefe heranstretend, von den Wellenkräuselungen resp. von den im Wasser befindlichen Gegenständen total reflektiert*) werden, was auf das Auge wie ein Silberbild wirkt kann.

So viel über die berühmte und viel besungene Grotta azzura di Capri. Lange Zeit hielt man sie für das einzige Naturwunder dieser Art, aber in späteren Jahren folgten noch mehrere derartige Entdeckungen. So entdeckte der berühmte Naturforscher Karl Vogt im Jahre 1861 auf dem nördlichen Teil der Insel Ischia in der Nähe des großen Geysirs zwei durch eine Brücke getrennte große Quellschichten, die, von blendend weißem Kalkfinter ausgekleidet, dasselbe wunderbare Farbenspiel bieten, das die blaue Grotte von Capri zeigt. Eine andere blaue Grotte fanden bald darauf österreichische Fischer auf dem kleinen, südöstlich von der durch den Seeberg der Oesterreicher über die Italiener am 20. Juli 1866 berühmten Insel Lissa gelegenen Eiland Rabin, die später auch vom Kaiser Franz Joseph besucht wurde, über die aber sonst wenig bekannt geworden ist. Eine fünfte, eigentlich aus zwei blauen Grotten bestehende blaue Grotte entdeckte endlich im April des Jahres 1884 der österreichische Legationssekretär a. D. Eugen Freiherr von Ranjonne-Bilze auf der gleichfalls zum dalmatinischen Archipel gehörigen, südwestlich von Lissa unter 42° 57' nördlicher Breite und 43° 0' östlicher Länge von Greenwich gelegenen, spärlich bewohnten Insel Ust. Die hervorsteckendste Merkwürdigkeit dieser Insel besteht in ihren unterirdischen Kammern, die schon durch den Namen gekennzeichnet werden; Nola di Buzi — buzi im venetianischen Dialekt statt buchi — heißt nämlich Höhleninsel. In der That hat das Eiland etwa zehn größere und kleinere Grotten, die sämtlich mit dem Meere zusammenhängen und zum Teil auch mit Kähnen befahren werden können. Die größte davon, namens Medvedina (Bärenloch), ist etwa 150 Meter lang und hat einen inneren Raum, der durch Höhe und Gesteinsfüllung imponiert. Die weitaus merkwürdigste aber ist die blaue Grotte, von den Eingeborenen Spelonca del Ballon genannt; so heißt nämlich der an der Nordostküste der Insel vorspringende Fels, unter welchem sie liegt. Ihre Einfahrt ist 2½ m breit und 1½ m hoch, das Becken selbst 31 m lang, 15 bis 17 m und 16 bis 18 m tief. Das Wasser in ihr ist 5 m tief und sie empfängt das Licht durch ein unterirdisches Thor von 10½ m Breite und 18 m Höhe. Ihre Farbenwirkung zeigt sich besonders reizend an einem brüchigen

Felsbogen unter dem Wasser, der sich von einer Seite des Beckens zur anderen quer hinüberzieht. Jenzeit dieser Brücke befindet sich, durch eine durchbrochene Felswand geschieden, eine zweite blaue Grotte, von geringerem Umfange, aber mit veränderter Lichtwirkung; der gelbrote Lichtschimmer an den Felsen läßt dort einen unmittelbaren Einfluß des Sonnenlichtes wahrnehmen. In der That wurde auch vom Baron Ranjonne ein trockener Gang von etwa 10 m Länge aufgefunden, der nahe dem Meerespiegel unter überhängendem Gestein ins Freie führt. — Der Hauptunterschied zwischen dieser durch B. A. Beder Ranjonne zwischen dieser durch B. A. Beder Ranjonne Grotte getauften Höhle und der Grotte von Capri liegt zunächst darin, daß letztere einen weit größeren Raum einschließt und darum einen freieren Ueberblick gestattet; dann aber auch darin, daß die Lichtwirkung in ihr durch den vom Becken aus sichtbaren, mit dem äußeren Tageslicht kommunizierenden Eingange ausschließlich beeinflusst wird. Das letztere bedingt nun, daß die Lichtwirkung in der Grotte von Buzi, die keinen sichtbaren Eingang, dagegen ein unterirdisches Licht-Thor hat, unbeschadet der, beiden Grotten zukommenden blauen Wasserflüche, eine andere sein muß als in der Grotte von Capri. Der blaue Widerschein an den Wänden der Grotte, namentlich an der oberen Wölbung, der in der Grotta azzura einen guten Teil der schönen Wirkung in Anspruch nimmt, fehlt auf Buzi. Hier erscheint die Wölbung durchwegs in ein nebelhaftes Dunkel gehüllt; dafür sind aber auf Buzi die Lichterscheinungen und das durch sie bedingte Farbenspiel in der nächsten Umgebung prägnanter, als in der Grotte auf Capri. Die Ursache jedoch, der die blaue Grotte auf Buzi, wie auch die anderen im Vorstehenden erwähnten blauen Grotten ihre wunderbaren Lichterscheinungen verdanken, ist genau dieselbe wie bei der Grotte auf Capri, die niedrige Lage des Licht-Thors über der Oberfläche des Wassers.

Dixi.

Humoristische Novelle von Dr. Max Flohr (Braunschweig).

Etwa oberhalb des stattlichen Pfarrdorfes, in unmittelbarer Nähe des vom grauen Gemäuer einer Burg ruine überragten Waldes lag die Oberförsterei.

In das geöffnete Fenster des Ersterstübchens stutete die warme Frühlingsluft und strich kosennd über Stirn und Wangen zweier junger Mädchen, welche von dort herab über die freie, im Lichte der Nachmittagssonne sich badende Landschaft Ausschau hielten, ohne freilich in diesem Augenblicke der bunten Gassen auf Feld und Wiese sonderlich zu achten, die aus reichem Füllhorn der Venz dort ausgestreut hatte. Um so größere Aufmerksamkeit sollten sie der kräftigen Gestalt eines jungen Mannes, welcher neben dem nahen Walde runde zuschritt, nicht ohne von Zeit zu Zeit sich in auffälliger Weise nach der Oberförsterei umzuwenden, bis das frische Grün des Unterholzes ihn gänzlich den Blicken der Nachschauenden entzog.

Die dunkelbläuliche Wotheterstochter, welche in diesen Tagen von der Pension ins Dorf zurückgekehrt war und mit der Oberförsterei gute Nachbarschaft hielt, hatte mit kundigem Blicke die Sachlage durchschaut und verzeigte der ganz verschämt dreinschauenden Freundin einen wohlwollenden Rippenstoß:

„Aber Else, kleiner Schätzer, wer war denn das? Scheint sich ja sehr für Dich zu interessieren.“

„Ach der —“
 „Na, thu nur nicht so! Siehst Du! Feierlicher Gruß seinerseits, leuchtender Blick seinerseits, Erröten beiderseits — na, und dann zu allem Ueberfluß noch dieses wiederholte Rückwärtsblicken —“

Der Schlussfolgerung dieser Diagnose gab die schalkhafte Sprecherin anmutigen Ausdruck, indem sie kurz abbrach, ihr reizendes

Mädchen schaute und die bekannte Melodie:

„Das ist die Liebe“ pfliff.
 „Wie findest Du ihn denn?“ wagte die blonde Tochter vom Hause schüchtern einzulenkeln.

„Na, offen gestanden, etwas phyllisterhaft — Großstadtluft merkt man ihm gerade nicht an — aber sonst recht passabel. Uebrigens erinnert er mich sehr an die Beschreibung Deines „Künstlers“ von Dingda.“
 „Du, das ist ja eben das Komische!“ erwiderte Else mit vertraulichem Augenzwinkern, indem sie vom Fenster zurücktrat und die Freundin auf einen Stuhl nötigte.

„Komisch, wie so?“
 „Denke Dir, Trude — er ist es nämlich in eigener Person!“

Trude rückte einen guten Schritt mit dem Stuhle näher:

„Der — Dein Maler? Nicht möglich!“
 Ein mehrmaliges Nicken auf der einen, ein ungläubiges Kopfschütteln auf der anderen Seite — dann beichtete Else der aufstrebenden Freundin Folgendes:

„Ich schrieb Dir bereits von unseren häufigen Begegnungen im vorigen Sommer in Thüringen, wo sich Bernsheim seiner Malstudien halber aufhielt. Ich nahm damals die Gelegenheit wahr, ihm — en passant natürlich — unsere romantische Gegend mit ihrer zerfallenen Ruine in lebhaften Farben zu schildern.“

Ein verständnisvolles „Aha“ der Freundin verlieh ihrem Tone eine etwas schärfere Klangfarbe, als sie fortfuhr: „Nun ja, und er schien sich wirklich für meine Auseinandersetzung zu interessieren — als Subjekt für seine herrliche Kunst, verstehst Du?“

„Oh, ich verstehe vollkommen,“ bejahte die Freundin mit Schmelzlächeln. „Na, und dann?“

„Ja und dann machte ich ihm den Vorschlag, bei Gelegenheit einen kleinen Abstecher in diese Gegend nicht zu scheuen, der doch sicher ein sehr lohnender für ihn sein werde.“

„Und ob!“ fiel die reudelustige Zuhörerin ein. „So eine alte Burg ruine ist ja auch gar nicht zu verachten! — Nach allem, was ich da gehört und gesehen habe, ist die Sache im besten Gange — keine Widerrede Schächeln!“

„Im besten Gange et on vorra . . .“ Doch ich muß wirklich fort, Tante Rosalinde wartet und wird ernstlich böse auf mich sein . . . Also, grüß Gott, ma adieu! Du wirst fraglos in nächster Zeit wieder viel Kunstmann heucheln und die in der Selecta vom schönen Heinege verzapfte „Kunstgeschichte“ praktisch verwerten . . . Na, und dann . . . Unter Bäumen süßes Träumen . . . A propos, wie lange ist Dein Künstler schon hier?“

„Heute Morgen sah ich ihn verschohlen vom Fenster aus.“

„Natürlich ganz zufällig! . . . Herrsch, schon halb fünf? . . . Hästst Eisenbahn! . . .“

Nachdem die Freundinnen an der Thür noch das „Postskriptum“ ihres Meinungsaustausches zu einem glücklichen Ende geführt hatten und der Besuch sich definitiv verabschiedet hatte, unterzog die Zurückbleibende vor dem Spiegel ihr liebes Ich einer nachträglichen, wohlwollenden Anstreuung. Dann lehnte sie das blonde Köpfchen zurück und schloß die verlebten Bergheimnichtenaugen. Und beim Flieherdust und Verhenschlag baute sie im lauschigen Ersterzimmer mit der uner-schöpflichen Empfindungskraft einer achtzehnjährigen Schwärmerin die lieblichsten Lustschwärmer, hoch und her, bis an die Sterne, weit, und noch drüber hinaus, geradwegs in den siebenten Himmel hinein. — — —

Welch eine bittere Ironie, wenn gleichzeitig in dem mit Jagdstücken aller Art drapierten Zimmer des ersten Stockwerkes das unererbte Schicksal in Gestalt der datterlichen Autorität am Werke war, die Säulen auf denen jene lachenden Zukunftsgebilde sich stolz erheben sollten, mit graufamer Hand niederzureißen!

Der gestrenge Herr Oberförster hatte da-

*) Totale Reflexion nennt man die an der Grenzfläche zweier verschiedener Medien stattfindende vollständige Zurückwerfung der Lichtstrahlen, die sich in dem dünneren Medium befinden.

selbst gerade mit seiner rüchlichen Gehälte eine Auseinandersetzung, deren Alpha und Omega ein in seiner Hand befindlicher Brief war. Von dem Inhalt dieses Schreibens, welches dem Abiender zum mindesten das Zeugnis eines offenerzigen, ungelünsteten Naturmenschen ausstellte, braucht nur soviel verraten zu werden, daß darin der neue Arzt, welcher sich seit mehreren Tagen im Orte niedergelassen hatte, von redlicher Neigung zu der Tochter des Hauses erfaßt, sich die hohe Ehre erbat, der werten Familie näher treten zu dürfen. Er werde sich daher die Freiheit nehmen, in den nächsten Tagen vorzusprechen, um mit den lieben Eltern persönlich Rücksprache zu nehmen.

Die fürsorgliche Oberförsterin konnte nicht umhin, gegen den Herzenserguß ihres Gatten, dem die Gelegenheit, sein Töchterchen an den Mann zu bringen, eine sehr willkommene war, ihr mütterliches Veto einzulegen, indem sie bemerkte: „Aber Männchen, wir kennen ja den Herrn kaum!“

„Dah' sich was! Ich selbst kenne ihn bereits vortellhaft von der Residenz aus, wo er langjähriger Assistenzarzt am Krankenhaus war. Dobe außerdem nur Gutes über ihn gehört.“

„Aun, und Elise?“

„Er habe bereits das Vergnügen gehabt — schreibt er — und hoffe, daß auch das Mädel ... Lebrigens ein Staatsdiener, kann ich Dir sagen, der Herz und Mund auf dem rechten Fleck hat — alle Jagel! Dabei diese famose Landpraxis — die reine Goldgrube!“

„Aber Männe, Du weißt doch —“

„Was weiß ich?“ fragte jener verdutzt und unterbrach auf einen Augenblick seinen Vordelgang.

„Daß Elise's Neigung nun einmal einem andern gilt.“

„Aha!“ eiferte jener. „Natürlich immer noch die alte Teufelswechtelei mit dem Fahrenknecht! Bin ich auf richtiger Fährte, wie?“

„Wußt' ich's doch! Also, da liegt der Fall im Pfeffer! ... Leg' Dich, Waldmann!“

„Aber ehe ich meine Tochter einem solchen Hans' Dank in allen Sassen gebe —“

„Er ist doch ein Künstler —“

„Künstler! Keine das! Alte Scharteke aus dem Maritimenkabinett, wandelnde Antike mit idealer Vorkensfülle, wie?“

„Lerne ihn doch erst kennen — er ist durchaus modern. Zudem ist er zufällig hier im Orte, um in unserer Gegend Studien zu machen, wie Elise sagt.“

„Durchaus modern — Studien machen — habe nichts dagegen! Und wenn er der Modernisten einer ist, so modern, daß er den blauen Himmel grün, und den grünen Wald blau pinxelt, auch gut! ... Die Elise bekommt er nie und nimmer!“

„Aber Hermann!“

„Wie und nimmer! Und da ich weiß, daß der Raffaeljünger gerade hier ist, halte ich es für meine Pflicht, gleich mit dem Mädel ein offenes Wort zu reden und meine väterliche Autorität geltend zu machen. Noch heute muß die Sache ins Meine kommen, so wahr ich königlicher Oberförster bin.“

„Aber Hermann —“

„Dixi!“

„Man halte es nicht für eine Herabsetzung des weiblichen Geschlechts, wenn wir berichten, daß die jartere Hälfte des oberförsterlichen Ehepaars es hienach für geeignet hielt auf das Wort zu verzichten. Sie kannte jene akademische Wendung ihres Bestrengens zur Wenigkeit, um zu wissen, daß sie in allen kritischen Familienangelegenheiten sehr Ultimatum war — gleichsam das hohe C auf der Tonleiter seiner Willensäußerungen. Die mütterliche Liebe wappnete sich daher mit Seelengröße — und schwieg.“

Als der erregte Herr Vater der herbeigerufenen Tochter seine „unmüßliche An- und Ablicht“ ohne Umschweife unterbreitet hatte, fand er, wie zu erwarten, kein geneigtes Ohr,

und die „väterliche Autorität“ lief Gefahr, bedenklich Schiffbruch zu leiden. Elise erwies sich als das würdige Kind ihres Vaters, indem sie dem kategorischen Imperativ desselben die Negation in höchster Potenz durch ein ebenso verblühtes, wie kampfesmutiges: „Und ich mag keinen Doktor und ich nehme keinen Doktor!“ entgegensetzte, dieser Weigerung durch ein zweimaliges Aufstampfen mit dem rechten Fuße noch mehr Nachdruck verlieh und nach einer halben Körperwendung einen ehrenvollen Rückzug antrat.

Während das Elternpaar das abgechnittene Thema weiter erörterte, schlich sich die so jählings aus dem siebenten Himmel ins irdische Jammerthal hindabgestürzte in die weinmurrante Laube hart an der Fahrstraße, um dort den Zukunftsraum einjam zu Grabe zu tragen, wobei sie der bei solchen Anlässen üblichen Stala der Gemütsäußerungen von Seufzern zu Thränen, von Thränen zu Verwünschungen und von Verwünschungen zu Weilschmerzgebanten — gebührend Rechnung trug. Als sie in ihrer weilschmerzgeborenen Thätigkeit gerade soweit gediehen war, sich vorzustellen, wie sie vor Schmerz langsam erkorben im Sarge, ruhen würde, tauchte plötzlich zu ihrer nicht geringen Ueberaschung im Eingang der Laube die intellektuelle Resache ihres Kammerers in Gestalt ihres Geliebten auf und streckte ihr in der herzlichsten Weise die Hand zum Gruße entgegen:

„Aber was sehe ich, Fräulein Else, Thränen? Wie unendlich leid mir das thut! Haben Sie Kummer gehabt? Neben Sie!“

„Ach, Herr Bernsheim!“ schluchzte sie laut und verbarg das schöne Haupt hinter dem Epigentastentuche.

„Oh, wenn Sie wüßten, Fräulein Else, wie ich mich auf dieses Wiedersehen gefreut habe! Sehen Sie, dort oben, vor den Trümmern einer saganunmohenen Vergangenheit habe ich sinnend gesessen und jener schönen Stunden gedacht, wo es mir zuerst vergdönt war, Ihre liebe Bekanntschaft zu machen. Leider fand ich damals keine Gelegenheit, mich offen gegen Sie auszusprechen, Ihnen alles zu entdecken, was ich für Sie empfand. Aber heute, als ich im Vorbeigehen wieder in Ihre guten, treuen Augen sehen durfte, als die frisch besaubten Säume des Waldes geheimnisvoll rauschten und jenes düstere Gemäuer eine ernste Sprache zu mir redete, — da bin ich mit mir eins geworden, Ihnen alles zu sagen, was mir das Herz groß und weit macht. ... Wir sind allein, Fräulein Else, niemand hört uns, ... haben Sie denn kein Wort der Hoffnung für mich? Sind Sie mir nicht ein wenig gut?“

„Ach, Herr Bernsheim!“ schluchzte sie von Neuem und zapfte verlegen an ihren blonden Zöpfen. „Ich — habe Sie ja so furchtbar gern ...“

„Aber ist denn das so traurig?“ jubelte er laut und wollte sie an sich ziehen, doch sie entzog sich seiner Umarmung:

„Ach, Herr Bernsheim, es ist alles aus — mein Vater —“

„Ich habe die Absicht, ihn noch heute aufzusuchen —“

„Ach, Herr Bernsheim, thun Sie das um Gotteswillen nicht!“

„Fräulein Else, Sie machen mich stutzig.“

„Er weiß ja schon alles, und — und —“

„Er versagt seine Einwilligung?“

„Ja!“ nickte sie mit einem Blicke schmerzlicher Entagung.

„So bin ich ihm nicht genehm?“

„Ach, ich soll ja einen andern heiraten!“

„Einen andern heiraten?“

„Ja, den — ach, ich mag's Ihnen gar nicht sagen.“

„Oh, mein Fräulein!“ rief er erregt, „ich bitte, ich beschwöre Sie, sagen Sie es offen heraus und martren Sie mich nicht länger!“

Sie kämpfte einen kurzen Kampf; dann kam es mühsam und tonlos von ihren bleichen Lippen:

„Den — den neuen Arzt!“

„Den neuen — Arzt?“ wiederholte er gedehnt. Ein Leuchten ging über seine frischen Züge und wie Siegeslieder klangen seine Worte:

„Triumph! Dann ist ja alles in bester Ordnung! Ich möchte jubeln und singen und die ganze Welt umarmen! ...“

„Oh, Herr Bernsheim!“ sagte sie verächtlich und im Tone sittlicher Entrüstung. „Wie ich das von Ihnen finde!“

„Aber Fräulein Else, sehen Sie mich an und zürnen Sie nicht, wenn ich erst jetzt die Gelegenheit ergreife, als eben diesen neuen Arzt mich selbst Ihnen vorzustellen.“

„Ach, Sie spotten meiner, Herr Bernsheim,“ schluchzte sie noch immer ungläubig. „Ich weiß ja nur zu gut, daß Sie der Vater ...“

„Der Vater, Fräulein Else? ... Ja so! Sehen Sie, das ist der Fluch oder Segen dieser Proteusnatur moderner Kulturmenschen. Meine Ruhestunden freilich gehören der göttlichen Kunst, mein Tagewerk der leidenden Menschheit. Und sehen Sie, als mein bejahrter Vorgänger keine ein Menschenthaler hindurch geeignete Thätigkeit hier aufgab, da begrüßte ich die gebotene Gelegenheit wie einen Bink von oben, diesen Ihren lieben Wohnort zur Stätte meines eigenen Wirkens zu machen. Oh, wenn jener Tag, der heute so lebhaft durch meine Seele zog, in Erfüllung ginge, wenn ich hoffen dürfte, daß ...“

„Ja, ein milder Strahl aus Ihren Augen sagt mir, daß ich es darf! ...“

„Da fank sie an seine Brust, und in dem ersten bräutlichen Kusse schmolz alles Herzeleid.“

„Gefegnete Mähzeit, Herr Doktor!“ ließ sich in diesem Augenblicke eine kräftige Männerstimme vernehmen, während gleichzeitig vor der Laube die rechenhafte Gestalt des Oberförsters sichtbar ward, so daß das bestürzte Paar auseinander stob. „Alle Achtung vor Ihren Erfolgen, junger Hippokrates — die reine Wunderkur! Gratuliere! ...“

„Ra Mädel, thu nur nicht so! Wüßte ja, daß Du bald zur Raifon kommen würdest, wenn der Alte Trumpf gespielt ... alle Jagel! ...“

„Ra also, willst Du den?“

„Von ganzem Herzen, liebes gutes Väterchen!“ rief sie mit einem reizenden Anflug von Schalkhaftigkeit und fiel ihm glückstrahlend um den Hals.

„Recht so, Du Kacker! Ra soll Dein Schaden nicht sein ... Dixi!“ Damit überließ er die Weiden sich selber und beehrte sich, seinem trauten Ehegessons die erfreuliche Befehlung der Tochter mitzuteilen und die Wunderkraft „väterlicher Autorität“ zum Gegenstand sinnreicher Betrachtung zu machen.

Ruchstabenrätsel.

k
m
eit

Auflösung der Rätsel aus voriger

Nummer:

Rätsel: Purpur.

Charade: Frohdurg.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Donnerstag, 13. September, Waterans + 100.

• Karmelitesen-Kloster: Schluß des ewigen Gebetes 1/6 Uhr hl. Messe; Lebenm.

• Ursulin-Kloster: Ewiges Gebet. 6 Uhr

1. hl. Messe, 9 Uhr Hochamt, 1 Uhr Sakram.

Segen. 3-4 Uhr Marienverein, 4-5 Uhr Herz-

Jesus-Bruderschaft. 7 Uhr Komplet.

Freitag, 14. September, Kreuzerhöhung 829, Roth-

burga + 1313. • St. Andreas: Abends 1/2 9

Uhr Sühne-Anbacht. • Karmelitesen-

Kloster: Fest Kreuzerhöhung. 8 Uhr feierliches

Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Komplet. Während

der Octav: Nachmittags 4 Uhr Kreuzweg-An-

bacht. • Ursulin-Kloster: 1/6 Uhr hl. Messe

mit Schluß des ewigen Gebetes.

Sonntag, 15. September, Nikomedes + 90. •

St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segens-

messe.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24-38. „In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß, und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadthor kam, siehe da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war: und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir: Stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“

Die Auferweckung des Jünglings zu Naim.

Es war in der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Osterfeste, die in die Messianische Thätigkeit Jesu fallen, und zwar am Tage nach der wunderbaren Heilung des Knechtes jenes Hauptmanns, dessen Glauben der Herr so besonders gelobt hatte. Er verließ also Kapernaum und wanderte mit den Jüngern südwestlich auf der Straße, welche zwischen dem Berge Tabor und dem kleinen Hermon-Gebirge in die Ebene Sedron mündet, und gelangte bis vor das Thor der Stadt Naim, als man gerade einen Toten hinausstrug. Es mußte wohl gegen Abend sein, als der Herr dort ankam, da die Beerdigungen gewöhnlich erst nach Sonnenuntergang stattfanden.

Die Stadt Naim existierte noch zur Zeit des hl. Kirchenlehrers Hieronymus († 420), ist aber längst nur mehr ein Ruinenhaufen mit wenigen bewohnten Hütten; die noch vorhandenen Reste seiner Stadtmauern lassen indes darauf schließen, daß die Stadt ehemals einen ziemlich beträchtlichen Umfang hatte. Die verödete Landschaft gewährt heute, bei aller Fruchtbarkeit, natürlich einen traurigen Anblick; aber — wie die Reisenden sagen, — am Tabor vorbei, im tiefen Hintergrunde, erreicht das Auge den großen Hermon mit seinem schneebedeckten Haupte, den mächtigen Grenzstein des Landes gegen Norden, und so geben die beiden Berge noch heute ein großartiges, ergreifendes Bild.

Aus dem Thore der Stadt, lieber Leser, bewegt sich also ein Leidenzug, und was dabei sogleich in die Augen fällt, ist wohl geeignet, die natürliche Teilnahme an einer so ernsten Trauerszene zu steigern. Den Sarg begleitet eine weinende Frau, der sich Leidtragende in großer Menge angeschlossen haben. Wie jeder, der Anteil an ihrem Schmerze nimmt, leicht erfährt, beweint die Frau ihren einzigen Sohn, und sie ist Witwe. Das zahlreiche Geleite erscheint als Ausdruck der Teilnahme an einem ungewöhnlichen Falle der Trauer und des Schmerzes. Auch Jesus (er-

zählt der Evangelist) ward von Mitleid gerührt, als er die weinende Frau sah, und, um die Weinende zu trösten, schreitet Er zu einem bis dahin noch unerhörten Wunder, zu einer der herrlichsten Offenbarungen Seiner göttlichen Macht.

Dieser trauernden israelitischen Mutter und Witwe begegnet heute ihren Messias, scheinbar zufällig, — aber wie es auch Zufall heißt, wenn einen Frevler plötzlich, etwa durch einen Blickstrahl, das Gericht ertönt. So, nur sieben a r zufällig, findet umgekehrt diese weinende israelitische Mutter Trost und Gnade: sie findet ihren Messias! Es bleibt einmal der Vorzug Israels, des auserwählten Volkes: seit es in seiner Mitte den Messias birgt, hat es, kraft des schon mit dem Stammvater Abraham geschlossenen göttlichen Bundes, ein förmliches Anrecht darauf, sich vor allen Völkern der Erde der messianischen Segnungen zu erfreuen. So trägt denn der Herr dem Volke Seine Gnade und Hilfe überall entgegen; Er kommt, wo Er nur Glauben, wo Er nur „guten Willen“ findet, den Bittenden entgegen; Er weckt und befördert den unzureichenden Glauben, um Seine Hilfe nicht versagen zu müssen. Und während Er nur auf dringendes Bitten tags vorher den Knecht des Hauptmanns heilte, tritt Er hier unaufgefordert mit Seinem Troste vor diese Witwe, die ihm ahnungslos mit ihrem Schmerze vor Naim begegnet: wir haben eben dort den Heiden, hier aber die Israelitin, die Tochter Abrahams.

Doch verfolgen wir nun, lieber Leser, den Verlauf des Wunders, indem wir uns recht lebendig in die Szene versetzen. Von der einen Seite begleitet „zahlreiches Volk“ aus der Stadt den Sarg, und „zahlreiche Witwe“, — von der andern Seite naht Jesus, von den Jüngern und „zahlreichem Volk“ umgeben. Die beiden Jüge begegnen sich; der eine erregt die Aufmerksamkeit des andern. Da tritt Jesus aus der Mitte der Seinigen heraus, nähert sich, sichtbar von Mitleid ergriffen, der weinenden Frau und sagt: „Weine

Kirchenkalender.

Sonntag, 16. September. 15. Sonntag nach Pfingsten. Cornelius † 252. Maria Ramensfest. Evangelium Lukas 7, 11-16, Epistel Galater 5, 25-28 und 6, 1-10. St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. Nach der 4 Uhr Predigt, Bruderschafts-Anbacht vom guten Tode. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion des Vereins der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie zu Kaporeth. Maria-Himmelfahrt: Gemeinsh. hl. Kommunion und Versammlung der marianischen Jungfrauen-Kongregation. St. Rochus-Pfarrkirche: Fest der sieben Schmerzen Mariens. Vollkommener Ablass für alle Christgläubigen unter den gewöhnlichen Bedingungen bei jedesmaligem Besuche der Kirche. Wegen des Jubeljahres kann der Ablass aber nur für die Verstorbene gewonnen werden. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Anbacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. Claissen-Klosterkirche: Ewiges Gebet. (Voll. Ablass.) 6 Uhr Aussegnung des Hochwürdigsten Gutes; 7 hl. Messen; 8 Hochamt (vor demselben Altar von allen Heiligen); Vestunden der marian. Kongregation morgens 10 Uhr, nachmittags 3 und abends 8 Uhr; des III. Ordens von 9 bis 6 Uhr; letzte öffentliche Vestunde von 9 bis 10 Uhr. Franziskanerkloster: 3 Uhr nachmittags Vestunde der Mitglieder des III. Ordens für die Verstorbene.

(Aussegnung siehe letzte Seite.)

nicht!" — Wir stehen auf offenem Felde, unter freiem Himmel; die Einen wie die Andern erscheinen in ihrem Zuge gehemmt; die Augen Aller sind auf den Einen gerichtet, von dem die Unterbrechung ausgeht.

Im Gefolge des Herrn ist man längst, von Kapharnaum her, an große Dinge gewöhnt und neuer gewärtig; aber einen Toten hat Er, der Wunderthäter, bisher noch nicht ins Leben gerufen. Was will Er also mit Seinem Trostwort, (fast möchte ich sagen) mit Seinem Befehle: "Weine nicht?" — Das Wort ist jedenfalls geeignet, die Erwartung Seiner Begleitung aufs Höchste zu spannen: ob Er denn auch für eine Mutter, die ihren toten Sohn beweint, einen wahren Trost, ob Er selbst dem Tode gegenüber die Macht zu helfen besitze?

Auch das Trauergefolge aus der Stadt steht notwendig überrascht, und seine Überraschung steigert sich zur Spannung, da natürlich so gleich in den Reihen fund wird. Wer der beglückten Mutter tröstend gegenüberstehe: Jesus von Nazareth, dessen Ruf längst auch nach Naim gedrungen ist!

Da mag auch die trauernde Mutter selbst, so angebetet, nicht lange nachsinnen, Wer da vor ihr stehe. Sie hat den Mann mit der wunderbaren Rede noch nie gesehen; aber schnell — zumal bei der Bewegung, die sich Aller bemächtigt, — denkt sie an den Einen, von dem das ganze Land rühmend erzählt. Sie sieht vor Dem, der schon so Vielen wunderbar geholfen, Trost und Frieden gebracht, und der nun auch ihr gebietet: "Weine nicht!" — Und was sie nun mit ihren Augen sieht, muß ihre Erwartung schwellen, daß sie kaum ihren Sinnen traue.

Der Herr tritt an die Bahre, giebt, sie berührend, den Trägern das Zeichen, stille zu stehen. In dem Sorge hingetretet, nach jüdischer Sitte in Stüben gewickelt, frei, ohne den Beschluß einer Sargdecke, liegt der Tote vor dem Heiland. Die Feierlichkeit des Augenblicks, wie die Umstehenden vor Erregung kaum zu atmen vermögen, stellen wir uns leicht vor. "Da sprach Jesus zu dem Toten: Jüngling, Ich sage Dir, Steh' auf! Und der Tote richtete sich auf und begann zu reden; und Jesus gab ihn seiner Mutter wieder."

So einfach berichtet der Evangelist Lukas über die erste Totenerweckung, über diesen ersten Triumph dessen, der bald darauf durch Seine eigene Auferstehung sich als Sieger des Todes vor aller Welt bekunden wird. Auch die Propheten Elias und Elisäus und ebenso später die Apostel Petrus und Paulus haben Tote wieder erweckt, — aber immer ging dem gewaltigen Vorgange inländisches Gebet und Flehen von Seite des Wunderthäters voraus. Hier ist das anders: ein einfacher Befehl Jesu bringt die wunderbare Wirkung unmittelbar hervor; denn es ist derselbe, der einst das allmächtige Wort "es werde" in das Nichts hineingerufen hat.

Es läßt sich leicht ermessen, wie das Wunder unter diesen Umständen alle erschütterte: "Zurcht ergriff alle" ob des überwältigenden Anblicks und der offenkundigen Nähe göttlicher Macht.

Der große hl. Augustinus steht in dem Jüngling, der gestorben war und wieder zum Leben auferweckt wurde, den Sünder, der durch die schwere Sünde des geistigen Todes stirbt und von demselben Herrn und Heiland (durch das Sacrament der Buße) zum Leben der Gnade wieder erweckt wird. Die Mutter aber, die über den Tod des Sohnes weint und dann über seine Auferstehung sich freut, ist die Kirche, die auch tranert, wenn ihre Kinder durch die schwere Sünde das übernatürliche Leben verlieren, sich aber freut, wenn sie es durch die Buße wieder erlangen.

Poudre de riz.

von R. von Meißner (Berlin).

Fern' von hier — im stillen Ozean, an der immergrünen Küste von Formosa, wo sich der fliegende Schrei der Möven mit der Tränenmilch des hohen Bambus vereint, wenn der heiße Wind ihn hin- und herwiegt, knarrt und rasfelt ein altes Mühlwerk.

Eben noch hat ein sonnenerbraunter Chinese mit zerschneidenden Händen und blutig geschundenen Schultern wieder eine Bastischlinge voll scharfer, zerstoßener Austerenschalen zwischen die Steine geschüttet. Ein anfeuernder Ruf. Rauschend krümmt sich der alte schwere Wasserbüffel zusammen, der die Mühle treibt, und freischend zermalmen die harten Steine die schillernden Scherben zu seinem weißen Staub; wie er sich in's Hoch legt und eifrig weiter strampft, weil die Last mit jedem Umgang leichter wird.

Schizimal muß er die Munde machen, dann schraubt ein anderer Kuli die Steine enger zusammen und schüttelt das durchgefallene Mehl noch einmal in den Gang.

Der erste Chinese hat derweilen Ruhe. Er kühlt die wunden Füße in nahen Wildbach und stärkt sich mit einer tüchtigen Dosis Opiumbrei, den er in einer kleinen Büchse mit sich führt, entzündet dann die Wasserpeife — und vergißt die Welt um sich! —

Ungeheure Mengen „Austernpulver" werden an den chinesischen Küsten gewonnen, aber wie verschieden ist ihre Verwendung!

Zu grobem Zustande wird eine Art Beton daraus hergestellt; mit Wasser vermischt dient der feine Staub als Grundmasse zum Mörtel, gebrannt und gelblich als blühweiße Anstrichfarbe, und in große Dünen verpackt stand er zu Füßen der Brustwehren auf den hohen Backsteinmauern, als die Japaner die uralten Burgen der Formosaner brachen, und blenbete manch tapferen Mann, wenn er in die Kanäle der Sturmholonen geworfen wurde.

Als wir am 9. Oktober 1895 mit dem japanischen General Kawamura durch das zertrümmerte Stadttor von Kapee einschritten, wo das Warden im Inneren der Stadt seinen Höhepunkt erreicht hatte und die Angeln klatschend gegen die Mauern schlugen, daß abspringender Mörtel und Steinstücke im Zurückprallen wieder wie Geschosse wirkten, habe ich ein Mörtelstück aufgehoben und durch alle Gesechte über Länder und Meere gebracht, bis ich es in einer Kaune wieder preisgab.

Jetzt schmückt oder verziert es, wie man's nehmen will, ein elegantes Etui, gerade groß genug zur Aufnahme einer flachen Schachtel, deren hartgepreßter, fein parfümirter Inhalt dem schönsten Teint noch zartere Nuancen verleiht!

Das ist die letzte Verwendung der Austerenschale.

Die Chinesen bedienen sich ihrer nicht zu diesem Zwecke. Sie ziehen ein anderes Mittel vor, doch müssen wir zu dessen Beschreibung etwas weiter ausholen.

„Haiaaku gosen wo inorimas" — „Mögest Du recht bald wieder Reis essen dürfen", sagte einst mein Freund „Rumi-kishi" — „Glücklicher Reis" — als er mir gute Besserung wünschen wollte. Und so legt der Asiate seinem wichtigsten Nahrungsmittel, was in verebelter Form eine ganze Speisefarte füllen könnte, eine für die ostasiatische Anschauungsweise durchaus fingerzeig gebende Bedeutung bei.

Betren einer Lehre des Konfuzius, die wir theilweise als „Es gibt nichts Neues unter der Sonne" oder „Es ist Alles schon da gewesen" kennen, hat der Ostasiate jeder Keuerung feindlich gegenübergestanden, dafür aber die einzelnen Zweige seiner einst epochalen Kulturmittel mit feinemwerther Denkkraft ausgebildet, bis sie jene lediglich auf's Praktische gerichtete Form annahmen, deren Bedeutung man bei ihrer unglücklich einfachen Gestaltung nur mit Mühe enträtseln kann. So sein Hauptnahrungsmittel, den Reis!

Mit frischen Erdbeeren und Sahne zu Geizorenem verarbeitet, läßt man sich den Reis schon ummunden, aber wie die Chinesen ihn bereiten, ohne Salz zu Verei gelocht oder abgebrüht und mit Thee übergossen, wird er zum Mindesten ein recht fabels Gericht. Nun gar zu Mehl gerieben und mit gefärbtem Zucker gepreßt als Nahrung oder geröstet und abgeloht wie — Knechtlafe! Solche Gerichte sind denn doch fast ein zu großer Lohn für die armen Leute selbst, die die Felder bestellen.

Solche Reisselder werden wiederholt unter Wasser gesetzt, und wenn die Blut der Tropensonne sie wieder gedörrt hat, und der Boden in Risse springt, dann lauern emsige Chinesen zwischen den Pflanzenreihen und schmieren die Risse wieder glatt, damit das Wasser bei der folgenden Nieselung nicht direkt an die zarten Wurzelsäuren gelangen kann.

Nach wenigen Wochen solcher angestrengten Arbeit gleichen die Kulturen allerdings bleubend grünen Teppichen und reifen der Ernte entgegen, aber bevor der Schnitt beginnt, muß noch etwas Anderes, Hochwichtiges vorgenommen werden, was im Unterlassungsfalle den ganzen Ernteseigen in Frage stellen könnte, wie der Chinese sich einbildet.

Der Reis hat nämlich einen Schuttpatron — den Fuchs, weil er die Feldmäuse vertilgt! Solange der Reis noch gewässert wird und den Mäusen der Aufenthalt darin nicht behagt, residiert er in miniatur auf dem Honsaltar oder in einem kleinen Haustempel; wenn aber die Erntezeit beginnt, wird er gebeten in das Reissfeld zu ziehen, das heißt in Papier gepackt und bei Seite gelegt.

An allen Ecken der wogenden Felder sieht man dann meterlange Stöcke mit einer Kerbe, die zwei Eßstäbchen festhält, damit der Fuchs auf seiner Mäusejagd nach Herzenslust Reis essen kann.

Zwar weiß auch der blödeste Chinesenknabe, daß der schlaue Fuchs sich lieber gegen Abend eine fette Ente holt, doch hilft er sich mit etwas Einbildung leicht über das Dilemma hinweg und erklärt, daß der Fuchs nur die geistige Substanz aus dem Reis zöge, das könne er aber nur mit Hilfe der freien Gewährung, die in den bereit gestellten Eßstäbchen ihren Ausdruck fände.

Inzwischen wird ein Teil der Frucht in der Halbreife geschnitten, enthülst, vergohren und mit Zuckerzuzug so recht schmackhaftem roten Reisswein verarbeitet, der zwar etwas säurehaltig ist, aber in kleinen Quantitäten genossen recht angenehm schmeckt. Aus weißem, ausgereiftem Reis wird aber auch der berühmte und berühmte Sack der Japaner hergestellt, der schon für so manchen europäischen Matrosen so verhängnisvolle Folgen heraufbeschwor.

„Samschu" nennt der Chinese dies ostasiatische Nationalgetränk, und wie kraß offenbaren sich da die Unterschiede im japanischen und chinesischen Charakter beim Sack und Samschu!

Auf hohen Armstühlen sitzt man in China um geschnittene Tische, wenn die schlichteren kleinen Chinesinnen auf ihren verkrüppelten Füßchen vorichtig die schmalen Bändchen mit den winzigen Samschumännchen hinhalten und ganz erschrocken sind, wenn man sie aus Versehen berührt hat.

Ander in Japan, wo man auf seinen Matten im Kreise lärmender Pechgenossen beiderlei Geschlechtes niederkniet.

„Gocinco wo inorimas" — „proßt" — brennend rinnt der heiße Spiritus in die durstigen Kehlen, und dann beginnt ein „Uddie-Bette-trinken" und Lachen und Walgen, bis schließlich Alles im bunten Durcheinander auf dem Boden umherfugelt und sich wie Kinder im Sande „auf echt japanisch" köstlich amüßert.

Doch kehren wir noch einmal zum Reis zurück. Aus seinem langen Stroh werden seine Matten, Hüte, Sandalen und Seile gemacht oder es wird zu oftoblatrogem „Gebetpapier" verarbeitet, was der gläubige Buddhist Blatt für Blatt beim Gebetsflehen

er mit der Faust auf den Tisch: Beweisen
wollt er, daß er das selbe konnte wie wir —
beweisen, und wenn er dabei zu Grunde gieng!
„Ich lenkte ein, ich redete ihm ab! Mich
ärgerte, daß ich dem Hehen der anderen ge-
folgt!! . . . Aber es war zu spät. Hier
fuhr er ab, mit einer elenden alten
Barke —“

„Sinn kam er wohl, doch auf dem Rück-
weg.“

„Sehen Sie — er zeigte weit hinaus auf
ein kleines verankertes Kreuz — „dort kenterte
im Sturm sein Schiff, während wir hier . . .
hier ihn zu erwarten standen!“

Seine Hand hielt Hertwig's Arme um-
spannt, sein Körper zitterte.

„Seit jener Stunde spricht Stine kein Wort,
stumm sitzt sie immer dort, als warte sie
auf ihn, den das Meer noch nicht herausge-
geben. Und wenn der Strand uns einen
unglücklichen landete, dann läuft sie immer
hin nach dem Friedhof, sucht nach ihm . . .
und findet ihn nicht!“

„Sein Ton war klagend weich, während die
Augen mürrischer noch als sonst auf das
willkürliche Wasser blickten.“

„Und nun, nun . . .“ er bedeckte sich den
vor Erregung perlenden Kopf, . . . Sie
sollen mir sagen, ob ich Schuld daran war,
ob ich —“

Er sprach nicht aus. Weit hinten auf dem
Wasser fuhr plötzlich blinkend eine grüne
Klaxete in die Luft . . .

Gleich darauf eine rote . . .
Ein Schiff in höchster Not!!

Er sprang in das Haus und gab das
Zeichen hinein ins Dorf.

Dann stürzte er zum Wasser hinunter, und
machte das Boot klar zum Segeln!
Von der kleinen Kirche erscholl hülsenfend
die Glocke . . .

In seinem Antlitz regte sich nichts.
Den langen Steg herunter kamen die ersten
Fischer gelaufen, atemlos, bereit ihr Leben
zu wagen, um das der andern zu retten.

Mitten unter ihnen Stine. Das Gesicht
hochrot, unter blonden Haar wie mit einem
Schleier umgeben —

„Nicht vorn an ihrem alten Platz, da
machte sie Halt. Die Arme ausgestreckt, als
könnte sie sie zur Hilfe herüberreichen.“

Und krachend setzte das Boot sich in Be-
wegung, alle Segel entrollt, in der Ferne wie
ein himmlisches Zeichen.

Der alte Niels Ohlsen gab ruhig seine Sig-
nale. Ihn führte das Gekröse der herbei-
gelaufenen Sommergäste nicht. Er sah auf
das Schiff, er sah auf Stine —

„Kann ich was helfen?“ fragte Hertwig
kurz.

„Stine, Stine!“ rief ihm der alte See-
mann zur Antwort zu, als legte er ihr
Schicksal in Hertwigs Hand.

Aber es war zu spät.

Beim Toben und Schreien der Umstehenden,
das immer höher und höher schwall, kam über
sie eine so mächtige Erregung, daß sie alles
rings vergaß, und als das Rettungsboot das
nothleidende erreicht hatte, als ein brausender
Auf der Freude erlöste, unversehs hinunter
glitt vom Damm, in das hier etwas ruhigere
Wasser.

„Stine!“ schrie Ohlsen noch auf, dann war
ihre Hertwig schon nach, in voller Kleidung,
vor den Augen der entsetzten Zuschauer.

„Sagen Sie mal“, sagte nach wenigen
Tagen Niels Ohlsen bedächtig, als sie alle
wieder heil beisammen saßen, „Sie haben in
den ersten Nächten, als das Fieber Sie wach-
hielt, viel geflüht und immer wieder wie
in Angst einen Namen gerufen. Wen meinten
Sie denn?“

Stine, die dabei saß und wie in Dankbar-
keit zuhörte, nickte mit dem Kopf, als wollte
sie es bestätigen.

Hertwig wurde roth. Er strich sich ver-
legen den Bart.

„Nief ich wirklich?“

„Ja —“

„Also auch im Fieber! Und ich wollte so
gern vergessen . . .“ sprach er, in sich zu-
sammengesunken.

Der alte Ohlsen wehrte ab.

„Oh — nicht so . . . Sie riefen ja zärt-
lich, voll Liebe!“

„Amoh! Aber das ist längst vorbei! Sehen
Sie sich in mein Leben haben sich die Men-
schen gedrängt, haben mir Vorschriften gemacht,
sag über mich gesetzt — und mir schließlich
gerissen, was mir das festeste Band für's
Dasein war! Ich hab' ein Mädchen geliebt,
nicht ganz aus dem Stande wie ich, aber
lieb und rein und brav — sie haben es
nicht gewollt, sie trieben uns auseinander!“

Der alte Ohlsen schüttelte den Kopf.

„Herr — das versteht' ich nicht. Wenn
Sie sich lieb hatten . . . wer konnte sie dann
auseinanderreiben?“

Er lachte auf. „Wer?! Die Welt, die
Menschen —“

„Was kümmerten Sie die?“

„Oh, Sie wissen gar nicht, wie das ist,
wenn so die Verwandten und Freunden
kommen, und in einen hineinreden! Man ver-
liert dann sich selbst, man läuft davon . . .“

„Wie Sie!“ fiel der alte Seemann ein.

„Ja — nehmen Sie mir's nicht übel . . .
was kann das arme Mädchen eigentlich da-
für, daß Sie sich mit Verwandten und Freun-
den nicht stellen konnten?“

Hertwig schob das Blut ins Gesicht.

„Sie nichts!“

„Aber Sie, Verehrtester — und Sie, der
Sie ohne weiteres für eine, Ihnen doch
Fremde, Ihr Leben einsetzten —“ er drückte
ihm dankbar die Hand — „Sie wollen für
Ihr eigenes nichts thun?! Sehen Sie doch
mal die Folgen!“

Er sprach jetzt leiser und zeigte auf Stine,
die wieder weit vorn am steilen Steinabhang
saß.

„Das ist die Krankheit des gebrochenen
Herzens, der das arme Kind zum Opfer fällt,
und wie ich mich trotz allem mit Vorwürfen
plage, so wollen auch Sie —“

„Ach, schweigen Sie, schweigen Sie! Sie
wissen ja nicht, was Sie in mir anfröhren.“
Er mußte sich mit der Hand die Augen
schützen. Der Wind blies heftig . . . —

Zwei Tage später war der Strand in hell-
ster Erregung.

„Denk Euch doch, der „Brückensteiler“ ist
fort. Statt sich nach seiner Krankheit zu er-
holen, gleich fort . . . sowie es ging.“

Nur der alte Ohlsen wußte Bescheid. Der
aber sah nach wie vor stumm vor seinem
kleinen Hüuschen, und schaute auf das Meer
— und seine unglückliche Tochter . . .

Amerkei.

* Ein ungalanter Ehegatte. Fremder (in
den Laden eines Optikers tretend): „Ich möchte
eine Brille kaufen, schöne Frau!“ — Optiker (aus
dem Hinterzimmer tretend zu seiner Frau): „Du,
da kannst Du nur gleich die schärfsten Nummern
vorlegen — der Herr scheint sehr kurzichtig zu
sein!“

* Kannibalisches Mißverständnis. Ein
Gouverneur in Afrika unternimmt eine Rundreise.
In einem Dorfe besichtigt er dem schwarzen Lehrer,
ihm seine besten Schüler zu bringen. Der Gou-
verneur will die Kleinen nämlich beschenken. Bald
darauf tritt der dunkelfarbige Pädagoge mit zwei
stämmigen Jungen an. — „Herr“, sagt er, „diese
sind die besonders empfehlenden, sie sind aus
einer sehr schmackhaften Familie!“

* Treue Freundschaft. Etublosus Eßel
hat sich für Abends 7 Uhr im „Roten Kalb“ mit
seinem Freund zusammenbestellt. Geduldig trinkt
er Maß um Maß. — Endlich Morgens um 5 Uhr
erhebt er sich. „Ich geh' jetzt!“ sagt er. „Geschicht
ihm ganz recht, wenn er kommt und mich immer
ertrifft!“

* Frohen-Jammer. (Brok, seine mit Ringen
überladenen Finger betrachtend): „Meiner Seel'
schab, daß a besserer Mensch auch nur zehn Finger
hat!“

Rätsel.

Kennt ihr auch die weltbekanntest
Federleichten Rastanten,
Die im weiten grünen Saal
Wüstgrün allzumal?

Haben Blüten nicht und Kelgen,
Korzen auf den grünen Zweigen;
Besen alles frisch vom Blatt,
Wie's der Herr geschrieben hat.

Emsig wehen sie den Schwabel,
Kriegen doch nichts auf die Gabel.
Trinken weder Bier noch Wein,
Können dennoch lustig sein.

„Hab's geraten!“ Hast's gefangen?
Frisch! Wer kann mir einen langen?
Wer ihn fängt, erhält n'en Preis,
Nicht wer nur das Rätsel weiß.

Pogostyph.

Mit o in der letzten Silbe
Ist's sterlich weiß gebaut;
Von seiner hohen Warte
Man gern herabsteher schaut.

Mit o in der letzten Silbe
Ist's gar ein großes Ding;
Doch Wenig's sehn's an ihnen,
Selbst wenn's durch's Auge ging.

Mit a ist's wieder erhaben,
Und darüber eine Hut
Noch hängt herab zu Thale
Von edlem Kriegerblut.

Palindrom.

Ein Berg, berührt seit alten Tagen,
Ein stolzer Berg, kein fluten Meer! —
Doch ward ein Schiff hinzugetragen
Und fluten wogten ringsumher.
D'rauf hört man singen auch und sagen
Ein Lied zu Gottes Ruhm und Ehr!

Rehrt Du das Wort um, das ich meine,
Hörst du es schallen durch den Wald.
Ein Dirschlein stürzt und streckt die Weine, —
Des Jägers Wäsche hat gewalt.
Dann tief im Forst, im dunkeln Haine
Klingt lustig so die Stimme bald.

Wachstabenrätsel.

sten | Po

Auflösung der Rätsel aus voriger

Nummer:

Wachstabenrätsel: Wundertel.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Montag, 17. September, Lambertus († 708). ●
St. Andreas: 1/10 Uhr Seelenmesse für die
Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode.
St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-
andacht. ● Clarissen-Klosterkirche: Mor-
gens 6 Uhr Hochamt, Te Deum und Segen. ●
Dominikaner - Kloster: Ewiges Gebet.
Morgens um 6 Uhr ist Aussetzung des Aller-
heiligsten; darauf Messe mit Gesang für den
III. Orden. Um 9 Uhr ist feierl. Hochamt. Mittags
von 12—1 ist Bestunde mit sakramentalem
Segen. Abends von 8—9 ist Bestunde für den
III. Orden.

Dienstag, 18. September, Richardis, Joseph von
Cuvertino († 1603). ● St. Andreas: 1/10
Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Männer-
Sodalität. ● Dominikaner - Kloster:
Morgens um 5 Uhr ist feierliches Hochamt zum
Schlusse des ewigen Gebetes.

Mittwoch, 19. September, Januaris. († 306).
(Quatember). ●

Donnerstag, 20. September, Eustachius. († 120). ●
Maria - Himmelfahrt's - Pfarrkirche:
Ewiges Gebet.

Freitag, 21. September, Mathäus. (Quatember). ●
● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühn-
andacht. ● Maria - Himmelfahrt: Morgens
5 Uhr feierl. Hochamt mit Te Deum als Schluß
des ewigen Gebetes.

Samstag, 22. September, Moriz († 286). (Quatember). ●
● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr
Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Erbe,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 1-11. „In jener Zeit als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbath ging um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wasserfüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort, und sprach zu den Besessenen und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen? Sie aber schwiegen. Da sagte er ihm an, heile ihn und ließ ihn gehen. Und er rebete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbathes? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber auch zu den Geladenen ein Gleichnis, als er bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze auswählten und sprach zu ihnen: Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Bornehmerer als du, von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, nicht komme und zu dir sage: Wasche diesem Platz! und du alldann mit Schande ungenutzten müßtest; sondern wenn du geladen bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz, damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinaus! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget; und wer sich selbst erniedriget, wird erhöht werden.“

Jesus und die Pharisäer.

Alle Kirchen und Kapellen unserer weitausgedehnten Erzdiözese begehen heute die Gedächtnisfeier der Einweihung der hohen Domkirche zu Köln. Aber (fragt der Leser) in welcher Beziehung steht denn der herrliche Dom zu uns, die wir außerhalb der Kölner Bischofsstadt wohnen? — Nun, lieber Leser, was das ilterliche Haus für die Angehörigen der Familie, was die Pfarrkirche ist für die Pfarrgenossen, das ist unsere herrliche Domkirche für alle Gläubigen unserer kölnischen Erzdiözese: sie ist des ganzen Sprengels Mutterkirche.

Wenn wir uns daher heute im Geiste versetzen in die weiten Hallen des prächtigen Tempels, so wird es uns nicht schwer, die Eingangsworte der heutigen hl. Messe zu verstehen: „Fürchtbar ist dieser Ort! Hier ist Gottes Haus und die Pforte des Himmels“ (1. Moses' 28). — So erklingt heute in den vielen hundert Kirchen und Kapellen unserer großen Erzdiözese derselbe ergreifende Gesang in wunderbarer Einheit, und helle Schauer der Andacht erfassen nicht nur den Besucher der prächtigen Kathedrale, sondern auch den andächtigen Besucher des bescheidensten Dorfkirchleins, denn auch hier ist Gottes Haus und die Pforte des Himmels: auch hier wird das unblutige Opfer des Neuen Bundes gefeiert, und in jenem prächtigen Tempel ist der Herr uns nicht näher, als in der kleinsten Kapelle. Da haben wir denn wahrlich Ursache mit der Kirche weiter zu beten und zu singen: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, o Herr der Heerhaaren! Es sehnt sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn“ (Psalm 83, 1).

Was das heutige Sonntags-evangelium erzählt, ereignete sich, lieber Leser, zwischen dem letzten Tempelweihfeste und dem letzten Gange Jesu nach Jerusalem, — also in der letzten Zeit Seiner irdischen Thätigkeit — und zwar in der Landschaft Berräa, jenseits des Jordan. Der Heiland hatte sich dorthin zurückgezogen, um dem blutigen Haße Seiner Feinde in Jerusalem noch auszuweichen, bis „Seine Stunde gekommen“ sein würde.

Wir finden den Herrn, lieber Leser, im Hause eines angesehenen Pharisäers, und zwar als Gast bei einem Sabbatmahl. Aus welcher Absicht dieser Pharisäer ihn eingeladen, wird uns nicht gesagt. Sonderbar! Die Pharisäer haßten den Herrn und können ihn doch nicht lassen: unter einem guten Scheine, bei einer so natürlichen Gelegenheit, wie sie eine Mahlzeit bietet, suchen sie dem großen, geheimnisvollen Gegner wieder nahe zu kommen. So lesen wir denn auch wirklich: kaum daß Jesus eingetreten war, da „belauerten sie ihn“, d. h. sie lauerten ihm auf, ob Er am Sabbat heilen würde, damit sie ihn anklagen könnten.“ (Markus 3, 2.) Freilich hatte der Herr manche Kranken gerade am Sabbat geheilt, z. B. jenen Menschen mit der verdorrten Hand (Matth. 12), den Blindgeborenen zu Jerusalem (Joh. 9), — und jedesmal hatten die Juden in hohem Maße Anstoß daran genommen; anstatt (wie wir) daraus zu lernen, daß gerade Werke der Barmherzigkeit am „Tage des Herrn“ ihre berechtigte Stelle haben.

Kurz, man kommt unwillkürlich zu der Vermutung, die versammelten Pharisäer hätten jenen wasserfüchtigen Menschen in das Haus des Gastgebers bestellt, um den Herrn auf die Probe zu stellen, — jedenfalls aber war das Erscheinen jenes Kranken ihnen eine sehr

Kirchenkalender.

Sonntag, 23. September. 16. Sonntag nach Pfingsten. Thekla. Evangelium nach dem hl. Lukas 14, 1-11. — Epistel: Aus dem Briefe des hl. Paulus an die Ephejer 3, 13-21. ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche heilige Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. ● St. Lambertus: Fest unseres Pfarrpatrons des hl. Lambertus. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der Jünglings-Kongregation, 9 Uhr feierliches Hochamt, 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für die Jünglings-Kongregation, nachmittags 1^{1/2} Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Fest-Predigt und zum Schluß feierliche Komplet, Verehrung der Reliquien des Heiligen. Während der Oktav nachmittags 5 Uhr feierl. Andacht zu Ehren des hl. Lambertus und nach derselben Verehrung der Reliquien. ● Maria-Himmelfahrt: Gemeinschaftl. hl. Kommunion der Jünglings-Kongregation. ● St. Martins-Pfarrkirche: Um 1^{1/2} Uhr gemeinschaftl. Kommunion für die Schulen der Kronprinzenstr. ● Clarissen-Klosterkirche: 50 jährige Gedächtnisfeier der Auffindung des Leibes der heiligen Clara, — 13 Min. Gebet. — 5 Uhr Auslegung des Hochwürdigsten Gutes; 1^{1/2} und 1^{1/8} Uhr hl. Messen; Abends 1^{1/2} Uhr Komplet, 6 Uhr Festpredigt, Te deum und Segen. ● Franziskaner Kloster: 3 Uhr nachmittags Weststunde der Mitglieder des III. Ordens für die Verstorbene.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

erwünschte Veranlassung, den verhassten Nazarenen zu beobachten. Und wirklich vermochten sie nicht einen Augenblick das wahre Wesen ihres Herzens, ihren teuflischen Haß und die daraus hervorgehende Absicht zu verbergen, für einen möglichen Schlag gegen den Gehasteten immer mehr Material zu sammeln, um eine Anklage beim hohen Rathe und die systematische Verhetzung des Volkes gegen den vermeintlichen Gesetzesverächter um so sicherer und wirklicher zu machen.

Selbstredend konnte Jesus die Gedanken und Absichten der Pharisäer, — und nun stellen wir uns, lieber Leser, die ganze Lage recht lebendig wieder vor: Vor dem Herrn steht der arme Israelit, hilflos, wie fremd unter den Seinigen, sehnsüchtig nach dem „Wunderthäter“ blickend, — ringsherum die berufenen Führer des Volkes, Gesetzeslehrer und Pharisäer, bereits voll erwachenden Aergers, bei dem Gedanken, der Kranke möchte wirklich, trotz des Sabbats, nicht vergeblich seinen Helfer aufgesucht haben. Da begreifen wir, wie das höchste Mitleid und der tiefste Mitleid im Herzen des Heilandes sich begegnen, und, um den Unglauben vor sich selber an den Pranger zu stellen, ergreift Er das Wort und fragt: „Ist es erlaubt, am Sabbat zu heilen?“ — O göttliche Weisheit, wie beschämt Du die menschliche Schlanheit!

Mit der unerwarteten Frage bringt der Herr jene Anklagen in große Verlegenheit, die ihre Freunde kaum verbergen können, weil sie meinen, Ihn in Verlegenheit gebracht zu haben; denn antworten sie: es ist erlaubt, — so geschieht das Wunder mit ihrer Gutheißung, und sie haben keinen Grund mehr, Ihn anzulügen; sagen sie aber: es ist nicht erlaubt, — so sehen sie voraus, was ihnen der Herr antworten wird: Warum macht ihr euch denn kein Gewissen daraus, an einem Sabbat für eure Thiere zu sorgen? In dieser ihrer Verlegenheit konnten sie nichts Besseres thun, als schweigen; und „sie schwiegen.“

Da „faßte Jesus jenen (den Kranken) an, heilte und entließ ihn.“ Der Wassertrichter hatte eine Bitte um Heilung zwar nicht durch Worte, aber doch durch die That ausgesprochen, da er sich vor den Heiland hingestellt hatte, offenbar in der Absicht und in dem Verlangen, Sein Mitleid zu erregen und von Ihm geheilt zu werden, wodurch er zugleich thätlich seinen Glauben und sein Vertrauen bekundete. Diese gläubige Gesinnung belohnte der Herr, denn „Er faßte ihn an und heilte ihn.“

Dieses körperliche Anfaßen oder Berühren (sagt der hochselige Bischof Martin) geschah, abgesehen davon, daß es die Kraft Seines mit der Gottheit wunderbar vereinigten Leibes zeigen sollte, hier wohl auch deshalb, weil Er beabsichtigte, an dieses Wunder eine Belehrung über die rechte Heiligung des Sabbats anzuknüpfen und insbesondere zu zeigen, daß auch körperliche Verrichtungen am Sabbat nicht absolut und unter allen Umständen un-erlaubt seien.

Nun hält der Herr den Pharisäern ihre Scheinheiligkeit und Selbstsucht vor und spricht einen scharfen Tadel darüber aus, daß das Hausier mit seinem gemeinen Nutzen ihrem Herzen näher stehe, als der leidende Mitbruder und das ihnen anvertraute Volk.

In unseren Tagen, lieber Leser, haben wir wenig Ursache, über skrupulöses Verhalten hinsichtlich der Sabbatsheiligung zu klagen, aber desto mehr über das Gegenteil. Man ist gewohnt, die Schriftlehrer und Pharisäer als Erzengelne hinzustellen, aber leider sind manche Christen noch schlimmer als sie, und wenn der Heiland heute wieder käme, so würde Er diesen wohl noch schärfere Strafreden halten: die Pharisäer hatten doch wenigstens noch so viel Achtung vor dem Gebote Gottes, daß sie den Sabbat äußerlich mit peinlicher Genauigkeit beobachteten, — aber sehr viele Christen feiern den „Tag des Herrn“ weder äußerlich noch

innerlich, weder körperlich noch geistig, sondern betrachten ihn fast wie einen Werktag oder als einen bloßen Vergnügungstag!

Von der Schlaflosigkeit.

Was giebt es Köstlicheres und Wohlthätigeres, als einen gesunden Schlaf, und wie wenige Menschen giebt es noch, die sich desselben erfreuen! Es ist jetzt alles so kompliziert, so unruhig auf der Welt, und die Nerven spielen uns immer mehr meister — woher soll da der gute, tiefe Schlaf, der „gentelnde Schlaf“, wie ihn Vater Homer so schön nannte, kommen? Und doch ist er in Wahrheit, wie Shakespeare den Königsmörder Macbeth vor der Ausführung seines grausigen Vorhabens sagen läßt, „das Hauptgericht beim Lebensmahl — der zweite Gang im Gastmahl der Natur — das Bad erquickender Müß“, der Balsam wunder Herzen — er ist's, der wirrer Sorgen Kränkel entwirrt“ u. s. w.

Daß dieser holdselige, wohlthätige Schlaf auch seine Lannen hat, weiß jeder. Er flieht gar oft die prächtigen Lager von solchen, die sich jede Bequemlichkeit des Lebens verschaffen können, und erquid die einfachen Leute, die sich, müde gearbeitet, auf ärmlichem Lager ausstrecken, eingewiegt von summanden Nachtfliegen“, wie Shakespeare seinem Heinrich IV. in den Mund legt.

Die Mittel, um der uns stehenden Wohlthat des Schlafes theilhaftig zu werden, sind mannigfaltig und nicht alle dem Körper zuträglich. Es würde zu weit führen, hier darauf zurückzukommen, wie schwer mancher Schlaflose sich durch Opiate u. s. w. gegen seinen Organismus verhält. Das beste und unschädlichste Mittel dürfte wohl die Langeweile sein, „die Aufmerksamkeit“, wie Gaffner sagt, „auf monotone Gegenstände, die Sterbungslosigkeit und Gleichgültigkeit gegen geistige Stimmung, die man Langeweile nennt.“ „Um gut zu schlafen“, sagt Montaigne, „muß man nichts wissen und nichts wollen.“ Gaffner sagt in seiner Broschüre über Schlafen und Träumen, daß der Schlaf, vom Kinde angefangen bis zum Schlafe des Kranken und dessen, der sich unserer Gut anvertraute, etwas Mitleid erregendes, die Sympathie anspornendes, darum heiliges und Ehrwürdiges habe. Er nennt ihn „eine geheimnißvolle Gabe des Schöpfers, welche den Menschen hilflos und selbstlos macht, um ihn des Lebens Stärke, Kraft und Frische zu verleihen. Eine Rückkehr“, so sagt er weiter, „in den geheimen Grund der Natur, in die geheimnißvolle Hand des Schöpfers ist der Schlaf, darum ist er heilig, der Schlafende unantastbar und die Verletzung des Schlafenden ein so großes Verbrechen.“

Von den im Anfang erwähnten Mitteln ausgehend, möchte ich die bescheidene Meinung aussprechen, daß mitunter die Mittel zur Bekämpfung der Schlaflosigkeit schlimmer als das Uebel zu sein scheinen, z. B. das gewaltthätige Zurückverlegen des Geistes in die Zeit, als wir noch UIC-Schlägen waren. Sollte nicht doch die gute alte Mutter recht behalten? Das Gebet ist zur Erlangung des Schlafes doch gewiß förderlicher, als das gezwungene Hinlenken der Aufmerksamkeit auf bestimmte, uns jetzt fernliegende Zustände. Man betet mit dem Herzen und nicht mit dem Kopfe, und je einfältiger und demüthiger man betet, desto leichter werden sich die überreizten Nerven beruhigen. Das wird schon durch den Umstand bewiesen, daß es so viele Menschen giebt, die über ihrem letzten Abendgebete, das sie im Bette verrichten, einschlafen. Es brauchen ja keine mit dem Verstande ausgefüllte, lange, schlingelste Reden zu sein. Es giebt ein Gebet, das fast immer zum Einschlafen verhilft. Das ist der Rosenkranz, von dem Spirago in seinem Volkskatechismus sagt: „Es giebt kein Gebet, das in der Bedrängnis so tröstet und alle Unruhe

verschweicht, wie das Rosenkranzgebete.“ Deshalb herrscht auch vielfach in frommen Familien der Gebrauch, daselbe vereint während des Gewitters zu beten. Alban Stolz sagt: „Ein eintöniges Lied beruhigt den Menschen und versenkt ihn in Schlaf. Auch das Rosenkranzgebete ist ein Beruhigungsmittel für den, der von Leiden geplagt ist.“

Daß die Schlaflosigkeit ein Leiden ist, wird jeder zugeben, der sie kennt. Man wird auch nicht sagen können, daß es eine Herabsetzung des Gebetes überhaupt sowie auch des Rosenkranzgebetes insbesondere wäre, und desselben zum Einschlafen zum behiener. Wir armen schwachen Menschen beten doch eigentlich fast immer aus Eigennutz, d. h. um etwas damit für uns oder andere zu erreichen. Was insbesondere den Rosenkranz betrifft, so hat es ja Zeiten gegeben, z. B. in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo man vielfach geringer von dem herrlichen Gebete dachte, meinte, es sei bloß für Ungebildete und für alte Leute oder solche, die nicht lesen können. Das weiß man jetzt besser. Bis IX. nennt ihn „ein kleines Evangelium“, und Bischof Eberhard von Trier sagt davon: „Dieses Gebet ist so leicht, daß es ein Kind mit Leichtfertigkeit beten kann; aber auch so tiefinnig an Geheimnissen, daß der größte Theologe die größten Betrachtungen daran knüpfen kann.“ Und Bischof Martin von Baderborn, gleichfalls ein Bekennerrath zur Kulturkampfszeit, widmete, in der Verbannung weilend, der Diözese des h. Viktorius als letztes Geschenk, als sein Vermächtnis gleichsam, sein populär geschriebenes Werkchen über den Rosenkranz, ein Buch, das viel weniger bekannt ist, als es verdient.

Man versuche es nur, mit dem Rosenkranze einzuschlafen. Die Gebete, aus denen er besteht, sind uns ja von Kindheit her vertraut, und die denselben durchziehenden Antiphonen weisen auf soviel Erfreuliches, Tröstliches und Erhebendes hin, daß gewiß ein jeder etwas finden wird, das für seine Stimmung paßt. Viele gehen deshalb mit dem Rosenkranze ins Bett. Wen das aber stört oder am Einschlafen hindert, der kann das ja unterlassen. Wofür hat man denn zehn Finger? Auch das Wiederholen von Hymnen, Gesangbuchversen, Kindergebeten u. s. w. schläfert ein, und man ist und bleibt auf diese Weise doch immer in guter Gesellschaft. Gute Nacht!

(Kön. Bstg.)

Fatschn's Flamme.

Ein heiteres Stück aus dem Spreewaldleben.
Von Max Wittich.

Wer sich in der Stadt im Winter das letzte künftigen Gesundheit wegamüßigt hat, sucht im Sommer wieder ein rundlich Bäuchlein zu bekommen; er geht zu süßer und saurer Milch oder zu Buttermilch und anderen Herrlichkeiten nach dem Dorfe.

Im Dorfe ist's anders als in der Stadt: da werden die Leute bei der Sommerarbeit dürr und bei der Winterpflege hübsch rundlich.

Der Gemeindevorsteher oder Dorfschulze Fatschn von Strauß — er lebt jetzt nicht mehr — hatte sein Leiden mit dem Bäuchlein jahraus, jahrein.

Er hatte es schon in der frühesten Jugend, und die Leute meinten, er solle sich verheiraten; danach würden die Sorgen seinem Körper das rechte Ebenmaß geben. Aber er nahm auch nach der Heirat zu an Stärke, was wieder manchem Augen ganz natürlich schien: man sah, daß er nach den Tollheiten der Jugend in geregelte Verhältnisse gekommen war.

Nun war er seit sechs Jahren Witwer und wuchs in neuester Zeit zusehends — in die Breite. Natürlich: nach den langen Sorgen um die verlorene Frau! Und dann die Gewohnheit nach der Breite zuzunehmen!

Er war Schulze und Bauer. Sein Amt verjah er pünktlich genug; alle paar Jahre Wahl; alle Jahre um St. Thomas die Gemeindeversammlung leitend; allemal, wenn der Blitz einschlug, die Dorfspritze kutschieren und darauf achten, daß sie nicht übermäßig in Anspruch genommen würde, — beim nächsten Male wollte auch was sein! Das Ständesamtsregister hatte er noch zu führen, den Viehstand aufzunehmen und bei der Volkszählung thätig zu sein. Ferner schrieb er alljährlich, trotzdem ihm die richtige Form mehrmals mitgeteilt worden war, an das Landratsamt:

— wie vom Königlichen Landratsamt gehoramt gewünscht, sind dahier im letzten Jahre zwölf Personen mit dem Tode abgegangen.

Ein richtiger Bauer bleibt in derselben Angelegenheit unterwürdig oder zähe. Putschbu blieb zähe.

Der Schulze ist am weinunrannten Fenster eingeknickt.

Die Hände halten das Bäuchlein und eine Zeitung; die Brille sitzt auf der Stirn, eine Fliege led auf der Nase.

Da erwacht der Gebieter und räfelt sich, nimmt die Hände hinterm Halse zusammen, zieht die Arme nach vorn und geht mit Ausdauer über den knirschenden Sand. Wers nicht selber erlebt hat, weiß nicht, wie anheimelnd solches Amirschen in einer sauberen Stube an das Ohr dringt.

Der alte Zeiger an der Wand tickt mit lautem Schläge. Aus der Küche ist ein Pischen und Brabdeln und Stürzenklappen zu vernehmen. Dabei erklingt ein Viebschen:

Sieh, wer kommt zum Dorf herein?
Balleri, Balleri!
Ich denk, es muß mein Schäpel sein,
Balleri juchhe!

Der Schulze hat seinen Stubenspaziergang eingestellt und sagt zu der singenden Wirtschaftlerin: „Na, Du kannst's ja noch wie eine Junge!“ Dabei schiebt er die Pfeife nach dem rechten Mundwinkel und nach dem linken.

„Als ob ich keine mehr wäre, Ihr Grabian!“ entgegnet sie in einem Tone, der wohl heiterer herauskommen sollte, als er ist. Darauf köhnt er in der Stube, sie in der Küche.

Sie richtet ihm stets alle Herrlichkeiten zu, deren er sich freut, aber er hat bis jetzt nicht thun wollen, was sie immer erhoffte. Sie hat geglaubt, eines Tages vom Amte der Wirtschaftlerin zu dem der Herrin aufzusteigen.

Sie hat Jahr für Jahr gewartet; nun ist das Krüglein zum Ueberlaufen voll: Morgen will sie ihm den Dienst kündigen.

Der Schulze ist heute mit viel Behagen, denn er weiß nicht, welche Absichten seine Getreue mit ihm hat; daß er am Nachmittag einen der besten Freunde im Nachbardorfe zur letzten Ruhe geleiten will, mit dem Gedanken hat er sich bereits abgefunden und hat doch als die Todesnachricht kam, „geweiht wie ein Quarzad.“

Auf dem Dorfe ist Schmerz und Freude eng vereint.

Den Begräbnissen folgen leibliche Trauerungen für die oft auf weiten, beschwerlichen Wegen gekommenen Leidtragenden. Man hat sich mit derbem Banernhumor eine besondere Bezeichnung für diese Schmause zurechtgemacht: „s Zell wird vertronken.“

Und das Zell wird auch an dem Tage verthan.

Der Schulze ist einer der Aufgeräumtesten, wenn er auch zum Zeichen der Trauer nicht im Galopp, sondern in langsamem Tempo laut; in die Kompositionssprache übersetzt, hieße es: „langsam und mit Nachdruck.“

Als die Dunkelheit hereinbrochen ist, sehen Keller und Gläser wirr durcheinander und sind leer. —

Hat der Leser schon 'mal eine Waschtischlagen hören. Sie ruft immer und ewig ihr hartes „Waschtisch — lascht!“

So ließ sie sich auch an dem Tage der Trauerfeier Abends vernehmen — und Putschbu verstand den Wink. Bald nachher erhoben sich einzelne Gäste und auch der Straußpfer lascht und wankt und schwanzt seinem Heim zu. Der Mond macht ihm ein schief Gesicht, wie dem seligen Herrn von Mühlner, und der Schulze macht dem Mond ein schief Gesicht, weil er ihm nicht genügend Licht spendet.

Die Wirtschaftlerin Anna ist inzwischen zu Hause liebestrank. Der letzte Tag stiller Hoffnung im Schulzenhause ist für sie zu Ende gegangen: am nächsten Tage wird sie dem für ihre Weiblichkeit unempfindlichen Schulzen die Entlassung einreichen.

Sie ist traurig und er ist zufrieden, weil ihm ob seines Zustandes niemand die Hölle heiß zu machen hat. Er weiß, daß ihn eine treue Seele nach festlichen Gelegenheiten stets mit vermehrtem Glaube empfängt. Die Anna läßt die Hausthür unverschlossen, stellt auch eine Lampe an das Fenster, damit der Schulze leichter sein Haus sieht und im Hausflur pflügt ein Licht zu stehen, damit der Heimkehrende eher die Stubenthür hat. Der Mond ist hinter dem Gewölk verschwunden und der Schulze tappt, den schweren Kopf gesenkt, durch die Dorfstraße, ohne daß er's weiß. Er sieht nicht rechts und nicht links. Weil ihm nicht das bekannte helle Fenster leuchtet, glaubt er seiner Heimat noch fern zu sein.

Die Anna, weil sie alle Hoffnung verlor, hat sich zur Ruhe gelegt, und, alle frühere Sorgsamkeit für den Gebieter vergessend, alles Licht verlöscht und die Hausthür verschlossen.

Nach vielen Irrfahrten hat der Schulze sein Haus und nach weiterem Spaziergang die Hausthür entdeckt. Er entschleicht sich, zu klopfen.

Aber er hat sein größtes Leiden, einen Bescheid zu kriegen, trotzdem Anna bereits im Hausflur sitzt und sich häßlich freut, daß der Schulze drängen ungeduldig gappeln muß. — Endlich geht die Thür auf und er starrt in die Finsternis.

„Aber Anna,“ lacht er, „Du spielst wohl heute verrückt? Erst muß ich so lange warten und dann keine Flamme hier, weder im Hausflur noch in der Stube!“

„Herrjeh,“ stößt sie gereizt hervor, „daß Ihr auch mal nach einer Flamme ausshaut, ist neu! Ich bin Euch natürlich zu dumm dazu!“ schließt sie spitzbündig und hält schämig die Hand vor ihre Augen, der alte . . .

Da begreift der Schulze trotz seines Zustandes die Unvorsichtigkeit in seiner Ausrufung, wird jedoch trotzdem ärgerlich: „Liebes Menschen, ich glaube Du bist in mich alte Seele verliebt: wer hätte das denken können — eine so hübsche Jungfer und ich verschrumpler Bauer?“

„Und kann doch Eure Flamme sein, die Euch Licht und Wärme ins Leben bringt,“ sagt sie, die Gelegenheit in Gestalt des Schulzen am Schopfe fassend.

Der Schulze stolpert vor Schreck, und weil er keinen anderen Stützpunkt findet, so stößt er sich gegen die Wirtschaftlerin.

Doch wie ein Irrlicht, dem er einsam Wandernde folgt, hält ihn die Flamme fest.

Ich kenne eine sprichwörtliche Redensart, die lautet: „Was doch aus dem Menschen alles werden kann, jagte einer — und sah einen Affen tanzen.“

In Straußpfer geht seit der Verlobung des Schulzen ein anderes geflügeltes Wort um; das heißt: „Gagel und Schloßen! kriege ich alter Efel noch eine Braut, jagte der Schulze; da hatte er einen — Affen.“

Kommt der Leser gelegentlich in den Spreewald und hört dort die Redensart, so weiß er, was sie bedeutet.

Fapchen.

Humoreske von M. v. Eschen.
(Mathilde v. Eschenrath.)

Eine alte Tante hatte dem Steuereinsamler Heinrich und Familie ihren Papagei vermacht. Es war ein hübsches Tier mit grauem Gefieder, rosa unterfüttertem Schwanz, ein rosa Käppchen auf dem Kopf, dazu klug und gesprächig. Wie alle Papageien, so hatte auch er seine Braubourstücken, darunter Karro-la arrr—beit! ihm am geläufigsten zu sein schien. Wahrscheinlich hatte sich die alte Tante die Worte zuweilen selbst gesagt, als einen Halt, einen Trost für ihr einsames Leben — vielleicht auch als eine Mahnung, um einem etwaigen Mangel darin vorzubeugen. Es war wohl nur Zufall, daß die Tochter von Papchens neuem Besitzer, eine schöne, elegante, junge Dame, Karola hieß.

Etwas ärgerlich, daß die alte Tante ihnen nicht lieber eine andere „Preitose“, etwas von Gold oder Silber bestimmt hatte, umstanden Steuereinsamler den Vogel; ja, da er ihnen immer von neuem sein Karro-la arrr—beit! entgegen rief, fehlte nicht viel und die junge, elegante Karola hätte ihn höchst eigenhändig an die Luft befördert. Gerade in dem Moment aber erklärte Fritz, der Tertianer, das Tier für „famos“ und schwor, über ihn zu wachen.

Papchen bekam nun seine Stelle in dem Wohnzimmer angewiesen. Da dieses zugleich allgemeines Wohnzimmer der Familie war, wurden auch alle Familienangelegenheiten hier verhandelt, gab jeder hier seinen Ansichten und Empfindungen, seinen Wünschen und Hoffnungen freien Lauf. Papchen, das förmlich darauf brannte, etwas Neues zu lernen, ruhte nicht eher, bis er herausgebracht, was unter jenem allen sein Papageienherz oder „Hirn am nachhaltigen oder auch am erstaunlichsten berührte — sein Sprachkap konnte demnach bald als eine Illustration der Familie gelten.

Heute gaben Steuereinsamler wieder einmal eine große Gesellschaft. Karola war heuer wie verlesen auf die Vergnügungen. Sie liebte einen Referendar von der Regierung. Robert Augler war selbstverständlich ein entzückender Mensch. Leider nur, die böse Geschichte, die jetzt grassierend ist, war auch hier zu Hause: er hatte nichts und sie hatte nichts; er war ein verwöhnter junger Mann, und sie eine verwöhnte junge Dame; — ihm stand noch die ganze Welt offen — ihr — für ein Mädchen ohne Geld sind die Chancen auf den Erfolg, d. h. eine Heirat, so ziemlich gleich Null in der Gesellschaft. Darum hatte sich denn auch Karola entschlossen, verunstigt zu sein; sie wollte den Geliebten aufgeben und dem Präsidenten von Meier, der etwas älter war als Papa, dafür aber auch reich und eine Partie, ihre Hand versprechen, sich aber erst noch einmal einen Winter lang von Herzen amüsieren.

Die Vorbereitungen zu dem Fest waren getroffen; die Damen begaben sich an die Toilette; Direktor Heinrich hatte Mühe, sich noch eine Weile für die Strapazen des Abends zu kräftigen.

Teppiche, Diwans und Gobelins hatten sein Zimmer sehr reizend in einen türkischen Rauchsalon verwandelt, rot verkleidete Lampen verbreiteten eine angenehme Dämmernung. Ja, ja, man hätte sich recht behaglich hier fühlen können, wenn, ja wenn — dem Direktor gingen zu viele fatale Gedanken im Kopfe herum. Sein Weinhändler hatte sich bei der heutigen Lieferung etwas schwierig erwiesen; auch die anderen Kaufleute ließen es länger schon an der gehörigen Höflichkeit fehlen. — Nun, der Bankier Fridor Meier hatte ihm nochmals einen Zuschuß versprochen; er wollte das Geld heute noch schicken. Morgen würde er einiges bezahlen; außerdem würde bald Verlobung sein, und damit Ruhe im Haus. Die Söhne, der Leutnant und der Student —

auch das würde sich mit dem reichen Schwiegersohn oder Schwager schon finden. Wenn er nur das vernünftige Kopfwohl los werden könnte! — Es war erst sieben Uhr — noch kam niemand; der Direktor wollte noch einmal durch die Luft gehen. Wenn einer namens Meier nach ihm fragen sollte, befehl er dem draußen hantierenden Lakonier, dann möchte er ihn in sein Zimmer führen und bitten zu warten.

Es war vielleicht um die gleiche Stunde, daß der Präsident von Meier den unabweislichen Entschluß gefaßt hatte, seinen Freund um eine Unterredung zu bitten. Herr von Meier war, wie dies bei älteren Herren doch noch vorkommen soll, toll verlobt in die schöne junge Karola; ihre unnahbare Kühle, die stets im kritischen Moment über das Mädchen kam, hatte dem Freier bislang jedes entscheidende Wort unmöglich gemacht. Ihr Garnieren aber, ihr Kokettieren, ihr Tanzen schon mit den jungen Herren, es quälte ihn, reizte ihn, es machte ihn nervös; er konnte es nicht länger anhalten! Er wollte beim Vater um das Mädchen anhalten, wenn er dann dessen Wort empfangen, dann — dann —

Glückselig betrat Herr von Meier die Villa des Direktors und nannte dem Diener seinen Namen. Unbekannt mit den Verhältnissen des Hauses, ahnungslos über die mannigfachen Differenzierungen des großen Geschlechtes der Meier, bat er den Präsidenten sehr artig, einzutreten, der Herr würde gleich zurück sein, er habe nur einen kleinen Gang unternommen.

Herr von Meier ließ sich in einem Sessel nieder; fand es sehr nett in dem rüchlich dimmernden Raum, dessen Wandlung sehr fein und gratulierte sich im stillen zu der Wahl einer Tochter aus solchem Hause.

„Guten Abend,“ klang da plötzlich eine Stimme etwas schnarrend, doch sehr höflich, in sein Denken hinein.

Herr von Meier blickte sich um; er sah niemand, trotz dem „guten Abend“, erklang es noch einmal: „Wie geht es Ihnen?“ und gleich darauf „Danke, sehr gut,“ zurück.

Herr von Meier erschauerte; dann machte er ein paar Schritte nach der Richtung des Sprechers hin — siehe da, es war Papagen, das man, um Raum zu gewinnen, hier einquartiert hatte.

„Du bist ja ein höflicher Gefell,“ meinte Herr von Meier.

„Jaja, jaja,“ machte der Papagen und rückte näher auf seinen Stange heran.

Herr von Meier steckte seinen Finger durch die Stäbe des Käfigs; Papagen biß spielend und schmeichelnd darauf. „Sprich doch Papagen,“ ermahnte Herr von Meier, von dem Herr amüsiert.

„Sprich doch,“ wiederholte Papagen. „Und Karro-la muß heirr-aten!“ rief er plötzlich laut in das stille Zimmer hinein.

„Der Tausend,“ Herr von Meier lächelte beifällig.

„Jaja, jaja!“ — Der Papagen kletterte an dem Käfig in die Höhe: „Wenn Karro-la heirr-ate!“ — mit einem Schwung saß der Vogel in dem messingnenen Ring und pff in hellen Jubel den Desauermarsch, von Anfang bis zu Ende, jede Note richtig. War es doch Fragens Lieblingsweise.

Herr von Meier war baff. Er hatte noch nie in seinem Leben den alten Desauer von einem Papagen gehört, ebensowenig in dieser Verbindung.

„Du ahnst es nicht,“ Jaja, jaja! — Du ahnst es nicht,“ rief Papagen, ehe er darüber nachdenken konnte, die allbekannte Phrase zu dem Präsidenten herunter. — „So geht es nicht weiter.“ Und als sei er jetzt erst in Laune gekommen, schwaigte der Vogel alles, was er aufgeschnappt hatte, durcheinander: „Schon wieder Gesellschaft!“ — Herr von Meier meinte deutlich die Stimme des Direktors zu hören. — „Wenn man eine Tochter hat.“ — So stütete die Frau vom Haus, wenn es ihren Willen durchzusetzen galt

„Paperrr-lapapp — kommt nichts dabei heraus!“ — das mochten wohl allgemeine Redensarten sein. — „Die Jungens brauchen auch zu viel Geld; machen Schulden.“ Papagen schalt ganz nach, wie der Direktor des Hofes pflegte. — „Und diese Gesellschaft — nein, nein, — das geht nicht so weiter. — Karro-la —“

Der Vogel brach ab, indem er scheinbar ganz unvermittelt die ersten Noten der Gnadenarie anstimmte, die ihm Fritz, um sich für die eben Abende im Haus und der hieran unschuldig-schuldigen Schwester zu rächen, gebracht hatte. „Paperrr-lapapp,“ aber schnarrte der Papagen nun sofort, wie unbesiegt über sein „Robert, Robert, mein Geliebter,“ dazwischen. — „Paperrr-lapapp — was ist denn Liebe?“ — Darin klang entschieden die Stimme einer klugen Mutter, welche ihre Tochter auf Wegen fürchtet, die einem nicht fortbringen in der Welt. „Was ist denn Liebe?! — Der reiche Meier, das ist eine Partie, — eine Parr-tie!“

Herr von Meier stand sprachlos. Papagen lagte eine Oktave hinauf und hinunter, verließ seinen Ring und rückte dicht vor die Stäbe des Käfigs: „Soll ich Dir was sagen?“ — Damit legte er das Köpfchen auf die Seite und blinzelte schlau: „Soll ich Dir was sagen?“

„Es war einmal ein König!“ — schon sah Papagen wieder in Positur — „es war einmal ein König, Trü — Trü —“ der Vogel blieb stecken. Es war noch nicht lang, daß ihm Fritz die Pallade zu lehren begann. Zufällig hatte sie Herr von Meier gestern im Konzert gehört. Unwillkürlich half er nach:

„Trü war sein Sinn, Zehn Paar war —“

„Grrrr!“ schnarrte schon wieder Papagen, vergnügt, wie jemand, der einen Hund gethan hat. „Der arme — der arme —“

Wieder half Herr von Meier nach: „Der arme, alte König Bahar sich eine —“

„Junge Herrr — hafahaha!“ Und einzeln, wohl nur aus Freude, daß er es doch endlich herausgebracht, lagte der Vogel abermals eine Oktave hinauf und hinunter.

„Du bist ein Strick!“ schalt jetzt Herr von Meier.

„Papagen ist ein Strick!“ jubelte der Papagen. — Dann, als ob ihm bange vor den finsternen Mienen des alten Herrn würde, flüchtete er in das Innere seines Käfigs zurück. „Du bist ein Parr!“ schrie er sofort vernünftig jenem wieder entgegen, „ein Parr! — Kommt nichts dabei heraus.“

Wieder war Herr von Meier sprachlos. Die Farbe ging und kam auf seinen ästlichen Wangen, seine Nase wurde ganz spitz. Endlich sagte er sich, nahm eine Karte aus seinem Notizbuch, schrieb etwas darauf, steckte sie in dem Käfig fest und — verließ das Haus.

Das Fest verlief wie alle dergleichen Feste. Herr von Meier war nicht erschienen. Die Eltern bläkten etwas sorglich drein; Karola dagegen fühlte sich wie von einem — Alp befreit.

Am andern Morgen, da man sich um Papagen kümmerte, fand man die Karte. Herr von Meier bedauerte, nicht erscheinen zu können, und sagte seinen Freunden für eine längere Reise Lebewohl. Sollten sie sich je zu einer Abgabe des Papagen entschließen, er war gern zu dessen Aufnahme bereit. „Papagen ist ein kluger Vogel,“ lautete die Stelle, „es hat mich einen Narren gescholten und vor einem Narrenstreich bewahrt. Gleich und gleich gehört zusammen.“

Steuerektors wußten nicht, was sie zu diesem Schreiben sagen sollten.

„Karro-la muß heiraten.“ — „Der alte Meier, das ist eine Partie — eine Parr-tie!“ begann Papagen harmlos sein Logenwerk. „Mann!“ — „Frau!“ — „Hast Du gehört?!“ — Und nun überkam sie eine Ahnung,

welch ein unglücklicher Zufall sein Spiel mit Papagens Redseligkeit getrieben haben mochte. In gefährlichem Jörn ballte er sich über den Vogel zusammen; nur Karola streckte freundlich die Hand nach ihm aus; Papagen war klug genug, um sich artig darauf niederzulassen.

Ungehindert durch die Abwesenheit eines Freiers, den sie, als eine Partie, wählen sollte — mußte — hatte sich Karola am gestrigen Abend um vieles natürlicher, herzlicher, ihrem geliebten Robert gegenüber gegeben. Die jungen Leute waren sich näher gekommen; dabei hatte sich etwas in ihrem Innern gewandelt: Karola meint jetzt, der Präsident habe sie nur in Versuchung geführt mit seinem Gelde und seiner Stellung. Dankbar, daß ihn Papagen aus dem Wege geräumt und ihr den Weg frei gemacht hat für das Glück, drückt sie einen zärtlichen Kuß auf das graue Köpfchen.

„Was aber nun?“ fragten die Eltern zugleich.

„Karro-la arrr-beit!“ rief fröhlich der Papagen. Vielleicht hatte ihn die Lieblosung an vergangene Zeiten und damit an sein einfüßiges, jetzt fast vergessenes Bravourköpfchen erinnert.

Und mit leuchtenden Augen steht Karola plötzlich da: „Ante, jetzt verstehe ich Dein Vermächtnis! — Dann, Vater und Mutter, laßst es uns aufgeben des Leben um Stellung und Titelkeit, den ganzen Gesellschaftstram. Es ist wahrlich nicht wert, daß ein Mädchen sein bestes darnun giebt.“

Und von Stund an ist Karola eine andere geworden, eine Tochter, die nicht länger eine Last und eine Sorge, vielmehr ein Segen für die Eltern bedeutet. Auch die Brüder schlagen eine ernster Welle ein: sie wollen doch einem Mädchen an Tüchtigkeit und Charakter nicht nachsehen.

Robert Kugler aber hat, seitdem sich Karola aus der Gesellschaft zurückgezogen, alle Lust daran verloren, dafür verbringt er manchen Abend bei Heinrich im Familienkreis. Er arbeitet fleißig für sein Examen — später wird er jede Stelle annehmen, auch in dem kleinsten Nest, sofern sie nur die Mittel ergiebt, einen Hausstand zu führen. Die jungen Leute fürchten keinen langen Brautstand, kein bescheidenes Los; sie haben sich in dem besten zusammengefunden, darin es kein Schwanken giebt und keine Neue: „Denn das Glück,“ so kündigt Papagen jetzt zu allen Stunden, „das Glück ist die Lieb“ und die Trü-eue!“

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Vogel.
Logogramm: Balken, Balken, Balken.
Palindrom: Ararat, Tarara.
Buchstabenrätsel: Vorposten.

Sirv. kalendar.

(Fortsetzung).
Montag, 24. September, Gerhard.
Dienstag, 25. September, Neophas.
Mittwoch, 26. September, Cyprion.
Donnerstag, 27. September, Cosmas, Damian.
Freitag, 28. September, Bengelau. • St. An-
dreas: Abends 7, 9 Uhr Sühne-Andacht. • Do-
minika-ner-Kloster: Feierliches Tribunal
zu Ehren des jüngst seliggesprochenen Vetenens
Raymundus von Capua, 23. Generals des
Dominikaner-Ordens. Freitag, 28. und Samstag,
29. September, hl. Messen um 6, 7 und 8
Uhr, um 9 Uhr feierliches Hochamt, abends
7, 8 Uhr Festpredigt mit Segen, nachher Kom-
plet. — Am Sonntag hl. Messen wie gewöhnlich;
nachmittags 5 Uhr Festpredigt, darauf feierliche
Stant mit sakrament. Segen, dann Komplet.
Die Festpredigt wird an diesen drei Tagen vom
hochw. Herrn Religionslehrer Dr. Brandt ge-
halten.
Samstag, 29. September, Michael. • St. Lam-
bertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.



läßt für den



amiliantisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Siegle, Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“ G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 23, 34-46. In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetze? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das erste und größte Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schenkel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er dein Sohn? Und niemand konnte ihm ein Wort antworten. Und niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.

Jesus und die Pharisäer.

II.

Der hl. Evangelist Matthäus erzählt im 22. Kapitel, aus dem auch das Evangelium des heutigen Sonntags genommen ist, daß noch in den letzten Lebenstagen Jesu Menschen von verschiedenen, unter sich verfeindeten Sekten und Bekenntnissen zu dem Herrn gekommen seien, um ihn zu versuchen. Zunächst kamen die Schüler der haberefüllten Pharisäer mit den Herodianern und fragten, ob es erlaubt sei, dem (heidnischen) römischen Kaiser Steuer zu zahlen. Als diese, durch eine Antwort voll Weisheit und Kraft beschämt, abgezogen waren, kamen die Sadducäer, welche die einseitige Auferstehung der Toten leugneten, und stellten die verhängliche Frage: was denn im Jenseits mit einem Weibe geschehen werde, das nach einander sieben Brüder zu Männern gehabt habe, von denen einer nach dem andern in kurzer Zeit gestorben, — wenn von ihnen dann dieses Weib nach der Auferstehung angehören werde? — Auch sie erhielten ihre Antwort: „Ihr irret und versteht weder die Schrift noch die Kraft Gottes; denn in der Auferstehung (im jenseitigen Leben) werden sie weder heirathen noch verheiratet werden, sondern sie werden sein wie die Engel Gottes.“ — Nun kamen auch neue die Schriftgelehrten und Pharisäer und stellten (durch einen der Jünger) die Frage an den Herrn, die wir aus dem obigen Evangelium kennen. Wie gesagt, waren alle diese Sekten unter sich uneins und lebten in beständigem Kampfe mit einander; aber wo es galt, gegen Jesus und die von ihm verkündigte Wahrheit aufzutreten, waren sie sofort einig und verbündet; der Haß gegen den „Nazarener“ war dann das eingedrungene Band.

allen Orten: alle die verschiedenen Sekten, mögen sie was immer für einem Bekenntnisse angehören, mögen sie unter einander in beständiger Zwietracht leben, — sie bieten sich gegenseitig die Hand, sobald es sich um den Kampf gegen die „römische Kirche“ handelt. So war es immer und so wird es auch bleiben bis zum Ende der Tage, damit ihr auch dieses charakteristische Kennzeichen für die göttliche Wahrheit ihrer Lehre nicht mangle.

Heute, lieber Leser, schicken die Pharisäer einen der ihrigen vor, einen Gesetzeslehrer, mit einer Frage, die uns Christen gar selbstam vorkommt, die aber dem, welcher mit dem jüdischen Gesetze etwas näher vertraut ist, als eine sehr verhängliche erscheint. Das jüdische Gesetz enthielt nämlich neben religiösen und sittlichen Vorschriften, die vom höchsten Werte und von unergänglicher Bedeutung sind, auch eine ungezählte Menge von untergeordneten, die verschiedensten profanen Beziehungen im Leben betreffenden Gebote, die für das Volk den Charakter sittlicher Gebote angenommen hatten. Es lag somit die Gefahr nahe, Großes mit Kleinem zu verwechseln, Unwesentliches mit dem Wesentlichen zu vermengen, wie es denn die Pharisäer auch thatächlich gethan haben. Darum war die gestellte Frage sehr verhänglich und nur in der Absicht gestellt worden, die eine oder andere jüdische Partei gegen den Herrn aufzuhaken.

Die Antwort, die der Herr giebt, mußte dem Fragesteller sofort als richtig einleuchten, da die angeführten Worte („du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben u.“) sogar die Gebetsformel bildete, die der Jude auf dem Denzettel (Phylakterium) geschrieben stets bei sich trug und täglich zweimal, morgens und abends, her sagte.

Ganz dasselbe, lieber Leser, erfährt auch die Kirche Jesu zu allen Zeiten und an

Kirchenkalender.

- Sonntag, 30. September. 17. Sonntag nach Pfingsten. Hieronymus † 420. Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 35-46. Epistel: Aus dem Briefe des hl. Paulus an die Epheser 4, 1-6. St. Martins-Pfarrkirche: Um 1/8 Uhr gemeinschaftl. Kommunion für die Schule an der Martinsstr. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Jungfrauen-Kongregation. Ursulinenkloster: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Morgens 11 Uhr Vortrag für den Marienverein. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen Kongregation.
- Montag, 1. Oktober. Remigius † 633. St. Andreas: Die Rosenkranz Andacht während des Monats Oktober ist an Wochentagen in der ersten heiligen Messe um 6 Uhr, an Sonn- und Feiertagen nach der 4 Uhr, an Sonn- und Feiertagen nach der 4 Uhr, an Sonn- und Feiertagen nach der 4 Uhr, an Sonn- und Feiertagen nach der 4 Uhr. Maria-Himmelfahrt: Am Monat Oktober an den Wochentagen abends 1/8 Uhr Rosenkranz-Andacht. Dominikanerkloster: Während des Monats Oktober ist jeden Abend Rosenkranz mit Segensandacht. St. Anna-Stift: An Wochentagen während des ganzen Monats, nachmittags 6 Uhr Rosenkranz-Andacht.

- Dienstag, 2. Oktober. Leo † 678.
- Mittwoch, 3. Oktober. Erwald † 695. (Sprengung siehe letzte Seite.)

die Propheten" — d. h. Alles, was das göttliche Gesetz befehlt, und Alles, was die Propheten im Namen Jehovas gelehrt haben, ist auf diese beiden Gebote der Liebe Gottes und der Liebe des Nächsten gegründet. — Auch die ganze christliche Religion, lieber Leser, wie sie Jesus selbst gestiftet, zielt nur darauf hin, daß wir Gott über alles und unsern Nächsten wie uns selbst lieben: alles andere in der Religion ist Mittel, dies allein ist Zweck, und zwar der letzte und höchste Zweck unseres Daseins.

So waren denn die Pharisäer wieder beschämt; aber Jesus wollte diesen feindseligen Menschen, die schon Seinen Tod beschloßen hatten, eine letzte Gnade erweisen: Er wollte ihnen zeigen, mit Wem sie es eigentlich zu thun hätten, und sie dadurch wenigstens zum Nachdenken und zu einer letzten Prüfung ihrer verbrecherischen Abichten veranlassen. Die Situation des zu besprechenden Vorganges werden wir uns, lieber Leser, etwa in folgender Weise zu denken haben: Die Pharisäer, die den Gesetzeslehrer zu Jesus entsandt, hatten, waren im Tempel anwesend geblieben, um den Ausgang der Unterredung aufmerksam zu verfolgen; sie mußten sich darüber klar geworden sein, daß ihr Bemühen ein vergebliches sei, und daß es ihnen nicht gelingen werde, den Herrn in Seinen eigenen Reden zu fangen. Es gaben deshalb den Versuch auf.

Nun aber trat Jesus selbst zu ihnen hin und legte ihnen Seinerseits eine Lebensfrage ihres kirchlichen Glaubens zur Beherzigung vor: „Was dünket euch vom Messias? Wessen Sohn ist Er?“ — Es ist wohl zu beachten, daß Jesus wie über einen bereits Gegewärtigen fragt: wessen Sohn, ist Er? — Sie antworten das, was jeder Jivocelt über den Messias wußte, nämlich daß Er „der Sohn Davids“ sei; aber sie ahnen nicht die weitere Frage: „Wie man nennt David im Geiste Ihn Herrn, wenn er sagt: es sprach der Herr (Gott) zu meinem Herrn (dem Messias): Setze Dich zu Meiner Rechten, bis ich lege Deine Feinde als Schemel vor Deine Füße! Wenn nun David Ihn (den Messias) Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn?“ d. h. ihr Juden nennt den Messias einen Sohn Davids; aber David selbst nennt Ihn, wie ihr ja wisset, in prophetischem Geiste seinen Herrn, und zwar einen solchen, der zur Rechten Gottes sitzen, also eine gleich göttliche Gewalt haben werde: so muß denn dieser Messias mehr als David, mehr als ein bloßer Mensch, ja, mehr als alle Engel und Menschen sein, denn selbst zu keinem Engel hat Gott je gesagt: „Setze Dich zu Meiner Rechten!“ (Hebr. 1.) Der Messias muß also Gott sein; und da Er als Mensch in die Welt gekommen ist, so ist Er Gott und Mensch zugleich.

Wir begreifen leicht, daß die Juden darauf keine Antwort wußten. Ihr irdischer Sinn vermag ihnen die Augen, so daß sie im Unglauben verharrten. Wir Christen aber, die wir zwar an die Gottheit Christi glauben, verleugnen Ihn leider nur zu oft durch ein unchristliches Leben. Und doch wissen wir, daß Er ausdrücklich gesagt hat: „Nicht jeder, der zu Mir Herr, Herr! sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen Meines himmlischen Vaters thut, der wird in das Himmelreich eingehen“ (Matth. 7, 21).

Till Eulenspiegel.

Gestorben im September 1350.

Von Berner Kahl.

Wer kennt nicht Till Eulenspiegel, den Schalksnarren? Jeder von uns hat sich in der Kindheit an seinen lösen Streichen ergötzt, mit demselben Behagen, als unsere Väter vor 400 Jahren, die ja auch noch jene Ursprünglichkeit und Naivetät zur Lectüre mitbrachten, welche Bedingung eines unverfälsch-

lichen Gemüthes des alten Volksbuches ist. Dr. Faust, Münchhausen, Eulenspiegel, diese drei Namen sind uns unauflöslich ins Gedächtnis gegraben, ihre Träger sind die Erzeuger genußreicher Stunden. Manchmal erwachte freilich schon die Skepsis in jener Zeit, und wenn die Streiche Eulenspiegels gar zu toll wurden, so legten wir uns wohl die Frage vor, ob der berühmte Narr denn überhaupt gelebt habe.

Dieselbe Frage steigt heute in uns auf, wo wir aus Anlaß der angebliehen 550. Wiederkehr des Todesjahres Eulenspiegels die Erinnerung seiner kuriosen Persönlichkeit neu in uns erwachen fühlen. Die Chronik berichtet ja ganz genau: gestorben im Jahre 1350 und sogar der Todesmonat September wird angegeben — trotzdem müssen wir leider dem wüßbegierigen Leser die ernüchternde Antwort erteilen, daß die Forschung die Frage, ob der berühmte Narr eine tatsächliche Persönlichkeit gewesen, nicht mit absoluter Bestimmtheit bejahen kann. Möglich, daß wir in dem alten Volksbuch nur eine Art humoristischen Roman vor uns haben, dadurch entstanden, daß ein Freund des Humors die in Volkstreifen verbreiteten oder in mancherlei Büchern niedergelegten Schwänke und Schelmenstreiche gesammelt und eine erfundene Persönlichkeit zum Helben derselben erhoben hat. Sind doch ähnliche Bücher dieser Art bereits damals in Menge erschienen. Auch der Name „Eulenspiegel“ würde für diese Annahme sprechen, da er zweifellos eine sinnbildliche Bedeutung hat und sicher — die Thatsache der eifrigsten Erkennung des Narren vorausgesetzt — nicht sein wirklicher Name, sondern höchstens ein ihm vom Volke verliehener Beinamen, ein nom de guerre, gewesen ist.

Andererseits sprechen doch mehrere Umstände dafür, daß man es mit einer historischen Gestalt zu thun hat, wenn nun derselben selbstverständlich auch nicht alle die Schalkstreiche, von denen das Volksbuch berichtet, zur Last fallen. Es war eben damals gerade wie heute, Frau Janna zeigte sich genau ebenso geschwätzig und phantastisch, und war Eulenspiegel einmal bekannt und populär als lustiger und loser Vogel, so schrieb der Volksmund eben alle Dummheiten oder Schwänke, die zu seiner Kenntnis gelangten, auf dessen Kerkholz. Nachweislich entspringt ja auch ein Teil der sogenannten Eulenspiegelsprüche älteren Werken, wie z. B. dem Waffnen Amsis, dem Waffnen Kalenberg usw. Als Bemerkung für Till Eulenspiegels wirkliche Existenz werden aber folgende angeführt: Erstens zeigt man in Mülln in Launenburg, wo er geforscht sein soll, noch heute seinen Grabstein; zweitens erwähnt bereits eine 1488 geschriebene Chronik die Thatsache seines zu Mülln im Jahre 1350 erfolgten Todes; drittens wird auch in einer 1592 erschienenen Reisebeschreibung die Grabstätte Eulenspiegels in Wortlaut veröffentlicht. Weiter hebt Karl Pannier in seiner Neuherausgabe der ältesten Ausgabe des Volksbuchs von 1519 die Bestimmtheit der geographischen Beziehungen hervor und erzählt, daß auf dem Schloßhufe zu Verburg noch ein Thurm steht, welcher allgemein der Eulenspiegel heißt. Dort bewahre man auch noch das Bruchstück einer gläsernen Trompete, ein Klüschläppel, einen Mantel und einen irdenen Krug auf, welche von Eulenspiegel herühren sollen. Außerdem berichtet Merian in seiner Topographie von Lindeburg und Braunschweig aus dem Jahre 1654, daß zu jener Zeit noch das Geburtshaus des Narren in Kneitlingen gezeigt wurde.

Der Name Eulenspiegel kommt bereits 1337 im Braunschweigischen vor, auch läßt die Genauigkeit der Angaben über die Geburt, sowie die Sippe und den Geburtsort unseres Helden nichts zu wünschen übrig. „Bei dem Wald, Elm genannt“, so heißt das Volksbuch an, „in dem Lande Sachsen, in dem Dorfe Kneitlingen, da ward Eulenspiegel geboren, und sein Vater hieß Klaus Eulenspiegel und seine Mutter Anna Wibelen. Und da sie des

Kindes Eulenspiegel genas, da schickten sie es gen Ambleben, in das Dorf, zur Laufe, und ließen es heißen Till Eulenspiegel. Und Till von Neegen, der Burgherr von Ambleben, ward sein Gevatter.“ Das Geschlecht berer von Neegen hat aber, nach Karl Panniers Angabe in seiner Eulenspiegelausgabe, wirklich existirt.

Wenn wir was aber von allen diesen Beweisgründen zur Ueberzeugung von der Existenz unseres Narren befehlen lassen, so brauchen wir auch an den Angaben des Volksbuchs selbst, über seine Jugend und Erziehung, sowie über seinen allgemeinen Lebenswandel nicht zu zweifeln. Wir dürfen vielmehr ohne weiteres glauben, daß er schon als Knabe zu allerlei dummen Streichen angelegt war und zur regelrechten Arbeit keine besondere Neigung zeigte. Zulezt wanderte er in die Welt, um sein Glück zu versuchen, er behrte seine Streichzüge gelegentlich bis Rom und Paris aus, arbeitete nur, wenn es absolut nicht anders ging und dann nicht lange, und schenkte sich nicht, sich die Mittel zum Unterhalt durch allerhand Beschreibern und betrügerische Manipulationen zu verschaffen. Bieleicht lebte er auch zeitweise als eine Art Hofnar bei diesem und jenem hohen Herrn, doch hielt er entweder nicht lange aus, oder die Art seiner Schwänke zog ihn bald die Ungnade seiner Gönner zu. Reich geworden ist er wohl bei seinem herumstreifenden Leben nicht, im Gegentheil darf man annehmen, daß es ihm oft am Notwendigsten gefehlt hat. Wir wissen nicht, wie alt er geworden ist, nur sein Todesjahr wird verzeichnet.

Was die Streiche, die er ausgeführt, oder die man auf sein Konto gesetzt hat, anlangt, so dürfen wir dieselben nicht nach dem Bildungsstandpunkt des 19. oder 20. Jahrhunderts messen. Ihn wir das, so erscheinen sie uns weniger witzig, als roh, zum Teil sogar unsittlich und schlecht. Der Witz kommt in der Regel nur dadurch zu Stande, daß Eulenspiegel alles buchstäblich nimmt; gebietet ihm sein Prinzipal, der Schneider, er soll nach die Kermel an den Rock werfen und dann schlafen gehen, so brennt er zwei Lichter an, hängt einen Rock an den Nagel und wirft einen Kermel um den anderen die ganze Nacht hindurch an den Rock. Befiehlt ihm der Brauer, dem er sich als Brautrecht verdingt hatte, den Hosen gut zu siedeln, so lockt er des Brauers großen Hund, der Hosen frisst, an sich, um ihn ins tochende Wasser zu werfen. Die ewige Wiederholung derartiger Wortlaubereien gestaltet die Lectüre nicht zu der abwechselungsreichsten, zum Glück laufen auch Streiche unter, die anderer Natur sind und mehr wirklichen Witz verraten.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen an die Verammlung der Schneider, die er einmal nach Kostock berief, unter der Vorspiegelung, er wolle die Helden der Nadel eine Kunst lehren, die ihnen und ihren Nachkommen, solange die Welt stehe, nützlich sein werde. Da kamen herbei die Schneider aus allen Orten und Städten des Landes, sowie der umliegenden Länder, und es war zur bestimmten Zeit eine Schneiderwallfahrt nach Kostock, daß man sich dort darüber vernunberte. Als sie beisammen waren, bestellte sie Eulenspiegel auf einen weiten Platz, ging in ein Haus, das an demselben lag, und sprach zum Fenster heraus zu der lauschenden Menge: „Ehrbare Meister des Schneiderhandwerks! Wenn Ihr Schere und Nadel, Fingerhut und Zwirn, Ellenmaß und Bügelschen habt, so habt Ihr alles, was Ihr in Eurem Handwerke braucht, und das zu erlangen ist keine Kunst. Wohl aber ist das eine Kunst, was ich Euch jetzt lehren will. Sobald Ihr eine Nadel eingefädelt habt, dann verzeht nicht, aus andere Ende des Fadens einen Knoten zu machen, Ihr secht sonst viele Stiche umsonst.“ Nun schweig er. „Ist das alles, was Ihr uns zu lehren habt?“ riefen die Schneider, „die Kunst kennen und üben wir von jeher.“

Da strafe sie Eulenspiegel mit den Worten: „Was vor 1000 Jahren gewesen ist, daran denkt heutzutage niemand mehr, und da Ihr meine Erinnerung nicht mit Dank, sondern mit Unwillen aufnehmt, so mögt Ihr wieder hingehen, wo Ihr hergekommen seid.“ Natürlich waren die so angeführten Schneider nicht wenig aufgebracht.

Bis in das Grab begleitete der Volkswitz den Iofen Vogel; nicht liegend, wie andere Sterbliche, sondern stehend ruht er in der Erde, da sein Sarg beim Einsetzen in Folge Reihens der Seile so in die Grube schob, daß Eulenspiegel auf die Füße zu stehen kam. Da er im Leben wunderbar gewesen, ließ man ihn so stehen, warf das Grab zu und setzte ihm einen Stein, auf welchen sie eine Gule und einen Spiegel hieben und oben auf die Grabinschrift schrieb:

Dien sein sol niman erhaben;
Die hat Ulenjpiegel begraben.
Anno domini MCCCCL iar.

Dem Geschmack seines Zeitalters entsprach das Volksbuch von Eulenspiegel im vollsten Maße, so daß es wie kein anderes Verbreitung fand. Nicht nur erschienen bereits im 16. Jahrhundert nicht weniger als 18 deutsche Ausgaben des Wertes, sondern es wurde auch in alle Kultur Sprachen übersetzt und fand in fremden Ländern denselben Beifall, so daß Eulenspiegel überall eine typische Persönlichkeit geworden ist. In Deutschland ist die Zahl der seit dem ersten Erscheinen herausgegebenen Ausgaben und Bearbeitungen Legion, und auch sonst ist die köstliche Figur des Knechtlinger Narren in Poesie und Prosa vielfach verwertet worden. Als das Werk zuerst erschien, waren eben die „Volksbücher“ Mode geworden, jene die Romane der heutigen Zeit ersetzenden Darstellungen romanischer und deutscher Sagenstoffe, die von Hausierern verbreitet und von Bornheim und im Gering gern gelesen wurden. Bis in unsere Zeit hinein erfreuen sich die Erzählungen der alten Volksbücher, wenn auch in etwas modernisierter Form, besonders bei der Jugend noch großer Beliebtheit: Genoveva, Die schöne Melusine, Kaiser Octavianus, Die Heymonskinder, Fortunat, Faust, Der ewige Jude und wie sie alle heißen. Unser Volksbuch vom Eulenspiegel aber nahm eine hervorragende Stelle unter ihnen ein. Der älteste noch erhaltene Druck, von dem noch ein einziges Exemplar auf uns gekommen ist, stammt aus dem Jahre 1519 und ist bei Johannes Grieninger in Straßburg erschienen. Nach Zappenberg, welcher 1854 genanntes Exemplar neu herausgegeben hat, wäre der Frankfurter Thomas Murner (geboren 1475 zu Straßburg), der Verfasser, doch entspricht diese auf eine anonyme Spottschrift gegründete Behauptung wohl nicht der Wahrheit, da zuverlässig schon frühere Ausgaben des Buches existiert haben. Man könnte also in Murner höchstens einen Bearbeiter der wahrscheinlich in niederdeutscher Sprache abgefaßten älteren Ausgabe vermuthen, wenn die ausdrückliche Versicherung des Bearbeiters, er sei ein Laie und der lateinischen Sprache unkundig, auch diese Annahme hinwärtig machte. Immerhin, wer aber auch der Verfasser oder Bearbeiter gewesen, und ob Eulenspiegel in der That gelebt hat, oder nur der Generalrepräsentant der in der Volkstradition aufgeschriebenen Schwänke ist — im Volke lebt er mit seinen Narrenstreichen unvergänglich fort.

Wingerrecht.

Romanette von Franz Kurz-Elshelm
(Chemnitz).

Nun hatte er sich schon vier Wochen bei seinem Onkel Gerhard in Radesheim festgesetzt, obwohl er anfänglich höchstens vierzehn Tage bleiben wollte. Was aber den etwas vermögenden Großvater Kurt Merkow, der in der literarischen Kreise der Residenz eine gewisse Rolle spielte, hier so lange festhielt, das war nicht nur der Zauber der paradiesi-

sehen Rheinesgegend, auch nicht der unverfälschte perlende Rebenjaft, der ihm schnell zum täglichen Getränke geworden war, sondern das kleine Rieschen, eine entfernte Verwandte, die der Onkel schon in den ersten Jahren ihres Daseins, zu sich genommen hatte. Herrgott, hatte sich das Mädchen gemacht, seitdem Kurt sie vor drei Jahren zum letzten Male gesehen. Damals war sie in ihren Bewegungen noch ein wenig nachsichtig, wenn ihr auch da schon der Humor und die Lebenslust aus den Augen schauten. Heute aber: einfach nicht wiederzuerkennen. Ihre Gestalt hatte Formen angenommen, ihre Wangen blühten in Jugendfröhen und ihr Hingelen — wehe dem, der sich in ein Wortgespräch mit ihr einließ.

Kurt hatte das bereits in den ersten Tagen gethan. Er, der etwa 27 jährige Mann, glaubte da noch, mit dem kaum aus den Kinderschuhen getretenen Fräulein seinen Willtreden zu können. Aber sie varierte so geschickt und führte ihn schnell derart ab, daß er ganz verlegen wurde. Dann erst betrachtete er sie näher. Aus dieser Betrachtung erwuchs die Bewunderung über ihre jugendliche Herrlichkeit. Aber nein, er, der fast acht Jahre älter als sie war, durfte sich von ihr doch nicht geschlagen geben . . .

So wurde das harmlose Zanken und Streiten Tag für Tag fortgesetzt zum größten Gaudium des Onkels, der einmal sagte: „Wenn das mit Euch so fortgeht, werdet Ihr noch die besten Eheleute.“

Holla! Damit schien er getroffen zu haben. Nicht nur Rieschen erblühte, auch Kurt wurde ganz betreten, bis er der darob eingetretenen Pause ein Ende machte, indem er hervorrief: „Ach was, Quatsch! Als ob ich die Liebe möchte.“

„Na, bitte recht sehr,“ replicierte die da. „Ich brauche wahrhaftig auf Dich nicht zu warten. Ich habe Freier in Menge.“

„Hast Du?“ Lang es spitz zurück, „ich möchte wissen wen?“

„Kannst Du auch,“ triumphierte sie und wurde noch röther, als sie schon war. „Kannst Du auch.“ Dann fand sie ihr Gleichgewicht wieder, wenn auch ihr Herz noch heftig pochte, lehnte sich in den Sessel zurück und begann aufzuzählen, wer ihr alles den Hof machte.

„Und einer, der es ganz ernst meint,“ schloß sie, „das ist Professor Brinkhaupt —“

„Was? Der immer im Laventennis-Anzug herumläuft? Weißt Du, Riese, für den bist Du doch zu schade. Der sieht auf Knöpfe.“

„Worauf?“ frag sie überaus.

„Ach, das verstehst Du nicht. Also sprechen wir Hochdeutsch. Auf Geld. Ich müßte die Sorte nicht kennen.“

„Nun, bei mir thut er es gewiß nicht. Und Dich zu fragen, ob er mich lieben darf, braucht er doch auch nicht.“

Jetzt hielt sie's, als er spöttlich lächelte, nicht mehr aus. Sie mußte in die Luft, und draußen, in der Gartenlaube, setzte sie sich hin und weinte.

Die Zeit der Weinlese war gekommen. Ueberall eitel Lust und Fröhlichkeit. Denn das Weinjahr versprach ein ausgezeichnetes zu werden. Die wochenlang geschlossenen Wege zu den Traubenhainen wurden geöffnet und bald erschollen frische Lieder, helles Jauchzen hinüber über den stolzen Strom und hinauf zu der hehren Germania, die an dem Niederwaldborsprung weit hinaus in die reichen Gauen schaut.

Kurt besand sich in einem Zustande, der ihn zu allem fähig machte. Seit jenem Streite hatte er den Professor beobachtet. Der bemühte sich wirklich sehr um die hübsche Wese und die schien ihm auch gar nicht ungünstig gesinnt zu sein. So hatte Kurt das sicherlich nicht angenehme Vergnügen, alle Qualen der Eifersucht durchzumachen.

Und dabei hielt ihn auch ein rätselhafter Stolz stets wieder davon ab, ihr sein Herz zu entdecken. Wenn sie ihn anlachten würde. Vielleicht kann er diplomatisch hinter die Gesühle ihres Herzens kommen, vielleicht bietet auch die Weinlese in Onkels Stück dazu Gelegenheit. Denn alle Hausmitglieder wollten selbst mithelfen, die saftigen Trauben zu pflücken und andere Bekannte waren noch eingeladen, das Herbstfest mitzufeiern.

Kurt hatte nach ihr in den Rebstöcken schon immer ausgepäht und immer sah er neben ihrem breiten bequemen Strohhute den des Professors auftauchen. Wenn er den Menschen nur ermorden könnte. . . .

Ob er denn nicht von ihr wegzufahren ist? Muß er's doch 'mal versuchen. Gerade aber, als er in den Gang eintreten will, bleibt er entsezt stehen. Die Häupte fallen sich unwillkürlich, seinem Halse entsezt pfeifend der Atem. Dort hält der Professor Rieschens Kopf fest und läßt sie herzfast auf die rosenge Lippen. Und sie buldet es. . . .

Also für ihn nichts zu hoffen. . . .

Noch am selben Abend reiste Kurt ab. Seinem Onkel machte er weis, ein wichtiges Telegramm habe ihn gerufen. Von Rieschen nahm er keinen Abschied.

Drei Jahre später.

Als Rieschen damals die blöbliche Abreise Kurt's erfuhr, war es ihr wie ein Stich durch's Herz gegangen. Wie gerne hätte sie ihm angehört. Aber nun lag es doch klar zu Tage, daß er sich nichts aus ihr macht. Doch die Zähne nur aufeinandergebissen. Selbst Gerhard brauchte nichts davon zu erfahren, daß sie ihre schönste Hoffnung zu Grabe getragen.

Der Onkel wunderte sich zwar oft darüber, daß sie gar nicht mehr so lustig werden wollte wie früher. Seinen Fragen indessen wich sie stets geschickt aus.

Kurt hatte eine Weltreise angetreten, auf der er nur von Zeit zu Zeit etwas von sich hören ließ. Und nie einen Gruß für Rieschen.

Jetzt mochte er wohl wieder ein Jahr in seiner Heimat sein. Da war selbst das Kartenzeichnen allmählich eingeschlummert. Wohl hatte ihn der Onkel eingeladen, doch wieder einmal zu einer Weinlese zu kommen. Das hatte er abgelehnt. Er wäre gerade jetzt stark beschäftigt.

Da ließ Rieschen eines Morgens die Zeitung. Blöblig stößt sie einen Schrei aus und sinkt halb ohnmächtig zurück. Onkel ist auch zunächst ganz bestürzt, schnell jedoch hat er sich gefaßt und beruhigt das Mädchen, ohne sie mit Fragen zu quälen. Erst soll sie selbst wieder ganz ruhig sein. Dann soll sie schon erzählen, was geschehen.

„Hast Du denn die Zeitung noch nicht gelesen?“

„Zum Teil doch.“

„Und nicht das Folgende?“

Und nun las sie: „Berlin. Aufsehen erregt ein Duell, das gestern Morgen zwischen dem Schriftsteller Kurt Merkow und einem Herrn Max Deghardt stattgefunden haben soll. Wie es heißt, wurde ersterer schwer verwundet. Es handelte sich bei der Affaire um eine Chantaise, die z. B. in einem hiesigen vornehmen Etablissement berechtigtes Aufsehen erregt.“

„Zum Ruckuck, ist denn der Junge toll?“ volltete da der Onkel. „Steht denn da auch wirklich Kurt Merkow?“

„Jawohl, Onkel. Steh nur her.“ Wie im Fieber glühte und bebte sie. „Onkel, willst Du mir einen großen, großen Gefallen thun? Laß mich zu ihm fahren. Wer weiß, ob er unter den fremden Leuten die richtige Pflege hat, ob er —“

„Du hast Recht. Also werde ich hinfahren und mal nach dem Rechten sehen.“

„Aber nimm mich doch mit,“ flehte sie.
„Ja, Kind, was Du da sollst, das weiß ich eigentlich gar nicht.“
„Ich weiß es ja selbst nicht. Aber — ich hab' ihn doch so lieb.“
Da war es herank, das Geständnis, das sie so lange gewahrt. Nun wußte Gerhard ihr Geheimnis, der wirklich große Augen machte. Im nächsten Augenblicke hing sie an seinem Hals und schluchzte und weinte und schmeichelte.
Nun, hartherzig war der Onkel nie.

Kurt schaute sehr überrascht auf, als an einem schönen Morgen — es war thatsächlich ein prächtiger Morgen — sein Onkel in seine Wohnung trat.

„Aber Onkel, was in aller Welt führt denn Dich nach Berlin?“

„Frägt der Mensch, was mich nach Berlin führt,“ legte dieser los und betrachtete mißtrauisch den linken Arm Kurts, den dieser in einer Winde trug. „Natürlich Dein Duell. Du scheinst Dich allerdings ziemlich schnell erholt zu haben.“

„Mein Duell? Ach so.“ Und nun brach der Schriftsteller in ein herzliches Lachen aus. „Woher weißt denn Du davon?“

„In der Zeitung stand's doch. Sag' mal, ist die Dame, die Soubrette oder Chantente oder was sie ist, denn wirklich so entzückend, daß Du Dich darum nahezu erschließen läßt? Meinchenkind, nun laß' doch nicht so verückt.“

Doch Kurt lachte nur noch lustiger. Kaum zu Worte kam er.

„Es ist ja sehr lebenswürdig, daß Du deshalb nach Deinem Reffen siehst. Aber das mit dem Duell ist eine Ente.“

„Eine Ente?“

„Nun ja. Ein Zeitungsschwindel. Vor 14 Tagen rutschte ich nämlich aus und brach den Arm. Als ich nun mit der Winde in meiner Stimmkneipe erschien, meinte einer, ob ich nicht duelliert hätte. In einer übermäßigen Laune sagte ich „Jawohl“. — Womit? — Ich nannte den ersten Namen. — Ach, fuhr da Einer fort — wohl wegen der Sängerin. Nicht? Das ist nämlich ein reizendes Persönchen, hat viele Verehrer und ich schwärme für auch ein wenig an. Das muß ein Reporter gehört haben und so bin ich denn zu einem berühmteren Manne geworden, als es mich meine Schreiberei jemals hätte machen können.“

„Ein ganz vertrackter Schlingel bist Du, um solche Angst einzujagen.“

„Es ist aber doch schließlich nicht meine Schuld.“

„Lieschen“ — fuhr der Onkel fort, ohne auf den Einwurf zu achten — „ist fast vor Angst um Dich vergangen.“

Kurts Gesicht wurde plötzlich ernst.

„Lieschen? Um mich? Das verstehe ich nicht.“

„Jawohl, um Dich. Du Horn — na, ich hätte bald etwas gesagt. Du hättest das arme Kind auf der Reise nur sehen sollen.“

„Was? Hier ist sie auch?“

„Natürlich, die hat mich doch erst zu der Reise veranlaßt. Unter uns gesagt, Junge, ist Dir denn das Mädchen so widerwärtig, daß Du —“

Ganz erregt unterbrach ihn da Kurt:

„Widerwärtig? Aber nein, Onkel, im Gegenteil, ich glaube Beweise zu haben, daß sie sich nichts aus mir macht. Deshalb bin ich denn damals so schnell abgereist, weshalb habe ich alle Deine Einladungen ausgeschlagen? Um nicht mit einem Mädchen zusammenzutreffen, das mir das Liebste auf der Welt ist und dem ich vollständig Nebenbache bin.“

„Hat sie das gesagt?“ forschte der Alte.

„Nein, das gerade nicht —“
„Dann mal schlenkigst mit mir zum Hotel. Dahinter wollen wir doch gleich kommen. Da steht irgend eine Teufelei zwischen.“

Lieschen war überglücklich, als sie die Geschichte des Duells erfuhr. „Gott Dank“, meinte sie und faltete die Hände. „Wenn Du wüßtest, wie es mir zu Mute war, als ich das las.“

„Hast Du mich denn wirklich so lieb?“ flüsterte Fritz und zwinkerte Onkel mit den Augen. Der verstand, erhob sich und verschwand unauffällig.

„Unjünglich. Ach Kurt, ich kann's ja gar nicht sagen, was ich für Dich fühle —“

„Er schlang den gesunden Arm um sie und zog sie sanft an sich.“

„O ich Thor, weshalb habe ich denn damals nicht schon gesprochen? Drei Jahre meines Glücks habe ich vergeudet. Aber konnte ich ahnen? Denn Du hast doch damals in den Weinbergen den Vesper geliebt. Da mußte ich doch annehmen, zumal Du ihn mir gegenüber vorher so in Schutz nahmst. Du liebstest ihn?“

Tief ersinkend lehnte sie die heiße Wange an seine Brust.

„Ich nahm ihn nur aus Trotz gegen Dich in Schutz. Und der Kuß — kennst Du denn nicht das Wingerrecht?“

„Wingerrecht?“ fragte Kurt erstaunt. „Nein, das kenne ich nicht.“

„Findest beim Herbst ein Herr, daß eine Dame eine Traube am Stock übersehen hat, so darf er sie küssen. Und ich habe die Traube doch nur übersehen, weil ich immer hoffte, Du kämst und würdest es merken. Und da kam nun der ertige —“

Diesmal ließ Kurt sie gar nicht mehr ansprechen, immer wieder küßte er sie auf die frischen Lippen, bis lantes Knäpfeln draußen und etwas auffällig schwere Schritte die Ankunft des Onkels verkündeten.

Alle drei fuhren sie nach dem Rhein zurück und als wenige Wochen nachher wieder der Herbst begann, als wieder fröhliche Lieder aus den Weinhängen erklangen und Vögel schillte knatterten, da ließ sich Kurt sein Wingerrecht nimmer entgehen.

Asterlei.

* Ein Scherzwort des Herrn von Bülow zum Kaiser wird der „Pff. Bg.“ berichtet: „Jüngst hielt der Kaiser, umgeben von seinen Ministern, Generalen, Adjutanten etc., auf einem Transportdampfer an die nach China abgehenden Truppen eine Abschiedsrede. Nach deren Beendigung fragte er Herrn von Bülow: „Wo ist denn eigentlich Riavel?“ „Rajshat“, antwortete von Bülow, „der steht ja an der Steuerstraße.“

* Sport. Das größte Sportland der Welt ist und bleibt England. Selbst in Südafrika laufen jetzt die Engländer um die Welt.

* Beim Photographen. „Was muß ich für das halbe Duzend Bilder bezahlen?“ — „Davon später, lieber Herr, jetzt bitte ich, noch ein freundliches Gesicht zu machen.“

* Ueberboten. A.: Warum so niedergeschlagen? — B.: Mein Nebenbuhler hat meiner Eulasia versprochen, sofort mit ihr bis ans Ende der Welt zu gehen. Da möchte ich nun gerne noch mehr versprechen, aber was? — A.: Na, versprich ihr doch, sofort mit ihr zum Standesamt gehen zu wollen.

* Die moderne trauernde Witwe. Freundin: „Beim Begräbnis Deines Mannes hat es ja so furchtbar geregnet?“ — Junge Witwe (seufzend): „Ach Gott ja, das neue Kleid und der neue Hut sind ja hin, — ich glaube, diesen Tag werde ich nie vergessen!“

* Der Glücklichere. A.: „Wer ist glücklicher, der Mann, der eine Million sein Eigen nennt, oder der Mann, den Gott mit sieben Töchtern gesegnet hat?“ B.: „Nun selbstverständlich der“

Millionär.“ A.: „Durchaus nicht. Der Besitzer einer Million wünscht sich immer noch mehr, der Mann mit sieben Töchtern aber hat vollan genug.“
* Der erste Gedanke. Maurer (welder drei Stoc hoch herauf, ohne Schaden zu nehmen): „Jetzt müßt i nur will', s' wegen i mei Krankengeld zahl'!“

Silbenrätsel.

„a, a, a, der, de, di, e, eh, aa, gal, gen, gi, jo, ju, land, li, ll, nach, ne, ne, nil, nor, on, ph, pferd, ro, se, tau, the, ti, we, zar.“ — Die Anfangs- und Endbuchstaben der elf zu bildenden Wörter ergeben einen amerikanischen und europäischen Staat. — Die Wörter bezeichnen: 1. Einen weiblichen Vornamen. 2. Einen Palast. 3. Einen biblischen Namen. 4. Einen Propheten. 5. Einen Vogel. 6. Einen Kaiser. 7. Einen weiblichen Vornamen. 8. Ein Säugetier. 9. Einen weiblichen Vornamen. 10. Einen Dichter. 11. Einen europäischen Staat.

Somonum.

Liebe hat, doch Vorteil auch
Oft schon es gelassen;
Auf dem Feld wird es gemacht
Oft und unverdrossen.
Doch das Erste hat man oft
Ohne Grund gebrochen,
Und das Zweite wird zerstückt
Oft nach wenig Wochen.

Palindrom.

Liebliche Gaben bring' ich dir,
Kasest du dich von vorne mir:
Aber von hinten gelesen,
Bin ich ein wildes Wesen.
Erst getödtet zu gebrauchen,
Wenn die Schüssel von mir rauchen.

Charade.

Mein erstes Paar ist von Metall,
Durchbringt die Luft mit hohem Schall,
Verkünder damit Freud' und Leid,
Und mahnt, wie schnell entfliehet die Zeit.
Wir hören's täglich, süßlich reden,
So daß es Einbruch macht auf Jedem,
Der arbeitet, mit regem Fleiß,
Erreicht sein Ziel mit Ehr' und Preis. —
Die dritte Silbe — merkt es recht —
Ist sehr bedeutsam, meistens schlecht,
Wenn du von ihr nicht fortgeriffen.
Doch wird sie ungeschuldvoll behandelt,
Sie ist in Luft und Spaß verwanbelt.
Im Gange hört du harmonieren,
Som ersten Paars hervorgebracht,
Dein Ohr beruhend sanft und leicht.

Räsel.

Ich bin ein Ding, bald groß, bald klein,
Woß überall zu Haus,
Bei dem Gebet im Kämmerlein,
Bist bei dem größten Schmonse.
Im Reichthum klein und groß in Ehr'.
Leb' ich doch stets im Zimmer;
Im Pallast bin ich nimmermehr,
Doch in der Stübekammer.
Beim Erzejieren vorne dran,
Bei der Parade hinten;
Bin keine Frau und bin kein Mann,
Doch in der Eh' zu finden.
Den Trunk, o nein! den lieb ich nicht.
Ich häng' nur an der Flasche.
Was karret so fremd mir ins Gesicht?
Du hast mich in der Tasche!

Auflösungen in nächster Nummer.

Sirrenkalender.

(Fortsetzung).
Donnerstag, 4. Oktober Franz von Assisi † 1226.
● St. Anna'st: 6 Uhr hl. Messe, 1/8 Uhr Hochamt. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt. ● Herz Jesu - Kloster: 6 1/2 Uhr heilige Messe, 7 1/2 Uhr Hochamt.
Freitag, 5. Oktober. Flacidus † 546. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht. ● Maria - Himmelfahrts - Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Herz Jesu-Andacht. ● Kar-meltesen - Kloster: Herz Jesu - Feiertag, 6 Uhr erste heilige Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 1/6 Uhr Predigt, darnach Herz Jesu und Armenjelen Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz Jesu Andacht. ● Herz Jesu - Kloster: Nachmittags 6 Uhr Fest-Andacht und Predigt.
Samstag, 6. Oktober. Bruno † 1101.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium nach dem hl. Matthäus IX, 1-8. In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt. — Und siehe, sie brachten zu ihm einen Sichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Sei getroßt mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! — Und siehe, Einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. — Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr Arges in euerem Herzen? — Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Steh' auf, nimm dein Bett und geh' in dein Haus. — Und er stand auf und ging in sein Haus. — Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

Die Heilung des Sichtbrüchigen.

Die Zeiten sind ernst, sehr ernst; wer wollte es leugnen? Gleichwohl schauen wir Kinder der kath. Kirche vertrauensvoll in die Zukunft. Und mit Recht; denn wir haben die Verheißung des Herrn, daß Er „bei der Kirche sein wird bis zum Ende der Tage.“ Und gerade in unsern Tagen, lieber Leser, hat Er dem Schifflein Petri einen Steuermann gegeben, so voll Weisheit und Umsicht, so erfüllt von starkem Glauben und raitloser Thatkraft, daß die Welt bewundernd nach der Siebenhügelstadt schaut. In diesem Jubiläumsjahr ist die ewige Stadt das Ziel endloser Pilgerzüge geworden: Hunderttausende treuer Katholiken verlassen Haus und Herd, um sich die reichen Gnadenschätze zu sichern, die der Statthalter Jesu Christi in väterlicher Liebe und Sorge noch an seinem Lebensabend darbietet; aber es ist auch die erhabene Persönlichkeit Leos, die sie wie mit magischer Gewalt hinzieht: sie wollen zu den Füßen ihres geistlichen Vaters niederknien, um ihm in kindlicher Liebe und Ehrfurcht zu huldigen und von seiner Hand gesegnet zu werden.

Wie in vielem anderem, so ist das greife Oberhaupt unserer Kirche für uns alle ein Muster und Vorbild auch durch seine kindliche Frömmigkeit. Jahr um Jahr bittet und ermahnt er seine Kinder, mit ihm das echt katholische Rosenkranzgebet zu pflegen, dieses Gebet, von dem man wohl sagen darf, daß es, richtig gepflegt, die herrlichsten Blüten christlichen Glaubens lebens hervorbringt; ein wahres Laubendevier, so schlicht und einfach, und doch wieder so hehr und geheimnisvoll, daß unsere Lebenden, dieses Elitatorps unserer Kirche, die Rosenkranzschmür, wie die Soldaten ihre Seitenwaffe, offen an der Seite tragen; das Rosenkranzgebet ist eben eine ihrer Hauptwaffen im geistlichen Streite.

Wie weise ist's doch angeordnet, lieber Leser, daß die Erlösungsgeheimnisse beim

Rosenkranz uns gerade mit den (niets wiederholten) Worten geboten werden, mit denen sie zum ersten Male in dem stillen Nazareth der Engel auf die Erde gebracht! Bei jedem (andächtigen) „Ave Maria“ soll die Mutter der göttlichen Gnade uns einen heiligen Wonnestrahl reichen aus dem betreffenden Geheimnisse, (das gerade an der Reihe der Betrachtung ist,) der uns erfüllt mit frommer Dankbarkeit und Liebe — ein betrachtendes Gebet, so leicht für das Kind, so uner-schöpflich für den Weisesten, den Gelehrtesten.

Bei der Begebenheit, die das heutige Sonntagsevangelium uns erzählt, lieber Leser, muß eine große Menschenmenge versammelt gewesen sein; denn wie die Evangelisten Markus und Lukas dem obigen Berichte des Matthäus ergänzend hinzufügen, vermachten die vier Männer mit dem auf einem Bette liegenden Gelähmten nicht bis in die Nähe des Herrn vorzudringen; sie stiegen deshalb auf das (flache) Dach des Hauses, deckten es teilweise ab und schufen so eine Öffnung, durch die sie ihren auf dem Tragbette liegenden Kranken hinablassen konnten in den Zimmerraum „mittenhinein vor Jesum hin.“

Wenn wir die Mühe, die Anstrengung und opfervolle Thätigkeit jener vier Männer betrachten, so werden wir an ihnen bewundern müssen einerseits den lebendigen Glauben an die Macht Jesu, andererseits ihr uner-schütterliches Vertrauen auf Seine erbarmende Liebe zu der leidenden Menschheit. Sodann haben wir im heutigen Evangelium gewissermaßen eine thatfächliche Illustration zu dem Gebote, das uns im Evangelium des verflohenen Sonntags so ernst vorgehalten wurde: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Jene Männer bebandelten durch die That ihre innige Teilnahme an dem Leid und der Hilflosigkeit des Kranken, dessen Heilung nur durch ein Wunder möglich war. Fürwahr, ein erhabendes Beispiel und Muster

Kirchenkalender.

- Sonntag, 7. Oktober.** 18. Sonntag nach Pfingsten. Sergius † 303. Rosenkranzfest. Evangelium nach dem hl. Matthäus 9, 1-8. Epistel: Aus dem 1. Briefe an die Korinther 1, 4-8. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Communion der Schulkinder. ● St. Lambertus: Titularfest der Rosenkranz-Bruderschaft. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Communion der Mitglieder. 9 Uhr feierl. Hochamt, 11 Uhr Auszug der Prozession. Nachmittags 4 Uhr gemein-same Bestunde; 5 Uhr Festpredigt darnach feierl. Andacht. Während der Oktav morgens 9 Uhr Segensmesse; 5 Uhr Fest-Andacht. ● Maria - Himmelfahrt's - Pfarrkirche: hl. Communion der Mädchen. Jeden Wochentag im Oktober, abends Rosenkranz-Andacht. ● Ursulinenkloster: Gemeinschaftliche hl. Kom-munion des Marienvereins.
- Montag, 8. Oktober.** Brigitta † 1373.
- Dienstag, 9. Oktober.** Dionysius † 272.
- Mittwoch, 10. Oktober.** Gereon † 297.
- Donnerstag, 11. Oktober.** Bimmar † 776, Emil. ● St. Lambertus: Nach der Andacht findet feierliche Segnung der Rosenkränze statt.
- Freitag, 12. Oktober.** Maximilian † 234. ● St. Andreas: Abends 9 Uhr Segne-Andacht.
- Samstag, 13. Oktober.** Tillmann † 702.

für uns bei der Ausübung der christlichen Nächstenliebe.

Als Jesus nun deren Glauben sah, sprach Er zu dem Gelähmten: Sei getrost, mein Sohn! Deine Sünden sind dir vergeben.“ Hier bezeugen wir wieder der Sanftmut und Liebe Jesu, die zu allen Hilfsbedürftigen gesagt hat: „Kommt zu Mir, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, und Ich will euch erquicken.“ — Seine an den Gelähmten gerichteten Trostworte beweisen aber auch, daß die Hebel des Leibes ihren Grund haben können in den Hebeln der Seele, den Sünden. Darum entfernt der Herr vorerst die Wurzel des Leibes, bevor Er die Folge desselben beseitigt: welchen Trost, ja, welche Befreiung mag wohl der arme Kranke empfunden haben, bei dem Worte des Herrn: „Deine Sünden sind dir vergeben!“

Wie ganz anders aber wurden bei diesem Worte die Schriftgelehrten und Pharisäer bewegt! Für die Macht des Trostes, der mit diesem Wort in die Welt herintret, haben sie keinen Sinn. Wohl erweisen sie schnell die Tragweite dieser erhabenen Sprache: sie sind unterrichtet genug, um zu wissen, daß die Sündenvergebung nur Sache Dessen sei, den allein der Sünder beleidigt, der allein die Drogen durchforscht; sie wissen aus den Propheten, in welcher erster Sprache Jehova Gericht und Rache, Gnade und Verzeihung sich allein vorbehält. Aber der Unglaube, mit dem sie dem Messias überhaupt begegnen, hält sie auch hier ab, die so nahe liegende Schlüsselergänzung zu ziehen, obwohl der Herr durch das augenscheinliche Wunder der Heilung des Nichtbrüchigen Seine göttliche Macht beweist. Er leitet ihnen den thatächlichen Beweis, daß Er mehr sei, als ein gewöhnlicher Mensch, mehr selbst, als der größte Prophet, da Ihm Fähigkeiten innewohnen, die keinem Menschen, sondern nur Gott allein zustehen. Wenn Er aber über göttliche Kräfte verfügt vermöge Seiner eigenen Natur, so muß eben Seine Natur selbst eine göttliche sein. Von Seiner göttlichen Natur legt Jesus zunächst Zeugnis ab dadurch, daß Er in den Herzen Seiner Gegner liest: „Und Jesus sah ihre Gedankens und sprach: warum denket ihr Mir in euren Herzen?“ — Sicher waren sie überrascht, wenn nicht erschrocken, plötzlich ihr Innerstes so aufgedeckt zu sehen; aber warum dachten sie nicht auch mit dem Palmisten, daß Gott allein „Herzen und Nieren durchforscht“, daß Er allein „in das Herz sieht?“

Und um Sein Recht der Sündenvergebung noch deutlicher zu zeigen, fährt der Herr fragend fort: „Was ist denn leichter zu sagen: deine Sünden sind dir vergeben! oder aber zu sprechen: stehe auf und wandle!“ — Damit wollte Er fragen, ob sie die Heilung des kranken Leibes für leichter hielten, als die Heilung der totkranken Seele; und wenn Er nun einen vollständig Gelähmten mit einem bloßen Wort gesund zu machen vermöge, so müsse Er doch eine übermenschliche, göttliche Kraft besitzen; eigne Ihn aber göttliche Macht, so habe Er auch die Gewalt, die Sünden zu vergeben.

Wir malen uns leicht das Erstaunen der Feinde Jesu aus, als nun auf Sein allmächtiges Wort hin der Gelähmte sich von seinem Schmerzenslager erhob. Aber selbst ihr Erstaunen über diesen augenscheinlichen Beweis der göttlichen Macht Jesu führt sie nicht zum Glauben an Ihn. Der Glaube ist eben nicht nur Sache des Verstandes, sondern vor allem des Herzens, weshalb auch bei der Ankunft des göttlichen Erlösers die Engel des Himmels verblüdet hatten: „Friede (durch den Erlöser) den Menschen, die guten Willens sind.“

Weinlese in Italien und Deutschland.

Klauderei von Dr. Max Breye

Wie viele andere Kulturpflanzen, so hat auch der Weinstock seinen Heimatseim verloren, und Niemand kann heute das Land bezeichnen, von dem aus er seinen Triumphzug um die Welt begannen. Aber überall nennt ihn die Sage als eine der edelsten Gottesgaben, und oft wurde er zum Symbol der blühenden Natur. Er wird auch darum gleich hoch geschätzt im hohen Norden, wie im Süden.

Wer kennt nicht die Vorliebe, mit der die nördlichen Völker in warmen Treibhäusern die Rebe kultivieren, wer kennt nicht den größten Weinstock der Welt in dem Gewächshause von Hampton Court bei London, der an seinen bis 11 Fuß langen Zweigen alljährlich 2000 bis 3000 Trauben trägt?

Erst in der gemäßigten Zone unter dem 50. Grade nördlicher Breite wagt sich die Rebe ins Freie, und obwohl sie noch in verhältnißmäßigem Gestalt antritt, verleiht sie der Landschaft einen romantischen Schmuck, wie dies die Weinberge in Deutschland, Nordfrankreich und Ungarn deutlich genug beweisen. Hier wird noch die Rebe an 2 bis 5 Fuß hohe Pfähle oder Drahtgitter in Reih und Glied angebunden und in ihrer Zwerggestalt erhalten.

Ungebundener tritt sie uns in Tirol entgegen, wo sie in den Weinbergen, auf Steinfällen und horizontalen Lattenwerke sich emporhängend, die berühmten Weinlauben bildet.

Vollständig frei wird sie erst in dem Garten Italiens, in der fruchtbareren lombardischen Ebene, wo ihre Ranken die Maulbeerbäume mit phantastischen Quirlen umschlingen, oder im Süden Italiens, wo sie namentlich die Wipfel der Ulmen und Kappeln erklimmen.

Hier wurde auch der Weinbau in der schönsten poetischen Form verklärt, hier entstand das schöne Märchen von der Vermählung der Rebe mit der Ulme, hier bestand auch die sinnreiche Sitte, die Rebe wenigstens einmal im Jahre für ein paar Tage von ihren Banden loszumachen, damit sie in Gemächlichkeit sich auf dem Lager der Erde ausruhen könne, nach welchem sie das ganze Jahr verlangend schaute, und damit auch der Baum, seiner teuren Last entleert, die Arme behaglich von sich strecken und frischen Atem schöpfen könne.

Wie verschiedenartig aber die Pflege des Weinstocks in den einzelnen Ländern sein mag, überall wird die Zeit der Weinernte mit besonderer Freude begrüßt, welche die schwere Arbeit zu einer Art herbstlichen Festes gestaltet.

O Blüthe der Reben! Ob Engel du seist, laßt uns erproben! — so singen fröhlich bei der Arbeit die Winzer und Winzerinnen Italiens und füllen die Pausen durch die Saltarello-Tänze aus, die an den alten Reigen des Bacchus erinnern.

Es ist Herbst. Kein Wölckchen am blauen Himmel Italiens; die Sonne des September scheint mild und golden wie verklärend auf die erquidete Erde; mit vollen Jügen atmet der Städter die erfrischende reine Luft des Landes ein. Die Bauern sind auf ihren Feldern zerstreut — sie machen fröhliche Gesichter, denn das Schwerste ist gethan und die Arbeit der vergangenen Monate reich gesegnet: sie haben hundertfältige Frucht geerntet. Auf den grünen Hügeln sitzen die schönen Töchter des Landes und singen vom Morgen bis zum Abend; nach Sonnenuntergang wird die Hirse in Garben auf die Aue gelegt, und beim Klange der Gitarre tanzen und springen Anaben und Mädchen darauf herum, so lange der Mond scheint. Der Bauer richtet seine kleine Guillotine auf, bricht Hanf und erzählt den Dürren und den Ärnen, die bis über Mitternacht um ihn herumstehen, seine grausigen Geschichten, wie man sie wohl bei uns in der Spinnstube in der guten alten Zeit gehört hat, — und aus der Ferne rufen die

melancholischen Pfläucher: Tutto è mio, tutto è mio, das heißt: Alles ist mein! Alles ist mein!

Freilich ist es die Jahreszeit der Fröhlichkeit und der Feste und die Weinlese steht bevor.

La Vendemmia! Die edle Gabe wird sorgsam abgeschritten und in Körbe gelegt — „es ist kein Korb so schlecht, daß man ihn nicht bei der Weinlese brauche“ — sagt das Sprichwort. Geringere Trauben werden mit der Hand gebrochen, edlere Sorten mit dem Messer abgeschritten oder vermittelst einer zangenartigen Scheere abgetrennt. Aus den Körben werden die Trauben zum Transport nach der Kelter in hölzerne Gefäße aus Dauben ohne Deckel, oben weiter als unten, gethan: ein solches Gefäß nennt man una bigonica. Esel und Maultiere tragen, mit je zwei gefüllten Bigonica behangen, die Trauben nach dem Orte, wo gekeltert wird, dem sogenannten Valmento. Hier werden sie in eine große hölzerne, aus Dauben zusammengeleimte und gut gebundene Kufe geschüttet, welche unten weiter ist als oben und Zino genannt wird; darunter steht ein irdenes Aufschlaggefäß, die sogenannte Tinazza del Zino. In der Kufe werden die Trauben von den sogenannten Tretern oder Pressern (Calcatore oder Pigiatore) mit den Füßen zerquetscht und ausgepreßt; die Frühe sind gewöhnlich nackt, manchmal mit Stiefeln aus Holz oder rohem Leder bekleidet.

Die Leute stehen zu zwei oder mehreren in einer Kufe und stemmen sich beim Treten auf eine Art Krücke, die sie in der Hand haben, halten sich auch wohl an Seilen, die über ihren Häuptern ausgepannt sind, und an einander an. Das ist die alte patriarchalische Art des Kelterens, wie sie schon vor Jahrtausenden zu des Propheten Jeremias Zeiten bestand; unser eigenes Wort Kelter erinnert daran, es lautetet ursprünglich Kelter und kommt von dem lateinischen Calcatore, gleichsam die Trete. In einzelnen kultivierten Gegenden, namentlich in Toskana, wendet man eine hölzerne Stampfe (Zorchio) in fortgeschrittenen Wirtschaften die Traubenmühle an, auf welcher die Beeren zwischen hölzernen oder eisernen, fein cannelierten Walzen zerquetscht werden, ohne daß durch Verletzung der Stiele und Kerne Gerbstoff in den Most kommt.

In Rom gestaltet sich die Vendemmia zu einer Art Volksfest, das am Monte Testaccio gefeiert wird. In jenen aus alten Scherben aufgehäuften Hügel sind zahlreiche Grotten eingegraben, in denen der Wein aufbewahrt wird, und an diese Kellereien schlüpfen sich zahlreiche Thieren an, welche der lustigen Schar der Tänzer und Tänzerinnen die Gabe bieten.

Der deutsche Herbst ist nicht so heiter, wie sein italienischer Bruder. Nur selten suchen bei uns die Winzer und Winzerinnen bei der Mittagspause hinter dicht belaubten Weinstöcken Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen, wie dies in dem Kometenjahr 1811 der Fall gewesen, wo singend und jubelnd über den reichen Herbstregen, in geschlossenen Reihen, geleitet von einem Fahnenführer und begleitet von Lohlsknechten und Buttenträgern, die Winzer und Winzerinnen in netten nationalem Kostüm zu und von der Arbeit zogen.

Der Italiener läßt einen Teil seiner Trauben hängen, damit sie an der Rebe zu Rosinen eintrocknen, in Deutschland droht bei nasser Bitterung die Gefahr, daß die Trauben faul werden und auslaufen. Aber trotz der günstigeren Umstände, unter welchen der italienische Weinbauer arbeitet, ist doch der deutsche Wein weit besser als der italienische, der sich kaum ein Jahr zu halten vermag — einige Ausnahmen abgerechnet. Das hat aber nur darin seinen Grund, daß der Deutsche fleißig und der Italiener nachlässig ist, daß der Deutsche die Kunst der Weinbereitung gründlich versteht und der Italiener sich um die

Berebelung der Gaben des Weinstockes nicht bekümmert.

So kam es auch, daß bei uns selbst die ungünstige Bitterung ausgenützt wurde und die „faulen Trauben“ keinen Schrecken der Weinbergbesitzer mehr bildeten. Es ist jetzt allgemein bekannt, daß auf die „Edelreife“ der Trauben die „Edelsäule“ derselben folgt, und daß gerade aus solchen edelsäulen Trauben die besten Weine gekeltert werden. Sehr alt ist allerdings diese Kenntnis nicht.

Nachdem eine Angabe soll sie uns das Jahr 1811 gebracht haben. Damals kaufte die Weinfirma Mumm in Frankfurt am Main die Cressenz des Johannisberges von dem französischen Marschall Kellermann (Herzog von Salmy) dem Napoleon diese Weinberge „geschenkt“ hatte. Die Weinlese konnte wegen der Kriegswirren nicht rechtzeitig — nach den damaligen Begriffen — beginnen, und man sammelte faule Trauben, aus welchen zu nicht geringem Erstaunen der glücklichen Käufer ein so vorzügliches Wein gekeltert wurde, daß der Erlös für denselben den Grund zu dem Reichtum der Firma gelegt hat.

Nach einer anderen Besart soll die Edelsäule im Jahre 1822 als solche erkannt worden sein. Es gab in jenem Jahre nur wenig Trauben, und die Bitterung war so „ungünstig“, daß die Edelsäule fast über Nacht eingetreten war.

Jakob Schlamp aus Rierstein hat darüber in seinem Büchlein „Die Weinjahre des 19. Jahrhunderts“ also berichtet: an dem betreffenden verhängnisvollen Herbsttage, an einem Sonntag Nachmittage, befand ich mich in W. heftige Pfalz, in einer Gesangsprobe. Ohne daß man an den Herbst dachte, fingen plötzlich alle Glocken des bedeutenden Kantonsortes zu läuten an. Man stürzte aus den Häusern auf die Straße, da man den Ausbruch eines bedeutenden Feuers fürchtete. Großer Irrtum! Auf vielseitige Fragen: „Wo brennt's?“ erfolgte die überraschende Antwort: „Die Trauben in den Weinbergen laufen fort. Eilends hinaus, und helfe, wer helfen kann! Alle Geschirre, Herbsgeräte, die im Augenblick zur Hand waren, wurden ergriffen und hin eilte man in die Weinberge, um zu retten, was zu retten war. Von den wenigen Trauben, womit die Stöcke behangen, waren mehrere ausgelassen, manche auch noch gefüllt, mit edelsäuler Hülse umgeben, aber so mürbe, daß man sie mit bloßer Hand, ohne daß sie ankliefen, nicht abnehmen konnte. Eine gesunde Beere zum Essen war nirgend mehr zu finden. Man hatte solchen Herbst noch nicht erlebt. Manche Befürchtungen wurden laut: „Was wird aus dieser faulen Prühe werden?“ Auch wurden die Ortsbehörden mit Vorwürfen überhäuft, die Notwendigkeit des Herbstes nicht früher erkannt zu haben, um die Trauben noch im gesunden Zustande lesen zu können. Das außerordentlich günstige Ergebnis widerlegte jedoch die Befürchtungen und Vorwürfe gründlich, Niemand wollte je einen so edlen Trophen gekostet haben; „wenn es nur mehr wäre!“ war der allgemeine Wunsch.“

Auf Schloß Johannisberg, das in der Geschichte der Edelsäule eine hervorragende Rolle zu spielen scheint, soll sich folgendes ereignet haben. Anno 1822 ging der Bernwalter im September auf Reisen, noch lange nicht an das Einheimen seiner Trauben denkend. Als er wiedergekommen war, lagen die Trauben unter der Schneedecke auf der Erde. Der Schnee war nicht von langer Dauer, und so ließ der Bernwalter die edelsäulen Trauben auflesen und auf die Presse bringen. Ueber das Resultat dieser verpäteten Weinlese wird nun erzählt: „Auf dem Johannisberg wurden 1822 nur zwei Stück geherbstet. Davon wurde das eine, wahrscheinlich das sanftere und lieblichere, die Braut und das andere, das kräftigere und volle, der Bräutigam genannt. Die Braut wurde zu 15,000 und der Bräutigam zu 16,000 Gulden per Stück, zu 1200 Liter verkauft.“

Und nun noch einige Worte über 1894, eins der hervorragendsten Weinjahre, von denen die Geschichte zu melden weiß. Jenes Weinjahr war groß an Quantität wie 1811 und an Qualität ausgezeichnet wie 1822. Der Herbst in den Weinbergen begann damals gegen Ende Oktober und war von kalten Regnen und rauhen Tagen begleitet; die Edelsäule war daher allgemein und nur selten noch eine gesunde, ehbare Traube zu finden.

Nun, unsern deutschen Weinbauern wünschen wir von Herzen in diesem Jahre ein gleichen Erfolg, möge sich ihre Kelter mit gutem Raß füllen, die „alte Kelter“, die C. Weibrecht also besingt:

„Im Frühjahr beim Schlehenschuß — ha, ja! —
Bar der Maurer mit Hammer und Zwickel da,
hat hier geklopft und dort gestickt;
Aber die alte Kelter, die hält noch lang,
Der ist vor dem mildesten Wein nicht bang,
Wenn nur Sankt Urban was Recht's schickt!

Und im Juni die Traubenschüß! — ei, mein!
Schon lang war der Redar nicht mehr so klein,
Schier gingen die Schiffe auf dem Sand —
hat der Zimmermann über die Höhe gekuckt,
Als er die Kelterbäume unterfuhr!
Doch jetzt ist alles im gutem Stand.

Das Kelterrüßlein weihelt man nicht:
Da steht an der Wand manch alte Geschicht,
Jahren die Kreuz und die Quer,
Allerhand Jahrgang, gut und schlecht —
Ra, ja, der Heurige, der wird recht!
Kelter, so denkt's uns schon lang nicht mehr!

Am Montag thut man's Geschir heraus —
Jest, Winger(schüh*), trog die Räsch' nach Haus!
Leier und Buntenträger, jub!
Käufer genug schon, so ist's recht!
Morgen, da springen die Kelternecht' —
Jest, alte Kelter, ist's aus mit der Reuch'!“

) Winger(schüh) (Weingarten-)schüh, der während der Dauer der Traubenernte bestellte Weinberghüter, welcher u. A. auch mit einer hölzernen Kanne (Räsch) die Vögel aus den Weinbergen zu vertreiben hat.

Serbstluft — Serbstleid.

Von Marie Stahl.

Im Gartensaal klappern die Billard-Luens, lustiges Lachen und Stimmengeschwirr zieht mit einer Wolke bläulichen Cigaretten dampfes durch die offene Glashür in den herbstlich gefärbten Park.

Baronin Odone tritt hochatmend, erhitet vom Kampf mit einem überlegenen Gegner, auf den Balkon hinaus und stützt sich kühl lächelnd auf das Bronzegerüst, das von purpurrotem, wildem Wein umkränzt ist.

Ihr Cavalier folgt ihr auf dem Fuß und an einem Pfeiler neben ihr lehnend, sieht er mit verliebten Blicken auf sie herab, die Cigarette zwischen den Zähnen und einige Knöpfe der Uniform legere geöffnet.

Odones große, graue Augen blühten ihn schelmisch an:

„Die Niederlage steht Ihnen gar nicht, Graf, Sie haben Ihren ganzen Nimbus verloren.“

„Habe mich noch nie so glücklich gefühlt wie in diesem Augenblick.“

„Verzeihen Sie, dann gefallen Sie mir besser, wenn Sie nicht glücklich sind; Sie sehen merkwürdig wenig geistreich dabei aus, was doch sonst Ihr Vorzug ist.“

„O, ich verzichte auf Geist, ich will Glück — auf die Gefahr hin ein Troddel zu werden!“

„Gehen's — das wär' aber schad' um Sie!“

Sin und her fliegt der Pfeil des Scherzes, von dem Cavalier entzündet und von der schönen Frau geschickt pariert. Aber auch sie hat ihre Freude an ihrem Triumph, alle Kobolde des Uebermuts funkeln aus ihren strahlenden Augen und die schlauke Gestalt, die biegsam ist wie eine Weibgerete, wiegt sich in den Hüften.

Ein leichter Verwehungsduft faulenden Laubes und welker Rosen steigt aus dem Park und vom Wirtschaftshof herüber tönt das langgezogene monotone Geheul einer Dampfbrechmaschine, die dem scheibenden Sommer sein Sterbelied singt.

Drinnen hat sich Jemand an den Flügel gesetzt und variiert mit leidenschaftlicher Verbe ein Kofchattlied, plötzlich und ganz unvermittelt in einen Strauß'schen Walzer übergehend, worauf man Stühlerücken, stürmischen Beifall und bald das Schreien der tanzenden Paare hört.

„Tra la la la — erst ein Kuß —“

„Tra la la la — dann ein Du —“

summt Graf Landrin sich im Walzertakt vor seiner Dame wiegend und der Champannerausch wirkt ansteckend, auch ihr zuckt die Tanzlust in allen Gliedern.

In dem Augenblick als Graf Landrin mit offenen Armen auf sie zutänzelt und sie um die Taille faßt, um mit ihr in den Gartensaal zu walzen, wendet sie den Kopf, ihr Blick trifft einen Reiter, der langsam über den breiten Parkweg nach dem Dekonomiehof reitet.

Es ist ein Mann in mittleren Jahren in Jagdhoppe, die Sportmütze fest über den Schädel gezogen, wettergebräunt, arbeitskräftig — ihr Administrator.

Sein scharfes Jägerauge hat mit einem Blick die Gruppe auf dem Balkon gestreift, dann wendet er trotzig den Kopf mit den scharfkantigen Jügen und reitet ohne Gruß vorüber.

Die Baronin läßt plötzlich die Arme sinken. „Aber ich mag nicht tanzen,“ sagt sie ungnädig, „mir ist viel zu heiß!“

Und als Graf Landrin nicht aufhört, um sie herum zu scharren und zu walzen, wird sie plötzlich ganz rabiat und beinahe grob.

Im Dorf in der Schenke ist Kirmehtanz und der Herr Administrator vom Schloß ist als Ehrengast geladen. Er hat aus diesem Grunde der Frau Baronin abjagen lassen, die ihn durch Joseph, ihr Hausfaktotum, zum Souper bitten ließ.

Sie kann ja auch wohl ohne ihn ihre Verlobung mit dem langbeinigen Grafen feiern! Was kümmert's ihn?

„Hei, wie die Fiedeln und Clarinetten aufjubeln und lachen! Wahrhaftig es klingt als lachten sie!“

Warum auch nicht? Es giebt Narren genug zum Auslachen, z. B. solche, die an ein Weib glauben!

So schön und so falsch ist das Weib! — es ist am besten darüber zu lachen!

In der Schenke janzzen und stampfen die Paare, daß die Dielen zittern, immer lustiger, immer dichter wird das Tanzgewühl und trotz der geöffneten Fenster und Thüren steigen Hitze und Dunst vermischt mit Tabakqualm, bis die Lampen nur wie matte rötliche Lichtkreise durch den Nebel zu sehen sind.

In einem Nebenraum sitzen die alten Männer bei einem Faß Bier und die Mütter und die Großmütter mit den Kindern bilden eine fast undurchdringliche Mauer um die Tanzenden herum. Kaffee und Kuchen werden in unglaublichen Mengen verteilt, denn beim lustigen Kirmehtanz entschädigt man sich für die Lasten und Mühen des ganzen Jahres.

Manch ein Frauenauge trifft den stattlichen Herrn Administrator und wenn er eine von den saubersten Dirnen um die Taille faßt und in den Reigen führt, dann giebt es ein Tuscheln und Flüstern unter den alten Weibern, ob er nicht eine Liebste habe.

Man rät auf Diese und Jene, aber die alte Mutter hülfel, die Dorfherge, lacht darüber. Sie läßt durchblicken, daß sie mehr weiß, als die Anderen, die sie sämtlich für dumm tagiert.

Der junge Mann will tanzen, will lustig sein und immer wieder findet er sich in dummen Bräuten in irgend einem Winkel verloren, in das Treiben um ihn her starrend, das die wühlende Dual in seinem Innern nicht betäuben kann.

Großer Gott, es mußte ja so kommen!

Aber warum haben ihre Augen so heimlich seltsame Sprache zu ihm geredet? Warum hat ihr Mund so gelächelt an den langen, heißen Sommertagen, wenn sie neben ihm durch die wogenden Felder ritt? Wenn sie an bufschwülen Abenden, unter den alten Platanen vor dem Schloß mit ihm Wirtschaftskonferenzen hielt?

Er sprach ernsthaft über Kornpreise und Geldkurse, über Meliorationen und Amortisationen, während ihre Augen doch ganz etwas anderes sagten, etwas Heißes, Sehnsüchtiges, unaussprechlich Süßes!

Und das Alles war selbst seinen Gedanken zu heilig, zu hoch gewesen, um daran zu rühren, weil er, der Sproß eines alten, aber verarmten Geschlechts, in seiner abhängigen Stellung kämpfte mit seinem Stolz und mit seiner Liebe!

Jetzt erst wußte er, wie fest er heimlich an sie glaubte!

Und nun kam dieser lange, verlebte Graf und brauchte nur die Hand auszustrecken, um an sich zu reißen, was er sein eigen glaubte!

Freilich — zwei Jahre sind genug der Witwentrauer gewidmet und der Verstorbene war ein alter Herr! Mit der lustigen Jagdgesellschaft von Verwandten und Nachbarn ist wieder Leben in das stille Schloß eingeleitet und die schöne Zeit ungeörterten Zusammenlebens, die wie ein Traum entschwinden, ist für ewig vorbei!

Plötzlich entsteht eine lebhaftere Bewegung im Raum — der Tanz stockt, die Menge schiebt und drängt. Um die Eingangstür stauen sich die Leute, es giebt eine große Aufregung — eine bunte, glänzende Gesellschaft dringt grüßend und lachend herein, die Baronin vom Schloß mit ihren Gästen!

Ein Kirmeßtanz auf dem Dorf! Was giebt es Lustigeres nach einem guten Souper? Jubelnd ist man der Anforderung der Wirtin gefolgt, in corpore die Schenke zu besuchen.

Es ist nicht das erste Mal, daß die Herrschaft an den Festen des Dorfes teilnimmt, die Baronin weiß, daß sie mit hohen Ehren aufgenommen werden wird.

Und Alles macht ehrfurchtsvoll Platz, während jetzt der Dorfälteste die Schloßherrin begrüßt.

Aber man ist gekommen, um sich zu amüsieren und bald sieht man die Damen in seidenen Kleidern mit den Bauern zum Tanz antreten, während die Herren in Frack und Uniform lustig die Dorfschönen schwenken.

Der unterbrochene Tanz ist wieder flott im Gange. Nur Einer steht finster und tropfend bei Seite und fragt sich grollend: Was soll das heißen? Warum kommt sie hierher?

Aber er wird nicht mit ihr tanzen! Denn was früher höchstes Glück gewesen wäre, das hat jetzt seinen Reiz verloren!

„Sie“ hat eben mit dem Dorfschulzen den Ehrentanz getanzt und jetzt fliegt ihr Blick suchend durch die Menge.

Er will sich abwenden, aber sie lächelt und winkt. Mit einer feinen, conventionellen Verbeugung tritt er vor sie hin.

„Ich will mit Ihnen tanzen“, sagt sie unbefangen.

Er gehorcht, zuerst widerwillig, aber kaum hat er die leichte, schlank Gestalt im Arm, steigt es ihm wie ein Rausch zu Kopf. Sie tanzt entzückend, er fühlt kaum ihre Würde, nur etwas märchenhaft Düstiges, das sich an seine Brust schmiegt. Es ist ein Wiegen und Schwelgen nach einer alten, sehnächtigen Walzerweise und die Weigen und Clarinetten klingen und jubeln höher auf.

Er vergißt seinen Jörn und seinen Schmerz, er kann nichts anderes fühlen, nichts anderes denken in diesem Augenblick, als daß sie sein ist, ihm hingegeben mit derselben Lust und mit derselben Seligkeit, die ihm fast das Herz springen macht.

Und jetzt stehen beide ausruhend und ihre Blicke tauchen ineinander, während ihre Hand noch auf seinem Arm ruht.

Graf Landrin hat eine ältere Dame, die in der ungewohnten Luft der Bauernschenke ohnmächtig wurde, hinausgeführt und da kein anderer Ritter zur Hand war, mußte er sie nach dem Schloß bringen.

Innerlich suchend über diese unwillkommene Störung eilt er jetzt nach der Schenke zurück, um die Baronin abzuholen. Die ganze Excursion war ihm von Anfang an zuwider, das Bauernvolk und die Dorfschenke fallen ihm auf die Nerven — es ist unglücklich, was für Launen und tolle Einfälle schöne Frauen zu haben pflegen — aber das wird „sie“ sich abgewöhnen müssen, wenn sie erst Gräfin Landrin ist!

Aus dem Dunkel der alten Kastanien an der Dorfstraße tritt ein Paar und schlägt den Fußpfad ein, den er selbst gewählt, um den Weg abzukürzen. In einiger Entfernung folgt lachend und laut sprechend die ganze Gesellschaft aus dem Schloß.

Ein Argwohn steigt in dem Grafen auf beim Anblick dieser beiden Ersten und schnell tritt er in den Schatten eines alten Backofens am Wege.

Kaum hat das Paar die kleine Anhöhe erreicht, als es stehen bleibt und zurück sieht. Lutten liegt das Dorf im tiefen Dunkel, nur die Pächter aus der Schenke flimmern rötlich grell durch die Nacht und man hört mit der Rüst das Jauchzen und Stampfen der Tanzenden. In den alten Ebereschen am Backofen rauscht der Herbstwind, er jagt dunkle Wolken über den Nachthimmel, aus denen nur vereinzelte Sterne matt glänzen.

Und plötzlich ein seliges, heißes Klüffern, ein frühliches neckisches Lachen des Paares, das sich geborgen glaubt im Schatten der Nacht und — ein Kuß.

Graf Landrin weiß genug. Er drückt sich schnell um den alten Backofen herum, um den Nachfolgenden auf der Dorfstraße zu begegnen.

Der Herbst auf dem Dorf erscheint ihm plötzlich häßlich und unerfreulich, er erinnert auf Schritt und Tritt an Welken und Sterben. Darum verläßt er an dem folgenden Morgen mit dem Frühzuge das gastliche Schloß.

Aufgabe.

* Zur Einstellung bei der Garde hatte sich ein Bauernsohn aus der Bünaburger Halde gemeldet. Nach einigen Tagen erhält er Antwort. „Bader, kommst Du mit, wenn ich na'r Garde kame, woll noch Hundert Daler mehr mitgeben, denn dat Gewehr mut ich mi sälbst löde n.“ „Wies den Bader mal her, Junge,“ sagte der Vater, setzte seine Brille auf, las auch und sagte dann: „Ja, er ist richtig, da stirt er, dat mag aber bi de Garde woll nich anners gahn.“ Die Behörde hatte in dem Brief zum Schluß geschrieben: Gewähr für Einstellung kann nicht geleistet werden.“

* Neues Abfahzfeld. Der Dichter Federle ist schon. Er schreibt anonym auf alle Heiratsannoncen, die in der Zeitung stehen. Wenn er dann ein Rendez-vous vereinbart, so wünscht er als Erkennungszeichen, daß die betreffende Dame die bekannten rotgebundenen „Gebichte Federles“ in der Hand trägt. Auf diese Weise sind bei seinem Verleger in wenigen Monaten mehrere Hundert Exemplare bestellt worden.

* Einfacher Rudweg. (Vater der sich beim Professor über seinen Sohn erkundigt). Professor: „Zweimal mußte ich ihn schon einsperren, weil er die Noten gefälscht hat, was soll man nur mit dem Burtschen anfangen?“ — Vater: „Wissen's was, Herr Professor, geben's ihm halt lauter Einser, dann sähst er gewiß keine mehr!“

* Vom Regen in die Traufe. Gläubiger: „Ihr Diener hat mich eine Stunde warten lassen — das bin ich nicht gewohnt!“ — Schuldner (zum Diener): „Was fällt Dir denn ein, Johann? Hab ich Dir nicht gesagt, Du sollst den Herrn sofort randschmeißen?“

* Aus dem Kladderadatsch. Schulze: „Borum hat denn Baldersee 'n Kriegsgelb an Aßest gekriegt?“ — Müller: „Aus Aßest?“ — Schulze: „Ja ja doch. Aßest ist doch unverbrennlich.“ — Müller: „J, nur damit, wenn er zündende Reden hält.“ — Müller: „Det wird's wohl find.“

* Kunstkritik. Unteroffizier (vor dem Denkmal eines berühmten Feldherrn): „Großartig! — Arie famos durchgedrückt!“

* Anfeuerung vor einer Zukunftsschlacht. Oberst: „Leute, haltet Euch im Geichte wacker! Bedenkt, daß hunderte von Photographen-Apparaten auf Euch gerichtet sind!“

* In der Küche. Herr: „Ich hoffe, daß Sie Ihrem Bräutigam keine Cigarren von mir geben, Anna!“ — Köchin: „Wo denken Sie hin... dem sein Herr hat selbst Cigarren!“

* Vaterstolz. „Ihre ganze Familie ludigt wohl aufs eifrige dem Sport?“ — „Und ob! Son uns liegen immer ein paar im Bagarett.“

* Unsere Diensthöfen. Hausfrau: „Also fünfzehn Mark Lohn beanspruchen Sie?“ — Dienstmädchen: „Ja bloß den ersten Monat achtzehn Mark, da ich drei Mark für Auskünfte über Sie bezahlt habe!“

* Seligtes Lächeln. „Ja, als die Geliebte Dir das Jawort gab, da hast Du wohl selig gelächelt?“ — „Wie ein Finanzminister, welchem träumt, daß Gedanken nicht mehr so klüffert wären.“

Rätsel.

Reine Schläge mußst du täglich fühlen,
Aber Strafe darfst nicht immer sein.
So den schäbsten, wie den schmerzlichen Gefühlen
Kann ich dich durch meine Regung weihn.
Werd ich müß' und wird in meinen Schlägen
Nicht gewohnte Ordnung mehr gespürt:
Wald wird man dich dann zu Grabe legen,
Wo nicht Freude mehr, nicht Schmerz dich rührt.

Somonym.

Im Walde suchst du mich,
Im Haus verjagst du mich;
Die Speisen würze ich,
Zur Keinheit helfe ich.

Charade.

Die Erste spricht: „Die Zähne brauche!“
Ich füg hinzu: „Belommen' dem Wauche!“
Die andre zeigt dir deutlich an:
Jetzt wird ein männlich Wesen na'n.
Was wird bezeichnet mit der Dritten,
Ist schlecht von deutschem Sinn gelitten.
Das Ganze Rancher schreibt und spricht,
Alein verstehen kann man's nicht.

Silberrätsel.

„au, bach, brecht, da, e, en, ent, er, ge, gel, gen,
kuz, le, le, moß, neu, nil'pan, pierd, phant, spar,
to, ul, wo, vic.“ — Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben die Namen zweier Inseln. — Die zehn zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. Ein Säugetier. 2. Eine Präposition. 3. Eine Insel bei Schottland. 4. Eine Pflanze. 5. Einen Schriftsteller. 6. Ein Säugetier. 7. Eine Stadt in Griechenland. 8. Einen Schriftsteller. 9. Eine Stadt in Frankreich. 10. Eine Stadt in Asien.

Anagramm.

Nach des Tages Mühen und Bewärdern,
Wenn die Arbeit ist vollbracht,
Wird dem Müden durch mich Ruhe werden,
Morpheus hält dann gute Nacht.
Doch verzieht man alle meine Zeichen,
So sind meine Schwüre hohl.
Ja, die Treue muß mir dann auch weichen,
Und die Schlange ist mein Symbol.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Silberrätsel: Aathe, Roland, Gideon, Elia, Nachigall, Zauber, Josephine, Rißferd, Juliane, Edgard, Norwegen. — Argentinien, Niederlande.
Somonym: Bund.
Palindrom: Rebe, Eber.
Charade: Glockenspiel.
Rätsel: Der Buchstabe E.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 1-14. In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnißrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Ahermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Kühen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege; einer auf seinen Weinberg, der andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, thaten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsknechte aus und ließ jene Wüthender umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Geht also auf die offenen Straßen u. ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, Gute und Böse; und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen und er sah dafelbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid an hast? Er aber verstummt. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis; da wird Heulen und Zähneklirren sein. Denn viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.

Kirchenkalender.
 Sonntag, 14. Oktober. 19. Sonntag nach Pfingsten. Kallistus † 222. Fest der sieben Schmerzen Mariens. Evangelium Matthäus 22, 1-14. Epistel: Epheser 4, 23-28. St. Lambertus: Schluß der Oktavfeier des Festes Maria de Victoria. Morgens 7 Uhr monatl. Kommunion der Kinder. 9 Uhr feierliches Hochamt und nachmittags 5 Uhr Festpredigt, feierliche Andacht, Umzug durch die Kirche und Lebeum.
 Montag, 15. Oktober. Theresia † 1582. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierl. Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder der Rosenkranz-Vereinschaft.
 Dienstag, 16. Oktober. Gallus † 646.
 Mittwoch, 17. Oktober. Hedwig † 1243. Karmitessen-Florkirche: 9. St. Josephs-Mittwoch. Morgens wie gewöhnlich 6 u. 8 Uhr hl. Messen. Nachmittags 4 Uhr Predigt; darnach Andacht und Verehrung der Reliquien des hl. Joseph.
 Donnerstag, 18. Oktober. Luths, Evangelist. † 80.
 Freitag, 19. Oktober. Ferdinand † 1252. St. Andreas: Abends 7, 9 Uhr Sühne-Andacht.
 Samstag, 20. Oktober. Benediktus † 1015. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

Das Gleichnis vom Hochzeitsmahl.

Unsere Erzdiözese Köln, lieber Leser, begeht heute das Fest der sieben Schmerzen Mariä. Dieses Fest trifft nach dem Kirchenkalender eigentlich auf den 3. Sonntag im September, an dem wir aber das Namensfest der allerjüngsten Frau zu feiern hatten. Diese Verschiebung hängt damit zusammen, daß wir das Geburtsfest Mariä nicht am 8. September, sondern erst am folgenden Sonntag feiern können, — im Gegenseite zu den katholischen Ländern Oesterreich, Spanien, Italien, Bayern u. s. w.

Bekanntlich begeht die Kirche das Fest der schmerzreichen Mutter zunächst am folgenden Schmerzensfreitag, d. i. am Freitag in der Passionswoche; an diesem Tage stellen wir uns im Geiste zu der tiefbetrübteten Mutter unter das Kreuz ihres göttlichen Sohnes und dankten ihr aus Herzensgrund für den hervorragenden Anteil, den sie bei dem welterslösenden Opfertode Jesu zu unser aller Heil genommen.

Heute dagegen denken wir ihrer, als der himmlischen Mutter, die dort droben am Throne ihres Sohnes fort und fort ihr einseitiges Leid opfert für die Kinder Evas, die in dem Thranenthal des irdischen Lebens um ihre mächtige Fürsprache flehentlich bitten. Heil uns, die wir eine solche Mutter und Fürsprecherin am Throne Gottes haben!

Das Gleichnis des heutigen Sonntags-evangeliums, lieber Leser, trug der Herr im Tempel zu Jerusalem den dort versammelten Pharisäern, Schriftgelehrten und Hohen-

priestern vor, und zwar in der Leidenswoche, also nachdem Er kurz vorher Seinen feierlichen Einzug gehalten hatte. Eine ähnliche Gleichnißrede wurde uns bereits am Sonntag in der Fronleichnamsoftab vorgetragen. Darin war gesagt, daß die zum Abendmahl Geladenen unter allerlei nützigen Vorwänden sich entschuldigten, und es war als Strafe für das Nichterscheinen nur der Ausschluß vom Abendmahl ausgesprochen mit den Worten: „Ich sage euch aber, daß keiner von jenen Männern, die geladen waren, Mein Abendmahl verkosten soll.“ In der heutigen Gleichnißrede aber benehmen sich die Geladenen den abgesandten Dienern gegenüber nicht etwa nur gleichgültig, sondern geradezu feindselig und gewaltthätig; sie beschimpfen in den Boten die Ehre des Königs, weshalb dieser auch eine schwere Strafe über sie verhängt.

Vergleichen wir die Auzanwendungen beider Gleichnisse mit einander, so erkennen wir, daß in dem ersten gezeigt werden sollte, daß die, welche aus Gleichgültigkeit sich weigern, dem Einladungsrufe zu folgen, zur Strafe vom (himmlischen) Hochzeitsmahl ausgeschlossen bleiben, — während in dem heutigen Gleichnisse die Wahrheit veranschaulicht wird, daß auch von denen, welche dem Rufe der Gnade folgen, dennoch nicht alle zum himmlischen Hochzeitsmahl zugelassen werden, wenn sie nämlich nicht mit dem hochzeitlichen Kleide (der heiligmachenden Gnade) geschmückt sind.

Der Sinn der heutigen Gleichnißrede ist, lieber Leser, nicht schwer zu ermitteln; oder wer sollte nicht sofort erkennen, daß der „König“ der himmlische Vater ist, der hier König genannt wird, um an Seine erhabene Majestät zu erinnern. Dieser König „hält Hochzeit“ Seinem eingeborenen Sohne, dem

*) Unser kath. Volk sagt in der Regel: „Schmerzhafte“ Mutter, — ein veralteter Ausdruck für „schmerzreich“.

menschgewordenen ewigen Worte. Aber worin besteht denn die Hochzeit, wo ist die Braut, mit der der Sohn Gottes vermählt wird? — Darauf ist zu antworten, daß das ganze Verhältnis zu dem Jehova sich im Alten Bunde dem israelitischen Volke gegenüber herabgelassen hatte, von den Propheten wiederholt unter dem Bilde der Ehe dargestellt wird; sie folgen dabei nur der Auffassung des Moses, der den Götterdienst und überhaupt den Bruch der dem Herrn gelobten Treue als Ehebruch bezeichnet. So z. B. tröstet Jehova durch den Mund des Propheten Jajas das Volk Gottes, das einer Frau gleiche, die der Gemahl wegen Ehebruchs aus dem Hause weilt: so werde Israel in die Fremde (nach Babylon) verstoßen, auf daß es die Schuld und Schmach seiner Untreue gegen Jehova trage und empfinde; nun verkündet der tröstende Prophet aber auch das Nahen freudiger Tage, wo die schwer Gefraßte beagnadigt werde: „denn dein Ehegemahl (o Israel) ist dein Erschaffer, Jehova, und dein Erlöser der heilige Israel; wie ein verlassenes, abgehärmtes Weib ruft dich Jehova, wie das Weib der Jugend, das einmal verlassen wurde.“ (H. 54, 6).

Dieses Beispiel aus dem Alten Testamente mag genügen zum Beweise, wie bestimmt dem Volke die Ehe als Bild des zwischen Gott und Israel bestehenden Bundes vorgeschwebte. Aus dem Neuen Testamente führe ich ein Beispiel aus dem 1. Briefe Pauli an die Gemeinde zu Korinth an: dort sagt der Apostel, daß er (als Brautführer) Christo dem Herrn die Gemeinde als „Braut“ zugeführt habe und darum eifersüchtig um sie sei mit der Eifersucht, die Gottes Eifersucht Selbst ist.“ (1. Kor. 11, 2).

Wenn wir nun diesen biblisch-bildlichen Sprachgebrauch im Auge behalten, lieber Leser, so ergibt sich zum Verständnisse des Gleichnisses Folgendes: Die „Braut“ ist die Kirche; mit ihr feierte der menschgewordene Sohn Gottes als „Bräutigam“ die Hochzeit in jenen Tagen, als der Vorläufer Johannes Ihn als Solchen bezeugte, mit den Worten: „Wer die Braut hat (Christus), ist Bräutigam; der Freund des Bräutigams (Johannes) aber, der da steht und auf Ihn hört, freut sich doch ob der Stimme des Bräutigams; diese meine Freude ist nun erfüllt worden; Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“ (Joh. 3, 29 f.). — Ferner das „Hochzeitsmahl“ ist die ewige Seligkeit; das „hochzeitliche Kleid“ ist die heiligmachende Gnade, die wir Christen in der hl. Taufe empfangen. Die „Geladenen“ sind die zum Glauben Berufenen, und jene, welche die Einladung annehmen, sind die Gläubigen — so daß sich ein Doppelverhältnis bezüglich der Kirche ergibt: betrachten wir die Kirche als Ganzes, so ist sie die „Braut“; betrachten wir die Kirche aber in ihren einzelnen Gliedern, so sind diese die „Geladenen“, bezw. die „Gäste“. Gott gegenüber, von dem alle Berufung ausgeht, ist der einzelne Gläubige geladen und also Gast, — Jesu gegenüber gestaltet sich sein Verhältnis mehr zu einem bräutlichen.

Unter den Erstgeladenen sind die Lehrer und Führer des israelitischen Volkes zu verstehen; sie sind die Vornehmen, die das erste Anrecht zur Teilnahme an der Hochzeit hatten. Allein sie saßen sich in ihren (irdischen) Erwartungen getäuscht und hielten die Hochzeit für eine „Mißheirat“: sie wiesen die Einladung zurück. — Der Ruf erging nun an die Gemeinen und Niedrigen, und zwar aus Juden und Heiden; diese nahmen die Einladung an d. i. sie glaubten. — Die Diener sind die Apostel, deren zweite Sendung nach dem Engste beginnt; nun beginnt auch die Verfolgung und schimpfliche Hinrichtung dieser Boten. Die Zerstörung Jerusalems und die Niedermetzelung hunderttausender von verstockten Juden wird vom Heiland dabei prophetisch als Strafgericht

angekündigt.*) Nach der Zerstörung Jerusalems erging der Ruf an die Niedrigen und Gemeinen in großartigem Maßstabe; die Kirche entfaltet sich über alle Länder, denn ihre Missionare ziehen heute noch „auf die Straßen und Wege“ der ganzen Welt und „nötigen“ zum Eintritt.

Die gegenwärtige Gestaltung der Kirche, die immer noch „Braut“ ist, ist gewissermaßen eine Hochzeitsvorfeier, — nach der Vollendung der Tage aber kommt als „Hochzeitsmahl“ die ewige selige Vergeltung, und von da an wird sie sein: Gemahlin und Königin! Dem Mahle voran aber geht die Sichtung und Scheidung durch das letzte Gericht. Der König wird kommen, Seine Gäste zu mustern, und nur die Gerechten, die das hochzeitliche Kleid der Gnade haben, werden bestehen, die andern werden ins ewige Feuer verstoßen.

Das Gleichnis spricht nur von Einem, der kein hochzeitliches Kleid trug, obwohl der „Hochzeitsaal“ ganz besetzt war mit Gästen.“ Soll darin nicht, lieber Leser, eine Warnung für uns liegen? Daß nämlich auch nicht Einer ein übersehen werden könne, wenn noch so viele versammelt sind? Und wie ernstmahmend schließt der Herr: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt!“

*) Das Verbrechen Israels gegen Christus selbst liegt offenbar außer dem Bereiche dieses Gleichnisses.

Nadelmalerei.

Von Oskar Wiener, Prag.

Im Herzen Kleinasiens lag vor Jahrtausenden das stolze Reich der Phrygier. Damals herrschte dort ein König, der liebtet Brunk und Pracht wie kein zweiter. Nie hätte er zweimal aus dem gleichen Wecker getrunken oder ein und dasselbe Ross bestiegen und seine Gewänder, so herrlich und kostbar sie auch waren, müßten täglich durch neue ersetzt werden. Der Oberkleidermeister des Fürsten hatte darob oft schlaflose Nächte, denn die königlichen Gewänder sollten sich durch immer neue Formen und Farben auszeichnen und stets neue Muster und Figuren zeigen. Diese Ornamente dachte sich der König selbst aus und die Hofweber hatten sie dann auf Leinwand, Wolle oder Seide zu zaubern. Aber eines Tages versagte ihre Kunst. Der Wehstuhl war damals noch ein ungelientes Gerät; nur gerade Linien verschiedener Farben oder höchstens karierte Muster konnten sie mit ihm herstellen. Da kam der König, so erzählt die Sage, auf den glänzenden Einfall, die Gewölbe seiner Phantastie mit Hilfe einer Nadel in die Gewandstoffe zu sticken. So hat sonderbarerweise jene Kunst, die, wenn wir vom Orient und den Mönchen des Mittelalters absehen, doch seit jeher nur von Frauen geübt wurde, einen Mann zum Erfinder.

Uralte ist diese Kunst. Die Wandgemälde ägyptischer Grabgewölbe, die Skulpturen assyrischer Paläste und die frühesten Vasenbilder der Griechen lassen keinen Zweifel aufkommen, daß damals schon, also vor fast viertausend Jahren die Kleider Reicher und Vornehmer durch eingewickelte Fäden schön geschmückt worden. Auch Vater Homer kommt oft auf die Kunst des Stickens zu sprechen. Unter den Tugenden und Fertigkeiten, die er an seiner Heldin Helena rühmt, nimmt ihre Meistererschaft in der Herstellung zierlicher Nadelwerke nicht die letzte Stelle ein. Ja selbst die Bewohnerinnen des hehren Olymps sollen für ihren göttlichen Hausherrn liebliche Stickereien verfertigt haben. Minerva, die kluge und weise, hatte sie in dieser Kunst unterrichtet, aber keine der Göttergeschwestern vermochte ihre Lehrmeisterin zu erreichen. Die Stickereien Minervas, erzählt Ovid, — Dichter wissen bekanntlich alles — waren so wundervoll gearbeitet, daß sie gleich einem Gemälde Licht und Schatten zeigten. Diese

und noch viele andere Proben künstlerischer und schriftstellerischer Ueberlieferung sprechen deutlich für das hohe Ansehen, welches die Nadelarbeit schon im klassischen Altertum genoß.

Die Technik der Stickerei hat im Wechselspiel der Zeiten mannigfache Wandlungen erfahren. Nicht immer war ein Fortschritt bemerkbar. Von den schlichten Versuchen, die plump und unbeholfen lineare Ornamente festzuhalten trachteten, bis zur freien und schwingvollen Zeichnung reichbewegter Szenen, bis zum farbenschönen Bilde hat der Kunstgeschmack bald hemmend, bald förbernd auf die Technik der Nadelmalerei eingewirkt. Noch heute wird da oft gegen die einfachen Gesetze der Weibheit gesündigt.

Die Technik des Kreuzstichs oder Perlstichs, bemerkt ganz richtig Jakob von Falke, ist nur für rein ornamentale Verzierungen, insbesondere geometrische, verwendbar, und je schlichter diese in der Zeichnung sind, um so besser. Je größer die Unterlage, desto größer erscheinen die Stiche und desto größer wird auch die Arbeit und ihr Anblick. Nimmt man nun auch das Material noch so fein, immer setzt sich das Bild aus Quadraten und Punkten zusammen und die Figuren, Landschaften oder was es sonst Gegenständliches sein mag, alles wird unvollkommen, ja selbst roh und karikiert in Erscheinung treten. Deshalb brauchen bildliche Darstellungen den sogenannten Plattstich. Er giebt der Hand die Freiheit der Nadelführung, sie kann mit der Lage der Fäden genau der Zeichnung und dem Schattierung einer Malerei nachgehen, sie kann die genauen Conturen einhalten und die leisesten Uebergänge der Farben und Töne darstellen.

Es sind der Kunststich und andere ähnliche Methoden, denen wir in der Geschichte der Stickerei zu allererst begegnen, aber auch der Plattstich, ja selbst die Applikation waren seit altersher bekannt. Auch die Handwerkszeuge, mit denen gearbeitet wurde, also Stiefrahmen und Nadeln sind durch Jahrtausende in ihrer Art stets gleich geblieben und erst in allerjüngster Zeit hat die Maschinenindustrie auch der Kunststickerei zweckmäßige Vorrichtungen zugeführt. Nur das Material, womit man sticht, war nicht immer dasselbe. So haben beispielsweise die Frauen Mexikos in den Tagen des Cortez mit bunten Federn, die afrikanischen Völkerstämme mit vielfarbigen Waff, die Chinesen mit Seide, die Byzantiner mit Gold- und Silberdraht, und die Edelbamen der Minnefängerzeit nicht selten mit Frauenhaaren ihre Stickereien ausgeführt.

Die Kunst allerlei Götter und Menschen gestalten, Blumen und Blüten oder sonst irgend eine Zeichnung mit Hilfe der Nadel festzuhalten ist gleichfalls von sehr hohem Alter. Die Aegyptier hatten sie von den Libyern erlernt und schmückten nicht nur ihre Kleider, sondern auch selbst die Segel ihrer Nilbarken mit prächtigen Nadelmalereien. Aus dem Reiche der Pharaonen dürften die Juden die Kunst des Stickens nach Älien gebracht haben, dort fand sie bei den Perliern reiche Pflege und von da aus wurde sie wahrscheinlich den Hellenen übermittel.

Während die altgriechischen Chemärerinnen innerhalb des Familienkreises mancherlei Zerstreuung und Unregelmäßigkeit fanden, waren ihre Frauen verurtheilt, die Tage in strenger Abgeschlossenheit von der Außenwelt zu verbringen. Da mag den Vereinsamten die Kunst des Stickens oft ein gar lieber Tröster geworden sein. Die Römerinnen hingegen überließen diese, wie alle anderen Arbeiten einfach ihren Hausklaven. Zur Caesarenzeit findet die Kunststickerei berufsmäßige Pflege. Postumtarii nannte man jene Handwerker und römische Autoren berichten viel des Rühmlichen über die Arbeiten, welche unter den kunstgeübtesten Händen dieser Leute entstanden. Von der einfachsten Borte, die den Rand einer Toga zu zieren hatte, bis hinauf zu den mächtigen,

bilbergeschmückten Galerien, Zeltdächern, die das Circuspublikum vor den Straßenbränden der Sonne schützten, besitzen wir die genauesten Schilderungen; auch wissen wir, daß damals bereits Vorhänge und Tapeten mit Stickereien appliziert wurden.

Später, als die stolze Roma ihre Weltherrschaft an das siegreiche Kreuz Christi abtreten mußte, geriet die Nadelmalerei, wie alle anderen Künste, in den Dienst der katholischen Kirche. Schön ornamentierte Altardecken, Professionsteppiche mit Darstellungen aus dem Leben des Erlösers, Fahnen mit den Bildnissen heiliger Männer und Frauen, kostbar gestickte Chorhemden und Ornate gingen aus den Werkstätten der Runds- und Nonnenklöster hervor. Berühmte Heimstätten dieser Kunst waren im Mittelalter besonders die frommen Häuser der Benediktiner am Rhein und an der Donau; wie sich überhaupt die deutsche Kirchenkunst in Bezug auf Hebung der Form und Technik der Stickerei hoch verdient gemacht hat.

Lange Zeit hindurch war es nur die Kirche, welche der Kunstgegenstände bedurfte, mehr als Palast, Burg und Patrizierhaus, denn wenn auch Gold und Edelstein in jener Epoche die Leidenschaft der Zeit waren und in alle Sagen hinein spielt, so ist es doch nur der Glanz und Besitz, der reizt, nicht aber das Kunstwerk selbst. Das änderte sich jedoch, als die Kreuzzüge der Ritterschaft eine neue dekorative Welt im Orient zeigten, als die Handelsflotte der Genuesen und Venetianer die Werke arabisch-sarazenischer Kunstfertigkeit in das Abendland brachten. Da erkannte die Ritters, daß ihren rauchgeschwärmten, nur mit dem nochdürftigsten Hausrath ausgestatteten Burghallen jede Wohnlichkeit fehle und so schritt man an die Ausschmückung der nacten, weißgetünchten Saalwände. Die Edelfrauen fanden in der Nadelmalerei das geeignete Mittel, den nächstern Eindruck ihrer Wohnräume zu mildern und so ließen sie sich in dieser Kunst in den Nonnenklöstern unterweisen.

Nebrigens fand an einzelnen Königshöfen, also in den allerhöchsten Gesellschaftskreisen, die edle Kunst des Stickens viel früher schon eifrige Pflegerinnen. So berichtet man, daß die Äbtcher Karl des Großen vortreffliche Nadelwerke schufen und daß der Kaiser selbst bei festlichen Gelegenheiten goldgestickte Beinkleider, eine Arbeit seiner Töchter, zu tragen pflegte. Allgemeine Verbreitung fand die Nadelmalerei aber, wie schon erwähnt, erst zur Zeit der Kreuzritterfahrten. Damals lernten hohe Frauen die Gewänder ihrer Gatten kunstreich mit Wappen und Bildnissen auszustücken. Wappendee, Feldbinden, die Schabracken der Streitrosse, die Lagerzelte erhielten farbige Bilderzier. Die hochlehniigen Armstühle, die Wandtruben und Erkerfenster wurden mit buntesticken Tächern behängt und alle diese Arbeiten zeigten künstlerische Vollendung und erregen heute noch das Entzücken eines jeden Schönheitsfreundes.

Eine zweite Glanzperiode abendländischer Nadelmalerei brachte uns die Wiedererweckung der Antike, die glorreiche Renaissance. Während aber einst, in den Tagen der Spät-Gothik, die deutschen Klosterstickerei und die Anstalten des burgundischen Hofes vor allem den Plattstick übten, nahm jetzt im Cinquecento die italienische Stickerei einfach die applizierte Technik zu Hilfe, mit welcher sich leicht große Flächen bedecken lassen. Trotz der überaus zarten Arbeit war die Ausführung eine vollkommene, selbst jene der Figuren, so weit es der dekorative Zweck verlangte. Die schöne, schwungvolle Zeichnung, der Gleichklang der Farben, die wunderbare Wirkung, welche der italienischen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts innewohnt, haben eine Fülle ausgezeichnete Werke auch auf dem Gebiete der Nadelmalerei hervorgebracht. (Jakob von Falke „Aesthetik des Kunstgewerbes“).

Im nächstfolgenden Säculum tritt der Verfall der Kunststickerei immer deutlicher zu tage; sie kommt auf Abwege. Mangel an Verständnis und weiser Beschränkung, der Glaube, daß sie die Malerei oder gar die Plastik ersetzen könne und nicht zuletzt der Aufschwung der handlichen Figurenweberei bereiten ihr ein unverdientes Grab. Und wenn auch später das vierliche Kokoto von seinem Gesolge verlangt, daß all diese Damen und Herren in reichgestickten Kleidern einherstolzieren, so lassen sich jene Stickerei-Produkte des Porzellanzeitalters längst nicht mehr mit den meisterlichen Nadelwerken der Vorzeit vergleichen. Es sind meist gute Handwerkerarbeiten, ohne jeden künstlerischen Werth. Man arbeitet mechanisch nach vorgebrachten Mustern und so ist es mit geringen Ausnahmen bis heute geblieben.

Erst in allerjüngster Zeit hat die Nadelmalerei nicht ohne Erfolg schüchterne Versuche gemacht, sich aus ihrer traurigen Verfassung zu erheben und hauptsächlich in der modernen Wohnungseinrichtung steht ihr eine schöne Zukunft bevor. Aber sie wird, falls sie ihre einstige Höhe und Bedeutung wieder erlangen will, aufhören müssen nur als ein leerer Zeitvertreib, nur als dilettantische Spielerei für müßige Hände zu gelten; ein ernstes Studium, ehrliche Schaffensfreude und Feingefühl wird sie verlangen müssen. Man wird auch nichts Unmögliches von ihr fordern dürfen; keine Bilder und Porträts. Dagegen besitzt sie im art-weißen Glanz der Wolle und im lichten Metallschimmer der Seide Vorzüge, die ihr eine jede Malerei lassen muß; diese Vorzüge aber sind rein dekorativer Art. Das sollte man nie und nimmer vergessen.

Vaganten-Geschichten.

Von Franz Kurz-Elsheim (Chemnitz).

I.

Ein Ringkampf.

Es war ein prächtiger Sommermorgen, als unsere Zeltwagen die staubige Landstraße hinter Eustirchen einherzogen, die nach Münster-eifel führt. Schon thürmten sich rechts die Berge, die Ausläufer der Eifel, auf, während links die Erft ihre klaren Bännelein spielen ließ. Auf dem ersten Wagen sah die Directorin der Gesellschaft Sauer, lässig die beiden Säule antreibend, während ihr Mann, eine hohe robuste Gestalt, neben dem Gefährt einherhritt und sich mit Monsieur Lias, dem Clown der Gesellschaft, unterhielt. Noch zwei oder drei Wagen folgten, schwer beladen mit den Utensilien, die zum Bau eines fliegenden Circus gehörten. Ich machte den Beschluß des Tages in Begleitung der „goldenen Fliege“, eines hübschen Mädchens, das später noch in großen Etablissements zum Entzücken des Publikums am Trapez arbeiten sollte.

Neberhaupt waren wir alle in lebhafter Unterhaltung begriffen. War es denn nicht zudem ein Vergnügen, so in die frische, herrliche Gottesnatur hinein zu wandern? Einzelne Landente begegneten uns, die uns erkannt nachblickten. Dann tauchte ein großer, gelber Omnibus auf, der, von drei alten Säulen gezogen, den Verkehr zwischen dem Osten der Eifel und Eustirchen, der damaligen letzten Bahnstation, vermittelte. Nach dreihis vierstündigem Marsche blinkten uns die Thürmthigen unseres ersten Reisesieles entgegen. Mit lautem Hörnerklang fuhr soeben der Postillon die holprige Straße hinab und auf uns zu. Jetzt standen wir vor der Thoreinfahrt und hatten im Nu einen Haufen Kinder um uns, die uns mit großen Augen bestaunten und uns mit Hallo und Schreien zum lindenbesetzten Marktplatz folgten. Dort entfaltete sich bald ein reges Leben, während ein Trompeter und einer, der die dicke Trommel bearbeitete, durch den Ort zogen und den Leuten verkündeten, in das rühmlichst be-

kannte Circusgesellschaft Sauer in dem eigens aufgebauten Etablissement heute Abend einen Cyclus von Vorstellungen in der Pferde-dressur, der höheren Reitkunst u. s. w. zu eröffnen beabsichtige. Dann ein greller Trompetenschlag, ein mächtiger Trommelschlag und weiter zogen die beiden, um an einer anderen Ecke ihre Ankündigung auf's Neue herunterzubrüllen.

Wir anderen waren mittlerweile unter lebhafter Unterfütterung der Straßenjugend damit beschäftigt, Pfähle in die Erde zu rammen, die Circusleinwand aufzuziehen und die Rannege herzustellen. Wir arbeiteten im Schweiße unseres Angesichts, Alles mußte heran. Nur der Schlangenmensch hatte unserem Director und noch mehr der Directorin so imponiert, daß er von der Arbeit entbunden wurde. In einem mächtigen Havelock, den er selbst in der Sommerzeit nicht ablegte, stand er da, eine Cigarre im Munde, die Hände in den Hosentaschen und kritisierte. Wir anderen waren nach Herzenslust vergnügt und piffen und jangen, daß es nur so eine Art hatte.

Kennt denn Vagantenblut Sorgen?
Als Aurora sich am Abend in den zum Schlafen dienenden Wagen zurückzog, stand der Bau sitz und fertig da und eben wurde die mächtige Tafel über dem Eingange noch besetzt, auf der mit riesigen Lettern geschrieben stand: „Circus Sauer“.

Neber acht Tage hatten wir schon den guten Müstereisern etwas vorgegessen und vorgegessen. Allabendlich war unser Zelt bis zum letzten Blaise besetzt und die Zuschauer kargten mit dem Beifalle wahrhaftig nicht. Der Director schmunzelte jedesmal, wenn er die blanken Goldstücke des Abends in die eiserne Kassette legte und diese dann seiner Frau überreichte.

Allmählich aber mußte der Besuch doch nachlassen. Immerhin waren wir noch nicht gejonnen, das gastliche Städtchen zu verlassen. „Mar“, meinte eines Tages Sauer zu mir, „wie wäre es mit einem Ringkampf?“ „Ach“, entgegnete ich, „das können wir schon probieren. Glauben Sie, daß unser Athlet die hiesigen verstimmt?“

Er lächelte verschmitzt.
„Zweifelsohne. Aber ich habe einen ganz anderen Plan.“

Die anderen mögen wunders was gemeint haben, was wir so heimlich zu beraten hatten. Und als zum Schluß der Athlet und Lias gerufen wurden, wurde ihr Erscheinen noch größer.

Eine Viertelstunde später ging wieder die Trompete und die Trommel in der Stadt herum. Und bald darauf war es in aller Munde, daß der 200 Mark erwerben könne, der unseren berühmten Hercules Signor Adolff so zu werfen verstände, daß er mit beiden Schultern die Erde berührte.

Künf meldeten sich. Adolff siegte jedesmal, zum größten Aerger der Müstereisler, die wieder in Schaaren herbeiströmten, so daß mancher auf den anderen Abend verkrüppelt werden mußte.

Und wiederum war der Circus bis auf's letzte Plätzchen besetzt. Der Athlet machte seine Kraftstücke. Dann tritt der Director plötzlich auf, in seinem schwarzen Frack und weißen baumwollenen Handschuhen, verbeugt sich und beginnt:

„Berehrtes Publikum!“
Einige schreien fröhlich Bravo. Er läßt sich aber nicht beirren.

„Berehrtes Publikum! Auf die Aufforderung, sich mit unserem Athleten zu ringen, hat sich ein Herr aus den besseren Kreisen dieser Stadt gemeldet, der aber vorläufig noch unbekannt bleiben möchte. Deshalb wird er mit einer Maske auftreten.“

Das Volk jubelte. Wer sollte das anders sein, als Herr Mojer, der vor den Thoren der Stadt eine große Gerberei besaß und wegen seiner Wärenmärkte berühmt war. Der

will jedenfalls den Rufmünstereisfeld wahren. Kein Wunder, daß er nicht erkannt sein will. Er, der Herr Gerbereibesitzer mit dem — Parias der Gesellschaft . . . ?
Da tritt er auch schon auf. Allerlei Bemerkungen werden aufs Neue laut. Ist er es nun oder nicht?

Dann Totenstille. Das Ringen beginnt . . . Mit heißen Augen folgt Alles den Bewegungen der Weiden. Das Keuchen ihrer schwer arbeitenden Lungen nur allein ist hörbar. Wie die Muskeln sich dehnen, die Sehnen der geschmeidigen Gestalten hervortreten. Holla, langsam! Nohegu wäre der Maskierte gefallen, aber im letzten Augenblicke, sinkt wie eine Kugel, liegt er auf dem Bauche.
Ein neuer Gang.

Da —
Ein Schrei, ein jubelnder. Ein Bravorufen, ein lachendes Loben —
Unser Hercules liegt bestetzt am Boden. Die Maske verbeugt sich und verschwindet langsam in der Garderobe.

Münstereisfeld hat den „stärksten Mann des Jahrhunderts“ gewonnen.
Der Nebankelampf am anderen Abend wurde nicht beendet. Uebermorgen Fortsetzung.

Und wieder wird unser Athlet nach hartem Ringen gewonnen, wie rasend jauchzt das Publikum dem Sieger zu. Da fällt dem plötzlich die Maske ab. Und wer zeigt sich den Blicken?

Nicht Moser, der Münstereisfeld, sondern — unser Clown Lias. Unsere Karten waren aufgedeckt.

Ging da aber ein Sturm der Entrüstung los. Wäre die Polizei nicht eingeschritten — 's war zwar nur ein Mann — und hätte ihre Autorität geltend gemacht, wir wären gelächelt worden.

Noch in der Nacht brachen wir auf und die aufgehende Sonne schon sah uns auf dem Wege nach Weidenhild.

„Du,“ meinte der Direktor unterwegs, „Welch hat die Geschichte eingebracht. Lassen wir erst einige Wochen verstreichen, dann versuchen wir's nochmal. Hoffentlich bindet sich dann Lias die Maske fester.“

II.

Schwarz und Braun.

Beim seligen Barnum war's Herrgott, hatte der Alte eine Rut auf dem Tage, an welchem ihm mitgeteilt werden mußte, daß die Kunstschühin Luna schon seit dem frühesten Morgen und der Clown Alfred seit dem Nachmittage nirgends mehr aufzutreiben seien. Welche waren durchgebrannt.

Wir wußten wohl, warum. Luna, ein prächtiges tezanisches Geschöpf, kokett bis zur Ausgelassenheit, hatte auf das Liebeswerben des Clowns hin diesem Avancen gemacht. Aber heiraten mochte sie ihn nicht. Und da ihr kein Ausweg mehr blieb, so war sie heimlich auf und davon.

Doch Alfred hatte kaum davon gehört, als er ihrem Verschlepte folgte, um sie anzufinden.

„Die sollen mir nochmals unter die Augen kommen, fraktionieren werde ich sie,“ witterte Barnum. „Wenn das mein Concurrent hört, schreit er direkt aus, ich behandle meine Leute so niederträchtig, daß sie mir davonrennen. Ja, wartet nur . . .“

Nach etwa 14 Tagen meldete sich dem Alten ein Agent, der ihm etwas Neues anbot. Eine Squah, eine Indianerin, auch eine Kunstschühin. 's war eine zierliche, tiefbraune Gestalt, das Haar trug sie etwas wild. Sie schien es stark mit Fett eingureiden, denn es hatte einen tiefdunklen, bligen Glanz. Jedenfalls aber war sie ein Mädchen, das sich sehen lassen konnte und das Manchen halbverrückt machte. Ich hatte mit meiner Kelly, einer capriciösen Kunsttreiberin, die ich damals ganz bestimmt heiraten wollte, ihretwegen jeden Tag einige Eisferuchtsjungen, in denen

sie mir Peilsagenliebe, Augenausstrahlen und andere schöne derartige Dinge anbot, was aber Alles nicht hinderte, daß ich nach wie vor zu Pu-nah's — so nannte sich die Indianerin — eifrigsten Verehrern zählte.

Wenn ich nur etwas von ihrer Sprache verstanden hätte. Vielleicht ziehe ich ihren Agenten und Impresario in's Vertrauen.

Nach einigen Witschs hatte ich mein Ziel erreicht. Er schrieb mir eine indianische Liebeserklärung auf, die ich auswendig zu lernen hatte.

Eine furchtbare Sprache, die reinste Zungenakrobaterie. Ich las sie ihm einmal vor, er machte mich darauf aufmerksam, was ich betonen mußte und überlegte mir das Zeug auch. „Nume der Gefilde des Himmels, Herde der ewigen Jagdgründe, die schnelle Feder“ — ich arbeitete damals als Clown — „beugt sich vor der lieblichen Morgengröße u. s. w.“

Man glaubt gar nicht, welche Mühe es kostet, eine Liebeserklärung in fremder Sprache zu lernen. Nach den ersten acht Tagen hatte ich kaum die Hälfte fest im Kopfe.

Mein Fach war inzwischen durch einen Regier veräußert worden, einen vorzüglichen Saltomortalspringer und prächtigen Durschen. Es giebt weisse Frauen, die einen Regier hübsch und interessant finden, die sich allen Ernstes in ihn verlieben können. Vielleicht auch, um mich eifersüchtig zu machen oder um überhaupt zu sehen, wenn ich nun eigentlich vorüber, beschäftigte sich Kelly aufständig mit ihm. Anfangs ließ mich das ja kalt; je weniger ich aber mit meiner Liebeserklärung vorwärts kam, um so mehr ärgerte mich der Erfolg, den Kelly unabweislich bei dem Schwarzen davontrug.

Nun führten wir beide, Bobby, der schwarze Clown, und ich, einmal eine Duoszene auf, in der es schließlich nur so Ohrfeigen zu regnen hatte; das zieht ja immer beim Publikum. Zwar sind die Ohrfeigen nicht echt, sie werden blitzschnell mit der Hand aufgefangen. Die Hauptsache ist der Spektakel. Ich wußte nun nicht, wie es kam. Meine gepuderte Rechte kam doch verschiedemale in der Hitze des Spieles mit seiner Wange in Berührung und als ich mich nachher abschminkte und wusch, machte ich die Entdeckung, daß meine Handfläche einen schmutzig-schwarzen Schein aufwies.

Das war verdächtig. Na warte, Fremden!

Bobby kam eine halbe Stunde später, um sich umzukleiden. Ich nahm ihn direkt vor. „Du schwarzer Halskne, Du, ich will Dir 'mal etwas sagen. Deine Farbe ist nicht echt.“

„Du bist verrückt.“

„Das hättest Du wohl gerne. Aber ich beweise es Dir.“
Und ehe er noch etwas Schlimmes ahnte, hatte ich ein Handtuch genommen und bearbeitete sein Gesicht. Zwar wehrte er sich energig, aber es nützte ihm nichts. Ich blieb Steger. Und als ich ihn, dessen Gesicht nun wie gestekt aussah, näher betrachtete, wem erkenne ich?

Edward.

Er war vergebens seiner Luna nachgereist und, da er wohl wußte, daß Barnum ihn nicht mehr engagieren würde, war er darauf verfallen, sich zu färben und als Regier auszugeben. Sein Haar hatte er gebrannt und gekräuselt, um die Täuschung unauffälliger zu machen.

Nun, wir waren noch in der schönsten Unterhaltung drin, ich hatte ihm gerade das Besprechen gegeben, nichts zu verraten, als aus der Damengarderobe ein furchtbarer Spektakel herüberdringte. Alles rennt zusammen, selbst Barnum, der gerade am Eingange auftauchte, tritt näher.

Da halgen sich Kelly und Pu-nah zankend auf der Erde herum. Und Kelly hatte scharfe Nägel und Zähne. Sie hatte ihrer Feindin Vorstellungen gemacht, weil sie ihr meine

Liebe geraubt. Und als die Indianerin sich den Anschein gab, als verstände sie nicht, war Kelly wütend und dann thätlich geworden. Wie zwei streitende Katzen! Schön war das Schauspiel ja nicht. Aber doch amüsierte es, bis Barnum die Weiden selbst trennte. Da nimmt Kelly in ihrem Zorn ein Waschbecken und gießt, ehe sie Jemand hindern kann, den Inhalt über ihre Winalin aus — — —
Ein Aufschreien. Schnell ist man bereit, sie abzutrocknen. Aber was ist das? Auch Pu-nah fährt ab. Und zum Vorschein kommt — die Texanerin.

Alfred hatte an seine Flecken gar nicht mehr gedacht. Man betrachtete ihn auch nicht weiter. Als er jetzt jedoch als erster ausrief: „Luna, das bist ja Du,“ da war er verrotten. Barnum hatte ihn schon erkannt.

„Jetzt lasse ich Dich nicht mehr,“ rief der Clown, „jetzt mußt Du mein werden. Einmal bist Du mir durchgegangen.“ Dabei trat er auf Luna-Pu-nah zu.

„Jawohl. Und wäre damals schon mein Mann hier gewesen, dann hätte ich das nicht nötig gehabt, dann hätte ich mich auch nicht angutreiben gebraucht, um wieder ein Engagement zu finden,“ entgegnete diese flink.

„Dein Mann — Du bist verheiratet?“

„Allerdings — ah, da kommt mein Gatte.“ Wir schauten hin.

Es war ihr Impresario.

— — —

Barnum vergieh. Jetzt hatte er statt zwei Attraktionen deren vier. Luna, Alfredo, Bobby und Pu-nah.

„Da sieht man, was die Männer Efel sind,“ sagte Kelly später zu mir. „Ich hab' ihr immer nicht getraut.“

„Na, sei nur still, Du mit Deinem Regier —“ trumpfte ich ab.

— — —
Wozu hatte ich nun mit Ach und Krach die indianische Liebeserklärung gelernt? Am meisten ärgerte ich mich erst, als ich später von einem Gelehrten erfuhr, daß es ein solches Indianisch, wie meines, gar nicht giebt. Und ich hatte drei Wochen nötig, um es auswendig im Kopfe zu behalten.

Domonyme.

Können ihr das Wort mir sagen
So groß, so inhaltschwer?
Ihr könntet damit verjagen
Der Hölle ganzes Heer! —
Auf Gräbern ist's zu finden;
Es spricht von Kampf und Streit,
Von stillen Lieberwinden,
Von ewiger Seligkeit.

In fürstlichen Palästen,
In Hütten arm und klein,
Weim Kleinsten, wie beim Größten,
Bei allen kommt es ein.

Oft dient's zu stolzem Schmucke
Und trägt sich süß und leicht,
Oft wird von seinem Drucke
Ein steinerner Herz erweicht.

Es weckt vom Sündenloske
Und zeigt uns uns're Schuld;
Es deckt uns vor der Strafe
Und bringt uns Gottes Huld.

Nach uns'rer Ballfahrt Tagen
Führt's uns in's Vaterland!
Dort wird's die Krone tragen
Aus uns'rer Heilands Hand!

Anagramm.

Hinz und Kunz wohaten in 1 und 2. Der Erste besuchte den Andern. Das Wetter war 2. Sie setzten sich in 2, 3, dann sagte Hinz zum Kunz: „Gieb mir deine Tochter zum Weibe, damit ich dich 3, 1, 3.“ Die Tochter aber fand auf 2, 1 und sagte zum Vater: „1, 2, 3 ich will ihn nicht.“ Welches ist die Auflösung?

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Herz.
Domonyme: Schwamm.
Charade: Raubervögel.
Silberrätsel: Nilpferd, Entgegen, Uba, Spargel, Engelbrecht, Elefant, Lepanto, Auerbach, Newic, Damastus. — Neuseeland, Schottland.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Johannes 4, 46-53. In jener Zeit lebte ein Königl. dessen Sohn zu Kapernaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sieht, so glaubet ihr nicht. Der Königl. sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Wehe dir, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte den Worten, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da ersuchte er von ihnen die die lebende Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaube mit seinem ganzen Hause.

Die Heilung des Sohnes eines Königl. Beamten.

Was der Evangelist Johannes uns heute erzählt, ereignete sich, lieber Leser, im ersten Jahre der Messianischen Thätigkeit Jesu. Der Herr war in Jerusalem auf dem Osterfeste gewesen; dort hatte Er großes Aufsehen erregt, nicht nur durch die Vertreibung der jüdischen Händler aus dem Tempel, sondern namentlich auch durch Seine Lehrvorträge und Wunderthaten, und viele glaubten bereits an Ihn. Weil aber die Pharisäer, eifersüchtig auf die stete Zunahme Seines Ansehens und Einflusses, anjagten Ihn zu verfolgen, verließ der Herr Judäa wieder und kehrte durch Samaria nach Galiläa zurück. Auf dieser Reise hatte Er am Jakobsbrunnen zu Sichar die bekannte Unterredung mit der Samariterin; nach zweitägigem Aufenthalte in Samaria setzte Er dann Seine Reise fort nach Galiläa und kam nach Kana, wo Er bekanntlich Sein erstes öffentliches Wunder gewirkt hatte.

Die Provinz Galiläa war die schönste und fruchtbarste Landschaft des jüdischen Reiches und eben darum auch die am meisten bevölkerte. Deshalb bot sie, fern von pharisäischer Sühnungsgelehrtheit und Verfolgungssucht, dem Herrn den reichsten Wirkungskreis dar. Insbesondere war es die Gegend um den See Genesareth, die durch Schönheit und Fruchtbarkeit der Natur wie durch regen Menschenverkehr sich auszeichnete. Zehn Monate des Jahres blieb hier das Land einem herrlichen Garten, und die kleinsten Städte und Flecken in diesem Garten zählten damals nicht unter fünftausend Bewohner.

Als der Herr nun über Sichar wieder nach Galiläa kam, begegneten Ihm Seine Landsleute, die bei Gelegenheit des Osterfestes in Jerusalem Seine großen Thaten bewundert hatten, ihre Freunde, Ihn wiederzusehen. Zweifellos hofften sie, Er werde fortfahren, durch Werke, die kein Anderer Ihm nachzu-

thun vermöchte, Seine Provinz im Ansehen zu erhalten und allen Juden das Gesändnis abzunötigen: Galiläa habe den größten Propheten aufzuweisen. Allein das war, wir fühlen es wohl, lieber Leser, nun eben nicht, was Jesus wollte und suchte. Die mühsige Kengier zu befriedigen oder einer kleinlichen Eitelkeit zu genügen, dazu war der Sohn Gottes auf Erden nicht erschienen: die Menschen zum lebendigen Glauben an Gott und an den von Ihm gesandten Sohn zu führen, das war Seines Strebens Ziel. Ein Anlaß hierfür bot sich auch jetzt bald dar.

Ein königlicher Beamter vom Hofe des Herodes, wie es scheint, von hohem Range, hatte einen Sohn, der zu Kapernaum schwerkrank darniederlag. Da dieser Beamte nun gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu Ihm (nach Kana) und bat Ihn, daß Er hinabkommen und seinen Sohn heile: denn er war daran zu sterben.

Wer Jesus sei und was Er thue und beabsichtige, darüber schienen dem königlichen Beamten der Sinn noch nicht aufgegangen zu sein; denn wir hören erst nachher: „und er glaubte mit seinem ganzen Hause“, — ein Beweis dafür, daß sein Glaube anfangs noch sehr unvollkommen war. Dennoch ist soviel gewiß: mehr galt ihm dieser Jesus von Nazareth, als ein gewöhnlicher Mensch, und mehr erwartet er von Ihm, als von irgend einem Sterblichen. Zweifellos hatte die liebende Sorge um den kranken Sohn alle Hilfsmittel erschöpft, die menschliche Kunst zu bieten vermöchte, — der besorgte Vater sah keine Rettung mehr, als bei Jesus von Nazareth, daher sein stehendes Wort: „Herr, komme hinab, ehe mein Sohn stirbt!“

Glückliche Todesgefahr (ruft der hochf. Bischof Martin aus), die das Mittel war und vielleicht das einzige und letzte, was es nach dem Ratse des Gottes für diesen Beam-

Kirchenkalender.

Sonntag, 21. Oktober. 20. Sonntag nach Pfingsten. Urula † 450. Evangelium Johannes 4, 46-53. Epistel: Epheser 5, 15-21. St. Andreas: Titularfest der Urula-Gesellschaft. Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion. 9 Uhr feierliches Hochamt; nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Umzug durch die Kirche u. Deum. Das Offizium für die Männer-Sodalität und die Messe am Dienstag 1/10 Uhr finden nicht statt. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marian. Jungfrauen-Kongregation; nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Karneleissen-Kloster: Fest der hl. Theresia. 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Andacht und Verehrung der Reliquien der heiligen Theresia. Ursulinenkloster: Morgens 8 Uhr: Hochamt. Nachmittags 6 Uhr: Predigt und Andacht. Während der Oktav ist nachmittags um 8 Uhr Rosenkranz-Andacht.
 Montag, 22. Oktober. Cordula † 383. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenamt für die Verstorbene der Urula-Gesellschaft.
 Dienstag, 23. Oktober. Severin † 390.
 Mittwoch, 24. Oktober. Evergläus † 410.
 Donnerstag, 25. Oktober. Raphael, Erzengel.
 Freitag, 26. Oktober. Christant rid Daria † 237. St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
 Samstag, 27. Oktober. Sabina † 122. St. Lambertus: Beginn der neun Samstage als Vorbereitung auf das hochh. Weihnachtsfest; morgens 9 Uhr Segensmesse.

ten gab, um ihn und seine Angehörigen von dem geistlichen und ewigen Tode zu retten; glückliche Leiden, die die Ursache ewiger Freuden werden! Und wie unzählig groß ist nicht die Zahl derer, die nur auf demselben Wege wie dieser Beamte zum geistlichen Leben entweder zuerst erweckt oder wieder erweckt worden sind, und die nun im Himmel droben Gott für nichts mehr danken, als für das, wenn auch noch so bittere Heilmittel der einst über sie verhängten Leiden.

Wir sind wohl einigermaßen erstaunt, lieber Leser, aus dem Munde des glütigen Herrn das tadelnde Wort zu hören: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!“ Allein in diesem Worte liegt unverkennbar die erste Wahrheit, daß es dem Heilande nicht genügt, bloß als Wunderthäter und Helfer in den Wüsten und Bedrängnissen des irdischen Lebens aufgesucht zu werden. — Ihm liegt daran, den ungenügenden Glauben des Beamten zu läutern von jedem Vorurteil und dieses Glaubens Segen kund zu thun vor den Jüngern und allem Volke. Von diesem Beamten kann man eben (mit dem ehrwürdigen Beda) sagen: er glaubte und glaubte nicht! Er glaubte, denn er setzte um Hilfe für seinen todkranken Sohn; aber er glaubte nicht, denn er dachte sich die Wirksamkeit der wunderthätigen Kraft Jesu, die doch über Erd' und Himmel hinausreicht, auf Seine leibliche Gegenwart beschränkt, weshalb er bat, Jesus möchte Selbst hinabkommen und seinen Sohn heilen, — ganz im Gegensatz zu jenem Hauptmann von Kapernaum, der also bat: „Erreich nur ein Wort, so wird mein Knecht (daheim) gesund!“ Dem Glauben des Hauptmannes gegenüber erscheint der Glaube des königlichen Beamten als mütter und schwacher Glaube.

Allein diese Schwäche des Glaubens scheint dem Heilande, obwohl Er sie rügt, verzeihlich; darum trägt Er sie mit liebender Erbarmung, und um so mehr, als der Bittende trotz der erhaltenen Hilfe nicht aufhört, sein Vertrauen auf den Herrn zu setzen. — Das Wunder aber, das der Herr nun wirkte, bestand darin, daß er dem — eine Tagereise weit — in Kapernaum weilenden Kranken die volle Gesundheit verlieh, ohne ihn zu sehen und zu berühren, ja, ohne Seinen Willen in Worten auszusprechen, denn Er jagt dem Vater nur: „Gehe hin! dein Sohn lebt!“ d. h. eben jetzt, in diesem Augenblicke ist dein Sohn (durch Mich) gesund geworden; gehe hin und erkundige dich, ob es nicht in Wirklichkeit so sich verhalte! Und nun glaubt der Vater dem Messianischen Worte; beruhigt durch die Versicherung des Herrn geht er von dannen.

Wir begreifen leicht die freundliche Ueberzeugung der Familienglieder daheim, als sie sahen, daß der todkranke Sohn des Hauses nun plötzlich genesen sei. Und da sie wußten, daß der Vater nach Kana geeilt sei, um den großen Wunderthäter von Nazareth zu holen, hielt man es für selbstverständlich, ihm entgegenzuweilen und zu melden: daß es dessen nicht mehr bedürfte, weil der Sohn gesund sei. Wer beschrieb die Freude, mit der die Diener diese Nachricht verkünden, und wer, lieber Leser, mag die Freude des Vaters schildern? Und nun erst das Staunen beiderseits, als sich ergab, daß der Sohn genau um die siebente Stunde (also um 1 Uhr mittags) gesund ward, als nämlich Jesus das Wort sprach: „Dein Sohn lebt!“ — So sieht denn der Vater sein Vertrauen gerechtfertigt, seinen Glauben belohnt; und „sein ganzes Haus“ glaubt nun mit ihm an den Herrn.

Wie allen übrigen Tugenden, so ist es, lieber Leser, auch dem Glauben eigen, sowohl vermindert als vermehrt werden zu können: er soll in uns vermehrt werden, aber nicht nur, indem die Wahrheiten desselben

immer klarer und deutlicher vor unsere Seele treten und wir unsern Verstand demütig unterwerfen, — sondern indem wir uns auch in die Wahrheiten immer mehr hineinleben, nach dem Worte des Apostels: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“ Dann werden auch Leiden und Widerwärtigkeiten uns nicht nutzlos machen können, vielmehr uns, wie einst jenen Beamten, als vertrauensvoll Bittende zu Jesus hinführen.

S.

Zur Diätetik des Herbstes.

Von Kurt Rudolf Kreuzner.

Wenn es gestattet war, von der anstrengenden Berufsarbeit im Sommer einige Wochen auszuruhen und Leib und Seele im Gebirgs- oder am Meerestrande zu neuen Kraftleistungen zu stärken, der empfindet jetzt, wo er sich mit neuen Kräften an die Arbeit macht, erst so recht die wohlthätigen Nachwirkungen der Sommerfrische — vorausgesetzt, daß er die Frische, die ihm hier winkten, auch zu pflegen weiß. Wer sich nach einer Abwesenheit von wenigen Wochen zur Großstadt zurückkehrend, sofort wieder in den Strudel der gesellschaftlichen Vergnügen mit ihrem lästigen Zwange hineinführt, keine Theaterpremiere ausläßt, um ja auch selber dabei von den Bekannten genügend gesehen und beachtet zu werden, und sich dabei den Schlaf der Nächte abknapft, wird voraussichtlich schnell wieder auf den unbefriedigenden Gesundheitszustand zurückkehren, der für ihn bei Beginn der schönen Jahreszeit eine Erholung so dringend notwendig machte. Den Unbilden des Winters wird er dann schlecht gerüstet gegenüber stehen — aber zumeist nur aus eigener Schuld, weil er es verabsäumt hat, den Herbst, die beste Zeit für alle Nachkuren, in der richtigen Weise anzunehmen.

Zu diesem Zwecke ist aber gerade der Herbst wie geschaffen. Wenn es gilt, etwaige Davarien an der Gesundheit, die wir in der Sommerfrische auch davontragen können, auszubessern und die Ertragsfähigkeiten des Landesaufenthalts zu sichern, sind es naturgemäßer Weise die nur langsam kühler werdenden Tage des Septembers und Oktobers, in welchen wir den Körper im vernünftigen Sinne des Wortes abhärten können.

Von größter Bedeutung ist hierbei die Fortsetzung der im Sommer genommenen Bäder. Das Gefühl, daß wir unserem Körper mit täglichem Baden, das weit über die primitiven Bedürfnisse der Keiligkeit geht, nur etwas Gutes erweisen, steckt tief im Volksbewußtsein, für welches Sommerkuren und Bädergebrauch fast identische Begriffe sind und es ist wohl nur ein Ueberbleibsel des reinlichkeitsfeindlichen Mittelalters, wenn die äußerliche Anwendung des Wassers noch nicht überall die wünschenswerte Verallgemeinerung gefunden hat. Es drängt sich hier aber die Frage auf: Wie sehen wir das sommerliche Baden in naturkaltem Wasser im Herbst und Winter in der geeigneten Form fort?

Die Antwort hierauf lautet, daß jeder, dessen Natur, wie man sagt, einen Fuß vertragen kann, das kalte Baden so lange wie möglich fortsetzen soll. In den Seebädern, besonders in Helgoland, findet sich auch Ende September und bis tief in den Oktober hinein eine nicht geringe Schaar auswählter, welche im herbstlich-kühlen Bade ihren Organismus stärkt und was dort möglich ist, kann sich auch der Binnenländer in den meisten Fällen verschaffen. Hauptvoraussetzung der Bekömmlichkeit ist nur, daß der nasse Körper nicht dem kalten Luftzuge ausgesetzt, sondern möglichst schnell getrocknet und womöglich, bis Rötung der Haut eintritt, abgerieben wird, während ein Minus der Wassertemperatur um etliche Grade keineswegs schadet. Solche Herbstbäder, welchen zweckmäßiger Weise ein stot ausgeführter kurzer Spazier-

gang folgen soll, sind meistens von größerem Nutzen als die bei großer Hitze genommenen, bei welchen entweder zunähme im Wasser geblieben, oder die abkühlende und abhärtende Wirkung durch die hohe Lufttemperatur zu schnell wieder illusorisch wird.

Freilich vertragen keineswegs alle Naturen kalte Bäder zwischen 10 und 18 Grad Reaumur und namentlich alle Nervösen, deren Grundleiden schlechte Blutbeschaffenheit oder zu geringe Blutmenge heißt, werden in ihrer Gesundheit nur geschädigt, wenn sie aus eigenem Unverstand oder unter äußerem Zwange kalt baden. Für sie sind gerade jetzt mäßig warme Bannen- oder Sitzbäder, denen eine mehrmalige kalte Douche von wenigen Sekunden Dauer mit dazwischen erfolgendem Eintauchen ins warme Wasser folgt, von ausgezeichneter Wirkung. Hüten muß man sich dabei natürlich vor jeder Ueberreibung; denn das kalte Bad, Abreibung oder Douche ist nicht an sich schon ein kraft und Gesundheit spendendes Moment, sondern ein Reizmittel, mit welchen wir latente nur der Auslösung harrende Kräfte des Körpers mobilisieren.

Aber auch den Individualitäten, welche nur warme Bäder vertragen, kann die Fortsetzung derselben im Herbst nur dringender angeraten werden, weil er nur auf diese Weise dahinkommt, auch im Winter ohne Gefahr ein Bad zu nehmen. Wer, während draußen Frost und Eis herrscht, nur dann und wann nach Wochen oder Monaten seinen äußerlichen Menschen mit Wasser in Verbindung bringt, wenn ihm der Zustand der Einsetzung und Verschmähung der Hautoberfläche unerträglich wird, küßt ein Bad dann meistens mit Husten, Schnupfen und Erkältung und scheidet natürlich vor der Wiederholung zurück.

Hiermit sind wir bei dem im Herbst besonders wichtigen Kapitel der Erkältungen und Katarrhe angekommen, die im weitestlichen daher kommen, daß wir in unserer Kleidung der kühler werdenden Luft keine Rechnung tragen. Der Bruder Studio, der sich um Künftigen herum auf Vaters Rechnung seine Sommerluft bestellt, vertritt es mit seinem widerstandsfähigen jungen Körper, daß er den neuen Winteranzug erst anlegt, wenn schon der Neß auf den Dächern liegt. Wir andern aber haben in der Regel schnell eine Erkältung weg, wenn wir verleitet durch den blendenden Sonnenschein und das Wärmegefühl, so lange wir ihren Strahlen ausgesetzt sind, das sommerlich leichte Gewand anziehen und etwa nach einem Spaziergang uns in den Schatten setzen, wo es empfindlich kalt ist. Wir müssen uns daher in der Kleidung der sinkenden Temperatur anpassen und namentlich darauf Obacht nehmen, daß wir uns am Morgen und Abend wärmer versorgen als gegen Mittag. Dies ist auch ohne eine reichliche Garderobe mit wenigen, passend gewählten Anzügen möglich, besonders wenn wir dabei, den größeren Temperaturschwankungen folgend, bald leichtere, bald schwerere Unterkleider tragen. Natürlich muß dabei auch darauf Rücksicht genommen werden, daß die Kleidung nicht den Luftzutritt zur Haut hermetisch abschert, was stets große Unbehaglichkeit zur Folge hat. Wer bei entsprechender warmer Kleidung dann noch friert, zieht einen Trugschluß, wenn er glaubt, sich noch wärmer anzuziehen zu müssen; denn sein Körper, der ja nichts als einen mit Nahrungsmitteln geheizten lebenden Ofen darstellt, ist es, der zu wenig Wärme produziert, und da giebt es nur zwei Mittel, nämlich ihn entweder besser zu heizen, d. h. reichlicher zu ernähren, worin es in der That heute bei vielen Personen, weniger wegen der neueren Nahrungsmittelpreise, als aus schlechter Gewöhnung fehlt, oder mit etwaiger träger Lebensweise zu brechen und durch körperliche Übungen und reichliche Bewegung mehr Wärme zu produzieren.

Eine nicht zu unterschätzende und, wenn man die Sterblichkeitsstatistik zu Rate zieht, geradezu erschreckende Gefahr der Herbstzeit liegt in unvorsichtigem Obsequenß. Von Un-

*) Evangelium vom 3. Sonntage nach Erscheinung des Herrn.

gust bis in den Oktober hinein ist in Berlin mehr als der Hälfte aller Sterbefälle der Brechdurchfall der Kinder die Todesursache, und wenn man die sonstigen Todesfälle aus Verdauungsstörungen hinzurechnet, hat in fast $\frac{1}{2}$ aller tödlich endenden Erkrankungen der Tod durch den Magen seinen Einzug gehalten. In anderen Städten steht es auch kaum besser damit aus, und so hühen alljährlich zehntausende von Kindern ihr zartes Leben aus Ursachen ein, die sich bei gutem Willen wohl fern halten oder doch auf ein bescheidenes Maß beschränken ließen. Das ist eine ungeheure Verschwendung an Volkskraft, ganz abgesehen von den zahllosen Thränen, die aus Mutteraugen um die jäh dahingegangenen Lieblinge fließen.

Zum Teil liegt die große Sterblichkeit in der in der heißen Jahreszeit rasch vorwärts schreitenden Verwesung der Milch; diese wirkt aber erst dann wahrhaft verderblich auf die zarten Verdauungsorgane der Kinder, wenn dazu der Obßgenuß tritt. Erst vom August angefangen wimmelt es in der Natur an allen Ecken und Enden von unzähligen Lebewesen, welche auf faulenden Materien allenthalben gedeihen und durch Vögel und Insekten überall hin, namentlich aber auf das auch von ihnen heißbegehrte Obß verschleppt werden, wo sie neuen Nährboden finden. Und nun beobachtet man einmal, wie die Mehrzahl das Obß genießt. Bestenfalls oberflächlich abgewischt, damit Synnweben und andere grobe Unreinigkeiten entfernt werden, wird es verjesselt und mit ihm oft genug der Keim zu tödlicher Krankheit in den Organismus eingeführt. An und für sich ist nun schon das zuckerhaltige Obßfleisch ein rasch in Gärung geratender Körper, der sich in ungetrohtem Zustande ganz und gar nicht für Kinder in den ersten Lebensjahren eignet und auch abgekocht nicht ganz unbedenklich ist. Die Verabreichung ungerinigten Obßes aber ist eine Gedankenlosigkeit, die an fahrlässigen Todschlag freist und welcher nicht oft und nachdrücklich genug entgegengetreten werden kann.

Auch der Erwachsene thut gut daran, nur sorgfältig gewaschenes Obß zu genießen. Denn wenn er sich vielleicht auch andernfalls keine Cholera nostras zueignet, so wird er sich doch häufig eine ihm unerklärliche Diarrhoe erspähen, wenn er diesem Ratsschlag folgt.

Reben der Frucht im Garten Eden lauert die Schlange und wenn die Natur im Herbst aus dem Füllhorn ihrer Gaben die Früchte über die Erde schüttet, so werden sie nur dann dem Menschen ein Nutzen und Segen, wenn er sie mit Maß und Vorsicht genießt.

Bei der Pflanzenbarre.

Ein Geschichtchen von Luise Glas.

Wohlrechts Male gehörte nicht mehr zu den Jungen. Sie war „ne Schwere“. Alle mal zum Erntefest kauften sie ein neues Seidnes und allemal tanzte sie in der Schenke vom ersten bis zum letzten, aber: es machte sich nicht.

Entweder war „Er“ schwerer wie sie und sprang wieder ab, oder Er war nicht schwer genug und die Eltern meinten, man dürfe sich nicht wegwerfen, oder „es paßte zwar alles“ aber der Mann paßte der Male nicht. So kam sie in die Jahre.

„Nu, stattdich is sie schon noch, aber sie könnte ißt dazu thun; wenn sie aus'm Hause is, dann hol ich mir 'ne Frau,“ sagte der Bruder, der eine Leichte gern hatte und es durchsehen wollte, wenn nur erst Raum für sie war.

Das hatte bei den Wohlrechts überhaupt 'ne komische Art: die Leute im Dorf tuschelten noch heute von damals, wo Male auch einem Leichten gut gewesen war. Schmutz war ja der Christoph, stramm und kräftig; die Frauen wußten noch alle, wie hübsch er ausgesehen hatte, und die Männer, wie stark

er gewesen war, aber gehabt hatte er nur einen „Pappenstiel“, damit freit man keine Wohlrechts Male. Weil er sich die dozumal in den Kopf gesetzt hatte, und abfiel mit seiner Freite, verkaufte er „sein hübschen Armut“ und ging außer Lands: nach Ungarn sagten die Finen, nach Livland die Andern.

Seit zehn Jahren war er fort, und die Male hatte nie wieder von ihm geredet, ob sie noch an ihn dachte, wußte nicht mal die Mutter; nur wenn Male „Kein“ sagte auf eine vollwichtige Werbung, kam der Alten ein leid'ger Verdacht, aber sie sagte nichts davon: Nur nich reden! Neben macht allemal alles schlimmer.

„Na und heuer würd' es ja nu wohl ins Gleiche kommen. Da hatte der Besenweter, was der Gelegenheitsmacher über den Wald war, ja wieder was ausgemuschelt. Hintern Berg saß der Waldhans — ein Großer und Schwerer, dem war die Frau an Zwillingen gestorben, der wollte eine Gehekte, und der würde morgen zum Erntefest kommen.“

Die Mutter sah der Male nach, wie sie stattdich mit hochgehobenem Kopf über den Hof schritt: fest und drall, groß und freundlich, den dicksten Pops im Dorf und die reinsten Füße, den hellsten Kopf und geschicktesten Hände, — eigentlich war sie noch viel zu schade für 'nen Wittwer, aber wenn nur bloß endlich mal, in Gottes Namen was draus würde. Diesmal gab's eine Hoffnung: die Waisen hatten dem Mädchen so blutleid gethan.

Male schob den Eimer untern Brunnen und bewegte den Schwengel. Wie das Wasser einströmte, fiel ihr die Luette ein, die oben auf der Bergweise aus dem Stein stürzte. Da oben hatte sie einmal nach dem Wähen mit dem Christoph ausgerührt.

Er ist doch ein Lump, dachte sie, wer weiß, wo er sich rumtreibt.

Sie trug den Eimer in den Kuhstall zum tränken, 's war der letzte. Dann trat sie in die Stube und sagte: „Ich will noch mal in die Darre gehn.“

Die Mutter nickte dazu — soweit war alles fertig: die Kuchen füllten die Speisekammer, die Erntekränze dufteten im Keller, das neue Grünseidne hing im Schrank, alles war gescheuert, geharkt, gepuht, geschlachtet, morgen konnte man die Hände in den Schoß legen und feiern.

„Nu, so geh' in die Darre, un schaff' Dir dort verlebte Gedanken an; der Berg'sche Freier kommt, ich dächt, es wär an der Zeit.“

„Ich dent die Mutter sagt alleweil, 's wär schön ohne Großmagd wirtschasten,“ fiel die Male ein und herkelte einen Korb an, denn bei der Darre stand ein Apfelbaum.

„Dein Bruder hat nu's Alter, der kann mir 'ne Schwieger reinhetaten.“

Male antwortete nicht weiter; sie drückte die Thür auf und ging hinaus. Also jetzt war sie im Weg, der Bruder wollte heiraten, und die Mutter hatte die Nachbarstochter im Auge; aber wenn sie nur erst weg war und der Magdärger losging, dann ließen die Alten schon die Leichte herein, als besser, denn keine; überhaupt würde der Bruder seinen Willen durchsetzen: Mannsleute kriegen allemal recht — unjer eine muß ducken.“

Sie warf den Korb ins Gras, riß die Darrenthür auf und hing's Pflanzenwenden an. Alles ungekümm mit verhaltener Kraft und verhaltenem Jörn.

„Das heißt, wenn's rechte Mannsleute sein,“ setzte sie plötzlich hinzu und hielt mit dem Wenden inne.

Dabei sah sie unverwandt in die eine Ecke des lustigen Bretterhäuschens hinein — in der Ecke standen zwei und umhasteten sich, das Mädchen weinte, der Bursch hatte sich ihren dicksten Pops um die Hände gewickelt und sagte immer wieder: „halt nur aus, halt aus! ich hol Dich, und wenn dem Teufel seine Großmutter unsern Ehering am Finger trägt, ich zieh ihr ihn ab und steck ihn Dir an.“

Und da hatte die Male denn gewartet; auch noch als sie schon nicht mehr dran glaubte, daß der Christoph mit dem Teufel seiner Großmutter fertig werden würde, eben weil ihr kein anderer gefiel, nach dem einen. Aber nun mußte sie vernünftig sein, nun mußte sie dem Bruder Maß machen, und dazu war der Waldhans eben so gut wie ein andrer.

Sie wendete die Pflanzen weiter, jetzt stüt und gelassen, und dann trat sie hinaus unter den Apfelbaum, um das Körbchen für die Städter zu füllen, die morgen etwa ihrem Mutter- und Milchgut die Ehre gaben.

Der Apfelbaum machte seine ganz besondere Musik. So flüsterte kein anderer in der Welt. Male, sagten die Wätter, Mädel, rauschten die Zweige, Schach, sang die Goldammer, die, dort drinnen ihr Nest hatte. Heute grad wie vor elf Jahren; aber vor zehn Jahren hatte ein lustiger Bursch auf dem Aste gehockt und ihr den schönsten Apfel auf die Schulter geworfen.

Male wandte sich jäh um: hatte sie nicht eben ganz deutlich sein Lachen gehört?

Natürlich nicht. Ganz verdreht war sie heute. Sie schloß die Darre, füllte den Korb und ging gelassen nach Hause. Ein paar Mädchen, die sie traf, riefen ihr kichernd zu: „der berg'sche Freier ist da!“, der Bruder zog sie den Abend lang mit derben Redereien, der Vater redete schamunzelnd von Hochzeit, sie sagte nicht ja und nicht nein dazu.

Am andern Tag in der Schenke ging's hoch her; der Berg'sche ließ was drauf gehen, verlangte und bezahlte die neuesten Tänze, „donierte“ den Burschen und schwenkte das Grünseidne, so oft sich's schwenken ließ.

„Der will den Winter vergessen machen,“ sagten die jungen Mädchen, „na, diesmal wird's was.“

Auf einmal ging ein Tuscheln durch den Saal; aus der Ecke, wo der verstaubte Fremde saß, fing's an und von dort aus verbreitete sich's durch das Gasthaus bis in den Garten hinaus: „Seht mal zu, dort sitzt einer — braun und haarbuschig und mitgenommen wie von weitem Wege — aber dem Christoph gleicht er doch wie der Veltter dem Jüngern gleicht. Seht ihn Euch bloß mal an!“

Endlich kam das Tuscheln bis zur Male, sie wandte den Kopf nach der Ecke und erschraf. Kein Zweifel, er war's! er trank ein Glas Bier und schaute sie an, wie ihr Blick ihn traf, stand er auf und ging auf sie zu.

„Grüß Gott,“ sagte er, „nun wollen wir uns tanzen.“

Sie wollte nicht, das Grünseidne mit dem wegestaubigen Mann? Es beleidigte sie gradezu, daß er am Erntefest so vor ihr stand, aber das nein ging nicht über die Lippen und eh sie noch recht zum Besinnen kam, drehen sie sich schon miteinander.

Einmal rum, zweimal rum, die andern blieben stehen und gafften. Da hielt auch er inne. „So,“ sagte er, „und ich dank Dir auch schön, und jetzt geh ich nach Eurer Darre; komm nach, ich hab Dir was zu erzählen.“

Das fiel mir ein! dachte sie zornig, ihm nachlaufen. Dem! und sie schaute nach dem Waldhans aus, der eben mit einer frischen Auflage in den Saal kam. Aber da gefiel ihr der so spottschlecht, daß sie hinausgeschlüpfte zum Haus und zum Garten hinaus, auf das Krautfeld, worüber die Wandlerpinn ihre feinen Fäden gezogen hatte.

Nach der Darre wollte sie natürlich nicht, aber zehn Minuten später stand sie doch dort und wie sie um die Stiege bog, saß der Christoph untern Apfelbaum.

„Tuscheln!“ rief er, sprang auf und hob sie hoch in die Luft, als sollte er erst morgen unter die Soldaten gehn.

Und dann zog er einen dicken, goldenen Ring aus der Tasche. „Da! dem Teufel seiner Großmutter hab ich ihn nicht grade abziehen müssen, aber Schweiß hat's schon gekostet, eh ich so weit kam. Jetzt stimmt's! Mein Land in Ungarn kommt ich gut verkauf-

fen und überm Berg das Bindengut, das auf Besiegern stand, ist seit gestern mein Eigentum. Bog sich arg in die Länge, heute hatt ich 'ne halbe Gelegenheit hierher, aber zuletzt mußt ich laufen ums Gantest noch zu erreichen. — Ich bin doch noch Dein Schatz? Ich habe schon gehört, wie stäte Du's Meinlagen gekommt hast."

Das schwahte er alles Lustig vor sich hin, gab ihr auch zwischen durch einen Kuß um den andern, und da sie sich die gefallen ließ und den Ring am Finger behielt, brauchte er eigentlich nicht erst zu fragen.

Sie kannte das Bindengut, das war größer als dem Berghans sein. Ganz schwindlig setzte sie sich neben ihren Christoph unter den Apfelbaum, sah schen nach der Darre hinüber, sah versäumt in die Zweige hinauf und sagte plötzlich: "Drum war der Apfelbaum gestern gar so verbergt."

Im Außenort.

Dumoresque von Hugo Sommer.

Am der Ringhaufee, welche die einzelnen Außenwerke der Festung untereinander verbindet, liegt an einsamer Stelle das Fort VII still und verlassen. Nur von Zeit zu Zeit wird die friedliche Ruhe des kriegerischen Bauwerks durch das Gesehne eines invaliden Sergeanten gestört, der als sogenannter Fortwächter in einer Baracke des Glacis haust und seine vorgezeichneten Revisionsgänge abhält. Selten kommt in gewöhnlichen Zeiläufen jemand in diese Einöde, da es hier nichts besonderes zu schauen giebt.

Da wurde plötzlich eines schönen Tages im Frühjahr eine Lehrkompagnie auf Befehl des Festungskommandanten als Besatzung in das Fort gelegt, und so erhielt denn der alte Sergeant Mehlsüßer für den Zeitraum eines Jahres Gesellschaft. Bald dröhnten wieder feste Schritte von nageberstlagenen Stiefeln durch die weiten Korridore, die frischgelegten Thürangeln verlernten das Knarren und Rechen und die sonst verschlossenen Kafematten wurden gar bald häuslich hergerichtet. Selbstredend durfte sich die einquartierte Kompagnie nicht allzu großer Selbstständigkeit erfreuen, und so erhielt denn das Fort auch einen Kommandanten in der Person des jungen Leutnants von Kiefewetter, welcher zum "Fortältesten" ernannt ward.

Zwar gab es für Jedermann Beschäftigung, denn neben dem regelmäßigen Wachdienst am Eingangsthore mußten die davon freien Leute täglich im Gelände üben, um zu brauchbaren Marschritten herangebildet zu werden. Des Abends trieben die munteren Schulherren allerlei Kurzweil, um die freie Zeit zu verbringen und die Längeweile fernzuhalten. Nicht so gut schnitt der "Fortälteste" ab, dem das Leben denn doch gar zu langweilig wurde, da er als Kommandant während der Dauer dieses Amtes seinen Posten nicht verlassen durfte.

Auf die Dauer hielt der Leutnant es nicht aus, eine Pfeife nach der andern zu rauchen und dabei zu schmökern. Wenn wenigstens der nasse Graben noch Fische geborgen hätte, so hätte er allenfalls der keineswegs gedankenreichen Beschäftigung des Angelns huldigen können; allein die Frösche zu füttern, bot denn doch keine Abwechslung.

Besser erging es den Mannschaften, welche zweimal wöchentlich in das eine kleine Stunde entfernte Dörfchen Eduardsfelde wandeln durften, um dort, was es gab, zu genießen. Den Hauptanziehungspunkt bildete die schmucke Wirtschaft "Zum Eiskeller", allwo das liebliche Töchterlein der Wirthin Marie, von den Marsjüngern "Eismiese" benannt, als Hebe ihres Amtes waltete.

Besagte "Eismiese" hatte viel verbrochen, ja sogar drei tappere Lehrherzen gebrochen, die alle gleich kühnlich, gleich liebebedürftig, gleich hingebend die Holde umschwärmten;

allein ihr Herz gehörte dem Komiker in der Lehrkompagnie, dem unermüßlich frohen Zippel. Ihm leuchteten ihre dunklen Augen besonders strahlend entgegen, ihm boten sich die schwellenden Rosenlippen zu wonnigem Kuße dar. Doch "mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell". Das sollte auch der gute Zippel bald erfahren, der mittlerweile zum Gefreiten befördert war.

Die Meise des Wadientestes und andere dienstliche Aufgaben trafen ihn, und so mußte er denn für einige Zeit dem gewohnten Gesofe entsagen. Diesen Umstand benutzten seine Gegner, um ihn bei der schwarzen Marie auszuweichen. Um dem Treiben der Verliebten vorzubeugen, lud er sie zu einem gemütlichen Stat ein, legte Freistier auf und ließ überhaupt kein Mittel unverucht, um seine Nebenbuhler im Fort zurückzuhalten. Erst wenn das Thor geschlossen war, beruhigte er sich, da er wegen des nassen Grabens sicher war, daß seine Widersacher das Fort nicht verlassen konnten. Aber diese wußten den Vorichtigen Gefreiten zu täuschen. Denn sobald es 10 Uhr war, zogen sie sich zurück, um ihren Nachurlaub auszunutzen.

Zippel erfuhr dies zufällig und fand thätig die Bettstellen seiner Gegner frei. Er zerbrach sich den Kopf darüber, wo diese wohl wellen möchten und wie sie überhaupt aus dem Fort herausgekommen sein könnten, da er als Cerberus am Thore gute Wache hielt. Endlich gelang es ihm, hinter die Schliche des tollen Kleeblattes zu kommen, und er beschloß, Mache zu nehmen.

Eines Tages war der "Fortälteste" durch telegraphischen Befehl aus der Kommandantur beordert worden und benutzte die willkommene Gelegenheit, um sich nach Erledigung der dienstlichen Obliegenheiten im Kreise seiner Kameraden nach Hergenslust zu vergnügen. Auf dem Heimwege verirrte sich Leutnant von Kiefewetter in der stockfinstern Herbstnacht und konnte das Fort nicht finden. Er tappte zwei Stunden lang umher und wollte schon wieder nach der Festung zurückkehren, als er die Kommandos einer Ablösung vernahm. Dem Schalle der Stimmen nachgehend, befand er sich auf einmal seinem Fort gegenüber und wollte gerade zum Eingangsthore herumgehen, als er ein leises "Hi!" vernahm und die ebenso leise Frage: "Sind Sie's?"

Erstaunt blieb er stehen; da ertönte dieselbe Frage etwas lauter an sein Ohr.

"Ja!" rief er leise hinüber, gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten. Blüßlich vernahm er ein Knirschen und Knaben, er griff zu seinem Revolver und donnerte ein kräftiges "Halt! Werda?" über den nassen Graben. Doch statt einer Antwort folgte ein lautes Plätschern im Wasser.

"Will der Kerl wohl hierher schwimmen!" schrie er den dunklen Punkt im Wasser an. — "Zu Befehl, Herr Leutnant", antwortete es ihm prustend und angstvoll entgegen. Erstaunt horchte der Leutnant hin, hatte er doch den Verwalter der Kantine an der Stimme erkannt. "Kerl, was hast Du denn hier zu schaffen?" — "Ach, Herr Leutnant, ich wollte nur die drei Nachurlaubler herüberholen, die heute Nacht im Eiskeller in Eduardsfelde sind."

"Ja, zum Teufel, wie wolltest Du denn das machen?" forschte der Fortälteste weiter. "Dazu benutze ich immer die große Spillwanne, welche in der Kantine steht. Als mich der Herr Leutnant aber anriefen, erschrak ich, verlor das Gleichgewicht und schlug mit der Wanne um. Dabei verlor ich auch den Wischer eines Beschlages, den ich stets als Ruder benutze."

Leutnant von Kiefewetter lachte innerlich über den losen Streich und befahl dem abgesetzten Kantinehengst, die Wanne und den Wischer zu suchen und ihn alsdann über den Graben nach dem Fort hinüberzurudern. Der ertappte Kantinemeister mußte wohl oder

übel dem Befehle nachkommen, begab sich prustend ins nasse Element, brachte die verlorene Wanne glücklich ans Land und ruderte den Fortältesten hinüber.

Kaum aber war der Leutnant am Fort angefangt, als er das Kommando vernahm: "Erstes Geschütz — Feuer!" Und gleich darauf rauchte ein mächtiger Wasserstrahl an seinem Kopfe vorüber. Ob er sich noch recht befinden kann, ertönt von Neuem das Kommando: "Zweites Geschütz — Feuer!", und das Dritte Raß überschüttete den verblühten Offizier.

Dieser braust seinerseits los: "Zum Donnerwetter, was soll denn dieser" — "Feuer — halt!" ertönt es kläglich aus dem dunklen Gange und ein "Bitte, bitte, Herr Leutnant, . . ." folgt. — "Herangetreten!" befiehlt der Fortälteste.

Zu seinem Erstaunen erscheint geknickt als Batterie-Kommandeur der wachhabende Gefreite Zippel mit sechs Mann, von denen jeder einen Wasserreimer trägt, deren zwei bereits geleert sind.

"Ja, was soll denn dieser Aufzug bedeuten, Gefreiter Zippel?" fragt der Leutnant und erfährt, daß Zippel sich rächen wollte, weil seine Kameraden drüben in Eduardsfelde seine geliebte Marie pöuflerten.

Nun geht ein Rächeln über das Gesicht des jungen Offiziers, der anfangs bei dem ersten Anrufe an Spione gedacht hatte, und großmütig verzehrt er dem gekränkten und hintergangenen Liebhaber die Wassertraufe. Liebenswürdig, wie immer, verhält er dem Wacht habenden zu seiner Rache. Denn als bald darauf die drei Don Juans erschienen und "Hi, hi!" immer dringender riefen, donnerte sie der Fortälteste an: "Leber die Brücke führt der Weg!" Wie vom Blitze getroffen, folgten die Wasserträger der Weisung des Offiziers zur Wache, wo sie Herr von Kiefewetter dem Wacht habenden zur gütigen Nachsicht empfahl.

Zippel öffnete klirrend eigenhändig das Thor und ließ die kleinlauten Nivalen ein. Als diese ihm lächelnd die Versicherung abgaben: "Zippel, die Marie liebt nur Dich allein, wenn sie auch sonst ein wenig mit uns schäkert", da schwand aller Groll, und man belachte das Abenteuer, dessen unschuldiges Opfer um eines Haars Breite der Fortälteste geworden war. Seitdem haben aber die Don Juans nie wieder ihren Weg mittels der Kantine manne zurückgelegt.

Allerlei.

* Besondere Gefälligkeit. Fremder: "Kann ich morgen früh gewetzt werden?" — Wirth: "O, Sie werden schon von selbst wach, wenn's Bich zur Weide getrieben wird; wenn Sie aber's Fenster offen lassen, da kann Ihnen ja der Kuchhirt eben ein's mit der Peitschen überhauen!" — Aus dem Vortrag eines Medizinalprofessors: Hand in Hand mit dem rechten Auge schwoß der linke Fuß an.

* Schöne Aussichten. Baron (zum neuen Diener): "Das ist fatal, ich will diesen Schrank öffnen und habe den Schlüssel verlegt!" — Diener: "Das werde ich gleich haben, ich kann alle Schlösser aufmachen."

* Schneider (zum Studenten): "Herr Stoffe, wenn Sie mich nicht binnen vierzehn Tagen bezahlen, heirate ich Ihre Erbinde!" —

* Erkennt sie! Besuch: "Darf ich einen Augenblick stören? Ich wollte mich bei Ihrer Frau Gemahlin nur über eine Dame ihrer Bekanntheit erkundigen!" — Hausfrau: "Ja, da kann ich Ihnen aber im Voraus sagen, daß das länger dauern wird, wie einen Augenblick!" —

* Der Gollst-Frau (nach einem heftigen Streit): "Hätte ich Dich doch niemals kennen gelernt!" — Mann: "Jawohl! Jetzt, wo es so spät ist, hättest Du Mitleid mit mir!"

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Homonyme: Kreuz.
Anagramm: Erlaube.

mehr bestche. — So giebt denn der Herr eine „Grenze“ an, welche ganz gleichbedeutend ist mit einem unbedingten, niemals sich erschöpfenden Maße der Verschuldlichkeit, indem Er die Verzeihung siebenzigmal siebenmal fordert. Um aber diese nicht leichte Pflicht den erkaunten Jüngern recht warm ans Herz zu legen, trägt Er ihnen die Gleichnißrede des heutigen Evangeliums vor: „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der Abrechnung halten wollte mit seinen Knechten“.

Unter den „Knechten“ sind hohe Kronbeamte, Domänenverwalter oder Steuerbeamte zu verstehen, da die despotische Regierungsform des Morgenlandes auch die obersten Beamten dem Könige gegenüber in der That als Knechte erscheinen ließ. Daß aber diese „Knechte“ nicht selten über bedeutende Schätze verfügen mochten, ersehen wir aus der Geschichte der Königin Esther; denn der tüchtige Aman gelobt dort dem Könige Assuerus, er werde dessen Schatzkammern zehntausend Talente (etwa siebenzig bis achtzigtausend Mark) vorwiegen lassen, wenn der König die Genehmigung zur Vertilgung der Juden geben wolle (Esther 3,9).

Nach der eigenen Erklärung des Heilandes ist unter dem „Könige“, der die Abrechnung hält, Gott, der König Himmels und der Erde, zu verstehen, unter dem „Knechte“ aber der sündige Mensch. Aber wann findet denn die „Abrechnung“ statt? — Offenbar muß man den ersten und den letzten Teil der „Abrechnung“ auseinander halten: der erste Teil der Abrechnung kann sich nicht auf das nach dem Tode des Menschen stattfindende Gericht beziehen, sondern diese Abrechnung findet noch in diesem Leben statt, — wenn Gott mit dem Sünder „ins Gericht geht“, durch besondere Prüfungen, durch Unglücksfälle, Krankheiten, Leiden; da mag auch der zerknirschte Sünder rufen: „Habe Geduld mit mir, ich will Dir alles bezahlen“, d. h. sühne mir, o Gott, eine Gnadenfrist zur Bichtung meiner Fehlthaten, ich will sie büßen, wie ich kann! Da aber all mein büßen kein genügender Preis der Genußnahme für meine Sünden ist, so ersehe ich diesen Mangel durch die unendlichen Verdienste Deines Sohnes. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los und schenkte ihm die Schuld.“

Wie empörend, lieber Leser, ist nun das Benehmen dieses Menschen gegen seinen Mitmenschen, der ihm nur „hundert Denare“ (etwa sechzig Mark) schuldet; alle die harten Maßregeln, die das damals geltende heidnische Römische Gesetz gegen den zahlungsunfähigen Schuldner gestattete, werden zur Anwendung gebracht, obwohl der arme Schuldner süßfälig um Geduld und Ausstund bittet. Wie gering ist nicht diese Schuld gegen die von dem Könige erlassene! Aber eben in diesem Verhältnisse stehen die, von unsern Mitmenschen uns zugefügten Verleumdungen gegen die, welche wir selbst Gott zufügen. Jedoch die verkehrte Eigenliebe läßt uns diese gewöhnlich ebenso zu klein, wie jene zu groß erscheinen; sie kehrt das Verhältnis, wie es in Wahrheit ist, geradezu um. Wie oft beleidigen wir Gott auf das Schwerste und bleiben dabei ruhig; aber die geringste Verleumdung des Nächsten bringt uns vor Zorn und Erbitterung außer Fassung.

Der letzte Teil der Parabel, lieber Leser, zieht aus dem Vorhergehenden gleichsam die Schlussfolgerung: ein Mensch, der, selbst so gnädig von Gott behandelt, seinen Mitmenschen so unbarmherzig mißhandelt, hat die Liebe und Gnade Gottes verwirkt und wird gerechterweise für seinen schwarzen Umdant von Ihm verstoßen. „Also wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder, von Herzen verzeihet.“ Welche Drohung! Gegen uns alle, lieber Leser, ist sie gerichtet, wenn wir nicht am Nächsten eine ähnliche Milde üben, wie sie der barm-

herzige Gott so oft gegen uns geübt hat und noch täglich übt.

Verleumdungen vergeben, ist schwer. Alles am Menschen sträubt sich davor; das ist's aber auch, was hier wieder die christliche Religion in ihrer erhabenen Größe und Vollkommenheit zeigt. Aufrichtig und von Herzen vergeben, ist eine der größten Wirkungen der Religion; Gott hat das Recht, es zu fordern, und daß Er's fordert, beweist das Wort Seines eingeborenen Sohnes im heutigen Evangelium. S.

Die Pflege der Hand.

Ein Kapitel aus der Schönheitspflege.
Von Dr. med. A. Höveln.

Manche pflegen ihre Hand zu viel, manche zu wenig. Die goldene Mittelstraße ist auch hier die beste. Keimlichkeit ist sowohl für die Hand wie auch für die Haut im allgemeinen das beste Schönheitsmittel. Man meide aber zu scharfe Seifen, denn durch diese wird die Hand schlechlich trocken, bläsig und verliert den rosigen Schimmer, das schönste an der menschlichen Haut, eine Farbe, die nur die allergrößten Maler nach langem Studium nachbilden konnten.

Wer auf eine zarte und weiße Hand hält, der muß dieselbe vor den Einflüssen der Bitterung schützen, indem er außerhalb des Hauses Handschuhe trägt. Damen, die gezwungen sind, im Hause mancherlei gröbere Verrichtungen vorzunehmen, thun gut daran, bei diesen Arbeiten baummollene Handschuhe zu tragen. Sehr wirksam ist es, die Hände vor dem Schlafengehen mit Gold-cream oder Glycerin einzureiben, dann Handschuhe darüber zu ziehen und dieselben bis zum Morgen sitzen zu lassen. Die Hand ist das vollkommenste Instrument unseres Körpers. Sie fügt sich dem Willen des Menschen sofort und vermag die schwierigsten technischen Aufgaben, die der menschliche Geist erfaßt, mit Feinfähigkeit und Sicherheit auszuführen. Diese Geschicklichkeit der Hand ist nicht angeboren, man muß sie sich im Leben aneignen. Die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht die Hand etwa im dreißigsten Lebensjahre, im fünfundsiebzigsten tritt ein Nachlassen der Leistungsfähigkeit ein, welches sich naturgemäß mit dem zunehmenden Alter vergrößert. Ausnahmen bestätigen hier wie überall nur die Regel.

Wenn die glatte Natur eine schöne, längliche, proportionierte Hand und sein zugespitzte Finger gab, dem bleibt zur Pflege nichts weiter übrig, als dafür zu sorgen, daß die Farbe, Weichheit und die rosige Weiße der Haut und die Form der Nägel den von der Natur gegebenen Vorzügen entsprechen. Wohlgepflegte Fingernägel sind ohne Frage eine Zierde der Hand, dazu gehört aber, daß sie weder zu lang noch zu kurz gehalten werden, denn jedes Extrem ist in diesem Falle unschön. Man halte die Nägel in mäßiger Länge, beschneide sie mit einer Nagelschere und drücke vorsichtig die am Rande festliegende Haut zurück, damit der kleine, weiße Halbmond sichtbar wird und keine Reibnägel entstehen. Der Rand der Nägel muß mit einer Bürste und mit Seife stets sorgfältig gepußt werden. Spröde Nägel werden vorteilhaft von Zeit zu Zeit mit etwas Öl eingerieben.

Hartnäckige Schmutz-, Obst- oder Tintenflecken entfernt man am besten mit Citronensaft oder einer schwachen Lösung von Kaliumsalz. Asphalt-Theerflecke und Harz entfernt man leicht durch Benzol. Bei Benutzung dieses Mittels vergehe man aber nie, daß Benzol ein sehr feuergefährlicher Körper ist. Im Sommer werden die Hände oft durch Insektenstiche und Hitzeflecken entstellt. Sofortiges Einreiben mit Salmiakgeist ist das beste Mittel dagegen. Im Winter treten die schlimmen Frostbeulen auf. Gegen frische Beulen hilft eine Einreibung von 20 Teilen Lanolin mit 3 Teilen Kampferöl. Später

zurückbleibende, stark gerötete Hautstellen wäscht man täglich mehrmals mit einer Lösung von je 5 Gramm Mann und Borax in 300 Gramm Rosenwasser. Ein vorzügliches Frostwasser ist auch eine Mischung von 200 Teilen Essig und 50 Teilen Katantha-Tinktur, die man in jeder Apotheke erhält.

Nicht unangenehme Hautgebilde, welche gerade die Hand gerne heimfuchen, sind die Warzen. Die Ursache ihrer Entstehung ist bis heute noch in Dunkelheit gehüllt, deshalb ist ihre Heilung von innen heraus mit Sicherheit nicht möglich. Man nimmt zwar an, daß in fast allen Fällen der Warzenbildung der Grund in allgemeiner Beschaffenheit der Konstitution, der Blutbildung liegt. Dieser Grund kann skrophulöser, giftiger und geschlechtskranker Natur sein. Da aber der wahre Grund schwer oder gar nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann, bleibt zur Vertreibung der Warzen nur die äußerliche Behandlung derselben übrig.

Et verdwinden Warzen auch von selber wieder. Dieser Umstand hat es veranlaßt, daß viele Volksmittel, wie die bekannten Sympathien und Besprechungen, zu Ansehen gekommen sind. Möglich ist es ja, daß bei manchen Volksmitteln, wie bei Bestreichung mit der Hand eines Toten, die Aufregung, der Schreck oder sonst eine Gemütsaufregung auf die Blutbildung so einwirkt, daß in vereinzelten Fällen die Ursache der Warzenbildung schwindet und damit auch die Warze selbst.

Die Zahl der Warzen-Vertreibungsmittel ist Legion. Der Arzt kennt nur die Aesthetische oder die Operation. Die bekanntesten Aesthetika sind „Höllenstein“ und „Monochlor-essigsäure“, mit denen man nach und nach die Warze ausbrennt. Viele lieben es auch, Schwefel- oder Salpetersäure anzuwenden, aber diese Mittel sind stets gefährlich und können schlimme Wunden erzeugen. Das einfachste und schnellste Verfahren ist aber das, die Warze von lumbiger Hand auszuscheiden und die Wunde äßen zu lassen. Der Schmerz des Schnittes ist nur kurz und unbedeutend, wenn der Schnitt mit einer scharfen, auf dem Blatte gebogenen Schere geschieht, wie sie die Chirurgen besitzen. Nach der Schmerz der Wundung mit Höllenstein ist erträglich und sehr bald vorübergehend.

Der Siegeszug des geflügelten Ades.

Von Rudolf Curtius.
Von den technischen Fortschritten des letzten verfloffenen Vierteljahres fällt ein auffallend großer Theil in das Gebiet der Eisenbahnen und der Verkehrseinrichtungen überhaupt.

Nach zweijährigen Vorbereitungen ist nun endlich Anfang August auf der 12 Kilometer langen Strecke der Mannseebahn Werlins-Zehlendorf der elektrische Zug in Thätigkeit gesetzt worden, welcher täglich 15mal in beiden Fahrtrichtungen zwischen den genannten Orten verkehrt und, abgesehen von einer kurzen Störung in der elektrischen Kraftstation, welche nicht dem System, sondern dem Mangel an Jekt in der Ausführung begriffenen Reservemaschinen zur Last fällt, in der abgelaufenen zweimonatlichen Betriebszeit tadellos funktioniert hat.

In Oberitalien, wo für die Verkehrsbedürfnisse der großen Bevölkerung schon seit mehreren Jahrzehnten ein dichtes Netz von Dampfstramways besteht, welche zum Theil eine Länge von 30 - 40 Kilometer haben, sind zwar schon vor der Eröffnung des elektrischen Betriebes auf der Wannseebahn einige längere Linien elektrisch betrieben worden; es handelte sich jedoch hier immer nur um die Beförderung einiger leichten Anhängewagen nach dem Typus unserer nun bald der Vergangenheit angehörenden Pferdebahnen. Auch in Deutschland existierten bereits mehrere solcher Betriebe, z. B. die im Dezember 1898 eröffnete Kleinbahn Düsseldorf - Krefeld, welche mit der anerkanntwertigen Geschwindigkeit von

40 Kilometer in der Stunde fährt und, als größte elektrisch betriebene Strecke die 52 Kilometer lange Linie Worms—Ludwigsbafen—Neustadt, die mit Akkumulatorenbetrieb ausgerüstet ist.

Der große, auf der Wannseebahn erzielte Fortschritt besteht nun darin, daß hier schwere und lange Züge elektrisch befördert werden. Diese Züge bestehen aus je 10 normalen Eisenbahnwagen mit zusammen 29 Achsen, die bei vollständiger Besetzung mit 410 Personen ein Gewicht von 4400 Tonnern haben. Der erste und letzte Wagen sind als Motorwagen ausgerüstet, sodas an den Endstationen der lästige Ortswechsel der Lokomotiven von einem Zugende zum anderen und die Benutzung einer Drehseibe in Wegfall kommt, und nur der elektrische Maschinen bedienende Führer seinen Platz zu wechseln hat. Als Betriebskraft dient ein Gleichstrom von 750 Volt Spannung, der in den Zugmaschinen eine Kraft von 900 Pferdekraft zur Entwicklung bringt.

Was bei uns in alten Europa nach langen theoretischen Erwägungen endlich zur praktischen Wahrheit geworden ist, hat man in Amerika, wo alle derartigen Unternehmungen mit großem Wagemuth und bedeutenden Kapitalien begonnen werden, gewissermaßen im ersten stürmenden Anlauf errungen. Man sieht dort die elektrischen Züge auf den Vollbahnen nach dem System von Sprague lediglich aus Motorwagen zusammen, welche derart miteinander durch Leitungen verbunden sind, daß die Regulierung der Motoren von einem Punkte aus möglich ist. Damit vollzieht sich einerseits das Anfahren und Bremsen der Züge mit großer Sicherheit; andererseits wird aber damit auch eine bedeutende Erhöhung der Geschwindigkeit erzielt, welche auf freier Strecke mindestens 60 Kilometer beträgt und ohne Wanne auf 80 Kilometer gesteigert werden kann.

Die eben genannte Geschwindigkeit ist das Maximum desjenigen, was auf deutschen und anderen Bahnen des europäischen Festlandes bahnpolizeilich zur Zeit gestattet ist und bei D-Zügen auch vielfach ganz oder nahezu erreicht wird. Es ist begreiflich, daß man dabei nicht stehen bleiben will, und die Bedürfnisse des Reisepublikums drängen auch in der That unaufhaltbar zu einer weiteren Beschleunigung der Eisenbahnbeförderung. Dies hat denn dazu geführt, daß selbst unter einem so konservativen Herrn, wie es der preussische Eisenbahnminister ist, der sich vor Kurzem über die allgemeine Meinung befragte, Versuchsfahrten zur Erzielung größerer Eisenbahngeschwindigkeiten angestellt wurden. Es galt die Strecke Berlin—Wittenberg, 94,3 Kilometer, einschließlich der Ab- und Anfahrtszeiten in einer Stunde zurückzulegen, wozu auf freier Strecke eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 100 Kilometer notwendig war. Das Ziel ist glänzend erreicht worden und man hat es stellenweise sogar auf 112 Kilometer Durchschnittsgeschwindigkeit gebracht, ohne daß man nach dem Urtheil der Eisenbahntechniker von einer besonderen Verminderung der Sicherheit des Transportes reden konnte.

Alle diese Leistungen sollen aber nun weit übertroffen werden durch eine zwischen Liverpool und Manchester geplante Bahn, welche als vierte zu den drei doppelgleisigen Bahnen treten soll, die die genannten englischen Großstädte verbinden, ohne jedoch dem kolossalen Verkehr zwischen denselben Genüge leisten zu können. Die Wagen sollen auf einer erhöhten Mittelschiene laufen und am Umfallen nach der Seite durch links und rechts angebrachte Führungsräder verhindert werden, welche auf seitlichen Schienen laufen. Als Betriebskraft dient Elektrizität und es soll die 56 Kilometer betragende Entfernung in 20 Minuten zurückgelegt werden.

Das wäre ungefähr eine Stundengeschwindigkeit von 180 bis 190 Kilometer auf offener Strecke. Aber auch das genügt noch nicht

den hochliegenden Wünschen der Techniker, denn ein Amerikaner will das Doppelte erreichen. Lino Becker, selber Besitzer einer elektrischen Bahn von Ottawa nach Canada und — nebenbei gesagt — ein Elektrotechniker von Ruf, will auf einer von ihm zwischen New-York und dem 1700 Kilometer entfernten Chicago zu erbauenden Bahn Züge verkehren lassen, welche diese Strecke in 5 Stunden d. i. also mit einer stündlichen Bruttogeschwindigkeit von 354 Kilometer — fast 50 deutschen Meilen zurücklegen. Die Bahn ist als Hochbahn geplant, um mit dem übrigen Verkehr nirgends in Kollision zu kommen, soll ebenfalls eine Mittelschiene erhalten, auf der die hintereinander montierten zwei eigentlichen Tragräder ruhen, welche mit dem elektrischen Dynamo verbunden sind, während acht Unterführungsräder auf links und rechts parallel laufenden Schienen rollen oder, besser gesagt, von unten gegen die seitlichen Schienen drücken, sodas eine nahezu absolute Sicherheit gegen Umstürzen erzielt wird. Es ist projektiert, jedesmal nur einen Wagen laufen zu lassen, der aus Aluminium gebaut ist und zur besseren Ueberwindung des Luftwiderstandes Cigarettenform hat. Becker will zwischen den beiden amerikanischen Millionenstädten damit eine zehnminütige Verbindung schaffen, sodas täglich 100 Fahrgelegenheiten in jeder Richtung vorhanden wären. Die Bahn hat selbstverständlich nur sehr wenige und äußerst flache Kurven, welche in der Nähe der drei Zwischenstationen Buffalo, Cleveland und Toledo liegen, wo langsamer gefahren wird. Das ganze Projekt ist keineswegs eine jener Phantasien und Zeitungsenten, welche von Zeit zu Zeit aus dem Reporterjumpspe anflutern, sondern ein ebenso in allen Einzelheiten ausgearbeiteter Entwurf wie die Bahn New-York—Philadelphia, deren Ausführung bereits finanziell gesichert ist und auf der die 137 Kilometer betragende Entfernung zwischen beiden Orten in einer halben Stunde zurückgelegt werden soll. Welche Fahrpreise aber die Unternehmer zum Zwecke einer zeitlichen Vergütung des Anlagekapitals erheben wollen, darüber schweigt freilich des Sängers Höflichkeit.

Bei den hohen Eisenbahngeschwindigkeiten, denen wir unaufhaltsam entgegen gehen, ist es bringende Nothwendigkeit, Sicherungsvorrichtungen, namentlich im Signaldienst zu schaffen, durch welche auch der schnellste D-Zug auf offener Strecke ohne Furchen des Zugpersonals von einem Bahnwächter oder einer Station aus zum Halten gebracht werden kann; denn die folgenschwersten Unfälle ereignen sich immer dann, wenn aus irgend einem Versehen ein schnellfahrender Zug in eine Station einläuft, deren Hauptgleise der Führer für frei hält, während thatsächlich durch Rangieren oder Zugverspätung eines anderen Zuges das Geleise besetzt ist. Optische Signale und Knallpatronen arbeiten hier nicht mit der wünschenswerthen Zuverlässigkeit und es muß daher mit Freude begrüßt werden, daß es einem Herrn Conrad Schütte in Halle a. d. Saale gelungen ist, einen Apparat zu konstruiren, durch welchen der Zug automatisch im Bedarfsfalle angehalten wird. Am vorderen Ende der Maschine ist ein zweiarziger Fanghebel angebracht, dessen entsprechend gekrümmte Fangvorrichtung sich dicht über dem Plannum des Bahnkörpers bewegt und in seiner senkrechten Stellung durch ein schwaches Drahtseil gehalten wird. Will nun der Streckenwärter oder der den Eingang zum Bahnhof bedienende Blockwächter den kommenden Zug zum Halten bringen, so legt er einen Fangring aus, der in wenigen Sekunden an der Schiene selbst fest befestigt kann. Sowie nun der Fanghebel der Maschine den Ring erfährt, wird der Hebel mit Behemung aus seiner Aufstellung herausgerissen und setzt dadurch einen zweiten Hebel in Bewegung, der zwischen ihm und dem Abschlußbahn der Bremsluftleitung gespannt ist. Dadurch setzen sich nicht nur sämmtliche

Bremsen des Zuges automatisch in Bewegung, sondern die anströmende Frühlust bringt auch noch eine am Lokomotivführerstand angebrachte Trompete zum Erklingen, welche den Führer davon benachrichtigt, daß der Zug bremst. Der Zug ist damit zum Anhalten gezwungen und kann erst nach Wiedereinstellung des Apparates weiterfahren. Wo keine Westinghousebremsen existieren, benachrichtigt die Vorrichtung den Lokomotivführer durch ein nicht zu überhörendes Signal, daß der Fangring zerrißen ist, und der Zug sofort anzuhalten hat. Die Erfindung liegt gegenwärtig dem Preisauschuß deutscher Eisenbahnen vor, ist von der preussischen Eisenbahndirektion Halle und von der belgischen Staatsbahn in Schärbed bei Brüssel bereits eingehend auf seine Brauchbarkeit geprüft und bedeutet einen Fortschritt in der Sicherung des Eisenbahnbetriebes, der bestimmt ist, zahllose Menschenleben zu retten, die jetzt bei Nacht und Nebel durch Verkennung der Haltsignale und durch menschliche Unachtsamkeit alljährlich zu Grunde gehen.

Es war ein in früheren Entwicklungsphasen dem elektrischen Betriebe oft gemachter Vorwurf, daß er im Vergleich zur Dampfkraft zu theuer sei. Bezüglich der Straßenbahnen ist derselbe widerlegt worden; aber auch auf den Vollbahnen gestaltet sich derselbe unausgesetzt billiger, nachdem einmal die Kosten der erforderlichen Neuanlage vermindert sind. Auf der Eingangs erwähnten Wannseebahn belaufen sich dieselbe auf ungefähr nur zwei Drittel bis drei Viertel der bisher notwendigen Kosten; noch bedeutender aber ist die Ersparnis im Rangierdienst der großen Bahnhöfe, wo fortgesetzt Duzende von Maschinen zu diesem Zwecke im Betriebe sind. Hier sind nämlich die Kosten beinahe nur halb so groß wie die früheren und verhalten sich zu diesen wie 16 zu 29.

Das Glück der Bettler.

Drei nach dem Russischen von Wladimir Kosminski.

„Seid Ihr schon wieder hier?“ rief der Weinhändler Stepanoff, trank schnell sein Glas aus und ballte die Fäuste gegen ein Bettlerpaar, das eben in demüthiger Haltung in der Thüre erschienen war. Der kleine dicke Herr verdrehte seine Augen und stampfte mit den Füßen. „Vor drei Tagen erst wart Ihr hier. Deutet Ihr denn, mir fliegt das Geld zum Schornsteine hinein? Die Bettellei muß aufhören, arbeiten müßt Ihr!“

Das Bettlerpaar ließ die Hornausbrüche des Weinhändlers geduldig über sich ergehen. Du lieber Himmel, — diese Leute waren an solche Szenen gewöhnt. In Lumpen gehüllt, ohne Obdach, nahmen sie das Mitleid der besser gestellten Bewohner der Stadt und der angrenzenden Dörfer in Anspruch, und gar manche Nacht mußten sie bei „Mutter Grün“ zubringen.

„Aber bitte, Herr Wohlthäter,“ schluchzte die Frau, „können wir denn arbeiten? Sie wissen doch, daß die letzte Grubenexplosion meinem armen Johann das Augenlicht raubte und daß mich ein Schlaganfall erwerbsunfähig gemacht hat. Wir haben bis zu diesen Unglücksfällen von unserer Jugend an gearbeitet, hart und schwer, — jetzt nun müssen wir die Hände ausstrecken nach Almosen, um nicht zu verhungern. Wenn es doch einmal ein Ende unseres Elends geben möchte...“

Die Frau trocknete sich mühsam die Thränen. „Nun ja, — ich kenne diese Unglücksge-schichten zur Genüge. Arbeitsame und fleißige Leute seid Ihr entschieden gewesen. Ihr würdet nicht in diese trübseelige Lage gekommen sein, wenn eben nicht... Na, 's ist ja gut, tröstet Euch, verliert nicht die Hoffnung...“

Dabei griff er in die Tasche und zog sein Portemonnaie hervor. „Dann aber räsonnierte er weiter:“

„Der T-I soll das verfl— Elend holen. Fortwährend muß man den Beutel aufstym.“

Ra, Euch gegenüber will ich nicht so sein. Hier ist 'n Kubel . . . meinetwegen auch drei. Was? Ich könnte noch mehr geben, meint Ihr? Na, — eigentlich stimmt's ja, denn ich bin ein schwerreicher Mann. Also hier: 5 Kubel! Aber nun macht, daß Ihr gütigst raus kommt, sonst . . . Was, wie? Gegeben habt Ihr den ganzen Tag noch nichts? „Geh Joseph“, rief er einem der Lehrlinge zu, „schneide mal 'n Stück von der Weitzwurft ab. Doch nicht so knapp. Nun aber laßt mich für heute zufrieden, — und Herr Stepanoff trat in sein Komptoir mit der Miene eines Mannes, der eben eine große Schlacht geschlagen hat.

Marinta Bartowsega hatte die Wahrheit gesprochen. Ihr Janucz war ein fleißiger, sparsamer Arbeiter gewesen. Sie verdiente als Näherin auch noch schönes Geld, — sollten sie, die sich innig liebten, auch noch Verdienste hegen, sich zu vereinigen? Sie waren jung: er 22, sie 18 Jahr alt. Aber liebte nicht gerade die Jugend tief und innig? Janucz versagte über bedeutende Körperkräfte, sie war die Geschicklichkeit, die Sauberkeit, die Sparsamkeit selbst.

Sie heirateten. Noch war kein Jahr verfloßen, da wiederholte der Distrikt von einem fürchtbaren Unglücksfall: schlagende Wetter hatten den erleuchteten Kohlensticht zertrümmert. Der glühende Schwaden hatte ungezählte Menschenleben erstickt, verbrannt, verschüttet — Der Bergmann Janucz Bartowsegi wurde wie durch ein Wunder gerettet. Er war schwer verletzt, aber die Kunst des Arztes erweckte ihn wieder zum Leben. Freilich das Augenlicht, das war verloren; aber der Mann war doch sonst heil.

Marinta strengte sich doppelt an, sie arbeitete für drei, um für sich und ihren Janucz den Lebensunterhalt heranzuschaffen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend saß sie über ihrer Näheret, sie gönnte sich kaum eine Mittagspause.

Da packte auch sie das Unglück. Beim Wasserholen aus dem Brunnen im Hofe glitt sie aus. Es war stockfinster in dieser nebligen Nacht. Der Eimer eiskalten Wassers stürzte über ihren Körper, — bis zum Morgengrauen blieb die Kermise im Hofe hilflos liegen.

Der Doktor konstatierte am nächsten Mittag einen schweren Schlaganfall.

Nun konnten sie beide nicht mehr arbeiten — er blind, sie gelähmt! Dabei waren sie noch so jung und kaum ein Jahr verheiratet.

„Ein Glück ist's noch“, meinte eines Tages Janucz, „daß wir keine Kinder haben, — was hätten wir dann erst anfangen sollen.“

Marinta antwortete nicht. Aber ihr Herz, ein zartes, weiches Frauenherz kramte sich zusammen . . . keine Kinder! Die Bettlerin richtete sich von ihrem elenden Lager empor und meinte die halbe Nacht.

Der Blinde und die Lahme trotteten fürsorglich die Straße entlang, in der das Geschick des Herrn Stepanoff einen breiten Raum einnahm.

„Fünf Kubel und ein gewaltiges Stück Wurst“, meinte die Frau, „das ist doch für uns ein großer Reichtum. Herr Stepanoff ist doch eine mitteilidige Seele, er ist ein guter und braver Mensch.“

„Ja, das ist wahr“, pflichtete der Blinde bei, „ich bete jede Nacht für ihn.“

So wanderten sie weiter, hinaus nach jener verfallenen Hütte, in der sie ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatten.

Eben berieten sie noch, was sie mit ihrem vielen Gelde anfangen sollten, als Janucz plötzlich mitten auf der Landstraße stehen blieb.

„Du, Marinka“, flüsterte er, „hörst Du nichts?“

„Was soll ich hören, wo soll ich's hören?“ fragte die Frau erstaunt.

„Es kam mir so vor, als ob ich dort rechts

vom Felde ein Stimmchen rufen hörte.“ erklärte der Blinde. „Nichtig, jetzt wieder. . . Ach, wenn ich doch sehen könnte, wie schnell würde ich hinüberlaufen —“

„Meib' ruhig an diesem Baume stehen“, beruhigte ihn seine Frau, „ich werde selbst hinüberlaufen und nachsehen.“

— Lauschend, die erdöten Augen fest auf jenen Punkt gerichtet, von welchem die Laute zu kommen schienen, stand der Mann unbeweglich auf der Landstraße, da vernahm er einen Schreckens-, dann einen Freudenstreich. Mit seinem geschärften Gehör, mit der Erkenntnis des Blinden für das nur ihnen Wahrnehmbare war er Zeuge folgender Szene:

Seine Frau tappte quer über das Feld, dort hinten in den Bäumen stieß sie einen lauten Schrei aus, — einen Schreckens- und Freudenruf zugleich. Vor ihr saß ein Kind, ein Junge, von etwa fünf Jahren.

„Was thust Du hier, Kleiner?“ fragte Marinka erstaunt.

„Ich weiß es nicht“, meinte das Kind. „Wo sind Deine Eltern?“ forschte Marinka weiter.

„Ach“, sagte der Kleine, „die sind weit, weit fortgefahren. Die Mutter hat sehr geweint, aber Vater erklärte: Das Weinen hilft gar nichts, es glebt für uns keine andere Rettung, wir müssen das Kind zurücklassen.“

„Was waren denn Deine Eltern?“ erkundigte sich die Frau.

„O, mein Vater war ein prächtiger Mann, sein Auzug glänzte wie Gold, er spielte Weige und galoppierte dabei auf einem Schimmel; meine Mutter ging in der Luft auf einem Drahtseil. Wir hatten einen großen Wagen mit einem Zelt. Vorgestern Nacht brannte das alles ab, und nun ließen mich Vater und Mutter hier und führen auf und davon . . . Nimm mich, bitte, mit Dir, ich fürchte mich . . .“

Marinka ergriff die Hand des Kindes und geleitete es zu ihrem Mann, der die ganze Unterhaltung gehört hatte. „Ja“, meinte der bedenklich, „was soll denn jetzt mit dem Kinde geschehen? Eigentlich wäre es Menschenpflicht, daß wir . . .“, er brach erschrocken mitten im Satz ab.

„Ja“, bekräftigte seine Frau, „Menschenpflicht wäre es natürlich, — man kann doch das Kind nicht auf dem Felde liegen lassen . . .“

„Ganz recht“, nickte der Blinde, „ganz recht. Aber ich meine nur, daß wir eigentlich mit uns selbst zu thun haben. Wir sind arm —“

„Ach was“, unterbrach ihn seine Frau, „Reich sind wir dank der Güthezigkeit des Herrn Stepanoff.“

„Na, dann wollen wir auch gutherzig sein“, meinte der Blinde schließlich, „aber morgen bringen wir den Findling nach dem Waisenhause.“

Marinka erwachte am nächsten Tage mit keinem Wort den Gang nach dem Waisenhause. Auch ihr Mann vermied sorgfältig jede Anspielung, ja, er freute sich, daß Marinka nichts davon erzählte. So verging Tag um Tag, Woche um Woche, — das Kind blieb bei ihnen. Es nannte den Blinden „Vater“ und Marinka „Mutter“. Keines besaß den Mut, sich von dem Kinde zu trennen, beide liebten es und teilten jeden Wissen mit ihm.

An einem Herbstabend tobte Herr Stepanoff auf der Schwelle der Hütte. Unergerlich rief er die moriche Thür auf und räsonnierte: „Was zum Henker geht denn bei Euch vor? Ihr habt ja selbst kaum satt zu essen und da ladet Ihr Euch noch einen Findling auf den Hals? Ich habe Beschäftigung für Euch, die Geld einbringen wird. Ihr könnt für mein Geschäft Körbe zum Versand von Obst flechten, das wirkt soviel ab, daß Ihr nicht mehr zu betteln braucht. Aber sagt mir bloß, was wollt Ihr denn mit diesem Jungen?“

„Aber liebster, bester Herr Wohlthäter“, suchte Marinka den Aufgereagten zu beschwich-

tigen, „Sie wissen doch auch, was es für arme, verlassene Menschen heißt, einen Sonnenstrahl im Haus zu haben. Das Kind ist unser Sonnenstrahl, es bedeutet unser Glück!“

„Dumme Redensarten“, knurrte Herr Stepanoff, „arme Leute brauchen keine Kinder. Aber na, wenn sie einmal welche haben, müssen sie dieselben auch ernähren. Ich werde also den Preis für das köstlichste verdauliche, damit der Kleine nicht Not leidet. Hin, übrigens ein reizendes Kind . . .“ und der dicke Herr streichelte das goldblonde Haar. Er liebte die Kinder, denn er hatte selbst welche.

Zwanzig Jahre waren verfloßen. An Stelle der Hütte, in welcher einst das Bettlerpaar hauste, steht heute ein weißgetünchtes kleines Haus. Ein sauber gehaltenes Gärtchen umgibt dasselbe. Marinka, — alt zwar und grau geworden, aber noch immer von großer Mäßigkeit — geht geschäftig zwischen den Beeten auf und nieder. Ihr Mann sitzt an der Thür im Lehnstuhl und beschäftigt sich mit Korbflechten, mehr aus Langerweile, denn als „Muß“. Er hat das Arbeiten jetzt nicht mehr nötig, denn keinerlei Sorge um das tägliche Brot bedrückt ihn. Er ist Hausbesitzer, sein Sohn, — aha, sein Sohn! Nun ja, seine Frau hatte Recht behalten, das Kind war und blieb der Sonnenschein ihres Daseins.

In den ersten Jahren war allerdings Schmalhaus noch immer Rückenmeister gewesen. Später aber hatte sich das Korbflechten lohnender gestaltet. Herr Stepanoff war ein guter Mann! Der besuchte sehr oft das Häuschen, und er kam nie mit leeren Taschen. Am liebsten hätte er den blonden Kleinen zu sich in's Haus genommen, aber Marinka schlug alle Angriffe ab, — wer läßt sich denn auch den Sonnenschein aus seinem Häuschen nehmen!

Das Kind wuchs heran, es wurde ein braver Schüler, ein tapferer Kamerad des Herrn Stepanoff jun., der nach seines Vaters Tode dessen Geschäft übernommen hatte. Ja, das „Kind“ wurde Teilhaber des Herrn Stepanoff! Jeden Sonntag wandert der kraftvolle Jüngling hinaus zu seinen Pflegeeltern.

„Unser Sonnenschein kommt“, pfeift Marinka dann zu sagen, wenn sie seine Gestalt am Horizont auftauchen sieht.

Und bald drückt der Blinde den jungen Mann an seine Brust und betastet seinen Kopf und sein Gesicht, — er „sieht“ so seinen Sonnenschein, sein Glück — — —

Sirgenthalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, den 1. November. Allerheiligen. ● Maria - Himmeljahrs - Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht für die Verstorbenen mit Predigt. ● St. Martinus: Nachmittags 3 Uhr Beise, darnach Prozession zum Friedhof, Andacht und Predigt dafelbst. ● Dominikanerlöster: Abends nach der Predigt feierlicher Schluß der Rosenkranz-Andacht. ● Kar. meitessen!oster: 1/7 Uhr erste hl. Messe; 1/9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht.

Freitag, 2. November. Allerheiligen. ● St. Andrea: Während der Allerheiligen-Oktav ist abends 6 Uhr Andacht für die Verstorbenen; 1/9 Uhr Sühne-Andacht. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierl. Seelenamt; nachmittags sowie die ganze Oktav hindurch 5 Uhr Andacht für die Verstorbenen. ● Maria-Himmelfahrts - Pfarrkirche: Morgens 1/9 Uhr feierl. Amt. Während der Allerheiligen - Oktav abends 1/8 Uhr Andacht für die Verstorbenen. ● St. Martinus: 9 Uhr feierl. Seelenamt. Während der Allerheiligen-Oktav abends 1/8 Uhr Andacht mit Segen. ● Dominikanerlöster: Um 9 Uhr feierliches Seelenamt. Abends und während der Allerheiligen - Oktav ist um 7 Uhr Andacht zum Trost der armen Seelen mit sakramentalem Segen. ● Karmeliterlöster: 1/7 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Seelenamt, nachmittags 4 Uhr Predigt; darnach Armenheiligen-Andacht. Während der Oktav ist jeden Nachmittags 4 Uhr Armenheiligen-Andacht.

Samstag, 3. November. Hubertus + 727. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segenmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 W. u. d. G., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweihundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 15-21. „In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesus in einer Rede fangen könnten, und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrst, und dich um Niemanden bekümmerst; denn du siehst nicht auf die Person der Menschen, sage uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schallheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was verachtet ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Ueberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

Allerheiligen — Allerseelen.

„Und ich sah (berichtet uns der hl. Johannes) eine große Schaar, die Niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen; sie standen vor dem Throne und vor dem (Wortes-)Lamm, angethan mit weißen Kleidern und hatten Palmen in den Händen“ (Offenb. 7, 9). Ihrer Aller, lieber Leser, gedenkt die Kirche am Allerheiligentage, Aller, die selig gestorben sind und vom Herrn aufgenommen sind in die Wohnungen ewigen Friedens, ewiger Freude und Seligkeit, — ob sie nun der Welt als Heilige bekannt geworden sind oder nicht. Wie viele Millionen sind im Laufe der Jahrhunderte gestorben, die ein stilles, zurückgezogenes Leben geführt, unbeachtet, in niederm Stande, in einem abgelegenen Dorfe oder in stiller Klosterzelle, — aber ein Leben im Dienste des Herrn, reich an jeder Tugend! Gott allein wußte von ihrem innigen Gebet, von ihrer Geduld und Ergebung in Leiden aller Art. Und nun, nachdem sie den verheißenen Lohn im Lande der Seligen empfangen, feiert die Kirche ihr Andenken durch einen ihrer höchsten Festtage.

Wenn wir nun heute, lieber Leser, den einen oder andern aus der überaus großen Schaar jener Seligen, die ein „ganz gewöhnliches“ Leben geführt haben, fragen dürften: wie sie eigentlich ihr Heil gewirkt haben, — so würden sie wahrscheinlich auf das Evangelium hinweisen, das uns am Allerheiligentage auf Anordnung der Kirche vorgelesen wurde. Sie würden uns sagen, daß es nicht ganz so bequem sei, die unaussprechliche Seligkeit des Himmels zu erringen, wie leider viele Christen anzunehmen scheinen. Sie würden uns, übereinstimmend mit dem Evangelium, sagen, daß selig sind vor allem die Demüthigen, die von allem Irdischen losgelöst; die Sanftmüthigen, die lieber von den Weltkümern leiden, als ihnen weh

zu thun; die Trübsalenden, die alle Trübsal und alles Ungemach geduldig tragen; sie, die hungern und dürsten nach immer größerer Gerechtigkeit und Tugend; die Barmherzigen, die sich des Elendes ihrer Mitbrüder erbarmen; die Reinen, die auch die kleinsten Hehltreue sorgsam zu meiden suchen; die Friedfertigen, die alles anbieten, um mit Allen in Frieden zu leben; endlich die Verfolgten, die Spott und Hohn und Verläumdung um Jesu willen auf sich nehmen. Ja, lieber Leser, das sind nach dem allein maßgebenden Urtheil Jesu die Heiligen! In ihren Reihen ist nicht Raum für Freigebigkeit, Laune oder bequemeres Leben!

Aber die ewigen, unaussprechlichen Freuden der Heiligen wiegen auch tausendmal alle Entbehrungen eines strengen christlichen Lebens, alle Schwierigkeiten der Tugend auf. Ach, wie weit, lieber Leser, sind wir selbst noch von der Demuth der Heiligen entfernt! Wie sehr fehlt uns ihre Sanftmuth, ihre Geduld, kurz ihr ganzes Glaubensleben!

Und doch predigt uns gerade das Allerheiligentage, daß der Tugendpfad zwar steil und dornenvoll, aber durchaus nicht unerreichlich sei; denn die Festfeier gilt ja Heiligen von jedem Alter, von jedem Stande, aus jedem Geschlechte. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Fürsten und Diener, Welt- und Klosterleute: in unzählbaren Scharen sind sie dort droben nun versammelt, nachdem sie den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet! Was sie aber vermocht haben, warum sollten wir es nicht vermögen? Sie waren doch aus demselben armseligen Stoffe gebildet, wie wir alle, hatten mit denselben, ja, vielfach heftigeren Leiden, Schäften und Versuchungen zu kämpfen! Und wenn die Gnade Gottes diese Heiligen stark gemacht hat, warum sollte ich nicht hoffen, daß diese göttliche Kraft auch mich aufricht halte? Kurz, hier wird jeder Vorwand zu nichts, jede Andrede hinfällig vor dem einen

Kirchenkalender.

- Sonntag, 4. November.** 22. Sonntag nach Pfingsten. Carl Borromäus † 1584. Evangelium nach dem heil. Matthäus 22, 15-21. Epistel: Philipp 1, 6-11. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr Communion der Schulkinder. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Communion der Rosenkranz-Bruderschaft. ● Maria-Himmelfahrts-Pfarrkirche: Heilige Communion der Mädchen. Während der Allerheiligen-Oktav abends 7, 8 Uhr Andacht für die Verstorbenen. ● Ursulinen-Kloster: Gemeinschaftliche hl. Communion des Marienvereins.
- Montag, 5. November.** Zacharias.
- Dienstag, 6. November.** Leonhard † 559.
- Mittwoch, 7. November.** Engelbert † 1225.
- Donnerstag, 8. November.** Gottfried † 1118.
- Freitag, 9. November.** Theodor † 306. ● St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenamt für die verstorbenen 4 letzten Jesuiten, abends 1/9 Uhr Ehre-Andacht.
- Sonntag, 10. November.** Martin † 655. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.

Worte des großen hl. Augustinus: „Warum sollte ich nicht vermögen was sie (die Heiligen) vermögen haben?“

Und wie ernst-mahnend klingen die Worte des Herrn im Evangelium vom Allerheiligentage: „Es kommt die Stunde, in der Alle die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden hervorgehen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des ewigen Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes (der Verdammung)“. Wer aus uns lieber Leser, kann sich bei diesen Worten des Herrn, der einst als furchtbarer Richter kommen wird, des Gedankens an den eigenen Tod entschlagen? des Gedankens, daß das letzte Entschlafen uns vielleicht näher ist, als wir vernennen? Und wen erschüttert dieser Gedanke nicht?

Wie groß steht nun aber der Apostel Paulus da, wenn er an die Christengemeinde zu Philippi schreibt: „Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn; Ich habe Verlangen aufgelöst zu werden (d. i. zu sterben), um mit Christo zu sein!“ — Dem Apostel erscheint somit das leibliche Leben als eine lästige Fessel, und er freut sich schon auf den Augenblick, in dem diese Fessel gelöst werden wird. Eines nur hält ihn in seiner Sehnsucht nach dem Tode noch zurück: daß er nach Gottes Willen um seines apostolischen Amtes willen vorläufig noch in diesem irdischen Leben bleiben soll; aber Furcht vor dem Tode hat er durchaus nicht, vielmehr freut er sich darauf, „um mit Christo zu sein.“

Wie hängen wir an diesem irdischen Leben, lieber Leser, obwohl die frohen Stunden, die es bringt, so leicht zu zählen sind! Ich rede nicht von der Jugend, vor deren Phantasie die Zukunft noch wie eine grünelnde, lachende Flur ausgebreitet liegt: sie muß es ja erst an sich selber erfahren, daß die Glanzzeiten des irdischen Lebens überhaupt nur in der Ferne bestehen; daß alles Irdische, in der Nähe gesehen, fast ganz den schillernden Glanz einbüßt. Denn was immer der Mensch auf Erden mit Eifer erstrebt und errungen hat: es läßt nur Leere, Kälte und Enttäuschung in seinem Herzen zurück; es stachelt ihn höchstens zu neuem Verlangen nach mehr Ehr und Ansehen, nach mehr Gut, nach größerer Lust. Darum sagt der hl. Bernhard mit Recht: „Wir gelangen zum eigentlichen Leben durch das, was die Ungläubigen den Tod nennen; uns ist dieser Tod erst das rechte Stern, denn wir sterben nur der Welt, um vollkommen für und mit Gott zu leben!“

„Ach, wer aus uns, lieber Leser, so mit dem hl. Bernhard reden dürfte! Dann dürften wir wohl auch mit dem hl. Paulus anrufen: „Tod, wo ist dein Stachel?“

Wem deshalb der Allerheiligentag uns an die heilige Pflicht mahnt, unserer lieben Verstorbenen in frommer Fürbitte zu gedenken, — so mahnt er nicht minder ernst an unseren eigenen Hingang, den zu einem glückseligen zu machen, wir noch in der Hand haben.

S.

Paris wie es bettelt.

Von Otto Schmalzfuß (Paris.)

Zur Zeit des ancien regime in Frankreich war es für jeden Herrn und jede Dame von Stand eine Ehrenpflicht, einem oder mehreren mittellosen jungen Leuten durch Gewährung einer „Penſion“ die Wege zu einer annehmbaren Zukunft zu ebnen. Die Grandseigneurs in Ansehofen, Seidenstrümpfen und Allongeperrücken hielten einen förmlichen Hofstaat, in welchen talentierte Jünglinge armer Eltern eingereiht wurden und in dem sie, wie die Klienten im alten Rom, als Comparſen und Statisten zum größeren Glanze ihres Herrn und Wohlthäters mitwirkten hatten. Wenngleich es auf diesem Wege Hunderten, deren Namen an literarischen und wissenschaftlichen Himmel Frankreichs glänzen,

und auch keinem geringeren als Jean Jacques Rousseau gelungen ist, sich aus den dürftigen Verhältnissen ihrer Geburt empor zu arbeiten, so waren die ausgetheilten Wohlthaten doch Almosen, und der Verweh darum eine Bettelerei, die vielfach sich nicht einmal unter einermäßig anständigen Formen zu verdecken trachtete.

Seit mehr als hundert Jahren ist nun das Regiment von ehedem hinweggefegt; aber in der alten Luterie, die sich rühmt, die modernste und fortgeschrittenste aller Städte zu sein, drängen die Reminiscenzen an an die Vergangenheit auf Schritt und Tritt vor, und auch der Bettel blüht nach wie vor wie nirgend wo anders; er hat sich hier im Schatten von Notre Dame am Pont des Arts und im Quartier latin zur Virtuosität entwickelt, wenn er auch in anderen Formen auftritt als zu jenen Zeiten, da man noch im Feuerschloße des Sonnenkönigs zu Versailles Menett und Gavotte tanzte.

Es hat nicht erst des Buches des französischen Deputierten Paris qui mendie bedurft, um der Welt zu beweisen, daß dort mit einem ganz erstaunlichen Raffinement gebettelt wird. Not und Jammer regiert es ja überall, und je heller das Licht des kulturellen Fortschrittes strahlt, um so schärfer kontrastieren damit die schwarzen Schlagschatten des socialen Elends. Aber nicht von jenen, die ihr Unglück hoch oben unter dem Tische in einer elenden Manierpflege zur Last fallen, soll hier die Rede sein, sondern von dem Gelichter, welches einmal die Bequemlichkeit der Bettelerei gekostet hat und es nun angenehmer findet, sich durch systematische Almosenjäger als giftiger Parasit am Stamme der Menschheit zu ernähren. Was sich da dem erstaunten Auge darbietet, hat zwar manchmal einen komischen und grotesken Beigeschmack, zeigt aber deutlich die tanzenfachen Fäden, welche von der professionmäßigen Bettelerei zum Verbrechertum schamloser Art hinüberführen.

Auf seinen Fortschrittsreisen, welche Paulian, als Bettler verkleidet, in Begleitung eines mit den Verhältnissen wohlbesamten Schriftsetzergeliebten durch die Pariser Speulunken und Tavernen unternahm, lernte er auf das genaueste kennen, wie es gewacht wird, um den Theil des Publikums, der gutmüthig genug ist, sich schröpfen zu lassen, kunstgerecht auszunutzen. Daß man auch in Berlin und anderen großen deutschen Städten Almsen kaufen kann, in denen einige Hundert durch ihre Wohlthätigkeit bekannte Familien mit Namen, Wohnung und sonstigen das Bettlergeschäft erleichternden Bemerkungen verzeichnet sind, ist längst bekannt, und es wird wohl keine den besseren Ständen angehörige, eben nach Berlin gezogene Familie geben, bei der sich nicht innerhalb der ersten Wochen ihrer Anwesenheit ein oder mehrere Leute vorgestellt hätten, welche merkwürdigerweise gerade demselben Beruf, wie das Haupt der Familie, angehören und in ihrer „unverschuldeten“ Notlage um eine Unterstützung bitten, die der Geber sich schämt, mit 50 Pfennig zu bemessen. Der berühmte Berliner Bettler aber ist ein Stümper gegen seinen Pariser Kollegen, der sein Geschäft im großen Stille betreibt.

Großartig ist auch das Handwerkszeug, dessen er sich dazu bedient. Da ist zuerst das „grand jeu“ und das „petit jeu“ (ersteres zum Preise von 6 Franc, letzteres zum Preise von 3 Franc), d. i. vollständige Adressbücher mildehärtiger Persönlichkeiten mit Angaben über deren Eigentümlichkeiten und schwachen Seiten, bei denen sie der Weidlichkeit zu pocken hat, um eines möglichst großen Weichenkes gewärtig sein zu können. Diese Bücher werden übrigens auf das genaueste auf dem Kaufenden erhalten durch periodisch erscheinende Nachträge, welche natürlich am meisten begehrt werden und am höchsten im Preise stehen, weil sie auch die Adressen der Neuzugezogenen enthalten, die dem Gimpelgang am leichtesten zum Opfer fallen. Späthafter Weise trägt die Polizei

unfreiwillig selber dazu bei, daß diese Bücher vollständig sind. Wie in jeder anderen Großstadt teilt sie nämlich Geschäftstreibenden und anderen Interessenten die Adressen der von auswärts Zugewandten oder unzugezogenen Parteien zum Zwecke der Zuwendung von Preislisten und desgleichen mit. Ein mit dem Redakteur des grand und petit jeu in Verbindung stehender Geschäftsmann vermittelt diesem die neuen Adressen; dann setzt sich ein ganzer Stab von Stadtreisenden in Bewegung, um durch persönliche Anbahnung zu versuchen, wie weit die betreffenden Persönlichkeiten den auf ihre Kasse gerichteten Angriffen zugänglich sind, und nach dem dabei erzielten Erfolge wird das famose Adressbuch vervollständigt.

Weitaus einträglicher aber ist es, nach den Direktiven eines sogenannten „Tafel“ zu arbeiten, der, nachdem er selbst früher als Bettler herumgezogen, die Novizen in der Kunst des Bettels unterrichtet. Der epileptische Anfall auf der Straße, das verzweifelte Zammern nach einem verloren gegangenen Portemonnaie oder Geldstück, von welchem für die Dohem in Kindsnuten oder sonstwie darniederliegende Frau die lebensrettende Medizin gekauft werden soll, sind Tris, die zum A. B. C. der Professionsbettelerei gehören und auch anderswo geübt werden. Origineller sind schon die Kompagniegeschäfte. Da humpelt mit einem natürlich sehr überflüssigen Stelzbein ein alter Wertelmann über die Straße. Das total wertlose Martierinstrument, welches seit Jahren nicht mehr der Profanation der Kunst gedient hat, ist mit Absicht zertrümmert, und kunstgerecht so zusammengesetzt, daß es keines besondres starken Anstoßes bedarf, um es in seine Bestandteile anzulösen. Pflöschlich kommt um die Ecke eine Wassermauschle Gestalt, natürlich der Socius des Bettelmanns, der diesen unsanft anrennelt, und ehe die nächsten Passanten sich dessen versehen, liegt der Stelzmann am Boden und um ihn in maledischen Trümmern sein Leierkasten, sein „einziges Mittel zum Erwerb“, über dessen Vernichtung sein Eigentümer in endlose bewegliche Klagen ausbricht. In dieser dramatisch bewegten Szene taucht dann plötzlich ein Dritter, einfach und solide aussehender Mann aus dem Volke auf, der seine „letzte“ Barockhaft in den Hut wirft und eine Sammlung beginnt, die nie seinen Zweck bei dem rührseligen Straßenpublikum verfehlt, welches bereitwillig seine Sous und Frankstücke herausrückt. Fahrt uns aber der Zufall die rechten Fude, so können wir das laubere Trifolium ein halbes Stündchen später einige Straßenwärtel seitwärts von den großen Berkehrsadern in einer Schnapsbude wiederfinden, wo der Erlös der aufgeführten Komödie schlemmigt in liebedlicher Gesellschaft verthan wird.

Etwas mehr Blut gehört schon zu dem Gaunerstückchen, über das Münsterberg in der „Deutschen Rundschau“ nach seinem Gewährsmann Maximo du Camp berichtet. Ein schlecht gekleideter Mann wirft sich, verzweifelt schreiend, von der Alma-Brücke in die Seine; ein zweiter springt ihm nach und zieht den Selbstmordkandidaten, der in Wahrheit schwimmen kann, wie eine Ente, unter größter Anstrengung aus dem Wasser. Kaum daß der Gerettete aus seiner Ohnmacht erwacht, schießt er sich auf seinen Ketter, gegen den er die blutigsten Anklagen erhebt daß er ihn dem erlöbenden Tode entrißen habe. Dann macht er einen erneuten Versuch, sich in den Strom zu stürzen. Das Ende dieser Szene ist natürlich auch, daß der Ketter sein letztes Behufsstück aus der Tasche herauszieht, und damit die Sammlung einleitet wie sie oben beschrieben ist.

Eine Kehrseite der überseierten französischen Kultur ist auch der wahrhaft empörende Kinderbettel. Wir haben zwar in unseren norddeutschen Städten etwas Ähnliches, mit dem sich gerade jetzt die öffentliche Meinung eingehender befaßt, nämlich die Kleinen, zehn bis zwölf Jahre alten, mit Manjesfallen und anderem Drahtwerk handelnden, flava-

Kischen Kinder, welche hungernd, mangelhaft bekleidet und frierer als die öffentliche Mildthätigkeit appellieren. Was aber in Paris geschieht ist geeignet, jedem Menschenfreunde die Jorarräte ins Gesicht zu treiben. Um 10 Sous pro Tag, also 40 Pfennig nach deutschem Gelde ist jederzeit so ein armes Wesen zu Zwecken der Bettelerei von den gewissenlosen Eltern zu mieten und es bedürfte keiner besondern Mühe eine solche Schaar von Bataillonstärke in wenigen Tagen zusammen zu bringen. Wahrhaft entsetzlich ist es aber, daß fast ausnahmslos kranke und verkrüppelte Geschöpfe zu diesem Wetier gesucht werden. Blinde, taubstumme, verwachsene Kinder werden bevorzugt, und je kläglicher und verkommener der arme verschäppte Bumm aussieht, eine um so höhere Miete wird es seiner Mutter einbringen, die mit den Käusern oder Wietern auf der Kinderbörse, die thätigst dort abgehalten wird, um den Preis feilscht.

Zur Ehre des Parisertums muß übrigens gefanden werden, daß die Ausländer zur Bettlerkunst ein weit größeres Kontingent stellen, als ihrem prozentmäßigen Antheile an der Bevölkerung entsprechen würde. Im seltensten Falle ist es der fremdländische Arbeiter, welcher auf diese Wege gerät; denn er findet meist lohnende Beschäftigung oder, wo diese fehlt, den Rückweg nach der Heimat; es ist aber von jeher das traurige Vorrecht der Seinestadt gewesen, aus aller Herren Ländern zweifelhafte Elemente an sich zu locken, wie das Licht die Moten. Begreiflicher Weise wenden sich diese mit Vorliebe an ihre kountationalen von Vermögen und in bevorzugter Stellung, deren Adressen genau bekannt sind. Sache des „Oberalters“ ist es nun, den besten Formulare zu Bettelbriefen an solche hervorstechende Persönlichkeiten zu geben, welche auf diese besonders zugeschnitten sind; denn wer sich an die Königin Isabella von Spanien wendet, muß natürlich anders zu Werke gehen als der, welcher den Erlkönig Milan von Serbien anspricht will, was — man sollte es kaum für möglich halten — nicht immer ohne Erfolg sein soll. Zu dieser Boheme der schlimmsten Art gehören die zahllosen Studenten und Kunstjünger fremder Nationalität, die mit tausend Segeln in den Ocean des Pariser Lebens hinausentweihen und den lockenden Versprechungen der Großstadt nicht widerstehen konnten, und dann, nachdem die Unterstützungen von Hause ausgeblieben, als Wrack im Schmutz der Gasse weiterhinschwimmen, ohne Hoffnung sich jemals aufrasten zu können.

Diese Deltassierten, die hier ein ebenso nutzloses wie hoffnungsloses Dasein führen, sind namentlich häufig unter den slavischen Elementen mit Ausnahme der Russen zu finden. Die Regierungen der slavischen Staaten schicken alljährlich eine große Anzahl junger Leute mit monatlichen Stipendien von 8 bis 12 Louisdor, einem Betrage, mit dem ein Student recht gut selbst in Paris auskommen kann, nach den Universitäten Westeuropas und auch nach Paris. Die vereinte Gfirtwirkung von allzu reichlich genossenem Wein und Liebe sind nun die Hindernisse, über die nur gar zu viele stolpern, um wenn die Möglichkeit der Heimkehr verschlossen, zum gewerbmäßigen Bettel zu greifen, durch den sie ein Schreden ihrer in Paris anwesenden Landsleute und Gesandtschaften werden, welche sich vor einer schroffen Abweisung hüten, da man ja in den politisch zerrissenen Ländern Osteuropas nicht wissen kann, ob sie sich nicht doch noch durch einen Glücksfall ankräften und in einer Reihe von Jahren dasein parlamentarischer oder gar Minister sind.

Persönliche Gerüche.

Von Dr. med. R. G. Böler.

Jedem Individuum ist ein besonderer Geruch eigentümlich. Das ist eine sehr alte und bekannte Sache, die zu allen Zeiten von Gelehrten und Laien beobachtet und bestätigt

wurde. Es ist dieses ein Geruch, der im Innern des Organismus erzeugt wird und nicht zu verwechseln ist mit Gerüchen, die Beschäftigung mit riechenden Stoffen dem Menschen äußerlich anhaften. Dieser innere Geruch ist es, durch welchen die Hunde mit ihrer scharfen Nase aus hundertten von Fußstapfen und Spuren diejenigen ihres Herrn herausfinden. Man hat auch Menschen gekannt, die Ähnliches vermohten, freilich nur in seltenen Fällen, denn der Geruchssinn ist dem Menschen ein Stiefkind geworden.

So wie Jeder einen Geruch für sich hat, so hat die ganze Nation einen gemeinsamen, der sie von anderen Nationen unterscheidet; es ist etwas Ähnliches wie mit den Gesichtern. Wir Menschen freilich können den Unterschied der Nationalgerüche nicht immer feststellen, Spanien wußten den Geruch der weißen Rasse sehr wohl von dem der Schwarzen zu unterscheiden.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika erkennt jeder Weiße auch die geringste Beimischung von Negerblut an einer gewissen Färbung der Fingernägel und ganz besonders an dem Geruch, der nur den Negern eigen ist. Ihre unüberwindliche Abneigung gegen die Schwarzen ist noch vor allen Dingen in diesem, ihnen unerträglichen Geruch zu suchen. Sie können „den Schwarzen nicht riechen.“

Es ist auffallend, daß der Amerikaner, der den Schwarzen und Manches andere bei fremden Völkern nicht riechen kann, in seine Küche einen Geruch bildet, der charakteristisch für ganz Amerika ist, zumal das Gasthauswesen dort eine größere Rolle spielt als in den meisten anderen Ländern. Die amerikanischen Köchinnen braten alles sehr schnell und hastig, versengen das Fleisch von außen, während es innen noch roh ist. So haben meist alle Küchen Americas, besonders in den Hotels, einen Geruch nach Angebranntem, nach Stäckigem. Er ist alles, nur nicht angenehm. Wie anders riecht da eine feine deutsche und französische Küche. Sie hat einen feinen angenehmen Duft, weil alles gut gar gekocht und gebraten wird, weil man hier eine Küchenkunst kennt und sorgsam ausübt.

Auch die amerikanische Apothekerei unterscheidet sich unangenehm von der deutschen. Diese hat einen angenehmen Geruch, gewürzig, labend, heilsam; jene aber riecht scharf nach Essig oder gar nach Holzessigsäure, weil die amerikanischen Heilmittel härter, drastischer sind, zu hart, zu drastisch.

Die den verschiedenen Völkern anhaftenden Gerüche sind das Ergebnis vieler zusammen wirkender Ursachen. Zuerst spielt die Nahrung eine Hauptrolle; was der Mensch isst, das ist er, ist keine bloße Wortspielerei; es liegt viel, sehr viel Wahrheit in den wenigen Worten. Dann spielen Krankheitsdispositionen eine große Rolle, ferner Temperament und Klima. Dann kommen auch noch äußerliche Gründe dazu, der mehr oder minder hohe Grad der Reinlichkeit, die Art der Kleidung und Wohnung. Da sind beispielsweise die Letzten am Baltischen Meere. Sie sind arme Leute und bewohnen ein kaltes Land, das sie zwingt, zu allen Jahreszeiten sich mit Schafellen zu bekleiden. Sie stapfen den ganzen Tag in dem wässrigen Boden ihrer sumpfigen Wälder umher und hängen abends ihre durchfeuchteten Kleidungsstücke beim Feuer zum Trocknen auf. Nun aber sind ihre Wohnungen an den langen Winterabenden mit schwellenden Kienholzstäben schwach erleuchtet. Die Nahrung der Letzten sind Fische, hauptsächlich Häringe. Alles dieses zusammen genommen giebt einen Geruch, den man nie wieder vergißt, wenn man ihn einmal gründlich genossen hat. Man fühlt sich selbst arm, krank und elend in diesem flauen und krankhaften Nationalgeruch der Letzten, der sich auch auf die Nachbarländer, die litthauischen und esthnischen Provinzen erstreckt. Wie anders ist da der Nationalgeruch der meisten russischen Hiltten, da riecht es nach Wirtenther und Juchten, das riecht angenehm, kräftig, gesund.

Wie die Russen nach Juchten, so riechen die Grönländer nach Leberthran, ihrer Hauptnahrung.

Die Einwohner von Quercy in Südfrankreich nähren sich vielfach von Knoblauch und Zwiebeln, welche auf auf ihren Feldern wachsen. Ihr Getränk besteht aus Landwein. Die ihnen benachbarten Bewohner der oberen Auvergne leben von Buchweizen und trinken viel Milch und Molken. Kommen Personen von beiden Stämmen in der Entzweit zusammen, so unterscheidet man sie leicht an ihrem Geruch. Die Einen riechen nach Ammoniak und Zwiebeln, die Anderen dagegen nach saurer Milch, nach fauliger Wolle.

Man hat häufig den Wohlgeruch einer einzelnen Person gelobt, natürlich den Wohlgeruch, den sie ausatmet, ausdünstet. So haben die Biographen Alexanders des Großen behauptet, daß sich seine schöne Natur auch in angenehmer Atmosphäre, die seinen Leib umgab, dem Geruchssinn wahrnehmbar machte. Selbst Plutarch sagt, daß Alexanders Hemd und alle seine Kleider angenehm geduftet hätten.

Alerseelen!

Aus dem polnischen Volksleben von C. Czarsky (Thorn).

Das Dorfkrähen war nicht gefüllt; galt es doch, das Andenken der theuren Toten zu ehren. Kein Tag im Jahr ergreift die Ueberlebenden mehr, als gerade dieser den Verstorbene geweihte Festtag.

Gregor Matysiak, ein alter Bauer, sah nachdenklich in seinem Kirchenstuhl. Er ließ den Kopf hängen, denn es waren nicht gerade angenehme Gedanken, die ihn heimjuchten. Die Schatten vergangener Jahre zogen an seinen geistigen Blicken vorüber, — es thürmten sich da Berge von Schuld auf, die kaum mehr zu tilgen waren. Der alte Gregor hatte mit den Sorgen des Lebens nie zu kämpfen gehabt, im Gegentheil: die Günst des Schicksals warf ihm die Glücksgüter mehr wie reichlich in den Schooß. Aber die Wurzel aller Uebel, — der Geiz — hatte ihn erfasst und dem Geize entsprungen alle jene Handlungen, die ihm jetzt so schwere Sorgen bereiteten.

Er hatte stets in Zank und Aerger mit seiner Familie gelebt, weil er kaum das herausgab, was zum Leben notwendig war. Seine Frau ertrug die brutale Behandlung nicht lange, — sie erlag selber und Gregor sah seine treue Lebensgefährtin vorzeitig ins Grab sinken.

Eine Tochter nur hatte sie ihm hinterlassen, die liebliche Hedwiga. So lange die Klein war und die Handlungsweise ihres Vaters nicht so recht zu beurteilen vermochte, ging die Sache leiblich. Aber was Hedwiga nicht selbst sah und nicht selbst beobachtete, das zückelten ihr die Klatschschwestern des Dorfes in die Ohren.

„Dein Vater . . . na höre, so ein Geiztragen,“ raunte ihr die alte Barbara zu, „der gönnt ja weder sich, noch einem anderen Menschen was. Aber er soll nur zusammenscharren so viel er immer will, am Ende wird's ihm doch nichts helfen. Wenn man einmal stirbt, kann man nämlich nicht eine Kopete mitnehmen.“

„Ach, wenn's nur das wäre,“ fügte die noch ältere Kawara hinzu, „das würde man ihm noch vergeben. Daß er aber Deine Mutter so geärgert hat, daß sie so früh sterben mußte, — diese Schuld kann nicht von ihm genommen werden.“

Hedwiga's Brust durchzog ein schmerzliches Weh. Sie hatte ja schon gemerkt, daß ihr Vater bei den übrigen Dorfbewohnern nicht beliebt war, sie hatte auch bereits unter seinem Geiz zu leiden gehabt, doch hatte sie sich in der Unbefangenheit ihrer Jugend keine Gedanken darüber gemacht, daß es nur die Habgucht ihres Vaters war, die ihn bei Groß und Klein so verhaßt machte. Was sie bis-

her nur geahnt hatte, wurde ihr zur traurigen Gewißheit, als sie zur Jungfrau heranwachsend war, deren Herz die Sehnsucht nach einem Lebensgefährten durchglühte.

Und dieser Lebensgefährte, wer konnte es anders sein als Bawel, der erste Knecht auf des Vaters Besitztum? Das war ein Bursche, kräftig und gewandt, er arbeitete für zwei. Dabei war er eine anhängliche treue Seele, die für die Wohlfahrt des alten Gregor durch's Feuer gegangen wäre. Hedwiga und Bawel verstanden sich ohne viele Worte: sie gelobten sich ewige Treue mit dem Schwur, nimmer von einander zu lassen. Lieb nur noch Vater Mathysial . . .

Als die Zeit zum Herbstanfang herangekommen war, trat Bawel mutig vor den alten Bauer hin und brachte seine Werbung vor.

„Gundebunt,“ schrie der roth vor Zorn, hinaus, auf der Stelle hinaus. So ein Hungerleider hat bei wohlhabenden Leuten nichts zu suchen. Meine Tochter meinst Du und mein Geld willst Du. Daran wird nichts, packe sofort Deine sieben Sachen und scheer Dich von meinem Hofe, sonst lasse ich Dich durch die Hunde hinausbringen. Meine Hedwiga preißt auf Dich, die heiratet meinen alten lieben Nachbar Josef, der eben so viel Geld besitzt wie ich und dann legen wir unsere Güter zusammen.“

Aber aus dieser Zusammenlegung wurde nichts. Bawel verließ den Hof, Hedwiga blieb ihrem Schwure treu und folgte ihm trotz der Flüche des Vaters, die hageldicht auf sie herniederregneten.

Es war ein harter Kampf um's Dasein, den die jung Verheirateten unternahmen. Bawel verdingte sich von Neuem als Knecht, Hedwiga bestellte das hübsche Feld, den kleinen Garten und trug für die gesammte Wirtschaft Sorge. Diejen Anstrengungen waren ihre schwachen Kräfte nicht gewachsen, sie erlahmten frühzeitig und unterlagen schließlich ganz: Hedwiga wurde von der Schwindsucht hinweggerafft und verschied unausgehört mit ihrem hartherzigen Vater.

Ein Gewissensbiß mehr für den alten Mathysial!

Sein ältester Sohn Gregor, — auf seinen Namen getauft — war in die weite Welt gegangen, er hatte bald eingesehen, daß auf der väterlichen Scholle kein Platz mehr für ihn war. Der Vater behandelte ihn schäblicher denn den letzten Hirtenjungen . . . So war er gegangen, — Niemand hatte seitdem ein Sterbenswort von ihm gehört.

„Verdorben, — gestorben,“ meinte Vater Gregor, der nun und nimmer eingestehen wollte, daß er die Schuld trug an der Flucht seines Sohnes. Sein Gewissen freilich rebete eine ganz andere Sprache. „Du allein trägst die Schuld“, so rief es ihm zu, „daß es so weit gekommen ist. Dein Geiz, Deine Hartherzigkeit haben es soweit gebracht, daß Dein Sohn Dich verabscheut. Du hast Dich selbst um die Liebe und Achtung Deines Sohnes gebracht, auf den jeder andere Vater stolz gewesen wäre.“

Noch war dieser Schmerz nicht verwunden, da thürmte sich auch schon neues Unheil zum Himmel empor. Gregor's jüngster Sohn, — sein Ebenbild, sein Erbe des Geizes und der Fanfucht nahm ein trauriges Ende. Er war eines Sonntags nach der Stadt gegangen und war mit den Burschen wegen des Zahlens eines Krügers in Streit gerathen. Auf dem Nachhausewege loberte der Fanf noch einmal empor, — es kam zu Händlichkeiten, Messerflügen blühten durch die Luft: . . . ein gellender Schrei, — mit dumpfem Schlag stürzte einer der Streitenden zu Boden. Es war der jüngste Sohn Gregor's — Ein Messerschlag hatte sein Herz getroffen, er war auf der Stelle eine Leiche.

Nun wandelte Gregor Mathysial ganz allein durch's Leben. Vergreimt, verbittert, war er schnell ein Greis geworden, obgleich

er sich noch mit vollem Recht zu den Männern rechnen konnte.

Der Allerseelentag machte ihm besonders viel zu schaffen. Sollte er zur Kirche gehen oder sollte er nicht besser zu Hause bleiben? Düstere Schatten stiegen vor ihm auf, der Gedanke an seine Söhne und an seine Tochter. Aber was würde man im Dorfe sagen, wenn er, der reiche Gregor Mathysial an Allerseelen die Kirche nicht besuchte? Er mußte gehen und ob's ihm noch so sauer antam.

Und so saß er in seinem Kirchenstuhl. Die Hände hatte er gefaltet, den Kopf tief auf die Brust hinabgebeugt. Er sah ein: Die übrigen Gemeindeglieder wichen ihm aus, sie verabscheuten ihn, vielleicht fürchteten sie seine Nähe. Von aller Welt verlassen, drückte er sich in die Ecke seines Sitzes. Es war ihm ganz unmöglich, seine Gedanken zusammen zu nehmen. Immer und immer wieder erschienen ihm sonderbare Bilder vor den Augen. Es war nicht zu leugnen: auf dem das Kirchlein umgebenden Friedhofe bargen drei Grabhügel seine nächsten Angehörigen. Er hatte freilich nie daran gedacht, an den Gräbern zu beten oder sie zu pflegen. Selbst der Totengräber hatte sich nicht um die Hügel gekümmert, er wußte ganz genau, daß er dafür keinen Lohn ernten würde.

Der alte Gregor seufzte tief auf. Ein bisher nie geahntes Schuldbewußtsein überkam ihn. Wenn er nur wenigstens der Gräber gedacht, wenn er sie hin und wieder mit Blumen geschmückt, an ihnen ein Gebet gesprochen hätte. Aber so . . . Er schüttelte sein schweres Haupt in die Hand, mit weit geöffneten Augen starrte er in's Leere. Oh, — da schien sein ganzes Leben an seinem Geiste vorüber zu ziehen. Er war doch ein schlechter Mensch, — ein Fallunke war er, — ein Schuft . . .

Da schlugen die Worte der Betenden an sein Ohr: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern . . .“

Den ersten Satz betete er unwillkürlich laut, aber dann, — die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

„Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern,“ ertönte neben ihm eine helle Kinderstimme. Wie vom Schlag getroffen, fuhr der Alte mit dem Kopf herum nach der Richtung, aus welcher die garte Stimme erklang.

Zwei Mädchen knieten vor seinem Kirchenstuhl. Du lieber Himmel, das . . . das waren ja seine Enkelinnen, die Kinder seiner verstorbenen Tochter. Herzige Wesen mit Mänteln und langem blonden Haar. Die Kleinste, — sie hatte ein reines Engelsgesicht — sah auf ihre Hände nieder und sprach der älteren Schwester die Worte des Gebetes nach, dessen Bedeutung sie noch nicht verstand. Die größere betete laut und inbrünstig . . .

Und wie die Kinder seiner Tochter ähnelten: Das war sie ja beinahe Jug und Jug. Und nicht nur seiner Tochter, sondern auch ihm sahen die Kinder ähnlich: er war ja immer stolz darauf gewesen, daß Hedwiga sein Ebenbild war. Der alte Mann starrte unausgesetzt die Kinder an, seine Brust hob und senkte sich in unterdrücktem Schließen. Thränen drängten sich in seine Augen und rollten über seine gesuchten Wangen.

„Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern,“ sprach er dem Kinde mit lauter Stimme nach. Die Mädchen schauten sich erstaunt und erschrocken um. Als sie den Alten weinen sahen, sagte sich die Ältere ein Herz: „Warum weinst Du?“ fragte sie teilnehmend. Wir haben für unsere liebe Mutter gebetet, sollen wir für Deine Toten auch ein Vaterunser beten?“

Lieblos streich die rauhe Hand des Alten über den blondhaarigen Scheitel des Kindes, dann zog er daselbe zu sich heran. „Kennst Du mich nicht?“ fragte er. Beide Kinder schüttelten die Köpfe.

„Ich bin ja Euer Großvater,“ erklärte er. „Hat Euch der Vater nicht von mir erzählt?“

„O doch,“ antwortete die Ältere, „er hat erzählt, daß Großvater sehr viel Geld besäße, und daß er das lieber habe als alle Kinder der Welt.“

Der Alte zuckte zusammen. „Mehr hat er nicht gesagt?“ forschte er weiter.

„O ja,“ versicherte das Kind, „er sagte zur Mutter, wenn er auch nichts von uns wissen wolle, lieb haben müßten wir ihn doch. In sein hartes Herz werde schon auch noch ein Strahl von Kindesliebe dringen.“

Der Alte stand auf und ergriff die Händchen der Kleinen. „Euer Vater hat Recht behalten,“ meinte er, „ich habe joeben den heißen Strahl der Kindesliebe verspürt. Kommt nur, wir wollen an das Grab Eurer Mutter gehen und ich werde dort um Vergebung bitten. — hätte ich's nur schon vor zehn Jahren gethan!“

Bewundert betrachteten die anderen Anbächtig die Gruppe: Der Geizhals Mathysial leitete sorgfältig die Kinder nach dem Grabe seiner Tochter. Als sie daselbe eben erreicht hatten, bemerkten sie, daß ein Mann vor demselben kniete, die Hände gefaltet, den Kopf anbächtig gesenkt.

„Vater, Vater!“, elkten die Kinder zu ihm, „Keh' auf, wir haben Dir Großpapa mitgebracht.“

Verdutzt blickte der Knieende auf. Er wollte zuerst das Wunder nicht glauben, zweifelnd erhob er sich, aber als er sah, daß der alte Gregor mit ausgedehnten Armen auf ihn zuellte, drückte er sein Haupt an die Brust seines Schwiegersvaters.

„Verzeihe mir,“ bat der Alte, „ich habe Dir großes Unrecht gethan. Ich bereue es tief . . .“

„Du hast nichts zu bereuen, Vater,“ erwiderte sein Schwiegersohn ernst, „das Geschehene ist nicht mehr gut zu machen. Aber wir können unser Unrecht sühnen, indem wir den Kindern das angebeihen lassen, wozu sie sich so lange gekehnt haben: einen Großvater?“

Der alte Gregor umarmte die Kinder, küßte seinen Schwiegersohn, und war so voll Zärtlichkeit und Liebe, daß man ihn nicht wieder erkannte. „Morgen kommst Du und übernimmst mein Gut“, entschied er, „ich habe während meines Lebens nur noch die eine Aufgabe, — die Schuld zu sühnen, die ich mir in wahnwitziger Verblendung auf die Seele geladen habe!“

Das war ein stimmungsvoller Allerseelentag . . . !

Allerlei.

* Praktisch. Fremder: „Warum steht denn hier „Vorrecht“ an der Treppe?“ — Hausfrau: „Wissen Sie, oben wohnt ein furchtbar verschuldeter Baron und da kommt alle Augenblicke ein Gläubiger herabgefliegen.“

* Genau beschrieben. Kunde (in einem Bankkontor): „Wo finde ich hier den Herrn Direktor? Ich kenne ihn nämlich nicht.“ — Kommiss: „Gehen Sie nur in das nächste Zimmer. Der mit dem Rincenz und den 20,000 Mark Gehalt, der ist es.“

Süßensätze.

„ab, al, ca, da, dal, de, ed, en, ga, gar, gat, i, ja, lah, las, led, li, la, ma, mä, na, ni, no, pa, ru, to.“ — Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben zwei große Städte Europa's. — Die zehn zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. Eine Stadt in Ostpreußen. 2. Eine Provinz in Afrika. 3. Ein Land in Europa. 4. Eine bekannte Insel. 5. Ein Land in Arabien. 6. Einen Fluß in Preußen. 7. Eine Stadt in Texas. 8. Eine Stadt in Italien. 9. Einen männlichen Vornamen. 10. Einen Ort in Schleswig.

Charade.

Mein Erstes hängt Diebe,
Die Letzten verwunden;
In fleißiger Hand wird
Das Ganze gesunden.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreißigstägiger Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 9, 18-27. „In jener Zeit, da Jesus zu den Juden redete, sich, da trat ein Vorklehrer (der Synagoge) herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben; aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben.“ Und Jesus stand auf, und folgte ihm sammt seinen Jüngern.“ Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre lang am Blutflusse litt, trat von rückwärts hinzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berührt, so werde ich gesund.“ Jesus aber wendete sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getroft! dein Glaube hat dich gelassen, und das Weib ward gesund von derselben Stunde an.“ Und als Jesus in des Vorklehrers Haus kam, und die Säbenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet, denn das Mädchen ist nicht todt, sondern es schläft.“ Da verfluchten sie ihn.“ Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein, und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf, und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.“

Die Auferweckung der Tochter des Jairus.

Der hl. Matthäus berichtet uns heute, lieber Leser, über zwei Wunderthaten Jesu. Der Tag, an dem sie gewirkt wurden, war für Matthäus ein heiliger, unvergesslicher Tag; es war der Tag seiner Berufung zum apostolischen Amte. Er selbst erzählt uns in schlichten einfachen Worten die Art und Weise seiner Berufung im 9. Hauptstücke seines Evangeliums: Der Herr hatte in Kapernaum den Sichtbrüchigen geheilt zum Staunen des Volkes, und (fährt Matthäus fort) „als Jesus nun von da wegging, sah Er einen Mann, der am Posttische saß, mit Namen Matthäus, und sprach zu ihm: Folge Mir nach! Und er stand auf und folgte Ihm nach“ (9, 9). Matthäus war also „mitten in seinem Geschäfte“, als der Herr ihn rief. Fürwahr, das war für den Jöllner eine harte Probe, so auf einmal vom Geldtische aufzustehen und dem glänzenden und leichten Gewinne zu entsagen. Gerade das Geld läßt ja beinahe ausschließlich auf den Menschen im Allgemeinen einen geradezu unerklärlichen Zauber aus, und leichter Gewinn fesselt ihn mit den denkbar stärksten Banden. Eine Berufung vom Posttische mit seinem Gewinne war daher mehr, viel mehr, als die Berufung anderer Apostel von den Fischernehen und dem harten bürgerlichen Erwerbe. Die Umstände machen es auch ziemlich wahrscheinlich, daß Matthäus Jesum schon kannte; denn in Kapernaum kannte Jhn ja wohl jedes Kind. Ebenso wahrscheinlich ist, daß Matthäus bereits zu den Anhängern Jesu gehörte, — aber alles das konnte für ihn die ausschließliche Nachfolge Jesu nicht erleichtern, sondern nur erschweren: der Gegensatz zwischen seinen jetzigen Lebensverhältnissen mit ihrer behaglichen Sicherheit und Ruhe und all jenen Beschwö-

ben und Entkehrungen, die, wie er wußte, ihm in der Gefolgschaft Jesu bevorstanden, — dieser Gegensatz mußte mit besonderer Stärke vor seine Seele treten. Auch mochte er sich selbst sagen: Solchen Strapazen bin ich nicht gewachsen; abgehärteten Fischern mag das leicht fallen, ich aber bin solches durchaus nicht gewohnt u. s. w. So oder ähnlich, lieber Leser, es hätte Matthäus denken können; ja, es ist wohl kaum anzunehmen, daß er mit der Eigenliebe nicht einen entsprechend harten Kampf zu bestehen hatte, — aber siegreich bestand er diese Prüfung, und so macht seine Berufung notwendig einen tiefen Eindruck und erfüllt uns mit inniger Verehrung für diesen hochherzigen Apostel.

So war er denn an diesem ersten Tage seines Apostolates Zeuge von zwei Wunderthaten des Meisters, und wenn er klarer und knapper darüber berichtet, als die beiden Evangelisten Markus und Lukas, so liegt das jedenfalls daran, daß er eben Augenzeuge war, was die beiden andern Evangelisten ja nicht waren: Die Totenauferweckung machte auf Matthäus, zumal an dem für ihn so denkwürdigen Tage, einen so tiefen, überwältigenden Eindruck, daß er auf die begleitenden, wenn auch noch so rührenden Einzelheiten gar nicht mehr achtete, während sie für die Nichtangesehnen (Markus und Lukas) von höchstem Interesse waren.“

Wir beschränken uns nun auf einige Bemerkungen zu dem zweiten Wunder: der Auferweckung der Tochter des Jairus. Was hatte denn, lieber Leser, diesen

*) Der Leser, der das „Neue Testament“ zur Hand hat, mag den eingehenden Bericht des hl. Markus (Kap. 5, 22-43) darin nachlesen. Unsere obige Bemerkung will kurz dem Einwurfe ungläubiger „Kritik“ begegnen, als ob die Evangelisten an dieser Stelle nicht übereinstimmen.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 11. November. 23. Sonntag nach Pfingsten. Martin † 400. Evangelium nach dem heil. Matthäus 9, 18-26. Epistel: Philipp 3, 17-21 und 4, 1-3.
- Montag, 12. November. Kunibert † 363.
- Dienstag, 13. November. Stanislaus Koska † 1568.
- Mittwoch, 14. November. Albert † 1280.
- Donnerstag, 15. November. Lenyold † 1136.
- Freitag, 16. November. Edmund † 1242.
- Samsstag, 17. November. Gregor † 270.

Das schönste Bild.

Das schönste Bild vom Himmel selbst gemalt und von des Himmels Liebe selbst umrahmt — Es ist ein Kind, das still und engelstild Auf Mutterföhig mit seinen Blumen spielt. Wie hilflos arm und doch wie wunderreich, Ein Blumenkränzelein ist sein Himmelreich, Und aus der frommen Mutter sel'gem Blick Strahlt seine Himmelsheimat ihm zurück. Es ist dies Bild so rührend und so rein, Als könnt' es nicht für diese Erde sein, Drum seh'n wir auch, nach kurzem Anseh'n, Wank' Kindeslein wieder nach der Heimat zieh'n. Denn jedes Kind, von uns so heiß geliebt, Ist nur ein Knd, den Gott der Mutter giebt, Auf daß sie hier schon ahnend es erkennt, Daß man im Himmelsland die Liebe nennt. —

Mann bewogen, Jesus von Nazareth zu suchen, vor Ihm niederzufallen, Ihn in sein Haus zu holen als den Erwecker vom Tode, den Lebenspende?

Als Vorsteher der Synagoge war Jairus verpflichtet, am Sabbat seiner Gemeinde die heiligen Schriften vorzulesen und zu erklären; er war ein Schriftgelehrter und kannte daher nicht nur die Bücher Moses, sondern auch die Propheten. Hatte er Jesus nun etwa gefunden, weil er von Ihm bei Jesajas las: „Seid getroßt und fürchtet euch nicht! Siehe, Gott selbst ist kommt, um euch zu erlösen! Und dann öffnen sich die Augen der Blinden und das Ohr des Tauben thut sich auf; den Tod verschlingt Er auf ewig, und Gott, der Herr, wischt ab die Thräne von jedem Angesichte, denn so hat Er es verhießen?“ — Wie oft mochte Jairus diese und ähnliche Stellen vorgelesen haben, und siehe, derjenige, an dem sie erfüllt wurden, stand dort in der Mitte seines Volkes, und er kannte Ihn nicht! Seine Amtsgenossen waren Schriftgelehrte, wie er; allein wir wissen, lieber Leser, gerade die Schriftgelehrten waren dem Herrn am meisten abgeneigt. — Nein, ganz anders mußte sein Gott ihn gewinnen: Mit dem Schlage des Unglücks mußte sein Herz erweicht werden; Schmerz mußte den Stolz beugen; Verlassenheit von aller menschlichen Hilfe ihn zu Jesus führen!

Beachten wir die göttliche Fügung: das Sterben des geliebten Kindes mußte dem Vater eine Erweckung zum Leben in Christus werden. — Not lehrt beten! Wie verschieben, lieber Leser, handeln doch Gott und die Welt! Diese zieht ihre Kinder durch Freuden, — Gott die Seinen durch Leiden. Will ein Mensch mich zum Freunde werden, muß er mir wohlthun; mein Gott aber muß mir wehe, ja, oft sehr wehe thun, daß ich Sein Freund werden kann!

Wie viele tausend Menschen genießen Tag für Tag die reichsten Gaben Gottes; sie gehen oder fahren stolz an ihren Mitbrüdern vorbei, lassen ihre Macht oft hart genug ihre Untergebenen oder die von ihnen Abhängigen fühlen, — sie sind rüstig, gesund, reich und fröhlich — aber wie? Denken sie wohl in Dankbarkeit und Liebe des Gebers alles Guten? Es geschieht wohl nur bei den Wenigsten von ihnen, denn nicht umsonst hat der Herr so nachdrücklich vor den großen Gefahren gewarnt, die aus dem reichen Besitz irdischer Güter für das Seelenheil erwachsen.

Darum wenn Gott solche Menschen retten will, muß er ihre Freuden verbittern, muß Er ihr hartes Herz zerbrechen! Glückselig daher die Heimführung, sei sie noch so schmerzhaft, wenn sie Dir Gott und Christum, Glaube und Gebet ins Herz wiederbringt, in Dein Leben einführt! Vielfach sind die Arten dieser Einkehr Gottes durch Unglück und Leid; sie sind so mannigfach und unergründlich, wie Seine Allmacht reich, Seine Weisheit groß ist; sie sind im einzelnen so wohl berechnet, wie es die Seele eines Jeden bedarf, um die Gott in Seiner Erbarmung und Liebe wirbt. Aber bemerken wir es wohl! Eher finden wir Gottes Heil am Krankenbette, in Nazareth und Spitälern, als unter lustigen Brüdern beim Spiel und bei gefüllten Pokalen: „Not lehrt beten.“

S.

Sartes und weiches Wasser.

Flaubert aus dem Reiche der Chemie von G. Wiele.

Es giebt gewisse Wirtschafts-Sündenböcke, deren Existenz selbst für sonst gut eingerichtete Haushaltungen ein notwendiges Uebel geworden sind. Zu diesen Sündenböcken rechnen wir unter anderen den geheimnisvollen „Niemand“, der es sich, wie es scheint, zum ganz besonderen Vergnügen macht, Fenster-scheiben zu zerbrechen, Töpfe und Teller zu zertrümmern, aufgehängte Wäsche zu beschmutzen und Gott weiß was für Unheil an-

zurichten. Manche zweifelslustige Ehemänner wollen auch behaupten, daß es sich ähnlich mit dem sogenannten „harten Wasser“ verhalte, dem man gewöhnlich das Hartgebliebensein gewisser Spezies, z. B. der Hülsenfrüchte, auf die Rechnung schreibt. Doch müssen wir zur Ehre der Frauen gestehen, daß an dieser Entschuldigung allerdings etwas Wahres ist: Es ist wirklich in Wichtigkeit, was von ihnen bei jedem hartgebliebenen Linsengerichte mit der größten Energie behauptet wird, daß nämlich das zum Kochen verwendete Wasser zu hart und daß es unnützlich sei, in hartem Wasser Hülsenfrüchte weich zu kochen. Suchen wir dieser sonderbaren Erscheinung auf die Spur zu kommen.

Es gibt in der Natur wenige Orte, an denen nicht ein Verwesungsprozeß organischer Körper vor sich geht. Draußen auf dem Felde breitet der Flug des Landmannes eine dünne Erdschicht über die zahllosen Wurzeln und Strünke, die vom Herbst her in dem Boden stecken geblieben sind. Todte Tiere, die Häuten der Insektenlarven und andere organische Körper werden auf dieselbe Weise mit Erde bedeckt und durch die Einwirkung der mannigfachen Säuren, die im Boden sich befinden, in Verwesung übergeführt. Dasselbe geschieht mit den organischen Ueberresten, die unter dem Waldboden, auf dem Friedhofe und an anderen Orten sich befinden. Alle diese verwesenden Körper enthalten sämtlich Kohlenstoff, der eine mehr, der andere weniger. Dieser Kohlenstoff enthält dieselben Bestandtheile, wie unsere Steinkohlen und Braunkohlen, oder auch wie der Diamant. Doch hat man sich wohl zu hüthen, sich den reinen Kohlenstoff unter einer dieser Formen vorzustellen, da dieselben mehr oder weniger mit anderen Bestandtheilen verunreinigt sind. Der Kohlenstoff enthält dieselben Stoffe wie die Vorläufer mit einem Bestandtheile unserer atmosphärischen Luft, dem Sauerstoff. Durch diese Verbindung entsteht aber nicht etwa ein sichtbarer Körper, sondern ein Gas, welches den Kohlenstoff im aufgelösten Zustande enthält. Dieses Gas nennt man, wegen seiner Zusammensetzung aus Kohlenstoff und Sauerstoff, Kohlenäure. Da nun überall auf der Erde organische Stoffe verwehen und ein Produkt dieser Verwesung die Kohlenäure ist, so folgt daraus, daß auch überall Kohlenäure anzutreffen sein muß. Dies ist in der That so. Sie ist eines derjenigen Gase, die am weitesten verbreitet sind und findet sich fast in der Luft. An einigen Stellen, z. B. in der Hundsgrotte bei Neapel, am Laacher-See im Eifelgebirge, in der Dunsbüchle bei Pyrmont und an vielen anderen Orten, besonders in vulkanischen Gegenden, strömt dieselbe beständig aus der Erde hervor.

Das Wasser, welches sich als Regen und Thau auf der Erde angeammelt hat, sickert allmählich in den Erdboden hinein. Indem es nun die Erde durchdringt und an solche Orte gelangt, an denen sich Kohlenäure befindet, vermischt es sich mit derselben zu kohlenäurem Wasser. Nun wissen die Leser gewiß bereits, daß die Kohlenäure sich im Wasser vieler Quellen befindet und nicht selten in großer Menge, so z. B. im Selterswasser. Derartige Quellen nennt man Sauerbrunnen. Es liegt nun die Frage nahe: Wie geht es zu, daß die Kohlenäure bis in diese Quellen gelangt, die doch allem Anschein nach aus dem tiefsten Erdinnern hervordringen? Antwort: Das kohlenäure Wasser, das sich dicht unter der Oberfläche gebildet hat, sickert immer tiefer und tiefer; es durchdringt den dichtesten Fels und höchstens die Thonschichten vermögen seinem Vordringen einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Dessen folgt es, wie das Wasser dem Flußbette; und da, wo die Thonschichten aus dem Erdinnern zu Tage treten, erscheint auch das Wasser nach seiner langen Reise wieder, und zwar als Quelle.

Nun hat das kohlenäure Wasser eine ganz

besondere Eigenschaft. Legt man nämlich in dasselbe ein Stück Kalk, so nimmt man wahr, daß es denselben nach und nach auflöst, was durch kohlenäurefreies Wasser nicht geschieht. Es liegt hier also die Annahme nahe, daß die Kohlenäure an der Auflösung des Kalkes schuld sei. Dies ist wichtig. Denn nicht minder verbreitet als die Kohlenäure ist der Kalk in den Gesteinen der Erdrinde. Das kohlenäure Wasser findet deshalb überall Kalk vor, von dem es einen kleinen Theil auflöst und mit sich fortführt. Dieser im Wasser unsichtbar vorhandene, oder wie man auch sagt, mit dem Wasser chemisch verbundene Kalk gibt nun unsern Quell- und Brunnenwässern ihre eigenthümliche Beschaffenheit. Dieselbe ist schwer zu beschreiben, wird aber äußerst treffend mit dem Ausdruck „hart“ bezeichnet. Man wache sich nur in recht hartem Brunnenwasser, und man wird eine gewisse Störrigkeit und Sprödigkeit desselben nicht in Abrede stellen können. Von vollständig anderer Beschaffenheit ist dagegen das Regenwasser. Dieses ist, da ihm jede Gelegenheit zur Aufnahme von Kohlenäure und Kalk mangelt, von so milder Beschaffenheit, daß man es höchst treffend mit dem Ausdrucke „weiches Wasser“ bezeichnet.

Vergleicht man nun das Wasser eines Flusses an seiner Quelle mit dem an seiner Mündung, so wird man einen sehr bedeutenden Unterschied zwischen beiden bemerken. Während es an der Mündung sehr weich ist, ist es dagegen an der Quelle hart. Auf dem Wege, den es zurückgelegt hat, ist es also aus hartem in weiches Wasser verwandelt. Diese Verwandlung ist hauptsächlich dem Einflusse der Wärme zuzuschreiben, welcher das Wasser auf seinem ganzen Wege ausgeübt gewesen ist. Die Wärme nämlich bewirkt, daß die Kohlenäure sich aus dem Wasser in die Luft verflüchtigt; da es nun ferner die Kohlenäure ist, welche den Kalk aufgelöst hat und im Wasser erhält, so ist nichts natürlicher, als daß auch der Kalk aus dem Wasser entweicht und wegen seiner Schwere zu Boden sinkt, wo er den Schlamm bildet. So ist also durch den Einfluß der Wärme auf das Wasser die Kohlenäure und der Kalk aus demselben vertrieben worden.

Der selbe Prozeß, der draußen in der Natur im Großen vor sich geht, wiederholt sich im kochenden Topfe im Kleinen. Denken wir uns einen Topf mit Hülsenfrüchten und hartem Wasser angefüllt in den Ofen gestellt und der Ofenwärme ausgesetzt. Sofort wird die Wärme die Kohlenäure zum Verflüchtigen bringen. Die unmittelbare Folge dieser Verflüchtigung wird sein, daß sich der in dem kohlenäuren Wasser aufgelöste Kalk sofort niederschlägt am sich an den Wänden des Topfes, sowie an den Gegenständen, die im Topfe sich befinden, also an den Hülsenfrüchten ansetzt. Wären dieselbe vor dem erfolgten Niederschlagen des Kalkes bereits weich gekocht, so hätte das Ansetzen desselben weiter keine unangenehmen Folgen. Da aber Hülsenfrüchte, namentlich wenn sie längere Zeit liegen, bekanntlich schwer kochen, so wird durch den sich niederschlagenden Kalk in der That das vollständige Weichwerden derselben verhindert. Denn der Kalk legt sich nun als ganz dünne Kruste um die Schalen der Hülsenfrüchte und verhindert auf diese Weise das Eindringen des heißen Wasserdampfes in dieselben und folglich auch das Weichwerden.

Der Kalküberzug, der sich an den Wänden der Töpfe, namentlich der eisernen bildet, ist jeder Hausfrau zur Genüge bekannt, und kann, wenn er die erforderliche Dicke erlangt hat, stückweise abgelöst werden. Geradezu lästig aber wird dieses Uebelien des Kalkes, da, wo fortwährend große Quantitäten Wasser verdunstet werden, z. B. in Dampfketten und Siedepfannen. In solchen Fällen wird der Kalküberzug, der nicht selten eine ziemliche Dicke erreicht, Kesselfestein genannt und von den Fabrikanten sehr gefürchtet, weil er nicht selten die Dauerhaftigkeit der Kessel

geradezu in Frage stellt. Man hat auf die verschiedenste Weise versucht, die Bedingungen dieser Art der Kalkbildung von vornherein abzuschneiden und so das Ansehen des Kalksteins unmöglich zu machen. Indes sind hierzu langwierige und kostspielige Behandlungsweisen des Wassers notwendig, die doch das Nebel nicht vollständig beseitigen können.

Es sei hier noch einer auf dieselben Ursachen zurückzuführenden Bildung gedacht, welche vielleicht manchen unserer Leser schon aufgefallen und als rätselhaft erschienen ist. Wer Karlsbad besucht, findet dort Gelegenheit, den hierlich gebildeten, fast wie ein Spielzeug aussehenden Sprudelstein zu sehen. Dieser Stein besteht aus einer dichten, gelblichweißen Grundmasse, in die vollkommen runde, erbsengroße Körper eingeknetet scheinen. Aus diesem Grunde nennt man diesen Stein auch Erbsenstein. Verschlägt man ein solches Korn, so bemerkt man, daß sich in der Mitte desselben stets ein kleiner Körper von noch nicht Stecknadelkopfgroße befindet, der aus Quarz besteht und um welchen sich konzentrische Schichten weißen Kalkes anlegen.

Die Entstehung dieser merkwürdigen Bildung erklärt man sich folgendermaßen: Die Quelle des Sprudels ist überaus reich an Kohlensäure und somit auch an Kalk. Das aufsprudelnde Wasser wirbelt nun eine Menge seiner Quarzkörner mit empor und hält sie in auf- und absteigender Bewegung über dem Grunde. Durch die Einwirkung der Wasserdämpfe auf die Kohlensäure entweicht dieselbe; der von ihr festgehaltene Kalk schlägt sich nieder und findet in den auf- und niederwirbelnden Quarzkörnern Punkte, um die er sich schichtenweise anlegen kann. Ferner bildet er auf dem Boden des Sprudels eine dichte Grundmasse. Sobald nun die mit Kalk überzogenen, erbsengroßen gewordenen Körner das nötige Gewicht erlangt haben, um den Widerstand des emporprudelnden Wassers zu überwinden, sinken sie zu Boden und fallen in die weiche Grundmasse, mit welcher sie zu einem festen Gestein zusammenwachsen.

Nach dem Ausgeführten muß es nun jeder der verehrten Leserinnen leicht werden, selbst das härteste Wasser zum Kochen der Hülsenfrüchte brauchbar zu machen. Sie hat eben weiter nichts zu thun, als durch Ansehen, in die Luft, oder durch Erhitzen des Wassers die Kohlensäure zu vertreiben, und auf diese Weise den durch diese gebundenen Kalk unschädlich zu machen. Auch hat die Praxis jedenfalls längst gelehrt, daß dasselbe Resultat sehr leicht zu erreichen ist, wenn man dem Wasser et was Soda zusetzt. Das Mittel ist probat; — indes würde es die Grenzen unserer Aufgabe überschreiten, wollten wir hier die chemischen Vorgänge, auf die es zurückzuführen ist, des Weiteren entwickeln.

In goldener Fassung.

Von J. Herz de Zurich.
Autorisierte Bearbeitung von E. Wilmar.

1.

Liebesheirat oder Verlobung? Sind sie die Glücklichen, die sich von der Liebe heiligem Hütterstrahl leiten lassen, sind sie's, die sich erst nach reiflicher Erwägung von Für und Wider zur Ehe entschließen? Das ist eine Frage, die niemals aus der Welt geschafft werden wird, solange die Institution der Ehe hiemieden existiert, und voraussichtlich dürfte sie sobald nicht aufgehoben werden.

Auch Felix von Alern, den Held unserer Geschichte, beschäftigte dieses interessante Problem. Er war ein achtundzwanzigjähriger, stattlicher, junger Mann mit hübschen, intelligenten Zügen, distinguiertem Wesen und sehr bedeutendem Vermögen.

Als Besitzer derartiger physischer, intellektueller und . . . lügender Eigenschaften war er in den Kreisen der nach einem Schwieger-söhne aussehender Mütter und Mütter natürlich eine sehr gesuchte Persönlichkeit. Von

allen Seiten hagelte es Einladungen, Briefe, Anträge auf ihn herab. Kaum ein Tag verging, ohne daß ihm Gelegenheit gegeben ward, eine oder die andere „teure Perle“ zu bewundern. Töchter hoher Würdenträger, Bankiers- und Grafentöchter waren ihm zur Wahl gestellt. Doch Felix überlegte sich nicht.

„Natürlich will ich vor allen Dingen geliebt werden,“ sagte er zu seinem besten Freunde, dem Dichter Ottokar Waldheim, der ihn dieserhalb interpellierte. „Was hilft es mir, Familienglied des Grafen von Dreistern oder der Baronin von Vianenblut zu werden, wenn das Bindegeld mir das Leben unerträglich macht? Und welchen Zweck hätte es andererseits, meine Million mit der Fräulein Hansens oder Fräulein Duponts zu vereinen, die mir beide — die eine durch ihr Aeußeres, die andere durch ihr Wesen — antipathisch sind?“

„Und was gedenkst Du eigentlich . . .“
„Vorläufig mache ich es wie Du und begnüge mich mit der Rolle des Beobachters. Du schaust Dir Blumen, Bäume, Sonnenuntergänge, Meeresfluten und hübsche Frauen an, um sie in Versen zu besingen; ich, um mir eine Augenweide zu bereiten, mich zu zerstreuen bis . . .“

„Was . . .?“
„Ich die Gesuchte gefunden habe.“
„Und Du suchst natürlich ein Ideal an Schönheit und Liebreiz, in jeder Beziehung prima Qualität?“

„Bewahre, ich suche einfach ein Weib, das mich um meiner selbst willen liebt und fähig ist, mir das Leben angenehm zu machen.“
Ottokar lachte unwillkürlich auf.

„Kindstopp! Wenn das alles ist, so dürftest Du mit Deinen Aeußeren, Deinem Wammon — mit Leichtgligkeit Duzende von Frauen finden.“

„Das vielleicht. Als „Partie“ dürfte ich vielleicht Anspruch auf das Prädikat „erste Güte“ erheben. Aber das ist es eben. Gesetzt den Fall, ich ginge der erwähnten Vorzüge verlustig, ich verliere Haar und Geld zugleich . . . glaubst Du wohl, daß moralischer und intellektueller Wert allein genügen, um Eindruck auf ein junges Mädchenherz zu machen?“

„Im . . .“ meinte der Poet bedenklich.
„Siehst Du, da habe ich Dich festgenagelt!“

„Und kamst Du mir unter all den Mädchen meiner Bekanntschaft, die bei jedem meiner Worte aufsehend in Verwunderung zerfließen, auch nur eine, eine einzige nennen, die mir . . . im Falle ich ruiniert . . .“

„Und kahl wäre . . .“
„Mit derselben bestrickenden Lebenswürdigkeit begegnen würde?“

„O ja, ich kenne eine.“
„Wer ist sie?“

„Gerda Larisch, die Du schon oft bei Deiner Tante, Frau von Cron getroffen hast.“
„Ach, geh doch! Sie beachtet mich ja kaum, ja, sie weicht mir sogar aus. Und wenn die Höflichkeit es unumgänglich erfordert, daß ich sie zum Tanz engagiere, findet sie stets einen Vorwand, meine Aufforderung abzulehnen.“

„Weil sie Dich liebt.“
„Wie . . . Du glaubst?“
„Aber bester Junge, das sieht man doch! Ich bin vollkommen überzeugt davon. Für uns Poeten giebt es untrügliche Symptome.“

„Aber wenn es so wäre, warum dann diese äußere Mißachtung?“
„Mißachtung? . . . Ich halte es für Reserve, für weibliche Würde. Fräulein Larisch ist arm und Du Millionär.“

„Aber sie ist bedächtig schön . . .“
„Allerdings, und wenn ich, ein armer Poet ohne Heller und Habe, in Deiner Stelle wäre . . .“

„Aber wie erfahre ich, ob Deine Behauptung zutrifft?“

„D, das dürfte nicht schwer halten. Auf der nächsten Soirée bei Deiner Tante werde ich ihr im Vertrauen mitteilen, daß Du ru-

niert bist und eine Perrücke trägst. Dann engagierst Du sie zum nächsten Walzer, und Du sollst sehen, sie nimmt Deine Aufforderung an. Und da sie Dir bisher, so lange sie Dich reich und . . . behaart gewährt, keinen Tanz gewährt, wäre dies der schlüssigste Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung.“

„Gut, probieren wir es, und sei's auch nur aus Mißbegier.“

2.

Wirklich nur aus Mißbegier?

Jedenfalls ward Felix an diesem Soirée abend zum ersten Mal das Vergnügen zu teil, mit Fräulein Larisch zu tanzen, wobei er Gelegenheit fand, sie nicht nur als vorzügliche Tänzerin, sondern auch als überaus anziehendes lebenswürdiges Wesen kennen und schätzen zu lernen. Und als er im Laufe des Abends zum Brennpunkte, zu der Frage gelangte, ob sie seine Frau werden wolle, hartete er voll Bangen ihrer Antwort.

Sie war sehr einfach.
„Wie gut, daß Sie diese Frage nicht geäußert haben, bevor Sie Ihr Vermögen verloren. Nun kann ich freudigen Herzens „ja“ sagen.“

Der Kahlheit erwähnte sie nicht; denn der diplomatische Ottokar hatte es schließlich doch für ratsamer gehalten, sich diese Lüge zu ersparen.

Sechs Wochen später fand die Vermählung des Paares statt. Die jungen Gatten machten eine Hochzeitsreise nach Italien und ließen sich, zurückgekehrt auf dem herrlichen Landgute Ellerns nieder.

Die ersten Gäste, die sie dorthin einluden, waren Ottokar Waldheim und Tilly Keer, eine Freundin Gerdas, die auf der Hochzeit derselben Ottokars Brautdame gewesen.

Es ist nicht schwer zu erraten, daß das junge Ehepaar ein wohlüberlegtes Komplott in Scene gesetzt, um sich dem Poeten, dessen kluger Strategie sie ihr Glück verdankten, erkenntlich zu zeigen. Sie hofften, daß Tilly, die elternlos, freie Herrin ihrer Entschlüsse und für edle Poesie außerordentlich empfänglich war, sich schon aus Begeisterung für Ottokars schöne Verse entschließen würde, ihm ihre Hand zu reichen, in der sich etliche hunderttausend Mark befanden.

Es waren herrliche Tage, die das Vierklec mitfammen erlebte.

Ottokar, der bereits auf der Hochzeit sehr enttäuscht von seiner Brautdame gewesen, geriet alsbald in jenen eigenartigen, nicht mißzubedeutenden Zustand, der sich durch Seufzen, schmachtende Mienen und Augenverdröhnen kund zu thun pflegt.

Bei Gelegenheit machte er Felix zum Vertrauten seines Hangens und Bangens.

„Du glaubst also wirklich, daß dieses herrliche Weib im Stande wäre, mir ihr Herz zu schenken?“ fragte er.

„Ich bin überzeugt davon.“
„Wäre es möglich? Mich . . . mich sollte sie lieben? . . . Mich armseligen Schlander?“

„Bei Menschen von idealer Veranlagung spielt das Geld keine Rolle. Sieh Dir Gerda an! Hat sie mir ihre Liebe nicht dann erst bekannt, als sie mich ruiniert wähnte?“

„Das ist allerdings wahr.“
Während dieser Unterhaltung promentierten die Freunde im Park. Der Abend dunkelte bereits. Der heranziehende Mond begann seinen magischen Goldschein um Baum und Busch zu weben.

Schritte und Stimmen klangen durch die Abendstille.

„Halt!“ sagte Ottokar. „Dort kommt Deine Frau mit Tilly.“

„Vielleicht verhandeln sie dasselbe Thema wie wir,“ meinte Felix. „Solch stimmungs-voller Monatscheinabend ist zu Herzensergüssen wie geschaffen.“

„D wüßte ich, ob sie mich liebt,“ seufzte Ottokar träumerisch.

„Das kannst Du möglicherweise gleich in Erfahrung bringen. Schnell hier hinein!“
Damit zog Felly den Freund in ein dichtes Gebüsch, wo beide regungslos den Stimmen der Nahenden lauschten.

Langsam, Arm in Arm näherten sich die beiden Damen einer in der Nähe des Gehäusigen stehenden Wand.

„Wollen wir uns hier ein wenig setzen?“ fragte Gerda.

„Gern.“
Die beiden Laufschritze frohlockten innerlich. Besser hätte es sich gar nicht fügen können. Kein noch so leises Wort konnte ihnen jetzt entgehen.

„Und hast Du eine glückliche Wahl getroffen? Entspricht er in jeder Beziehung Deinen Wünschen?“ tönte Lillys Stimme an ihr Ohr.

Ottokar stieß Felly an, was ungefähr besagen sollte: „Ruh auf!“ Die Rede ist von Dir, glücklicher Spitzhube!“

Mit vollstem Vertrauen erwartete der Gatte die Antwort seiner Frau, ein festes kurzes, entschiedenes, natürliches „Ja!“

„Nein!“ Klang es statt dessen zurück. „Es wird Dir vielleicht unbegreiflich scheinen, Lilly, aber ich bin seiner sehr bald überdrüssig geworden und mag ihn nicht mehr.“

Glücklicherweise konnte Felly sich in diesem Moment auf Ottokar stützen, denn seine Kniee schienen plötzlich zu wanken.

„Mein Gott! Mein Gott!“ ächzte er leise. „Aber wie kommt denn das?“ entgegnete Lilly betroffen. „Du scheinst doch anfangs so viel Gefallen an ihm zu finden?“

„Nun ja . . . aber man kann sich täuschen. Und überdies ändert sich auch der Geschmack.“

Diese Schweifstropfen perlten auf Fellys Stirn. Er wollte fliehen, um nichts weiter zu vernehmen, um sich wenigstens noch die Möglichkeit eines letzten Zweifels zu wahren. Doch die leiseste Bewegung würde seine Anwesenheit verraten. Er mußte anhalten.

„Aber warum hast Du ihn denn genommen?“ fragte Lilly.

„Weil er in Gold gefaßt war.“
Ein kühler Wind hatte sich erhoben. Die leicht gekleidete Lilly erschauerte. „Komm“, sagte sie, „es wird kühl, wir wollen ins Haus zurückkehren.“

Sie erhoben sich und eilten den mondschimmernden Kiesweg hinunter, dem Hause zu. Mit Augen, düster wie die Nacht, starrte Felly ihnen nach.

„Die Glende!“ knirschte er, sobald sie außer Hörweite waren, „o, diese Glende!“

Ottokar hätte viel darum gegeben, seinen Freund trösten zu können, doch angesichts dieses Schmerzes fand er die rechten Worte, den rechten Ausdruck nicht. Ihm war, als habe er einen Keulenschlag erhalten.

„Und Dir . . . Dir habe ich das zu verdanken!“ wandte Felly sich jetzt erbittert gegen den Freund.

„Wir . . .?“

„Gewiß, Dir . . . Deiner Poeten-Ratweil. Du hast Dich von der Komödie, die sie gewißlich, fangen lassen und ihr obenein noch zur Erreichung ihres Zweckes verholfen. Und wenn ich bedenke, daß ich so blödsinnig gewesen, mich ebenfalls fangen zu lassen! . . . Wenn ich mir ihre Antwort auf meine Liebeserklärung vergegenwärtige: „Wie gut, daß Sie nicht um mich geworden, bevor Sie Ihr Vermögen verloren; denn nun kann ich freudigen Herzens „Ja“ sagen . . .“ O, diese elende Heuchlerin! . . . Nur um meines Rammons, um meiner „goldenen Fassung“ halber ist sie mein Weib geworden!“

„Felly, ich bitte Dich, beruhige Dich!“
„Nicht beruhigen? . . . Wie sollte das wohl möglich sein? Wenn ich sie wenigstens nicht so liebte oder hoffen könnte, sie eines Tages nicht mehr zu lieben! Aber sie ist mir so unendlich ans Herz gewachsen, daß ich mich nie mehr von ihr loszureißen vermag. O, es ist entsetzlich, Ottokar, über alles Denken

fürchterlich! . . . Zu wissen, daß sie, die man anbetet, unserer Liebe unwert ist!“

Und auf die Wand niedersinkend, auf der seine Frau zuvor gesessen, brach Felly in leidenschaftliches Schluchzen aus.

„Wenn ich denke, wieviel Unwarschaft auf ein glückliches Dasein ich gehabt!“ stöhnte er. „O, und wie glücklich hätte ich irgend ein braves, ehrenwertes Weib machen können, das mir dafür erkenntlich gewesen wäre! . . . O, dieses Elend, diese Qual!“

Das Weib des Freundes schmerzte Ottokar in tiefster Seele. „Bergieh mir, Felly, vergieh mir!“ bot er innig. „Ich bin trostlos, die Ursache Deines Unglücks gewesen zu sein. Doch mein Glück ist ebenfalls dahin; denn so sehr ich die Freundin Deiner Frau lieb gewonnen, vermag ich jetzt nicht mehr an eine Vermählung mit ihr zu denken. Ich habe kein Vertrauen mehr zu den Weibern und will mich nicht der Gefahr einer ähnlichen Entdeckung aussetzen, wie sie Dir jeben beschieden worden.“

3.

Schließlich mußten die Freunde wieder daran denken, ins Haus zurückzukehren.

„Welche Qual liegt in dem Gedanken, diesem Weibe wieder gegenüberzutreten, sich unwissend stellen, von gleichgültigen Dingen mit ihm reden zu müssen!“ rief Felly verzweifelt.

„Aberdings . . . denn daß wir uns verstreut hatten, um sie zu belauschen, können wir ihnen nicht sagen. Raffiniert wie Deine Frau ist, würde sie Dir dann erwidern, daß ihre Neugierungen lediglich besawekten, Dich für Deine Reugier zu fragen.“

Wenige Minuten später betraten die beiden Herren den Salon.

„Wie lange Ihr draußen geblieben seid!“ wandte Gerda sich mit sanftem Vorwurf an den Gatten. „Das ist unrecht von Dir, Felly; Du weißt doch, wie leicht Du Dich erkaltest.“

„Nah, was thut das?“ versetzte er voll inneren Grimmes.

„Was es thut? Nun, wenn es Dir nichts thut, ist es doch für Deine Frau sehr betrübend, den geliebten Herrn und Gemahl leiden zu sehen.“ lächelte Gerda, während sie, auf Felly zutretend, zärtlich seine Wange tätschelte.

Es bedurfte des Aufwandes all seiner Willenskraft, um angesichts dieser schändlichen Heuchelei einen Ausbruch innerer Empörung zu unterdrücken und seine Ruhe zu wahren.

„Sag, lieber Schatz“, ging Gerda dann ziemlich unvermittelt auf ein anderes Thema über, „gedachtest Du nicht morgen nach Wien zu reisen?“

„Warum diese Frage?“

„Ich wollte Dich in diesem Falle bitten, mir diesen Räder umzutauschen, den ich in voriger Woche — unter dieser Bedingung — gekauft habe. Anfangs gefiel er mir, aber ich bin seiner sehr bald überdrüssig geworden . . .“

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es Felly.

„Wie kommt denn das?“ fragte er sich zur Ruhe zwingend, in halb ersticktem Tone. „Das ist doch sonst nicht Deine Art?“

„Ich weiß nicht . . . vielleicht weil er allzu sehr ins Auge fällt.“

„Aber warum hast Du ihn denn genommen?“

„Weil er in Gold gefaßt ist . . . Das ist jetzt das Modernste.“

Eine Vergesslast fiel ihm von der Seele, während Gerda harmlos fortfuhr:

„Aber Du weißt ja, ich bin mehr für das Einfache, Unauffällige. Du wirst mir etwas recht Hübsches ansuchen, nicht wahr, Männchen? Ich verlasse mich auf Deinen guten Geschmack.“

„Ja, mein Lieb, ja; ich werde mein Mög-

liches thun. Doch halt, erst gib mir einen Kuß!“

Und leidenschaftlich preßte er sein junges Weib in die Arme.

„Aber Felly, ich bitte Dich, sei doch vernünftig! . . . Was muß Herr Ottokar denken?“

„Ach was! Er wird denken, daß ich Dich liebe und ein glücklicher Mensch bin . . . und das wird er sehr begreiflich finden.“

Allerlei.

* Gatte: Du hast Dir gewiß gestern Abend einen Bleistift gekauft, Alma? — Gattin: Woher weißt Du denn das? — Gatte: Ich hab' mich eben rasiren wollen.

* Ame. Dulectron zeigt ihrem 10jährigen Sohne Bob eine Photographie: — Schau, so hab' ich ausgesehen, als Papa mich kennen lernte. — Bob (nachdem er das Bild betrachtet): Mama, Du mußt aber sehr reich gewesen sein!

* Richter: Wie ich sehe, haben Sie auch ein paar Zähne verloren bei der Rauferei. — Angeklagter: Oh na, Cuzer Gnad'n, die hab' i net verlor'n. — Richter: Sie fehlen Ihnen aber. — Angeklagter: Des scho', aber i hab's ja g'schlutt.

* Falsche Diagnose. Arzt: Der Junge hat irgend was gegessen, was er nicht sollte, nicht wahr? — Mutter: „Ja, Herr Doktor.“ — Arzt: „Und dann hat ihm der Kopf weh gethan, nicht wahr?“ — Vater: „Ja, Herr Doktor.“ — Arzt: „Weil er sich den Magen verdoeben hatte, nicht wahr?“ — Patient: „Ne, Herr Doktor, weil mich Vater eene cunter schauen hatte.“

Rätsel.

Auch nicht des kleinsten Konsonanten hält Deutschland — undankbar — mich wert; doch bin ich wichtig für den Herd Des Fürsten, wie des Schloßtrabanten. Sprengt ihn're Kraft sich auf das Thor, So geht ein schönes, freies Leben Gar wunderbar aus mir hervor, In Luft, in Wasser hingschwebend.

Pomonym.

In Bayern ist's
Als Hauptwort eine Stadt;
Als Reimwort es
Den Wunsch im Sinne hat.

Rechenaufgabe.

Ein junger Hirt lieh mit Freunden Eintaufen und acht Schafe weiden, Bis daß der Sonne leuter Strahl Entwich von seinem grünen Thal. Und grauer Abend war geboren; Jetzt führte er sie in zwölf Herden, Doch so, daß jegliche zwei mehr Enthielt, als das nächst vorige Heer. Sag, wie viel in die erste kommen Und jede andere aufgenommen?

Logogramm.

Fünf Reichen nennen einen Fisch In Stromes Fluß, nicht in den träben Teichen, Du findst ihn selten auf des Armen Tisch, Er ist oft Le're Kost der Reichen. Ein Reichen mehr, so blüht's wie Röschens Augen, Schließt wie ein Kal durch die geküßte Hand Und eilt und eilt, zur Hülle ihr zu taugen, Zu Busentuch und Brautgewand.

Charade.

It's erste groß, so wird
Dann anders es genannt.
It's zweite groß, dann wird's
In Mühlen angewandt.
Das Ganze ist
Als wild und leicht bekannt.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Silberätsel: Altona, Datschi, Rumänien, Jamaica, Adbel, Bogat, Dallas, Pagan, Edgar, Led. — Adrianopol, Kristiania.
Charade: Stricknadel.



Verantwortl. Redakteur: Anton Str. 57.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. (Kirchweihfest).

Evangelium nach dem hl. Lukas 19, 1-10. „In jenen Tagen zog Jesus in Jericho ein, und ging durch. Und siehe, da war ein Mann, mit Namen Zachäus, der war Oberzöllner und reich. Und er suchte, Jesus zu sehen, wer er wäre; aber er konnte nicht vor dem Volke; denn er war klein von Person. Da lief er voraus, und stieg auf einen wilden Feigenbaum, um ihn zu sehen; denn da sollte er vorüber gehen. Als nun Jesus an den Ort kam, schaute er hinauf, sah ihn, und sprach zu ihm: Zachäus, steige schnellst herab! Denn heute muß ich in deinem Hause bleiben. Und er stieg eilends herab, und nahm ihn mit Freuden auf. Und alle sahen es, und sprachen: Bei einem Sünder ist er eingekehrt! Zachäus aber stand, und sprach zu dem Herrn: Siehe Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich jemand betrogen habe, so erstatte ich es vierfach. Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn Abrahams ist; denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“

Jesus im Hause des Zachäus.

Regelmäßig am Sonntage, der dem Feste des hl. Bischofs Martinus folgt, wird, lieber Leser, in unserer Erzdiocese das Jahrgedächtnis der Einweihung aller Kirchen und Kapellen feierlich begangen. Diese Gedächtnisfeier aller Kirchen ward nicht immer auf einen Tag gehalten; vielmehr feierte vordem jede einzelne Kirche genau den Jahrestag ihrer Weihe. Weil aber im Laufe der Zeit mit der kirchlichen Feier auch eine weltliche sich verbunden hatte, die das kirchliche Fest allzusehr beeinträchtigte, so sahen die Oberhirten sich zuletzt veranlaßt, diesem Mißbrauche zu steuern, indem sie das Kirchweihfest auf einen gemeinsamen zu feiernden Tag verlegten.

Das Freitags-Evangelium erzählt uns von der Einkehr des Herrn beim Zöllner Zachäus. Jesus war auf seinem letzten Gange nach Jerusalem, lieber Leser, als Er bei Zachäus Einkehr hielt. Von Galliläa durch Samaria kommend, war der Herr bereits an der Grenze der Provinz Judäa bei Jericho angelangt, das nur noch sechs Stunden von Jerusalem entfernt liegt. Allein wanderte Jesus auch dieses Mal nicht; außer den Jüngern begleitete ihn, wie gewöhnlich, eine Schar von Leuten, die Seine Wunder sahen. Seine Lehre hören wollten. Ja, dieses Mal sind die Straßen besonders belebt, denn Alles zieht zum nahen Osterfeste, und Jericho ist ein bedeutender volkreicher Ort. Zudem hat der Herr kurz vor der Stadt einem Blinden, dem Bartimäus, das Gesicht wiedergegeben, — ein Umstand, der den freudigen Jubel des Volkes noch vermehrt. So zieht denn der Herr in glänzender Begleitung durch die Stadt Jericho.

„Und siehe! (erzählt der heil. Evangelist Lukas) da war ein Mann mit Namen Zachäus, der war ein Oberzöllner und reich;

und er suchte Jesus zu sehen, wer Er wäre; aber er konnte nicht vor dem Volke, denn er war klein von Person.“

Die Umgegend von Jericho, heute eine öde Wüste, lieferte damals, wie der Geschichtsschreiber Flavius Josephus berichtet, mit ihrem Balsam und ihren feinen Ölen die gesuchtesten, kostbarsten Artikel für Handel und Ausfuhr, so daß hier ein „Oberzöllner“ d. i. ein Zollpächter, der die anderen „Zöllner“ nur in seinem Dienste hatte, sehr wohl am Platze war. War der Oberzöllner Zachäus nun ein Jude oder ein Heide? Ich glaube entschieden das letztere, trotz dem hebräisch (oder aramäisch) klingenden Namen, denn die Juden waren ja nicht die einzige Nation, die das Aramäische etwa als Muttersprache oder als Unterscheidungszeichen andern Völkern gegenüber festgehalten hätte; vielmehr hatten sie sich diesen Dialekt erst vor wenigen Jahrhunderten durch ihre Verührung mit der Heidenwelt angeeignet. Zudem nennt derselbe Flavius Josephus eine ganze Reihe von heidnischen Königen mit Namen, die ganz „aramäisch“ klingen.

Wäre Zachäus ein Israelit gewesen, so würde es unbegreiflich sein, daß er Jesus nach dessen mehrjähriger Thätigkeit, nach der gewaltigen Bewegung, die Er im Lande hervorgerufen, und gar in Jericho, wo den Messias wiederholt Sein Weg vorbeigeführt, — „noch nie gesehen“ habe! — Und der bedeutungsvolle Ausspruch des Herrn: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn Abrahams ist!“ — deutet darauf hin, daß Zachäus ein Heide war; denn die Schriftsteller insgesamt verstehen das Wort: „weil auch er ein Sohn Abrahams ist“, nur im geistigen Sinne, also von der Sohnschaft „durch den Glauben“ (Röm. 4.), so daß der Herr also sagen will: auch Zachäus ist ein Sohn Abrahams dem

Kirchenkalender.

- Sonntag, 18. November, 24. Sonntag nach Pfingsten.** Kirchweihfest. Eugen † 508. Evangelium nach dem heil. Matthäus 13, 31-38. Festtags-Evangelium Lukas 19, 1-10. Epistel: Geh. Offenbarung 21, 3-2. St. Andreas: Nach der 4 Uhr Predigt Todesangst-Bruderschaft. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Communion des Vereins der Christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth. In der hl. Messe um 11 Uhr und nachmittags um 5 Uhr Predigt eines afrikanischen Missionars. Franziskanerkloster: Nachmittags 3 Uhr Vesper für die Mitglieder des III. Ordens für die Verstorbenen.
- Montag, 19. November, Elisabeth † 1231.** St. Andreas: Morgens 7, 10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Todesangst-Bruderschaft. St. Lambertus: In Ehren der hl. Elisabeth 1/2, nach 7 Uhr feierl. Messe der St. Elisabeth-Stiftung mit gemeinschaftl. hl. Communion der Mitglieder der Elisabethen-Konferenz und ihrer Pfinglinge; nachmittags 5 Uhr fest. Predigt und sakramentalische Fest-Andacht. Herz-Jesu-Kloster: Nachmittags 6 Uhr Andacht. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.
- Dienstag, 20. November, Felix † 1212.**
- Mittwoch, 21. November, Maria Dofering. Buß- und Bettag, Gebotener Feiertag.** Evangelium nach dem hl. Lukas 11, 27-28. Epistel: Ecclesiasticus 24, 14-16.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Wandern nach, obwohl er an sich, der Geburt nach, kein Sohn Abrahams ist.

Der Heiland ist also, lieber Leser, innerhalb der Thore Jerichos: wir stellen uns leicht vor, wie rasch die Kunde hiervon auch zu den Ehren des Jachäus dringt: er hat den Geheimnisvollen noch nie gesehen, aber um so mehr, und nicht erst heute, von ihm gehört. Wie mußte ein Wunder, wie die kurz vorausgegangene Auferweckung des Lazarus, auch auf einen ersten Heiden einwirken, zumal da Bethanien kaum eine Tageliste von Jericho entfernt lag. Und siehe! Der Wunderthäter, von dem alle Welt redet, dieser so viel Gepriesene aber auch viel Gehätselte: Er zieht eben durch die Straßen der Stadt, — und in Jachäus regt sich die göttliche Gnade. Der Oberkellner ist klein von Gestalt, das Gedränge des begleitenden Volkes aber groß, so daß es ihm nicht gelingt, den Durchziehenden zu sehen. Allein was er für den Augenblick als schmerzlichen Krampf empfinden mochte, was ihn von Jesus fern zu halten schien, war gerade bestimmt, ihm um so sicherer und bestimmter den Weg zum Ziele zu weisen: kurz entschlossen, ließ er dem Juge horauf, hinaus zum Thore auf die freie Straße: da fand er einen wilden Feigenbaum, an dem Jesus vorbeiziehen mußte, auf diesen hieß er, „um ihn zu sehen,“ und wartete.

Wer könnte das, lieber Leser, ohne tiefe Bewegung lesen, obwohl der Evangelist es so schlicht und einfach erzählt: ein wilder Heide, ein Mann der Welt, legt alle Rücksicht hinten an, er vergißt sich (wärdens wir sagen) so weit, daß er auf einen Baum steigt, um nur einmal jenen wunderbaren Mann zu sehen! Das ist nicht bloße Neugier; denn sicher hätte Keiner, dem Jesus nicht schon sympathisch zur Seele sprach, sich die Mühe gegeben, vorauszuwollen oder gar auf einen Baum zu steigen.

Wie rührend, lieber Leser, ist auch das, was nun folgt: „Als Jesus an den Ort kam, schaute Er hinauf, sah ihn und sprach: Jachäus, steig eilends herab, denn heute muß ich in Deinem Hause bleiben! Und er stieg eilends herab und nahm ihn mit Freunden auf.“ — Wo Jesus ruft, da sollen wir nicht zögern, da thut Eile not; denn die Lebenszeit eilt dahin und macht jeden Aufschub gefährlich und jede Versäumnis unerlässlich.

Und nun, welche Wirkung in dem Herzen dieses reichen heidnischen Ritters! „Siehe Herr, die Gäfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich Jemand betrogen habe, so erlätze ich es vierfach.“ — das heißt ja im Grunde nur: Siehe, ich bin nun Dein, o Herr, mit Hab und Gut, mit Leib und Seele, im Leben wie im Tode! — Jesus hat Einkehr bei ihm gehalten, und nicht bloß gesucht und gefunden ist der Sünder, der verloren war: er ist gerettet und für die Seligkeit wiedergewonnen.

Möge auch uns, lieber Leser, so oft wir den Herrn in Seinem Tempel ansuchen in huldiger Liebe, bei der Heimkehr das ergebende Bewußtsein begleiten: „Heute ist unserm Hause, (unserer Seele) Heil widerfahren!“

S.

Die Einführung der Kartoffeln.

Von Hermann Grelling.

Nächst einem Stücker gut durchgebackenen Roggenbrotes giebt es wohl kaum ein größeres und bessereres Nahrungsmittel als eine zarte, duftige, mehligte Kartoffel! Brot und Kartoffeln sind neben dem Salz wohl die Hauptbedürfnisse des civilisirten Menschen geworden, und wenn es Tausende von Leuten giebt, die keine Bohnen, keine Macaroni oder keine — Austern essen mögen, so findet sich doch wohl unter Millionen kaum einer, welcher dieses herrliche, wohlschmeckende billige Verläßt verschmähte. Ganze Völkerstämme leben fast ausschließlich von der kostbaren

Frucht, und in theuren Zeiten und nach Missernten erheben sie als die wahren Lebensretter der Armuth. Neben dem Werth der Kartoffeln noch ein Wort verlieren, hieße Freßische in einen Sumpf tragen. Daher muß es uns heutzutage ganz befremdlich und wunderbar vorkommen, wenn wir erfahren, daß noch vor 200 Jahren die Kartoffel, ohne die wir uns das Leben und unsere Glücken gar nicht mehr vorzustellen vermögen, nicht allein in Deutschland, sondern überhaupt in Europa so gut wie unbekannt war, und daß die fremde und sonderbare Knollenpflanze, als man sie bei uns einzuführen versuchte, nicht etwa mit Freude und Beifall begrüßt wurde, sondern allenthalben dem größten Mißtrauen, der offenbaren Unlust, ja sogar ausgesprochenem Haße begegnete, daß man sie für ein schädliches Gewächs hielt und dem Aberglauben alle möglichen Konjessionen in bezug auf ihre Wirksamkeit einräumte.

Neben die Herkunft des trefflichen Gewächses wissen die meisten von uns wenig mehr, als daß es aus America stammt und von Franz Drake nach Europa gebracht worden ist. Letzteres ist nur halb richtig, wie uns überhaupt wie bei der Darstellung so mancher anderen wichtigen Begebenheiten auch in der Geschichte der Kartoffel die eigenthümliche Thatsache entgegentritt, daß wir von den betreffenden Vorgängen recht wenig Zuverlässiges wissen, obwohl die Einführung der Kartoffel doch kaum 300 Jahre zurückliegt, also zu einer Zeit stattfand, in welcher Chroniken und Geschichtsschreiber eine äußerst rühmliche Thätigkeit entfalteten. Allerdings ist die Erscheinung leicht erklärlich — niemand konnte eben im voraus ahnen, um was für eine hervorragende Kulturpflanze es sich handelte, sonst wäre man derselben von vornherein mehr Würmerksamkeit geschenkt haben.

Als die Heimath der Kartoffel, einer nierenförmigen, länglich dunkelgrünen Frucht von unangenehm süßlichem Geschmacke, ist wohl Peru anzusehen; unter den Namen Papas wurden die Kartoffeln dort schon lange als ein vorzügliches Nahrungsmittel geschätzt. Andere Geschichtsschreiber geben zwar Virginien als das Vaterland unserer Pflanze an, doch hat es mehr den Anschein, als habe sich von Peru aus die Kartoffel allmählich über die benachbarten Länder verbreitet und sei auf diese Weise auch nach Virginien gelangt; ja, in einer älteren Monographie wird sogar behauptet, daß Franz Drake sie zuerst 1585 nach Virginien gebracht habe. Die erste Nachricht über die Verwendung und Einführung der Kartoffel stammt aus dem Jahre 1565, wo ein Slavenhändler John Hawkins eine Partie aus Santa Fe nach Irland überführte. Vermuthlich benutzte er die Früchte als Nahrung für seine Sklaven, jedenfalls diente die Perion des Ueberbringers dem neuen Gewächs keinesfalls als Empfehlung, auch mag dieses selbst sich in so unansehnlichem Zustande befunden haben, daß niemand Lust bezogte, mit dem Anbau einen Versuch zu machen. Letzteres war vielleicht auch die Ursache der später zu Tage tretenden Abgeneigtheit, sich mit der Kartoffel zu befassen.

Der nächste, welcher einen neuen, wenn auch verfehlten Versuch zur Einführung der Kartoffel unternahm, war der englische Admiral Walter Raleigh, der sie 1584 in Virginien vorband und in seinem Garten zu Yonghall in Irland anpflanzte. Erst zwei Jahre später, 1586, erscheint der berühmte Seefahrer Franz Drake auf dem Schauplatze. Bereits im Jahre 1578 hatte er die Frucht bei einer Landung in Peru kennen gelernt; er überzeugte sich auch von dem Nutzen der unscheinbaren Knollen, da dieselben ihm und seinen Gefährten während einer Hungerperiode eine ansehnliche Speise gewährten. Bei seiner Rückkehr nach England (1584) führte er eine wohlbehaltene Ladung der Früchte mit sich, und er gab sich die größte Mühe, sie in seinem Vaterlande einzuführen

zu machen, indem er nicht nur seinen eigenen Gärtner mit der Anpflanzung beauftragte, sondern auch dem berühmten Botaniker John Gerard eine Anzahl Samenknollen zur Verfügung stellte. Zunächst scheiterte freilich die Erkenntnis der Bedeutung der Pflanze an einem eigenthümlichen Mißverständnisse. Drakes Gärtner hielt nämlich die grünen Samenknollen für die essbare Frucht des fremden Gewächses; als ihm diese genügende Reife erlangt zu haben schienen, kostete er davon, und fand sie natürlich nichts weniger als gutschmeckend. Vergerlich begab er sich mit den grünen Knollen zu seinem Herrn, um ihm sein Leid zu klagen. Mit bereitestem Ernst erwiderte ihm Drake, er solle die Pflanze, wenn er glaube, daß sie nichts taue, so gleich mitsämmen den Wurzeln aus dem Boden reißen. Das that denn auch der Gärtner — da fand er zu seinem Erstaunen unter jeder Stauden eine Menge runder oder länglicher Knollen, von denen er auf Befehl seines Herrn sogleich eine Anzahl kochen mußte. Nachdem er davon gekostet, änderte sich plötzlich seine Ansicht, er fand sie geradezu köstlich von Geschmack und widmete sich fortan mit Eifer ihrer Vermehrung und Kultur.

Von Willberg wird diese Geschichte noch ergötzlicher erzählt. Danach hatte der Admiral einem englischen Freunde Kartoffeln zur Anpflanzung mit dem Bedenken überlassen, daß es sich um eine höchst treffliche, nützliche und nachhafte Frucht handle, deren Anbau er für sein Vaterland als äußerst erzieherlich erachte. Der Freund befolgte wifshäufig alle Befehle Franz Drakes, unglücklicherweise hielt er aber die am Kraute hängenden Samenknollen für die eigentliche Frucht. Da es nun Herbst war, und die Knollen schön gelb geworden, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahl ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugebedeckte Schüssel, deren Enthüllung der Hausherr mit einer feierlichen Rede über den Ursprung und die Bedeutung ihres Inhaltes begleitete. Die Samenknollen waren in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt bestreut worden — neugierig machten sich die Gäste darüber her, aber jedem blieb der Bissen im Munde stecken, denn das Zeug schmeckte abscheulich. Wüthend ließ der Gastgeber die Kartoffeln aus seinem Garten ansreisen. Als er einige Zeit darauf in letzterem spazieren ging, sah er in der Nähe eines von dem Gärtner entzündeten Feuers schwarze runde Knollen liegen. Er zertrat ein solches Ding, und da es inwendig so schön weiß und mehlig war und ihm so lieblich entgegenstufete, fragte er den Gärtner, was das wohl sei, und bekam den Bescheid, es seien das Knollen, die unten an der Wurzel der amerikanischen Pflanze gehangen. Jetzt begriff der Herr seinen Irrthum, er ließ die Knollen sammeln und veranstaltete ein zweites Gastmahl, bei dem sich dieselben Gäste die erst so verlästerte Frucht auf das beste schmecken ließen.

Derlei Irrthümer mögen am Anfang wohl häufig gewesen sein, deshalb kann man der Anekdote wohl Glauben schenken. Nach Deutschland kamen die Kartoffeln erst am Anfang des 17. Jahrhunderts, und zwar über Spanien und Italien. Die Spanier bezogen dieselben unter dem peruanischen Namen „Papas“ noch früher als die Engländer aus Mexiko und Peru, von ihnen erhielten sie die Italiener, die sie „Tartuffoli“ nannten, woraus die Deutschen später „Kartoffel“ machten. Schon im Jahre 1587 soll ein Arzt in Breslau, Lorenz Scholz, die neue Frucht in seinem Garten gezogen, und ein Jahr später der päpstliche Antinus in Venedig einige Knollen an den Aufseher des botanischen Gartens in Wien, Karl Clusius, gesandt haben. Mit der Verbreitung in Deutschland sowohl als den übrigen Ländern ging es jedoch äußerst langsam. Im Jahre 1616 erschienen die Kartoffeln noch als etwas ganz Seltenes auf der königlichen Hofstafel in

Frankreich; in England kostete 1618 das Pfund noch 2 Schillinge; in Schlesien wurde noch 1706 die Kartoffel als Delikatesse mit 8 Kr. pro Thaler versteuert.

In Böhmen führte die Kartoffeln ein dableibt einmüthiger niederländischer Offizier ein, dessen Bericht über die in seinem Vaterlande bereits bekannte Frucht mit soviel Unglauben aufgenommen worden war, daß er sich sofort eine Partie derselben senden ließ. Nach Württemberg brachte am 22. April 1701 der Waldenser Antoine Seignoret die Kartoffeln, indem er dem Pfarrer Henri Renaud 200 Stück zur Verfügung stellte, der später die erzielte Ernte an alle deutschen Waldenser Gemeinden verteilte. Preußen bekam sie erst 1720 aus der Pfalz; nach Sachsen brachte gegen 1647 der Bauer Hans Nögler aus Selb im Vogtlande von Rößbach die ersten Erdäpfel, ihre Kultur machte jedoch wenig Fortschritte, so daß sie 1717 durch den Generalleutnant von Miklau aus Belgien nochmals eingeführt wurden. Ueberall baute man die Kartoffeln lange Zeit nur in Gärten an, erst im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts begann man sie mehr und mehr im offenen Felde anzupflanzen. Der Hauptgrund hierfür lag wohl in wirtschaftlichen Hindernissen, die Landwirte mußten mit dem System der reinen Brache brechen, bevor sie Raum für den Kartoffelbau im Großen gewinnen konnten. Man widerstrebt indessen auch noch aus Vorurteil, hielt die wadere Kartoffel, weil sie zu der giftigen Pflanzengattung der Nachtschatten gehört, für der Gesundheit nachtheilig und glaubte, sie bilde nur eine für das Vieh geeignete Speise. Die arme Fremde stand vielfach sogar in dem Aenommose, ihr Genuß mache dumm und stupid, weshalb viele gar nicht wagten, von ihr zu essen.

Einsichtsvolle Männer erkannten gar wohl den Wert der Vielgeschmähten und bemühten sich die herrschenden Vorurteile zu zerstreuen. Friedrich der Große schritt sogar zu Zwangsmassregeln, wie er auch in manchen Gegenden die Saat des verdachten Gewächses unentgeltlich verteilen ließ. In der Mark Brandenburg nötigte er die Pächter und Bauern auf den königlichen Leuten durch die Drohung, es werde ihnen im Unterlassungsfall die geringste Remission bei Mißwachs und anderen Unglücksfällen zu teil werden, zum Kartoffelbau, und noch im Jahre 1764 erließ er ein besonderes Reskript zur Beförderung desselben, was aber ebenfalls so wenig Erfolg hatte, daß der König Soldaten schicken mußte, um überall die Felder untersuchen zu lassen. Wenn die Landleute konnten, umgingen sie alle Vorschriften und Verfügungen, erst die große Feuerung in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts belehrte die Menschen über den unschätzbaren Wert der gekauften Frucht, da ohne die Kartoffeln, vielleicht die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands Hungers gestorben wäre. Also erst durch Schaden mußte man klug werden! Mehr und mehr verehrte man nun in der vorher verachteten die treue nützliche Freundin! Der Name Kartoffel, dessen Ursprung wir aber erklärt haben, ist der gebräuchlichste, obgleich er erst seit 1770 aus der früheren Bezeichnung „Zartüffel“ allmählich entstanden ist. Bei der Einführung in Deutschland führten sie fast in jeder Gegend einen anderen Namen und ein Teil dieser Benennungen hat sich bis heute erhalten. In Jakob Theoberts altem Kräuterbuch hießen sie „Grüblinge“, in einzelnen Gegenden Artischocken, in anderen Erdäpfel, Erdbirnen, Grundbirnen, Artosfeln, Ertoffeln, Erdtuffeln, Toffeln, Tüffelchen, Kartuffeln, Knollen, Rüdeln, Knollendeln, Wataten usw. Wie man sie aber auch nennen mag: gegessen werden sie überall gern, und wenn wir unsern Lesern die Geschichte ihrer Einführung nebst den Schwierigkeiten, welchen dieselbe begegnete und den Kuriositäten, die sie zeitigte, uns Gedächtnis rufen, so wird die Darstellung dieser Vorgänge bei den meisten allgemeinen Kopfschütteln erregen. Nun, die

Hauptfrage ist, daß wir sie doch haben, und sie soll uns in Unbetracht der Mühe, die uns ihre Erlangung gekostet hat, fernerhin noch einmal so gut schmecken!

Sakali.

Eine seltsame Jagdgeschichte von Franz Kurz-Elsheim.

„Ich begreife Dich nicht, Liebste, daß Du so lange zögerst. Jetzt geht Du bereits ins dreißigste Jahr, bist hübsch genug, um auch als Frau eine Rolle zu spielen, bist zudem Verehrer in solcher Anzahl, daß Du sie kaum an den Fingern aufzählen kannst und doch machst Du absolut keine Anstalten, einem derselben das Jawort zu geben.“

Die so sprach, war die Baronin Clara von Bernstorff und die sie meinte, Comtesse Witz von Hermsfeld. Die hübschen, jugendlichen Damen saßen beim Kaffeetisch auf Schloß Hermsfeld, das jetzt zur Herbstzeit zahlreiche Gäste sah. Denn Witz's Vater liebte die Geselligkeit, hatte gerne einen fröhlichen Kreis um sich, und war zudem ein leidenschaftlicher Jäger, dem die unliegenden großen Forsten ausreichend Gelegenheit boten, seinem Lieblingshobby nachzugehen.

Die beiden Freundinnen hatten manche Ähnlichkeit mit einander, auch die Figur war dieselbe und Frau Clara sah man kaum an, daß sie fast vier Jahre mehr zählte als ihre Freundin, noch weniger aber, daß sie bereits seit 24 Monaten Witwe war. Letzteres war übrigens in den Augen der Herrenwelt durchaus kein Fehler. Im Gegenteil, die Witwenhaft umkleidete die lebenslustige, hie und da sogar capriciöse Frau mit einem gewissen Etwas, das sie manchem nur noch anziehender erscheinen ließ.

Witz war etwas ernster veranlagt, als ihre Freundin. Mag sein, daß der frühe Tod ihrer Mutter die Schuld daran trug und auch die rauhe Erziehungsmethode ihres Vaters, der eigentlich nie recht verwinden konnte, daß ihm nur das eine Mädchen und kein Junge bescheert worden war, der das Geschlecht der Hermsfelds weiter fortgepflanzt hätte.

Witz blickte etwas vertäubt zum Fenster hinaus, das direkt auf den herrlichen Park hinausführte. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Kehle. Dann legte sie plötzlich die gefalteten Hände auf die Knie, deren eins über dem anderen lag und wippte unruhig auf ihrem Sitze hin und her.

„Weste Clara, die Sache ist sehr einfach. Und ich könnte Dir Deinen sanften Vorwurf zurückgeben. Du hast doch auch der Freier genug.“

Clara streckte in komischem Entsetzen die Hände wie abwehrend aus. Hell perlte ihr Lachen.

„Witz, hör auf. Ich heirate doch gar nicht mehr. Aber bei Dir ist es doch ganz etwas anders.“

„Ja, ich habe eben zuviel Freier. Das ist der Fehler. Ich kann mich für keinen entscheiden. Heute gefällt mir der wieder besser, morgen der. Und dann kommt auch noch das dazu, daß ich mich nicht einfach weggeben möchte. Papa läßt mir völlig freie Hand. Wer garantiert mir denn, daß z. B. Baron v. Cohnitz — Du kennst ihn doch, den mit dem Schmiß auf der rechten Wange und der mir schon mehr als einmal ganz unzweifelhaft seine Ablichten kundgab — daß er also nicht in erster Linie mein Geld will? Der Mann gefällt mir; mag sein, daß er etwas lebhaft ist. Da ist weiter Egbert von Linden, ein tüchtiger Kerl. Weißt Du, er kommt mir immer so vor wie so ein alter Deutscher. Alles Mark und Kraft an ihm. Er hat voriges Jahr das Gut seines Vaters übernommen, wirtschaftet tüchtig, aber er kann Geld auch sehr gut gebrauchen. Und da sind dann alle die anderen noch.“ Ichte sie ungeduldig hinzu. „Entscheiden kann ich mich eben nicht.“

„Ach, zu wählerisch darfst Du auch nicht sein. Sei mal ganz offen, wer gefällt Dir denn am meisten —“

„Ich sage Dir doch, ich kann mir selbst nicht klar darüber werden. Ich bin allen gegenüber zu mißtrauisch, aber ich bin nun einmal so. Gesezt den Fall, ich hätte Recht. Ich heirate also, ich könnte dann nach kurzer Zeit vielleicht schon die Rolle einer ungeliebten Frau, wenn nicht gar einer unverständlichen spielen. Und unglücklich mag ich nicht werden.“

„Du Grüblerin, Du.“ lachte der Besuch. „Na, ich werde mal sehen, ob Dir nicht doch zu helfen ist.“

Der Eintritt des alten Grafen, der die junge Witwe ehrfurchtsvoll begrüßte, gab dem Gespräch eine andere Richtung.

Egbert hatte die Einladung des Grafen zur Jagd nur deshalb angenommen, weil er hoffte, seine Werbung um die Hand der Komtesse leichter dann anbringen zu können. Er kannte und liebte sie schon seit Jahren, aber eine gewisse Scheu hatte ihn stets davon abgehalten, sich ihr zu offenbaren. Witz verstand indes auch seine stummen Huldigungen ebenso gut wie die mehr offen auf ihr Ziel lossteuernden anderer Bewerber. Baron von Cohnitz war jetzt sogar so weit gegangen, bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten. Der aber hatte ihm keine Zusage geben können, weil, wie er sagte, Witz selbst zu bestimmen habe. Jedenfalls aber werde er ihr seinen Antrag übermitteln.

Witz hatte hellauf gelacht.

„Denk nur,“ sagte sie, „der junge Erektion hat heute auch mich angehalten und wenn Deine Jagden noch lange dauern, so garantiere ich Dir gar nicht, daß andere dem Beispiele nicht folgen.“

„Im, hm,“ brummte er in seinem Bart. „Daß Du die Sache so — so — hm, so leicht aufnimmst, will mir eigentlich gar nicht gefallen. Ich sage Dir nur, heiratest Du nicht bald, so thue ich's nach. Dann mag Deine Stiefmutter sehen, wie sie Dich unter die Haube bringt.“

„Du wirst doch nicht —“

„Nun, bin ich vielleicht zu alt? Wenn ich eine Lunde, die zu mir paßt und Leben in die Dunde hier bringt, warum nicht? Frisch und couragiert muß sie sein. Doch reden wir nicht davon. Du machst also übermorgen den Fuhs. Dabei bleib's doch?“

„Selbstredend. Und ich werde mich nicht so leicht fangen lassen.“

Ein früher Herbstmorgen war angebrochen, der Tag der Schnitzeljagd. Das Feld dampfte in den Strahlen der klaren Sonne, der Wald duftete ordentlich, gesund und frisch.

Im Schloßhofe herrschte das lustigste Treiben. Die Kerle standen schon mit saugenden Nüstern bereit, nach und nach sammelte sich die ganze Jagdgesellschaft und den Beschluß machte der Graf mit seiner Tochter, die in der roten eng anschließenden Taille sich noch vorteilhafter präsentierte als sonst.

Alles schien in fröhlichster Laune. Und das hatte seinen guten Grund. Gestern Abend bei der Tafel, als der Wein schon etwas heiß gemacht hatte, hatte Witz erklärt, dem, der sie bei der Schnitzeljagd stellen würde, einen Kuk als Preis anzugehen.

Wohl hatte der Vater erkaunt aufgesehen, aber ein lustiges Augenzwinkern hielt ihn von jedem Einwurfe ab. Auch heute Morgen hatte sie ihm gesagt, er halte die Sache für viel gefährlicher, als sie wirklich wäre.

Einzig Egbert schien bestimmt, so daß ihn von Hermsfeld launig fragte, ob er vielleicht mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen sei. Er schäkte allerdings ein leichtes Unwohlsein vor.

Aber das war's nicht, was ihm die Stimmung verdarb. Der von Wichy ausgelegte Preis war's. Wie hoch hatte ihm das Mädchen bisher gestanden. Dieser angekündigte Kuß aber hatte sie herabgerissen. Ein Weib, das nicht von seinem eigenen Werte durchdrungen ist, das will er nicht. Und die Comtesse scheint sich leicht wegzuwenden, wenn sie einen Kuß von ihren Lippen vom Zufalle abhängig macht. Was ist's schließlich anders als ein Zufall, ein schöner Zufall für den, der ihr die grüne Jagdschleife von der Schulter reißen wird.

Nun ging's hinein in den Morgen, dem die Nebel immer mehr bewältigende Sonne einen warmen Glanz gab. Und nun galoppierte Wichy auf ihrem wilden Fuchse davon, um bald hinter der Forsthecke den Blicken der Jäger zu entweichen. Nur die weißen Papierfittchen kündeten ihre Spur.

Nach einer Viertelstunde folgten die die Reute darstellenden Herren und ihnen die Jäger, von denen die meisten fast siebzehn, den schönen Preis zu erringen. Sei, wie die Spure aufschlugen, daß das Erdreich sich oft lockerte. Dann in den Forst hinein —

Egbert konnte von seinen mißmutigen Gedanken nicht loskommen. Mit welchen Hoffnungen war er nicht nach Hermsfeld gekommen und jetzt diese Enttäuschung. Eigentlich wäre er auf seinem Gute, das ihm sein Vater stark verschuldet hinterlassen hatte, mehr von Räten gewesen als hier. Denn nur durch eigenes Schaffen kam er voran. Was that er denn jetzt noch hier? Das Beste ist, er reißt unter irgend einem Vorwande ab. Aber wird man ihm das nach dieser Schweißjagd nicht falsch auslegen? Man wußte, daß auch er sich um Wichy's Hand bewar. Konnte da der Sieger heute nicht auf allerhand Mutmaßungen geraten?

Er war unwillkürlich etwas zurückgeblieben. Wählich äugelte er sein Tier. Er war mit sich ins Meide gekommen. Er kehrt schon jetzt um. Dem Grafen hatte er ja gesagt, daß er umwohlt sei. So ging er am leichtesten Altem aus dem Wege. Und zu Hause kann ihn die Arbeit über den Verlust des schönen Mädchens am ehesten hinwegtäuschen.

So kam's, daß Herr v. Linden kurzer Hand nach Hermsfeld zurückkehrte.

Durch den Forst tobte indessen die wilde Jagd, die die Teilnehmer immer mehr mit fortrück. Schon teilte sich das Feld, beinahe war die Spur verloren. Hier führte eine direkt irre, dort kam der kleine Bach dazwischen.

h. Cöswitz fuhle plötzlich auf. Auch sein Gintermann glaubte das edle Bild gesehen zu haben. Wichtig, dorthinten schwindet der rote Hod mit der grünen Schulterchleife. Er bricht rechts nach dem freien Felde aus, in den kleinen Thaltesel hinein. „Boß Donner!“ flucht er leise, auch andere haben die Spur. Von der entgegengesetzten Seite taucht die Reute auf und hinter ihr einige der Jäger, unter ihnen der Graf.

Das Roß fühlt die Sporen und setzt noch stinker aus. Nun heißt es, das Bild zu umstellen und zu fangen. Näher rücken sie ihrem Pferde auf den Leib. Der Ausweg wird ihm bald abge schnitten sein. Schon ziehen sich die Jäger im Kreise zusammen. Die Reiterin hält plötzlich an, als sondiere sie das Feld. Sei, huffah, drauf zu und Halali gebrahen!

Zum Ruck, da ist sie doch noch durchgebrochen, ehe sich der Preis ganz zu schließen vermochte. Cöswitz dringt vor. Er kennt sein Tier. Er muß den Preis haben. Hat er den, so kann's ihm nur leicht werden, auch das ganze Weib zu bekommen und mit ihr ihr Vermögen. Und das kann er noch besser gebrauchen als das Mädchen, wennleich das hübsche Kind wirklich nicht zu verachten war.

Näher und näher kommt er ihr. Der Kopf seines Rosses liegt schon an der Croupe des ihrigen. Zum Denken doch, sie duckt sich und

wendet im Nu. Das Kunststück soll ihr mal einer nachmachen. Aber er läßt sie nicht aus. Jetzt reißt er den Arm, mag sie nur wieder sich auf den Hals ihres Pferdes ducken. Jetzt faßt er zu, jetzt hat er die Schleife.

Halali!
Sein jubelnder Hornruf bricht jäh ab. Die Dame hatte sich jetzt emporgeworfen, so daß er nun ihr Gesicht richtig sehen kann. Das ist ja garnicht Wichy. Die ihn da hell und fröhlich anlacht, ist Baronin von Bernstorff, die lustige Clara.

Halali. Durch den Forst aber pflanzt sich der Ruf fort und sammelt die Jagdgenossen, die ebenso verwundert sind als Cöswitz. Was hat dieser Tausch des Bildes zu bedeuten?

„Meine Herren,“ rüchert Clara. Nein, sie rüchert nicht, sie prüflet fast aus in totem Uebermut. „Meine Herren, im Schlosse mag Ihnen die Aufklärung dieser seltsamen Jagd werden. Nicht eher.“

Damit hatte sich selbst der alte Graf zufriedeu zu geben.

Erst unterwegs vermiste man Egbert. Das Halali mußte er doch vernommen haben. Wo steckt er denn?

Egbert glaubte, als er in den Schloßhof ritt, seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Kam dort aus dem Stalle nicht Wichy heraus? Doch, sie ist's. Und eine seine Rote hüchete über ihr Gesicht, als sie ihn sieht. Dann ruft sie ihm lachend zu:

„Aber, Herr v. Linden, was bedeutet denn das, daß Sie zurückkehren?“

Der war schnell vom Pferde gesprungen. Die Geschichte war ihm rätselhaft.

„Dasselbe darf ich Sie fragen, Comtesse. Oder haben Sie Ihre Spur hierher geleitet?“

„Möglich,“ sagte sie. „Aber weshalb gelüster's denn gerade Sie nicht, meinen Preis zu erringen? Gelte ich Ihnen so wenig?“

Er wußte nicht, ob das Ernst oder Ironie war. Und das vergrößerte noch seine Enttäuschung, die er auch gar nicht mehr bemäntelte.

Dicht vor ihr stand er jetzt.

„Gnädige Comtesse, ich will's Ihnen sagen, was mich umtreiben liess. Sie sind's allein. Sie müssen doch wohl bemerkt haben, wie ich Sie verehere, wie ich Sie liebe. Ich habe nur niemals den Mut gehabt, es Ihnen zu gestehen. Aber jetzt kann ich's sagen, denn jetzt habe ich mich aller Hoffnung auf Ihre Hand entschlagen. Comtesse, ich hätte mein Leben für Sie hingegeben, hätte mich Ihnen geopfert, wenn es verlangt worden wäre. D. h. bis gestern Abend. Aber nun danke ich, daß ich mich nicht durch ein Wort an Sie band. Sie mögen mir zwar das Recht absprechen, so zu Ihnen zu reden. Doch dient es vielleicht dazu, andere nicht auch so unglücklich zu machen, als mich. Wissen Sie, ich bin stets frei herans gewesen. Ein Mädchen, das so leichtsinnig Klaffe vergiebt, wie Sie, das ist nicht dazu berufen, die Frau eines ehrlichen Menschen zu werden. Er müßte denn eine Frau heiraten, ohne daß ihm im Grunde genommen etwas an ihr liegt. Es mag ja solche geben, ich gehöre nicht dazu. Nun wissen Sie wohl, weshalb mir an der Jagd nichts liegt.“

Sie hat ihn ausreden lassen, ohne ihn zu unterbrechen. Die ehrliche Entrüstung, so gestand sie sich, kleidete ihn vorzüglich. Jetzt auch sah sie ihn nur groß an, aber leuchtenden Auges. Endlich aber meinte sie:

„Beinahe hätten Sie Recht, Herr v. Linden. Aber nur beinahe. Wohl habe ich den leichtsinnigen Preis ausgelegt, ich habe ihn sogar bewußt leichtsinnig ausgelegt. Aber hat ihn schon jemand erworben?“

Egbert fuhr überroscht zurück.

Sie frag dringender: „Hat ihn schon jemand erworben? Versprechen und Geben ist zweierlei, auslegen und gewinnen ist verschiedene. Ich wollte Euch, die Ihr mich zu ver-

ehren vorgeht, doch nur auf die Probe stellen. Meine Freundin Baronin von Bernstorff stand im Forst bereit, um meine Stelle einzunehmen. Die läßt sich jagen. Uebrigens ist diese Probeeide von ihr. Sie haben Recht, eine Frau muß sich selbst würdigen, um von ihrem Manne geschätzt zu werden. Wenn es gleich ist, wie ich mich gebe, dem kann an mir persönlich nichts liegen, dessen Liebe kann nur Nebenabsichten verdecken. Und für einen solchen Gemahl danke ich.“

„Aber Comtesse,“ stieß er hervor, halb bangend, halb jauchzend, „dann darf ich vielleicht hoffen, daß doch noch —“

„Sie sind der einzige, der die Probe bestanden. Nun denn, Egbert, bin ich Dir recht, so —“

Sie brauchte den Satz nicht zu vollenden. Unter seinen stürmischen Küßten hätte sie es auch gar nicht vermocht.

Die Herren, die nicht gerade zu den ersten Verehereu Wichy's zählten, lachten und die anderen machten gute Miene zum bösen Spiel, als Clara ihnen in ihrer flotten eleganten Weise die Aufklärung des Rätsels gab.

Am meisten amüßerte sich Hermsfeld selbst. Er toastete bei der Verlobungsfeier, die noch am selben Abend stattfand, sogar auf die glückliche Idee der Baronin Clara, die ihm in ihrer Forderung auf einmal ein ganz besonderes Interesse abnötigte.

Wer weiß, ob sie nicht schließlich doch noch Lust hat, Frau Gräfin zu werden. Wenn er auch 15 Jahre älter ist als sie. Das sollen ja oft die besten Ehen geben. . . .

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Ei.
Domonym: Erlangen.
Rechenaufgabe: Die erste Horde bestand aus 73 Schafen.
Logograpp: Lachs, Fisch.
Charade: Windbeutel.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 21. November. Buß- und Bettag. ● St. Andreas: 13 stündiges Gebet. Morgens 6 Uhr Auslegung des hochw. Gutes; 9 Uhr feierl. Hochamt; abends 3-7 Uhr Complet. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe und Auslegung des allerh. Sacramentes, 9 Uhr feierliches Hochamt. Mittags von 12-1 Poststunde der Schulkinder, 1-2 Jünglings-Congregation, 2-3 Rosenkranz- u. Sacraments-Bruderschaft, 3-4 Jungfrauen-Congregation, 4-5 allgemeiner Verein der christl. Familien, 5-6 Rosenkranz-Andacht und 6-7 feierliche Complet. ● Dominikanerlöster: Heute ist in unserer Kirche 13 stündiges Gebet. Um 6 Uhr ist Auslegung des Allerheiligsten; darauf Messe mit Gesang für den III. Orden. Um 9 Uhr ist feierl. Hochamt. Mittags von 12-1 Uhr ist Poststunde mit sakramentalem Segen; 2, 3 Uhr feierl. Beper; abends von 6-7 Uhr ist Poststunde mit Rosenkranz, Tebeum und Segen; daran schließt sich die Complet. ● Karmeliter: Fests Maria Dyerung. Hauptfest der Bruderschaft der schmerzhaften Mutter Gottes. Morgens 7 Uhr erste heilige Messe; 9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt und Andacht. Während der Oktas ist jeden Nachmittags 4 Uhr Andacht. ● Ursulinenlöster: Morgens 8 Uhr Hochamt, nachmittags 6 Uhr Andacht. ● Pfarrkirche zu Solmerswert: 6 Uhr Auslegung des Allerheiligsten; 7 Uhr Frühmesse; 9 Uhr Hochamt. 12 Uhr Poststunde der Klader, 3 Uhr Beper, abends 6, 1/2 Uhr Complet und Schlusseggen.

Donnerstag, 22. November. Cäcilia † 180. ● Maria-Empfängnis: Morgens 1/9 Uhr gest. Segensom.

Freitag, 23. November. Clemens † 100. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Eöhne-Andacht.

Samstag, 24. November. Johannes vom Kreuz † 1591. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfundzwanzigster und letzter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 24, 15-35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet; — wer das liest, der verstehe es wohl! Dann flüchte, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der flüchte nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, kehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen! Bittet aber, daß eure Flucht nicht im Winter oder am Sabbathe geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernhin sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt würden, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann Jemand zu euch sagt: Siehe hier ist Christus, oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christen und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder thun, so daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irrthum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt! Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; siehe er ist in den Kammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet; ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Ras ist, versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Flosaune senden, mit großem Schalle; und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lehrt dieses Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch wenn ihr dieß Alles sehet, so wisset, daß es vor der Thür ist. Wahrlich, sag ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß Alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“



Kirchenkalender.

Sonntag, 25. November. 26. und letzter Sonntag nach Pfingsten. Katharina † 307. Evangelium nach dem hl. Matthäus 24, 15-35. Epistel: Kolosser 1, 9-14. • St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Communion der marian. Jünglings-Congregation und 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Communion und Versammlung der Jünglings-Congregation. • St. Martinus: Um 1/8 Uhr gemeinschaftl. hl. Communion für die Mitglieder des St. Elisabeth- und des Paramenten-Vereins, sowie des Kirchenchores. Nachmittags 1/4 4 Andacht mit Ansprache und Aufnahme-Feier für die marian. Jungfrauen-Congregation. • Dominikanerkloster: An den Adventssonntagen sind um 11 Uhr und um 5 Uhr Adventspredigten. • Franziskanerkloster: Nachmittags 3 Uhr Besuche der Mitglieder des III. Ordens für die Abgestorbenen. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag u. Andacht für die marian. Dienstmädchen-Congregation.

Montag, 26. November. Konrad † 976. • Kar-melitesen-Kloster: Nachmittags 4 Uhr Andacht zur schmerzhaften Mutter Gottes.

Dienstag, 27. November. Maximus † 250.

Mittwoch, 28. November. Günther † 1045.

Donnerstag, 29. November. Saturnin † 250.

Freitag, 30. November. Andreas, Apostel † 62.

Samstag, 1. Dezember. Eligius † 659. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.

Am Schlusse des Kirchenjahres.

Je nachdem das Okerfest früher oder später fällt — es wird regelmäßig am Sonntag nach dem Frühlings-Vollmonde*) gefeiert, — haben wir, lieber Leser, vierundzwanzig Sonntage nach Pfingsten oder mehr; die Zahl kann bis zu achtundzwanzig anwachsen. Allein das oben abgedruckte Evangelium ist dennoch immer das letzte des Kirchenjahres; denn die Sonntage zwischen dem dreiundzwanzigsten und dem letzten Sonntage erhalten im gegebenen Falle die Evangelien jener Sonntage nach „Erscheinung des Herrn“, die ausgefallen waren. Je früher daher Ostern fällt, um so mehr Sonntage nach Epiphanie fallen aus, und in demselben Maße vergrößert sich also auch die Lücke zwischen dem dreiundzwanzigsten und dem letzten Sonntage nach Pfingsten.

Fürwahr lieber Leser, das Evangelium mit der mahnenden Weissagung des Herrn über Seine einstufige furchtbare Ankunft zum Weltgerichte paßt, wie kein anderes, zum Abschlusse des Kirchenjahres; denn die einstufige Ankunft des

Herrn bedeutet den Schluß der Zeit und das Ende alles Zeitlichen.

Warum aber verbindet der Herr im heutigen Evangelium die Weissagung von der Zerstörung Jerusalems mit der Weissagung vom Untergange der Welt? Zunächst deshalb, weil die Juden überhaupt, und darum auch die Jünger des Herrn, der festen Ansicht waren, daß der Bestand des Tempels für immer verbürgt sei, daß daher dessen (und Jerusalems) Untergang mit dem Untergange der Welt zusammenfallen müsse, — dann aber vorzüglich auch deshalb, weil beide Ereignisse miteinander in enger Verbindung stehen, insofern nämlich das Geschick Jerusalems und des Tempels vorbildlich war für das Geschick der Welt im Allgemeinen.

Was nun die Vorzeichen des Weltgerichtes betrifft, so gibt Jesus entferntere und nähere an. Unter den entfernteren Vorzeichen nennt der Herr Kriege mit äußeren Feinden und andererseits Unfälle unter den Bürgern, ferner Pestheuden, Hungersnot und Erdbeben; sodann werden kommen gehässige Verfolgungen der Gläubigen bis auf den Tod, Abfall von der Wahrheit und den Gna-

*) D. i. der Vollmond, welcher auf den 21. März (Frühlingsanfang) folgt.

den der Kirche, herbeigeführt durch falsche Propheten. Der Abfall von den Lehren des Christentums erweckt aber den Geist der Selbstsucht, der naturnotwendig die Liebe ertötet und Bosheit des Willens und Verwilderung der Sitten herbeiführen wird. — Doch alle diese Dinge bezeichnen noch nicht das Ende: bevor dieses kommt, wird das Evangelium gepredigt werden auf dem ganzen Erdrunde zu einem Zeugnisse allen Völkern. „Allerorten wird also vor dem Ende das Evangelium Jesu Christi verkündet sein, wenn es auch nicht allerorten angenommen werden wird. So wird also das Evangelium „allen Völkern zum Zeugnisse“: Den Gläubigen ein Zeugnis der barmherzigen Liebe Gottes, den Ungläubigen aber ein Zeugnis ihrer Schuld, so daß sie am Tage des Gerichts nicht werden sagen können, sie hätten die Botschaft des Heils niemals gehört.

Wenn aber die Weissagung des Herrn über die Zerstörung Jerusalems, lieber Leser, sich einst buchstäblich erfüllt und verwirklicht hat, so muß jeder Vernünftige darin die sichere Bürgschaft erblicken, daß auch jene Weissagung, die sich auf das Weltgericht bezieht, ebenso gewiß und zwar bis ins Einzelne in Erfüllung gehen werde.

Wann dieses Weltgericht eintreten wird, hat der Heiland uns nicht gesagt; vielmehr sagt Er im Anschlusse an den Abschnitt des heutigen Evangeliums: „Lieber jenen Tag aber und die Stunde weiß Niemand etwas, auch nicht die Engel des Himmels, nicht einmal der Sohn, nur der Vater allein“ (Mark. 13, 32). Der Natichluß bezüglich des jüngsten Gerichts soll also verborgen bleiben, so daß kein erschaffenes Wesen davon Kunde hat. Nicht einmal die Engel, die am Throne Gottes stehen, ja, selbst nicht der Sohn hat Kenntnis davon, insofern Er nämlich teil hat an der erschaffenen (menschlichen) Natur. Seiner Menschheit nach kennt also auch der Sohn nicht den Zeitpunkt des Gerichtes, — wohl aber weiß Er ihn vermöge Seiner göttlichen Natur, in der Ihm ja dieselbe Allwissenheit mit dem Vater eignet. Allein Er hat es nicht für gut befunden, der Welt hierüber Mitteilung zu machen; wohl aber hat Er, wie oben bemerkt, auf Erscheinungen hingewiesen, die dem Weltgerichte vorausgehen werden, und aus denen auf die Nähe desselben geschlossen werden kann.

Wir stellen uns leicht vor, lieber Leser, welcher tiefen Eindruck diese Weissagungen des Herrn in den Herzen der, Ihn umgebenden, atemlos lauschenden Jünger hervorgerufen haben müssen. Zweifellos werden sie aber auch heute in jedem denkenden und gläubigen Christen einen ähnlich wirksamen Eindruck erzielen; denn sie bereiten uns vor auf jenen so wichtigen Augenblick, der den Abschluß der Welt- und Menschengeschichte in sich schließt, und an dem für die Gesamtheit der Menschen wie für jeden einzelnen ewige Seligkeit oder ewige Verdammnis vor der ganzen Welt verkündet werden wird. Wie die Wasser eines großen Stromes in den Ozean fluten, so werden alle Generationen, am Throne des „Menschensohnes“ vorüberziehend, in die Ewigkeit strömen, zur „Rechten“ oder zur „Linken“!

Für uns, lieber Leser, endigt die Welt mit unserem Tode, und wie die Entscheidung über uns fällt bei dem besonderen Gerichte gleich nach dem Tode, genau so wird der Urteilspruch auch lauten bei dem einstigen Weltgerichte. Da aber der Tod uns jeden Augenblick ereilen kann, was sollten wir da am Schlusse des Kirchenjahres — angeichts der Schreden des Gerichtes — dringender erbitten, als die Vergebung in einem solchen Zustand der Seele, daß wir den Richter nicht zu fürchten haben!

Einst beugte sich die Welt vor dem Worte des heidnischen Philosophen Aristoteles; auf das einzige Wort: „Der Meister hat es gesagt“, unterwarf sich auch der größte Gelehrte. Um wie viel mehr haben wir Christen,

lieber Leser, Ursache, uns demütig zu unterwerfen bei dem Worte: „Jesus hat es gesagt!“ Und nun hat Er gesagt: „Selig die Demütigen; selig die um der Tugend willen Verfolgten; selig die geduldig Leidenden und Trauernden; selig die, denen man viel Böses mit Unrecht nachsagt und Seinetwillen, wenn sie dies nur geduldig ertragen, — sie werden einst das Wort des Weltrichters hören: „Kommet, ihr Segneten Meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch bereitet ward von Anbeginn der Welt!“ (Matth. 25, 34).

Die Schmerzen bekämpft werden.

Von Dr. med. F. Bernhart.

Zu den schwierigsten Aufgaben, die der ärztlichen Kunst gestellt werden, gehört immer noch die Linderung schmerzhafter Zustände, namentlich dann, wenn sie durch körperliche Erkrankungen, die mit Schmerzen einhergehen, herbeigeführt worden sind. Dadurch ist gewöhnlich auch der Weg schon vorgezeichnet, auf dem es durch Beseitigung der Krankheitsursache oder durch Bekämpfung der krankhaften Erscheinungen gelingen wird, dem Leidenden zu helfen; auch bei anatomischen Veränderungen im Nervensystem haben wir ein greifbares Ziel vor Augen, auf das unsere Bemühungen gerichtet sein müssen, ganz anders liegen aber die Verhältnisse bei jener Art von Nervenschmerzen, die so häufig ohne deutliche Veränderungen und ohne sonstige erhebliche Krankheits Symptome auftreten. Personen, die solchen Leiden unterworfen sind, müssen sicherlich als krank gelten, sie empfinden Schmerzen und leiden thätiglich unter den Anfällen, selbst wenn es ganz unmöglich ist, auch nur die geringfügigste, anatomische Veränderung, oder irgend welche Abnormität an der schmerzhaften Stelle nachzuweisen; nichts ist verbreiteter und ungerechter, als diese Kranken kurzweg für Simulanten, Heuchler, oder besten Falles für übertriebende Wichtigthuer zu halten. Die Unfälle des Charakters und der Stimmung, die man so häufig in derartigen Fällen beobachtet, sind in dem eigentlichen Seelenleben, das auch die Ursache des ganzen Leidens ist, begründet. Das Nervensystem dieser Kranken ist außerordentlich leicht aus seinem Gleichgewichtszustand zu bringen, es reagiert schon in heftiger Weise auf Anlässe, die der gesunde kaum beachtet; unmotivirte, härteste Erregung gefolgt von hochgradiger Abspannung, scharfer Wechsel von ausgelassener Freude zu tiefster Niedergeschlagenheit, Himmelhochjauchzen, zum Tode betrübt sind die Kennzeichen dieser abnormen Anlage, die natürlich nicht immer so deutlich ausgesprochen ist, sondern in allen möglichen Uebergängen von kaum merklicher Erregbarkeit bis zu den schwersten Störungen des seelischen Gleichgewichts beobachtet wird. Es ist nun leicht verständlich, daß schon der einfache Reiz der Vorstellung auf solche Personen von mächtiger Wirkung sein muß; allein die Vorstellung, die Unachtsamkeit, die aus irgend welchen Gründen auf eine bestimmte Körperstelle hingelenkt ist, vermag im Centralnervensystem unangenehme, peinliche und schließlich schmerzhaft empfindungen auszulösen. Die Leiden dieser Kranken wurzeln wohl in der Welt der Vorstellungen, aber ihre Schmerzen sind genau so heftig, wie wenn sie durch irgend welche anatomische Veränderungen verursacht wären. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen alle möglichen Heilmittel und Heilverfahren so gut wie die abgeschmacktesten Quacksalbereien und Wunderturen erfolgreich sein können, während sie ebenso häufig auch wieder in der Wirkung verjagen. Es kommt eben Alles darauf an, das kranke Vorstellungsleben zu beeinflussen, dem Leidenden die feste Ueberzeugung einzupflanzen, daß ihm geholfen werden kann, ja, daß das Leiden schon gehoben sei; es ist ohne Bedeutung, auf welchem Wege die Beeinflussung erfolgt, wenn nur die angewendeten

Mittel ungefährlich sind. In neuerer Zeit hat man ja durch das Hilfsmittel der Hypnose viele derartige Heilungen zustande gebracht, aber abgesehen davon, daß sich nicht gerade Leidende leicht hypnotisiren lassen und daß auch die einfache, suggestive Behandlung ohne Hypnose in einer großen Anzahl von Fällen zum Ziele führt, ist selbst die Hypnose diesen Beschwerden gegenüber nicht allmächtig; auch hier gibt es Mißerfolge und Enttäuschungen. Wenn auch am letzten Ende aller Erfolg solchen Krankheitszuständen gegenüber von der Menschenkenntnis und der persönlichen Begabung des behandelnden Arztes abhängt und die spezielle Wahl des Mittels ziemlich gleichgültig ist, so muß man doch auf einem Gebiete, das der ärztlichen Bemühungen so häufig spottet, jede Vereinerung unserer Heilmethoden mit Freude begrüßen. Vor Kurzem hat nun der bekannte Nervenarzt, Prof. Oppenheim in Berlin, die ärztliche Welt mit einem neuen Verfahren bekannt gemacht, das sich ihm in einer größeren Reihe von Fällen gut bewährt hat; auch Oppenheim sucht natürlich auf die Vorstellungsthätigkeit einzuwirken, aber er wendet sich nicht, wie wir es für gewöhnlich thun, an den Verstand, an die Phantasie oder an das Gefühlsleben, sondern er sucht sein Ziel auf einem Umwege zu erreichen. Die Aufmerksamkeit des Kranken wird von dem leidenden Körperteil abgelenkt und zwar dadurch, daß man sie auf irgend ein anderes Gebiet der Sinneswelt hinleitet; Auge, Ohr, Tactsin usw. sind gleichsam die Pforten, durch die dem Kranken Heilung zugeführt wird. Man hält beispielsweise an das Ohr des Patienten eine Uhr und veranlaßt ihn, seine ganze Aufmerksamkeit auf deren Ticken zu konzentriren, bis zu dem Grade, daß er Berührungen des schmerzhaften Körperteils nicht mehr empfindet; oder man berührt gleichgültig die schmerzende und irgend eine andere Körperstelle; durch Verstärkung des Berührungsreizes an dem gefunden Teil, oder durch Anwendung schwacher Reize an den verschiedensten Körperstellen, die der Kranke jedesmal genau angeben muß, wird auch wieder seine Aufmerksamkeit von dem schmerzhaften Körper abgelenkt. Diese Eingriffe werden täglich fortgesetzt und durch Übung gelangt dann der Kranke allmählich dahin, auch bei gleich starker Reizung nur noch die an der gefunden Stelle einwirkende zu empfinden. Man läßt man täglich Nadelstiche und andere unangenehme Reize auf das von Schmerzen heimgesuchte Körperglied einwirken, bis endlich der Kranke selbst schmerzhaft Eingriffe an dem leidenden Teil nicht zu beachten braucht. Ist man einmal soweit gekommen, dann sind auch die Bedingungen zur Genesung gegeben, ja die Genesung ist in vielen Fällen schon erreicht.

Das neue Verfahren beruht also in der Hauptsache auf alten, längst bekannten Beobachtungen, zunächst auf der Erfahrung, daß wir einen auf uns wirkenden Reiz durch einen zweiten, von einem anderen Punkt der Sinneswelt ausgehenden in seiner Wirkung abschwächen oder ausheben können; das sind ja alltägliche Erscheinungen, man braucht beispielsweise nur daran zu denken, wie wir den Lachreiz unterdrücken können, indem wir die Lippen zusammen knetsen, oder wie leicht wir schmerzhaft Zustände vergessen d. h. nicht mehr empfinden, wenn unser Gefühlsleben durch eine erschütternde Nachricht in Anspruch genommen ist. Wägen nun die Beschwerden des Kranken auf Störungen in den Nervenbahnen oder im centralen Nervensystem beruhen, jedenfalls wird durch solche Gegenreize der ursprüngliche Einfluß abgeschwächt und das Vorstellungsleben nach anderen Richtungen hingelenkt. Damit ist das mächtigste Hindernis der Genesung beseitigt, denn im Vorstellungsleben wurzelt ja, selbst wenn das ursprüngliche Leiden aus anderen Anlässen hervorgegangen ist, die Dauer und Hartnäckigkeit des Leidens. Was nun auf die beschriebene Art und Weise erreicht worden ist, das kann nur durch Übung

befestigt werden; denn nicht allein unsere Muskulatur und die ihre Thätigkeit beherrschenden Gebiete des Nervensystems können wir durch Übung in ihrer Funktion vervollkommen, auch jene Nervenbahnen, die von der Haut und von den Sinnesorganen zum Centralorgan verlaufen, können geübt, gebahnt und für besondere Leistungen geübt gemacht werden. Übung der Empfindungsnerven, wie des centralen Bewußtseinsorgans ist also die Grundlage der ganzen Behandlung, der Ablenkungsur, wie sie Oppenheim genannt hat. Sicherlich wird auch diese Kur nicht in allen Fällen zum erwünschten Ziele führen, aber auch dann muß sie als eine wertvolle Vereinerung unseres Heilmittelschatzes gelten, wenn sie nur einzelnen Leidenden, bei denen bisher alle Bemühungen der ärztlichen Kunst vergeblich waren, Linderung und Heilung zu bringen vermag.

Das Heilverfahren, das wir hier zu schildern haben, richtet sich natürlich in erster Linie gegen Reizungszustände in den Empfindungsnerven, gegen eigentliche Nervenschmerzen; aber sein Anwendungsgebiet reicht doch weiter, es kann auch bei Schmerzen, die eine organische Grundlage haben, gute Dienste thun. Das wird keinem auffallen, der schon beobachtet hat, wie häufig der Leidende seine Schmerzen vergißt, wenn es gelingt, seine Aufmerksamkeit nach anderer Richtung hin zu lenken; natürlich wird man einen solchen Umweg nur einschlagen, wenn andere, bequemere Heilmethoden versagt haben. Es ist uns hier nicht möglich, die ganze Reihe von Mitteln und Methoden aufzuzählen, die dem Arzte zur Linderung organisch bedingter Schmerzen zu Gebote stehen, nur als Ergänzung unserer obigen Ausführungen seien noch einige allgemeine Gesichtspunkte erwähnt. Das Hauptmittel zur Linderung körperlicher Schmerzen wird immer die Bekämpfung der zu Grunde liegenden Krankheit sein; das sollte man nie vergessen, alle andere Arbeit ist Stückwerk mit rasch vorübergehenden Erfolgen. Nehmen wir als Beispiel eine schmerzhaft Wunde; jede frische Wunde verursacht Schmerzen, weil die Endigungen der Empfindungsnerven mechanisch gereizt worden sind. Hält der Zustand länger an, dann ist der Wundverlauf gestört, die Wunde ist entzündet, bei heftigen Schmerzen besteht gewöhnlich Eiterverhaltung. In solchen Fällen giebt es kein besseres Mittel, als die schleunigste Eröffnung des Eiterherdes; mit einem Schläge beseitigt dieser keine Eingriff alle Befürchtungen. Ist die Entzündung leichter Natur, dann sind unsere anderen entzündungswidrigen Mittel anzuwenden: das leidende Glied ist hoch zu lagern, damit die Blutzirkulation in dem Entzündungsherde befördert wird und weiter ist energische Kälteanwendung in Form von Umschlägen, Eisbeutel u. s. w. notwendig. Es ist ziemlich gleichgültig, was man zu diesen Umschlägen verwendet, das reine Wasser thut gewöhnlich dieselben Dienste, wie das Bleiwasser, die Burrowsche (essigsäure Thonerde)-Lösung und dergl., eine Ausnahme macht vielleicht die Carbolsäure, die auch an sich schmerzstillend wirkt. Die Hauptsache ist aber immer die Kälte, sie setzt die Reizfähigkeit der Empfindungsnerven herab und hebt dadurch die Schmerzempfindung auf. Auch bei den meisten anderen schmerzhaften Zuständen ist die Kälte ein vorzügliches Linderungsmittel, z. B. bei Brandwunden, bei Verbrühungen u. s. w.; man verwendet hier gern ein kaltes, kühlendes Hausmittel, eine Mischung von Kaltwasser und Weinsäure zu gleichen Teilen. Auch die öftere Befuchung mit Glycerin oder die Pinselung mit 5prozentiger Chloralhydrat- oder 2prozentiger Cocainlösung ist empfehlenswert.

Wichtigste und rheumatische Leiden verlangen eine andere Behandlungsweise; die Kälte bringt hier nur in selteneren Fällen, gewöhnlich nur bei ganz frischer Erkrankung, Linderung, meistens ist die Wärme in Form von Umschlägen, Thermal-Schlamm- oder Moorbädern u. s. w. wirksamer. Auch die Massage leistet

sehr Gutes, ferner Einreibungen mit narcotischen Mitteln, wie Chloroformöl oder Hyoscyaminöl. Bei Nichtbehalf sich öfters eine Salbe aus gleichen Teilen Jethol und Lanolin. Die Hauptsache bleibt aber auch bei diesen Zuständen die Bekämpfung der Krankheit, die zweckmäßige Behandlung des Allgemeinzustandes.

Aus guten Gründen haben wir bisher des wirksamsten, schmerzstillenden Mittels, des Morphiums nicht gedacht. Es ist bekannt, welche furchtbaren Folgezustände die leichtsinnige Gewöhnung an dieses Zaubermittel nach sich zieht; es sollte darum nur im Notfall, wenn alle anderen Mittel versagen, angewendet werden, lediglich zu dem Zwecke um dem Kranken über die schlimmste Zeit hinwegzuhelfen und ihm einige Stunden ruhigen Schlafes zu verschaffen. Nur in der Hand des gewissenhaften, denkenden Arztes kann das Morphium seine wohltätigen, segensreichen Wirkungen entfalten, ohne daß jene schrecklichen Folgen eintreten, die oft schlimmer sind, als das Leiden, zu dessen Linderung es angewendet wurde.

Das Rendez-vous.

Von Paul Ermato (Göthen).

Der Chef und Inhaber der Firma Fink u. Sträuchle, Lederwarenfabrik und Reiseartikel ein gros, Herr Richard Fink, war eben mit der ersten Morgenpost in seinem Privatkomptoir verschwunden. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, da gackten sich die beiden Buchhalter verständnisvoll lächelnd an. Sie hatten es wohl bemerkt, daß ihr Prinzipal bei Entnahme der Briefe einen speziellen Brief in rosa Umschlag aus der Hand des Postboten heimlich empfang und ihn ebenjo heimlich in seiner Tasche verschwinden ließ. Sie wußten auch, daß er seit ungefähr vier Wochen viele solcher rosaumvertierten Briefe empfang und daß dieselben den Berner „hauptpostlagernd“ trugen. Das hatten sie nämlich aus zerrißnen Couverts, die im Papierkorbe gelegen hatten, gesehen. Aber den Namen oder die Chiffre betr. Umschläge konnten sie trotz größter Mühe nicht zusammenfassen. Der Chef hatte sie zu gründlich zerrißnen. Ja, vorzüglich war er.

Aus dem Privatkomptoir ertönte das Geräusch hastiger Schritte.

Hören Sie? flüsterte der Hauptbuchhalter Krause dem Kassabuchhalter Rahms leise zu. Wie er aufgeregt ist! Dieses Mal muß es ordentlich bei ihm brennen. — Wie oft mag er überhaupt schon verklebt gewesen sein!

Der Angeredete nickte mit dem Kopfe und murmelte: Dreitausendzweihundertsechshundachtzig! Er hatte gerade eine Addition beendet.

Im Hintergrunde des Zimmers ließ sich ein unterdrücktes Gähnen vernehmen. Es kam vom Stuhl, dem lojen Jungen. Oh, er wußte viel mehr als die beiden Andern. Aber er getraute sich nicht, etwas zu verraten — die kräftige Ohrfeige von vorgestern Abend braunte ihm noch heute in seiner Erinnerung. Und dabei hatte er sie, seiner Ansicht nach, unverdient erhalten. Wie gewohnt, hatte er die Briefe von Herrn Finkes Schreibtiisch geholt um sie zu kopieren. Aus Irrtum selbstverständlich hatte er auch einen nicht zu kopierenden erwischt.

Dieser begann mit: Herzliebste Freundin, teuere Else und endigte mit tausend Grüßen und Gedankenküßen. Ihr Richard. Weiter hatte er noch nichts von dem Briefe gelesen, da kam der Herr herausgestürzt. Seine Herzensergüsse in die eine Hand nehmend, mit der anderen des Jungen Wange bearbeitend, war das Werk einer halben Minute.

Der Hauptbuchhalter drehte sich auf seinem Stuhle herum. Ein vernichtender Blick traf den jungen Mißethäter. Hören Sie, Stumpf, rief er streng. Sie haben dahinten absolut nichts zu guinsen. Arbeiten thäte Ihnen mehr not.

Der also Getadelte senkte tief den Kopf. Mit unnötigem Kraftverbrauch rieb er mit dem Staubtuche auf der Copiertischplatte hin und her. Der Bekrenge drehte sich nun langsam und behäuflich um. Da ging auch schon ein ordentliches Leuchten über des Jungen Schelmengesicht und er flüsterte: Tausend Grüße und Gedankenküße. Es kostete ihn unendlich viel Anstrengung nicht laut aufzusprechen.

Indessen sah der Geschäftsinhaber vor seinem Schreibtische und schrieb emsig. Bisweilen zog er die Uhr, um sie befriedigt wieder einzusetzen. Er hatte noch viel Zeit. Wenn er um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr aufhörte, konnte er um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr bequem fertig sein, fertig zum — Rendez-vous. Herr Fink lächelte im Gedanken an das, das da kommen sollte.

Es schlug zehn Uhr. Herr Fink war fertig mit seiner Vormittagsarbeit. Präsidium nahm er alle Schriftstücke nochmals in die Hand. Es stimmte alles. Gottlob! Nun konnte der Geschäftsmann dem Liebhaber Platz machen.

Mit behaglichem Schmunzeln entnahm er seiner Brieftasche einen rosa'nen Brief. Und während seinen Lippen vergnügliche Laute entströmten, las er: Liebster Freund. Endlich habe ich es möglich gemacht, nach Frankfurt kommen zu können und zwar schon morgen. Mit dem zweiten Zuge eintriefend, erledige ich gleich meine Einkäufe — es sind deren viele. Trostdem kann ich 11 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags schon fertig sein und bitte ich Sie, mich in der Conditorei auf dem Goetheplatz zu erwarten. Hoffentlich paßt Ihnen Zeit und Ort. Ich will es einzurichten suchen, daß ich bis Abend bleiben kann. Wir haben doch auch so viel zu plaudern, nicht. Inzwischen herzlichen Gruß und Freundschaftskuß — Ihre Else.

P. S. Tragen Sie zum Erkennungszeichen eine rote Nelke, ich werde desgleichen thun. D. D.

Herr Fink las den Brief zum dritten, ja zum vierten Male. Dann presste er das Schriftstück an die Lippen. Eigentlich stand doch gar nichts Besondere darin. Nichts, als daß sie kommen würde. Sie, die er nicht kannte, von der er nichts weiter wußte, als daß sie Else hieß und die er trotzdem — liebte. Ja, es stimmte, — er liebte sie. Selbstredend war der Briefwechsel an Allem schuld. Und das kam so. Eines schönen Tages las er im Anzeiger eine Annonce, wie sie so oft zu finden sind. Früher hatte er dieselben nicht beachtet. Aber gerade diese eine, so einfach und schlicht, nur anregenden Briefwechsel suchend, heimelte ihn sichtlich an. So schrieb er denn einen Brief. Eine ellenlange Epistel. Dann kam die Antwort. Hoja Couvert, Reichenduft, elegante, etwas mämmliche Handchrift, famoser, geist- und witzpräsender Styl. Diese Thatfachen zusammenaddiert nahmen ihn gefangen.

Nun gingen die Briefe hin und her. Zumal Herr Fink legte eine fast unheimliche Schreibseligkeit an den Tag. Offenherzig kramte er sein ganzes Inneres aus und wenn es ihm mal an Stoff gebrach, dann wiederholte er eben das Gesagte. Aber fünf bis sechs Bogen alle zwei Tage war ihm Spielerei. Inzwischen waren die beiden Briefschreibern — wie dies gewöhnlich der Fall ist — schon in das Freundschaftsstadium vorgeückt und den Gräßen schlossen sich Küße an. Besonders in letzteren war „er“ sehr verschwenderisch. Er harrete sehnsüchtig des Tages des Sichkennenlernens in Person und auch der Stunde, in welcher er — mehr nur als Freund — die überwiesenen Küße in natura auszahlen durfte. Nun war wenigstens der ersehnte Tag angebrochen.

Seine Schuld war es ohnedies nicht, daß dieser wichtige Termin nicht schon eher eingetroffen war. Aber Else! Sie war trotz Witz und Laune mitunter recht kühl. Auch wußte er trotz der vielen Briefe gar nichts über sie, nichts, als daß sie eben Else hieß, Waife war

und bei ihrer Tante wohnte. Ihre Briefe nahm sie unter „Aspasia“ hauptpostlagernd in Empfang.

Zweimal war er nach Höchst gefahren und hatte — es regnete jedesmal ganz greulich — Stundenlang vor dem Postamt den Aufsapper gespielt. Keine Eile kam. So kehrte er unverrichteter Dinge wieder heim, denn er konnte doch nicht in Höchst von Haus zu Haus gehen und die postlagernde Eile suchen.

Die Uhr schlug halb. Herr Finkle sprang auf. Nun war es hohe Zeit. Er mußte doch erst noch zum Friseur und dann in seine Privatwohnung, seinen äußeren Menschen recht willig herzustellen.

In Hause angelangt, machte der Ledertorenfabrikant sorgfältig Toilette. Dann betrachtete er eingehend sein Spiegelbild. Hm! Er konnte zufrieden sein! Das schwarze Haar noch ohne Silberfäden, der dunkle Schnurrbart unternehmend aufgewirbelt, die Augen klar und blickend — er konnte gut für einen Biergärtner gelten. Nur die Hörerfülle wirkte etwas häßlich. Sie ließ sich aber nicht verdecken und nicht verstecken; dagegen half auch der beste Schneider nichts. Aber sonst? Der Inhaber von Finkle und Sträußle lächelte wohlgefällig seinem Bilde zu. So wie er da stand konnte er noch zehn Frauen kriegen. Zudem war er ganz alleinstehend und auch — reich.

Uebrigens war es nicht Furcht vor der Pantoffelherrschaft, daß er bis heute ledig geblieben war. Im Gegenteil! Die Wahl war ihm allezeit so schwer geworden. Und der Wahrheit die Ehre! Keine hatte so sehr sein Herz in Flammen gesetzt, als die postlagernde Eile mit ihren mürrischen geistreichen Briefen. Und — wenn ihr Neuzehres dem Inneren nur einigermaßen entsprach — ja! dann sollte es bald auf dem Erdball eine Frau Finkle mehr geben.

Mit diesen Gedanken sich tragend, verließ Herr Finkle sein Haus. Es war heiß auf der Straße, sengend heiß. In der vollgepfropften Pferdebahn war es auch nicht kühler. Er mußte wieder aussteigen. Dann nahm er einen Fiaker und in flottem Trab ging's zum Goetheplatz. Untenwegs kaufte er noch die bewußte Kelle.

Nun saß er in der Konditorei und lugte bald hier, bald dort aus der Ephenwand. Die Sonne stand senkrecht über ihm und sandte unbarmherzig ihre brennenden Strahlen hernieder. Das Taschentuch kam ihm gar nicht aus der Hand. Ein Etellchein im kühlen Walde oder abends beim bleichen Mondenscheine wäre ihm viel lieber gewesen. Aber was konnte er machen! Er hätte selbst die Sahara durchwandert, wenn „sie“ es verlangt hätte. Schließlich blieb man ja nicht immer auf dem dummen Platz sitzen, wo alle fünf Minuten ein guter Bekannter vorbeikommt. Des besseren Aussehens wegen ließ er sich eine Zeitung geben — die rote Kelle lag verdeckt unter seinem Hute.

Ungeduldet dem stämmigen Klopsen seines fünfzigjährigen Herzens war er vorsichtig. Erst mußte er sehen, ob Eile nicht alt und häßlich war oder am Ende gar die besondere Gabe besaß, mit jedem Auge in eine andere Richtung zu sehen.

Viele junge Damen kamen und gingen über den Platz. Sein armes Herz kam gar nicht aus der Aufregung heraus.

Plötzlich stand, wie aus der Erde gewachsen, eine junge Dame am Eingange, beladen mit vier Paketen. Suchend glitten ihre Blicke über die wenigen besetzten Tische. Durch das Gezweig der Bäume sah sich ein vorwärtiger Sonnenstrahl und schien ihr dreist ins Gesicht. Es war bleich aber rundlich. Darinnen zwei strahlende dunkle Augen, ein reizendes Stulpsnäschen und frische rote Lippen. Eine aschblonde Haartone rahmte es ein. Im Bürtel des knappanschließenden hellgrünen Kleides prangte eine Kelle.

Donnerwetter, das ist sie! dachte Finkle. Welch hübsches Gesicht und prächtige Gestalt!

Postausend! Im Augenblick steckte die Kelle im Knopfloch.

Wer zuerst gesprochen und die Hand gereicht, sie wußten es nicht. Sie sahen da und lachten und plauderten und scherzten und das besetzte Eis war längst in seinen Urzustand zurückgekehrt.

Plötzlich purzelte eines der großen Pakete auf den Boden. In dem sie sich beide niederbeugten es aufzuheben, prallten ihre Köpfe ordentlich zusammen. Dadurch kamen sie in die Wirklichkeit zurück.

Können wir die Pakete bis zu ihrer Abreise nicht irgendwo unterbringen, Eile? fragte Finkle. Es gelächelte ihn keineswegs diese Dinger den ganzen Nachmittag mit umher zu schleppen.

Eile überlegte. Aber sie sind äußerst wertvoll. Und alles für Tante. Ich traute mich nimmer nach Hause, wenn etwas verloren ginge.

Herr Finkle lachte. Na, für den Verlust wäre ich noch da. Geben wir also die Sachen am Bahngespächthalter ab und fahren dann in den Zoologischen zum Mittagessen.

Die junge Dame jubelte über die brillante Idee und ihr Kavaller begann sofort sich zu beladen.

Warten Sie noch fünf Minuten, bat sie darauf. Ich erwarte hier noch einen Boten mit einem Pak.

Nach so ein Meise?

Oh, er wird noch größer sein, meinte Eile belustigt. Wissen Sie! Nicht weniger als sechs Kleiderstücke sind darin. Wenn ich mal hieherfahre, haben die lieben Bekannten alle ihre Aufträge und da will man doch nicht ungeschicklich sein.

In demselben Augenblick kam ein Mann. Das besprochene Paket auf dem Arme, schritt er direkt auf Eile zu. Mein Fräulein, ich bringe die Kleiderstücke. Und hier ist die Quittung. Dann trat er ehrerbietig einen Schritt zurück.

Fräulein Eile prüfte gewissenhaft die Rechnung. Stimmt! sagte sie dann. Also fünf- undachtzig Mark bekommen Sie. Einen Augenblick!

Sie öffnete ihr Ledertäschchen um im nächsten Augenblick erschreckt in die Höhe zu fahren. Mein Gott! Mein Gott! stöhnte sie und durchwühlte atemlos nochmals und abermals die Tasche.

Was haben Sie, Eile? fragte Herr Finkle teilnahmsvoll.

Ach Gott! Ich habe meine Geldbörse im letzten Laden liegen gelassen oder verloren. Nun kann ich getrost in den Mann gehen!

Aber Eile! Solche frevelnde Gedanken des bishigen Geldes wegen.

Aber es ist doch nicht mein Geld! jammerte das Fräulein!

Herr Finkle überlegte nur eine Sekunde. Er war viel zu sehr Cavalier um eine Dame nur eine Minute in Verlegenheit zu sehen. Und dann! Für Eile hätte er alles gethan.

In ihrem Schmerze sah sie noch viel hübscher und interessanter aus. Darum bat er: Lassen Sie mich für jetzt den Mann abfertigen. Sie gehen dann nach Ihrer Börse sehen. Vielleicht findet sie sich doch noch.

Ein Freundenszimmer verklärte Eile's Gesicht und ihre Augen strahlten den Sprecher dankbar an. Der Bote erhielt die 85 Mark und noch 50 Pfennige Trinkgeld.

Nun schickte sich Eile zum Gehen an. Da fiel ihr Blick auf die Pakete. Werden Sie auch gut aufpassen, damit nichts wegkommt. Ich werde laufen so rasch als ich kann.

Sie sollen nicht laufen — das währt mir zu lang. Fahren Sie lieber — hier ist Geld. Der Herr legte diskret ein Zwanzigmartstück vor sie hin.

Das Fräulein fühlte sich getränkt. Sie schob das Geld zurück. Ich will lieber gehen, sagte sie.

Bei dieser Bitte! Nein das geht nicht! Herr Finkle sah seine Dame bittend an. Fahren Sie doch — bitte — mit meinetwillen.

Eile zögerte noch eine Weile, dann nahm sie das Geld. Zwei Minuten später sah sie in einer Droschke und winkte ihrem Freunde herzlich zu.

Dieser saß eine Weile. Die Zeit wurde ihm lange. Auch hatte er Hunger. Da sah er Eile's Kelle liegen. Er hob sie auf und streichelte sie zärtlich. Dann barg er sie in seiner Brieftasche.

Die Uhr schlug eins. Gott, wie lang das arme Ding nach dem Gelde sucht! Es rührte ihn. Dann lächelte er. Später braucht sie das nicht mehr — wenn sie mir nur gut sein will! Er horchte auf jeden herannahenden Wagen. Sorge, Angst und Ungeduld erfaheten ihn.

Die Uhr schlug zwei. Da sprang Herr Finkle auf. Es hielt ihn nicht mehr auf seinem Stuhle. Dem Keller eine Mitteilung hinterlassend, nahm er die fünf Pakete und fuhr in seine Wohnung. Dann fuhr er nochmals in die Konditorei, dann ins Polizeiamt zu fragen, ob nicht irgend ein Unglücksfall gemeldet sei. — Lotmüde kam er spät abends nach Hause.

Am anderen Morgen sahen die Buchhalter, wie der Postbote ihrem Chef wieder einen „Rosa'nen“ zuzuckte. Herr Finkle eilte in sein Comptoir. Aufgeregt rief er den Umschlag auseinander. Er las: Sehr geehrter Herr! Im Begriffe nach Berlin abzufahren, sende Ihnen noch besten Gruß und — besten Dank. Mein Mann (der Bote) läßt Sie ebenfalls grüßen, Sie haben ihm sehr gut gefallen. Hoffentlich haben Sie nicht allzulange auf meine Rückkehr gewartet. Ein samojer Eric — nicht? Jedenfalls trösten Sie sich — Sie sind nicht der Einzige, nicht der Erste noch der Letzte.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Herr Finkle begriffen hatte, ehe es ihm klar war, daß er das Opfer eines Schwindlerpaars geworden. Wutschmanndes stürzte er zum Schreibtische.

In drei Minuten prasselte ein lustiges Feuer im Ofen, die weißendunstenden Briefe zerstoßen zu Asche. Auch die arme unschuldige Kelle ward ein Raub der Flammen. Ingrimig stocherte er bis der letzte Funken zerstoßen war.

Dann wanderte er aufgeregt im Zimmer umher. Oh, ich Eiel, alter Eiel! rief er ein über das andere Mal. Das Geld that ihm nicht leid, sondern der Umstand, daß er, der gewiegte Geschäftsmann, sich so anschnieren ließ. Einen Trost hatte er. Er war nicht der einzige Dumme gewesen. Ob die Andern auch solche Schwindelpakete erhalten haben, fragte er sich. Dann mußte er selber lächeln über die Sorgfalt, mit welcher er die Papierlosche zu Hause aufbewahrt hatte. Ja, ja! die Dummen sterben nicht aus!

Noch in derselben Stunde schwor sich Herr Finkle feierlich, nie mehr auf ein Inserat zu schreiben und noch weniger zu einem Neudeubous zu gehen.

Allerlei.

* Das harte Anfrage. Herr (in ein Bureau tretend): „Pardon! Ist der Herr Bureauchef wach?“

* Kinder mund. Töchterchen (beim Anblick eines biden Matrosen): „Mama, der hat wohl immer im Mastkorb gefessen?“

* Zerbrechlich. „Wenn Ihnen die Wohnung nicht gefällt, warum ziehen Sie denn nicht aus?“ — „Ach, unsere modernen Möbel halten ja keinen Umzug aus.“

Charade.

Ich das Erste, weiland tapfer,
Schlug meinen Feind mit Ruhme.
Durch das Zweite, das ich doppelt trug
Ward ich eine Blume.

Somonum.

Es brauch'ts der Kriegsmann in dem Feld;
Manch' einen bring'ts um vieles Geld.
In Kleinformat kauf's hurtig ein,
Bist du zu Patti, Rubinstein.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 21, 25-33. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein, und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Laufens des Meeres und der Plüthen.“ Und die Menschen werden verschmachtet vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die über den Erdbreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn in der Wolke kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn nun dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf und erhebet eure Häupter; denn es naht eure Erlösung. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Betrachtet den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt Frucht bringen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Ebenso erkennet auch, wenn ihr dies geschehen sehet, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, sag' ich euch, dieß Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Advent.

Wenn heut' die erste Botschaft uns erschüttert
 Vom Tag desorns, da Du in Herrlichkeit
 Erscheinen wirst; wenn unser Herz erzittert
 Vor Deiner ewigen Gerechtigkeit,

Dann spüht es nach dem lichten Morgenstern,
 Der uns den Tag der frohen Botschaft bringt,
 Und lauscht dem hellen Tone, der von ferne
 Die Engelstimmen aus der Nacht erklingt.

Es seht sich, wie aus dunkeln Todesnächten
 Die Bäter einst, nach dem hochheiligen Feit,
 An dem die Himmel thauen den Gerechten,
 Die Erde uns den Heltand sprossen läßt.

Hürwahr, eine ernste Botschaft im heutigen Evangelium, lieber Leser, denn es kündigt da zu uns herüber die Bojaune der Ewigkeit, bei deren Schalle einst erbraunen werden die Bogen des Meeres und erschüttert werden selbst die „Kräfte des Himmels“!

Wie ruhig, ja, scheinbar ewig-fest steht das Firmament über uns! Daß die schrecklichsten Stürme wüthen, laß die furchtbarsten Gewitter sich entladen, laß die Erde in schreckenden Erschütterungen erbeben: bald legt der Sturm sich wieder, die Wolken schwinden, die Erschütterungen sind vorüber, — und in majestätischer Ruhe wölbt sich über uns wieder der Himmel mit seinen ruhig strahlenden Gestirnen!

Und wie fest gegründet, lieber Leser, steht die Erde! Von Jahrtausend zu Jahrtausend weicht sie nicht aus ihrer Bahn. Ob auch die Meere sich empören und in furchterregenden Bogen aufbrausen, ob auch zukende Blitze herniederfahren und ihre schrecklichsten Donner erdröhnen lassen, — sie, die Erde, ist stets dieselbe und, unberührt von all dem, bringt sie uns den Morgen und den Abend, den Frühling und den Herbst mit ihren gewohnten Blumen und Früchten.

Und dennoch, lieber Leser, so unerschütterlich festgewölbt auch das Firmament über uns steht, so ruhig und ohne Wanken die

Erde unter uns, — dennoch spricht der Herr: „selbst die Kräfte des Himmels werden (einst) erschüttert werden“, — ja, „Himmel und Erde werden vergehen!“

Ach, und der Mensch? Wenn selbst das, was ewig-fest zu sein scheint über uns und unter uns, erschüttert wird, ja, vergeht: was wird dann mit uns selbst sein? Wie klein ist ja doch der Mensch! — Und doch auch wieder, lieber Leser, wie groß! Denn siehe! Jahrtausende sind vergangen, Jahrtausende mögen noch vergehen, und unverändert steht der Himmel und steht die Erde, und doch werden auch sie vergehen! Und ist der Tag ihres Unterganges endlich erschienen: wo sind dann die Jahrtausende ihres Daseins? — Ach, Jahrhunderte und Jahrtausende sind im Grunde nichts, nur die Ewigkeit ist Etwas und die Unsterblichkeit! Darum wie groß ist der Mensch im Vergleich zum (sichtbaren) Himmel und zur Erde, — denn er ist unsterblich!

„Himmel und Erde werden vergehen!“ Wenn ich also nicht nur die Erde mit allen ihren verborgenen Schätzen, sondern überdies noch den sichtbaren Himmel mit all seinen wunderbaren Gestirnen mein Eigentum nennen dürfte, — und wenn ich sie bestände nicht mir etliche Monate oder Jahre, so lange ein Mensch zu leben hat, sondern wenn ich sie besitzen dürfte, so lange sie selbst dauern, also Jahrtausende und wieder Jahrtausende, — so bestände ich zum Schluß dennoch nichts, denn sie werden vergehen! Der Tag ihres Unterganges war in den Büchern der Ewigkeit bereits festgesetzt, noch ehe sie selbst ins Dasein traten.

Schau, lieber Leser, daran werden wir heute ernk und nachdrücklich durch das Evangelium gemahnt. — heute, beim Beginn des neuen Kirchenjahres, eines größeren Lebensabschnittes, — heute, am ersten Tage der

Kirchenkalender.

Sonntag, 2. Dezember. Erster Sonntag im Advent. Bibiana † 363. Evangelium nach dem hl. Lukas 21, 25-33. Epistel: Römer 13, 11-14. Anfang der kirchlich geschlossenen Zeit. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Communion der Elementarschulkinder. ● St. Lambertus: 7 Uhr monatliche Communion der Kinder. Nachmittags 4 Uhr Bestunde von Seiten der Rosentanz-Bruderschaft für das verstorbene Mitglied F. Schramm. ● St. Martinus: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche heilige Communion für die Schule an der Martinsstr. ● Maria-Himmelfahrt: Heil. Communion der Mädchen. ● Ursulinen-Kloster: 11 Uhr Vortrag für den Vorterein. ● Vorterein zu Palmerswerth: 1/8 Uhr gemeinschaftl. hl. Communion der Kinder.

Montag, 3. Dezember. Franziskus Xaverius † 1552. ● St. Andreas: 10 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Franziskus Xaverius. ● Clarissen-Kloster: Morgens 1/7 Uhr Seelenamt; Jahrgedächtnis für die ehew. Mutter Abtissin Maria v. d. unbest. Empfängnis.

Dienstag, 4. Dezember. Barbara † 240.

Mittwoch, 5. Dezember. Anno † 1075.

Donnerstag, 6. Dezember. Nikolaus † 332.

Freitag, 7. Dezember. Ambrosius † 397. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht. ● Maria-Himmelfahrt: Abends 1/8 Uhr Herz Jesu-Andacht. ●

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

heiligen Adventszeit. Und wenn wir nun unsere Ver nunft einmal reden lassen: wie ist es nur möglich, daß wir — nicht etwa an dem Besten der ganzen Erde — sondern an einer kleinen, geringwertigen Erdscholle, an einem stülpischen Metall oder sonst an einem irdischen Gute so leidenschaftlich haften, als ob es ein Gut und Bestes für die Ewigkeit wäre oder eine endlose Lust? Der Gegenstand unseres Verlangens ist doch wie ein verhallender Schall und das erstrebte Gut wie entschwindender Rauch! — Kommen wir zu uns selbst! Heute ist dazu die Zeit, heute da uns zugewandt wird, daß nicht nur die geringwertigen irdischen Dinge, die wir erstreben, sondern Himmel und Erde einst vergehen werden. Des Herrn Wort aber wird nicht vergehen: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte? Suchet darum zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles Uebrigste wird euch hinzugegeben werden!“

Und wenn wir nun auch, lieber Leser, den Gedanken an das einstige Gericht alle Tage unseres Lebens und bei all unserem Thun und Lassen lebendig in uns erhalten sollen, so hält die Kirche diesen Gedanken doch für besonders nützlich, um in uns die Gesinnungen des Eifers, wie sie gerade der Adventszeit angemessen sind, zu wecken und zu beleben: eines größeren Eifers in unsern täglichen Gebeten, einer größeren Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung unserer Staates- und Christenpflichten. Wenn wir so dem Herrn die Wege zu unserm Herzen bereiten, wird am kommenden Weihnachtstage auch uns jener Friede beseligend, der allen verheißt ist, die „guten Willens sind.“

S.

Die Butter.

Eine Küchenplauderei für Hausfrauen.

Von Dr. Valentin.

Trotz des mehr und mehr um sich greifenden Gebrauches der Kunstbutter, des Palmmin und anderer Ersatzfette wird es schwer gelingen, die Kuhbutter aus der besseren Küche zu verdrängen, und selbst in der Küche der Ärmlichen wird sie, wenn auch nicht als „Kochfett“, so doch als Zugabe zum Brod, namentlich zum Schwarzbrod, ihren Platz behaupten. Das Ankommen und die Verfeinerung der Ersatzfette ist aber notwendig gewesen; denn die Butterproduktion ist nicht entsprechend dem Bevölkerungszuwachs gestiegen und wird das auch nie. Mit der riesigen Zunahme des Produktionsquantums ging die Verbesserung der Margarine Hand in Hand. Dieser Ersatz konnte sich auch da, wo man auf „tabellose Tafel“ hält, einbürgern. Gleichwohl fanden „Palmmin“, „Palmöl“, und andere Fette ein weites Absatzgebiet und die Zeit ist nicht mehr fern, wo man auf Herstellung weiterer Speisefette bedacht sein muß. Die deutsche Landwirtschaft ist leider nicht im Stande, den inländischen Milch- und Butterbedarf zu decken, da sie kaum 60 Prozent des faktischen Verbrauches produziert. Dieser Prozentsatz ist indessen noch zu hoch, wenn man in Betracht zieht, daß sich die arbeitenden Klassen und die ärmeren Leute der Landbevölkerung noch ganz enorm einschränken und nach den Gesetzen der Nahrungsmittellehre viel zu wenig Fette konsumieren. Durchweg reinen Butterverbrauch findet man gegenwärtig eigentlich nur in den Häusern der Wohlhabenden. Zu ersetzen ist Butter niemals vollständig und wird auch von allen civilisierten Menschen den anderen tierischen Fetten vorgezogen. Zunächst ist sie, aus guter Kuhmilch bereitet, von größerem Wohlgeschmack als alle übrigen Fette — man denke an die köstliche Rahmbutter — „süß wie ein Kuckern“ — dann aber befördert sie infolge ihrer chemischen Zusammensetzung die Verdauung in hervorragender Weise, indem sie den Chylus

schneller mit der Lymphe ins Blut führt. Das Volk macht daher die Butter bei Magenbeschwerden nicht selten zum Arzneimittel. Auch die Kochkunst verwendet die Butter seit Alters, namentlich bei schwer verdaulichen Speisen und solchen, die im Aufse der Schwerverdaulichkeit stehen. Erfahrungssätze der Wissenschaft wendet ja das Volk unbewußt seit Jahrtausenden an und hat sich Gerichte zusammengestellt, wie sie der gewiegteste Chemiker auf Grund seiner gründlichen Untersuchungen nicht besser erdenken könnte.

Begen ihrer Vorzüge steht die Butter meist hoch im Preise, worin das verlockende Moment zu ihrer Verfälschung liegt. Keine, gute Butter muß gelblich-weiß, geschmeidig und fett sein, unartig süß schmecken, einen diesem gleichen Geruch haben und bei 30 Grad Celsius schmelzen. Der „Butterkloß“ oder „Butterweck“ muß völlig gleichartig aussehen. Jede Hausfrau wird ja schon ohne Weiteres durch Mißfarbigkeit vom Kauf abgesehen. Die gute Butter darf auch keine Flüssigkeit enthalten. Die Farbe freilich giebt uns nur geringen Anhalt, da sie mit der Jahreszeit wechselt und unter dem Einfluß der Fütterung steht. „Rübenbutter“, „Klee-Butter“! Im Winter ist die Butter mehr weiß, im Sommer gelb. Die Rahmbutter könnte man sowohl nach Farbe wie Wohlgeschmack als Idealbutter hinstellen. Ferner soll die Butter fest sein, d. h. weder weich wie Salbe, noch sehr hart oder krümelig. Die weiche Beschaffenheit der Butter im Sommer ist von der salbenartigen Weichheit leicht zu unterscheiden. Salbenweiche Butter wird nie die rechte Butterfarbe, nie den reinen Buttergeschmack haben; wenn sie enthält eben andere Fette. Milchschmeckende Butter ist aus süßem, kräftiger, unartig schmeckende dagegen aus gesäuertem Rahm hergestellt. Uebrigens verhält es sich mit dem Geruch.

Nicht selten ist es, daß gute Butter mit minderwertigen Fetten durcheinander geknetet wird, was aber in den meisten Fällen nur ungenügend fertig gebracht und darum leicht erkannt wird. Es kommt auch vor, daß ein Stück alter oder gefälschter Butter mit einer Schicht frischer Butter umgeben wird, was beim Durchschneiden des Kloßes sofort zu erkennen ist. Uebrigens geschieht das Verarbeiten vertriebsmäßig, alter und frischer Butter meist in den Gegenden, die als gute Butterstriche bekannt sind, wird aber weniger von dem Landwirt als von dem Händler vorgenommen.

Kochsalz macht die Butter zwar haltbarer und schmackhafter, vermehrt aber auch das Gewicht, und das Salzen sollte darum nur von der Hausfrau vorgenommen werden.

Steht die Butter trübe aus, dann enthält sie größere Mengen Buttermilch, die beim Aufdrücken eines Messers in Tropfenform hervorquillt. Diefelbe vermehrt gleichfalls das Gewicht in ungehöriger Weise und veranlaßt als guter Nährboden für Spalt- und Sproßpilze das frühzeitige Verderben der Butter. Ebenso soll auch der Wasserzusatz nur das Gewicht beeinflussen, ist aber ebenso leicht festzustellen wie Buttermilchgehalt. Unter Umständen kann er 50 p Ct. betragen. Die Verbesserung der kleinen Butterapparate verhindert diese Art der Verfälschung immer mehr und trägt zu höherer Reinheit wesentlich bei.

Das Färben der Butter, früher viel mit Nöhrensaft und Safran vorgenommen, geschieht nur deshalb, um Jahr ein, Jahr aus gleichmäßige Waare liefern zu können und weil ein Wechsel der Farbe stets Mißtrauen gegen die Stetigkeit der Güte erregt! Vom hygienischen Standpunkt aus ist so lange nichts dagegen einzuwenden, als unschädliche Pflanzenfarbstoffe verwendet werden; sobald aber giftige oder zerfetzte Färbemittel in Anwendung kommen, wird die Butter natürlich gesundheitsgefährlich.

Weiche, fette, schmierige Beschaffenheit läßt, wie schon vorhin gesagt, auf Zusatz von Elen

oder andern Fetten, namentlich aber erdiger, schließen.

Für die Frische der Butter in Art und Sorgfalt ihrer Bereitung spricht am besten ihr Geschmack, der indessen bei kälterer Jahreszeit schwer zu prüfen ist. Um bei dieser Probe unbedingt sicher zu gehen, muß man die Butter auf 30 Grad Celsius erwärmen; denn ein Beigeschmack ist bei niedriger Temperatur nur schwer zu erkennen. Der Wohlgeschmack der Butter rührt von den flüchtigen Fettsäureverbindungen her, die unter allen Pflanzen- und Tierfetten der Butter in reichster Weise eigentümlich sind. Durch Siehen an der Luft oder Batterienthätigkeit, vorwiegend aber durch vereinte Wirkung des Sonnenlichtes und Luftsaurestoffes, scheidet sich die Butterfäure aus, und die Butter wird auf der Oberfläche glasig und schmeckt ranzig. Je mehr Wasser die Butter nun enthält, je schneller geht dieser Prozeß vor sich, der allerdings durch Beigabe von Kochsalz verzögert werden kann, weshalb diese doppelte Gewichtszunahme auch von vielen besorgten Verkäufern vorgenommen wird.

In England, Amerika und Schweden ist es allgemein gebräuchlich, kleine Mengen von Salz, Salpeter oder Zuder zuzusetzen. Zuder ist ja bekanntlich ein treffliches Conserbierungsmittel. Derartige Haltbarmachung sollte aber allein der Hausfrau überlassen werden. In normaler Zubereitung liegt die beste Gewähr für die Haltbarkeit und ein besonderes Bedürfnis für langfristige Conserbierung liegt für den Hausgebrauch nicht vor, da die Butter wöchentlicher frisch eingekauft werden kann und ein dunkler, kühler Raum zur Aufbewahrung völlig genügt.

Außergewöhnliche Mittel, die Haltbarkeit zu erhöhen, sind Essig- und Boräure, welche jedoch dem menschlichen Organismus nicht indifferent sind.

Weitere Verfälschungen, allerdings sehr plumper Art, sind die Zusetzung von Getreide- und Kartoffelmehl und von geriebenem Käse. Ferner mischt man Schweinefett, Rindstalg, Coros- und Palmfett unter die Ballen. Chemisch sind diese Fette sofort zu erkennen, wodurch eine leichte Handhabe zur Butteruntersuchung geboten wird.

Will die Hausfrau die Butter vor zu schneller Verfestigung bewahren, dann soll sie dieselbe mit 15—20 Gramm Kochsalz auf das Pfund und stellt sie stets kühl. Steintöpfe eignen sich am besten.

Gute Butter enthält 82—88 Prozent Fett, 8—18 Prozent Wasser, 0,4—0,8 Käsestoff, 0,3—0,9 Zuder, 0,1—0,7 Salz.

Dänemark, Ostpreußen, Mecklenburg, Bayern, die Ostseeprovinzen führen sehr viel Butter aus.

Soufflen-Schwänke

Von Franz Kurz-Elsheim.

I.

Comödianten-Rache.

„Was sagst Du?“

Unser Heldendarsteller warf sich aufs Neue in Postur und deklamierte:

„Der Lord läßt sich entschuldigen. Er ist zu Schiff nach Frankreich. Uder auf gut deutsch ausgedrückt: Unser Direktor ist durchgebrannt.“

Dann ein Plumps, ein Krach. Der Stuhl, auf den ich vor Schrecken gefallen war, lag zusammengebrochen auf der Erde. Ich natürlich auch.

Das war die Strafe für meinen Ungehorsam. Meine Eltern waren immer dagegen, daß ich Comödiant wurde. Weshalb war ich ihnen bei Nacht und Nebel — eigentlich war es eine helle, sternklare Nacht gewesen — durchgebrannt und hatte Engagement bei einer Schmiere gesucht? Zum Danke dafür, daß wir niemals Gage erhielten, war unser

Direktor nun mit der allerdinge nicht bedeutenden Klasse auf und davon.

Nachdem ich mich erhoben, starrte ich nochmals den unheilvollen Botschafter und dann meine beiden Kollegen an, den Charakterkomiker und den „Kapellmeister“, die mit mir, der ich noch neben dem ersten Liebhaber den Naturburschen spielte, auf einer Bude hausten. Diese hinwiederum wußten nichts anderes zu thun, als mich ratlos anzusehen.

„Was nun?“
Für Dich, Franz, ist es nicht schlimm,“ meinte Adolf, der Komiker, zu mir. „Du kannst einfach nach Hause gehen.“

Trotz unseres Glendes lachte ich hell auf. „Kann ich?“ Jawohl. Doch man mich dort ausgelacht und mit guten Ermahnungen und frommen Lehren halbtot füttert. Nein, ich bleibe. Wir werden schon wieder ein Engagement finden.“

„Aber die Leute werfen uns hinaus,“ sagte traurig der Pianist, der sich im gewöhnlichen Leben Heinrich Hall nannte.

„Soweit lassen wir es gar nicht kommen. Wir spielen hier, so lange es geht, auf eigene Rechnung und teilen den Gewinn.“

„Wir vier?“ meinte geringschätzig der Hebenspieler.

„Natürlich nicht Comödie,“ fuhr ich unbeeirrt vor. „Sagen wir Varietés, meinestwegen auch Ringeltangel, s'bleibt sich gleich. Wer von den anderen Kollegen noch mitspielen will, mag's thun.“

„Ich singe doch keine Kouplets,“ warf wieder der Held entzündet ein.

„Schadet nichts. Die singen Arnold und ich. Gesangs-komiker par excellence, Salon-humoristen, Duettisten — na, mehr kannst Du wirklich nicht verlangen. Wir sind noch ein paar tüchtige Kerle. Du deklarierst. Im Notfalle lasse ich Dich als Bauchredner auftreten.“

„Ich soll Dir helfen!“
„Und Heinrich liefert die Klaviermusik. Was? Seid Ihr einverstanden? Ja? Also gut. Ich laufe zum Rathhaus, um Alles in Ordnung zu bringen.“

Dabei war ich auch schon zur Thüre hinaus.

Gottlob, auf dem Polizeiamte der kleinen Stadt machte man mir keine Schwierigkeiten und bald saumten die Bürger die meterhohen Plakate an, die das nur wenige Tage andauernde Gastspiel des Varietés-Theaters ankündigten.

Die meisten meiner Kollegen und Kolleginnen hatten die Stadt verlassen und waren weitergezogen. Uns schlossen sich nur noch zwei Damen an.

Nun hatten wir wenigstens auch Chansonnisten.

Durchsich ein Loch des Vorhanges lugte ich hinaus in den Saal. Vergnügt rieb ich mir die Hände. Denn nahezu alle Stühle waren besetzt. Wenn das so weitergeht, sind wir ja vorläufig gesichert.

Also fangen wir an. Sonst werden die Leute ungeduldig.

Ich eilte hinunter in die Garderobe, um Heinrich an's Piano zu senden.

Aber mein Heinrich ist nirgends zu finden.

„Wir dachten, er säße längst draußen am Klavier,“ sagte mir einer entschuldigend, als ich schalt, daß man mir nichts mitgeteilt habe.

„Wir dachten, wir dachten,“ spottete ich. „Menschenkinder, wenn Ihr doch Euer mummies Denken lassen wolltet.“

Ratlos lief ich umher. Vergebens. Kein Pianist da. Ich ohne Mantel, ohne Hut hinaus. Und draußen regnete es gerade, was vom Himmel fallen konnte. Vielleicht steckt er noch in der Wohnung.

Im Hausflur rannte ich fast meine Zimmerwirtin um.

„Ist der Hall nicht da?“

„Der? Ach ja. Das hab' ich ja ganz vergessen. Er gab mir den Brief für Sie, kurz bevor er zur Bahn ging.“

Ich faßte sie an der Schulter, daß sie laut aufschrie.

„Zur Bahn?“

„Aber lassen Sie doch los. Ich kann doch nicht dafür. Konnte ich ihn denn festhalten? Er hat mir doch Alles bezahlt.“

Das war richtig. Die konnte nicht dafür. „Und der Brief?“

„Ich hole ihn ja schon —“

Hieberhaft riß ich den Umschlag weg.

„Ich spiele nicht mit. Ich halte meine Kunst zu hoch, um sie in einem Ringeltangel zu entwürdigen.“

So ein Schuft. Da steckt natürlich etwas ganz anderes dahinter. Na, wenn ich Dich jetzt hätte. Ich flüchte wie ein Kesselflicker. Aber das müßte schließlich auch nichts. Heinrich war und blieb verschwinden.

Zum Glück kann ich selbst ein wenig klumpeln. Auch eine der Damen spielte ganz hübsch. So konnten wir uns zur Not helfen.

Außerdem fanden wir überraschend bald ein neues Engagement und so nahm denn meine Laufbahn als Varietés-Komiker, Direktor, Impresario, Pianist zc. ein frühes Ende.

Es mochten wohl zwei Monate vergangen sein, als Arnold, der mit mir zusammen engagiert war, eines Morgens atemlos in mein Zimmer stürzte.

„Franz!“

„Was ist denn los? Bist Du in ein Bankhaus eingebrochen und wirst nun verfolgt?“

„Du kannst nur faule Witze reifen. Nein — Heinrich ist hier.“

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Doch nicht der Hall, der uns damals das nette Stück gespielt?“

„Oder eigentlich nicht gespielt. Jawohl, den mein' ich. Er giebt hier ein Konzert mit einer Sängerin. Der Kerl spielt ja großartig, das muß man ihm lassen.“

„Im, hm.“

Nachdenklich sog ich an meiner Cigarre.

„Weißt Du den Saal, in welchem er auftritt?“

„Im Kaufhaus.“

„Ah, gut, komm' mit.“

„Was willst Du da?“

„Komm' nur.“

Unterwegs weihte ich ihn in meinen Plan ein. Dem Wirt stellte ich mich als Klavierstimmer vor, der beauftragt sei, das Piano für den heutigen Abend nochmals zu prüfen. Argwohn schöpfte er nicht. Wir also hinauf in den Saal — — —

Acht Uhr. Ein ausverkauftes Haus. Wir ganz im Hintergrunde der Gallerie, denn wir waren heute beide nicht beschäftigt.

Endlich kommt Hall.

Eine tiefe Verbeugung, daß ihm fast seine langhaarige Perücke abgefallen wäre.

Dann schraubt er den Klavierstuhl höher und öffnet den Deckel. Jetzt hebt er die Hände auf, um sie wichtig auf die Tasten fallen zu lassen.

Doch kein Ton bringt aus demselben heraus. Nun nochmals —

Wiederum kein Ton —

Im Publikum kichert man —

Er wird abwechselnd blaß und rot —

Nochmals mit aller Kraft. Trotzdem will sich kein Laut der Drahtkommode entringen.

Jetzt brach das lang verhaltene Gelächter los. Dazwischen ertönten Rufe wie: „Schwindel! — Wumpig! — Geld wieder!“

Allgemeiner Aufruhr.

Das Konzert war verloren, weil wir uns — gerächt hatten. Damals hat mich diese Rache befriedigt, heute freilich denke ich anders darüber; sie war doch eigentlich häßlicher als der Streich, den uns der Direktor gespielt.

Erst am anderen Tage fand man in der Garderobe des Saales hinter allerhand Gerümpel versteckt das innere Hammerwerk des Klaviers, das wir losgeschraubt und herausgenommen hatten und ohne welches überhaupt kein Klavier gespielt werden kann . . .

II.

Ein Opernstern entdeckt!

Man soll keinen Menschen mit seinem Namen nennen, wenn man etwas über ihn erzählt, bevor er gestorben ist.

Das ist eine alte Anstandslehre und so nenne ich denn auch den Direktor, der einige Monate das Glück hatte, mir Vorhänge geben zu dürfen, einfach Karl Brandner. Das war ein ganz gemüthlicher Herr im Allgemeinen und nur eine Sucht hatte er — neben der natürlich, volle Häuser zu machen — junge Talente zu entdecken. Nun ja, Wachtel war Fuhrmann, bevor er sich zum Postillon von Longjumeau aufschwang. Mühte denn dieser Wachtel unbedingt vereinzelt bleiben?

Viel Glück hatte er zwar bis dahin, als ich in einem kleinen hübschen Badearte auf seiner Sommerbühne münzte, mit seinen Entdeckungen nicht gehabt. Ein Dienstmann, an den er eines Tages herangerufen war mit der Bitte, ihn doch einmal etwas vorzusingen, hatte ihn mißtrauisch angeblickt und ihn beinahe als Verrückten internieren lassen.

Ein Dienstmädchen, hinter dem er eine zukünftige Patti vermutete, weil sie eines Abends den neuesten Gassenhauer mit unendlich viel Nüchternheit sang, hatte ihn sogar geohrfeigt und ihm weinend gesagt, sie sei ein ehrfames Mädchen und er mit seiner Blase solle sich schämen, solch jungem Blut, wie sie sei, nach zu spüren.

So was thut weh. Aber nichtsdestoweniger verlor Qualchen — den Spitznamen hatte man ihm in willkürlicher Verbeugung seines Vornamens gegeben — den Mut nicht. Einmal mußte ihm doch das Glück günstig sein.

Da bummele ich mit einer Kollegin eines Morgens durch die Promenadenstraße des Baderbüchens zur Probe, als wir plötzlich überrascht aufsehen. Dort vor dem Viktoria-Hotel steht unser Direktor und lauscht mit entzücktem Ohre. Uns erblicken und heranzuwinkeln war eins.

„Hört ihr?“ flüsterte er uns zu, als wir bei ihm standen.

Ach so. Jetzt hörten wir, daß eine jugendfrische weibliche Stimme das ergreifende Liedchen sang:

Früh, wann die Hähne krähen,
S' die Sternlein verschwinden,
Wuß ich am Herde stehn,
Wuß Feuer zünden.

Mit wunderbarem Schmelz wurde es gesungen, so daß es selbst uns, die wir schon ein boshaftes Lächeln auf den Lippen haben, mit wehmüthigem Hauber umspann.

Wißlich, da kommt es mir,
Trenloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

„Die hat Gold in der Kehle,“ flüsterte er wieder strahlenden Antlitzes. „Die muß zur Bühne. Und ich werde sie ausbilden.“

Thräne auf Thräne dann,
Stürztet hernieder.
So kommt der Tag heran —
O ging er wieder.

„Bravo,“ rief er fast überlaut, als sie endet, so daß einige Passanten sich verwundert umschauten. „Nu, was sagt Ihr? Wenn die Stimme erst geschult ist, abgerundet ist — dann — na, Ihr werdet's noch erleben.“

Um 11 Uhr — eine Stunde nach der festgesetzten Zeit — kam er zur Probe, fast aufgeregelt in Seligkeit. „Denk' Euch, Kinder. Ich hab' sie. Ich bin ja ein wenig unverschämt, das muß ich selbst sagen. Dreißig ging

ich in's Hotel, der Stimme nach. Die Thüre des Zimmers, in der die Sängerin sein mußte, stand halb offen. Und wen sehe ich? Ein Kammermädchen anscheinend, das mit einem Staubwedel herum hantiert. Sie erschraf so, als ich ihr plötzlich guten Morgen bot. Ich stellte mich vor. Sie lächelte. Reizend sagte ich Euch, reizend. Ich sagte ihr, daß sie eine brillante Stimme hätte. „Das haben mir andere auch schon gesagt“, meinte sie zierlich. „Fräulein, Sie müssen sich mir anvertrauen“, rufe ich. „Ich werde Sie unterrichten. Es wäre eine Sünde und Schande, wenn Sie nicht auf die Bühne kämen.“ — „Et was“, sagt sie darauf. Na, kurz und gut, wir wurden einig. Morgen kommt sie zu mir zur ersten Stunde und auf dieser Bühne hier denke ich den neuen Gesangstern dem Publikum vorzustellen, den neuen Gesangstern, den Euer Direktor Karl Brandner entdeckt hat.“

Wir gratulierten ihm alle und einige benutzten die famose Stimmung, in der sich Qualchen befand, dazu, ihn schnell um zehn Mark mehr Vorschuß zu bitten, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten. Heute bewilligte er alles.

Wenn man ihm glauben durfte, machte seine Schillerin unter seiner Leitung glänzende Fortschritte. „Wie heißt sie denn eigentlich?“ „O, sie hat einen famosen Vornamen. Erica. Sonst nennt sie sich Wollschütz. Kammerzofe ist sie bei einer reichen Kuffin, die hier zur Kur weilt. So hat sie mir erzählt.“ Wir waren natürlich sehr neugierig. Aber unsere Neugier wuchs noch beträchtlich, als er eines Morgens damit herankam: „Jetzt wird die ‚Fledermaus‘ neu einstudiert. Und die Adele singt prächtigen Wollschütz. 's ist besser, man fängt mit so einer Operettenrolle an. Dann kommt nach und nach das andere. Und sie gewöhnt sich so auch allmählich an das Publikum.“

Dann folgten die Proben. Wirklich, sie war reizend. Sie sang ihren Part entzückend und gab sich so natürlich im Spiel, daß wir uns alle wunderten. Wir waren sämtlich noch Anfänger und wußten, was das hieß.

Der Erfolg war unbeschreiblich. Qualchen ließ sich nicht lumpen. Er gab ein reichliches Souper. Stand er doch jetzt vor der Verühmtheit. Denn daß er da tatsächlich einen Opernstern entdeckt, daran zweifelten auch wir nicht. Er selbst fandte noch spät in der Nacht ausführliche Berichte an große Zeitungen, in denen er seinen Namen dreimal die unterstreich, den der neuen Sängerin allerdings nur einmal.

Aber es kam ein Morgen und mit ihm die Zeitung, die die Theaterkritik enthielt. Und was steht da? „Die Vorstellung baute sich zu einem ganz besonderen Ereignis dadurch aus, daß die zur Zeit hier wirkende berühmte Sängerin Erica — die Adele sang, eine Ueberraschung, die um so vollkommener war, als sie auf dem Theaterzettel unter einem Pseudonym ‚Wollschütz‘ verzeichnet stand.“

Qualchen war einer Ohnmacht nahe. „Was? Unmöglich! Das würde ich doch gemerkt haben.“

„Ich will 'mal zu ihr hin“, meinte ich.

Es war aber wirklich so. Meine berühmte Kollegin lachte laut auf, als ich ihr die Ueberraschung unseres Direktors schilderte. „Eigentlich thut er mir ja leid. Aber als er mich damals überfiel, mich, da ich gerade mein Zimmer in Ordnung brachte — denn das thue ich immer selbst — für einen dienstbaren Geist hielt und mir sagte, ich sänge ja ganz hübsch, aber ich hätte keine Schulung u. s. w. — ich keine Schulung — da überkam mich der Humor der Situation und ich spielte die mir aufgedrängte Rolle. Nun trösten Sie ihn und sagen Sie ihm, ich will zweimal bei ihm gastieren, unter meinem

richtigen Namen, und ihm verleihe die ganze Einnahme. Das wird ihn beruhigen.“

Das beruhigte ihn auch. Nur eines machte ihm Sorge, die Berichte. Doch die schienen in den Papierkorb gewandert zu sein. Denn keine Zeitung brachte etwas darüber.

Seitdem ist er vorichtig mit dem Entdecken von Talenten geworden. Er läßt sich immer zuerst den Geburtschein zeigen.

Vorbeig'schoss'n!

Auch eine Jagdgeschichte.

Ich weiß net, ob Ihr den alten Steinhauer-Barthel kennt hat — n alte Haut, wie man's heunt nimmer find't — voll von Schwanz' un lust'ge Stroach! Alle ham ihn gern g'habt un wenn 'r amal in a Wirtshaus neikomme is, da so'n alle g'jamradt, denn dann haben's g'wüßt, daß 's jetzt was a' Waag hat. Na wenn's dann ihm so g'uckt hat um sei' Haut un sei' duschigten woaßen Schwanzer, da hab'n's gepannt un san ruhig g'weil'n grad als wenn am Sonntag der Pfarrer nach die Kanzel tritt. Ku' hat er si' g'facht, hat sei' Waag Bier a'fordert, hat's glei' zahlt — denn mehr wie a' Waag hat er nie trunken un wenn 'r eahn na' wo' so vill bit' hab'n — hat a große Rauchwolke aus sei' Stummelpfeife'l — ohne die eahn ta' g'facht hat in die letzte Jahr — 'bloßen an dann hat er a'g'fungen. Ret lang hat's dauert, na' hat alles g'lacht, daß schier untern Tisch g'falle san.

Aber dds is sei' Stöten vorkomma, daß 'r nei's Wirtshaus gange is, denn er is a arg sparsam's Leut g'weil'n. Im Summer hat 'r in sei' Garten oder auf sei'm floan Kartoffel-Land g'arbeitet un hat si' abends zoat' zur Kuh niederg'legt. — Un Bluter is er in sei' floan Silberl g'fesse mit an' Arbeit oder hat in den alten Kalender g'lesen.

So ligt er denn au' umal im Dezember an sei'm Desert un hat vor sie an großen Haut'n Weidenruthen un dreht 'r un biegt 'r un richt 'r s'amm' das 's akkurat so g'schneid' worden sind, wie a Strid oder a Seil.

Da is a Schandari (Genbarin) die Thür nei' komme.

„Gruß Di Gott! 'r Steinhauer-Barthel“, hat der g'sagt, „herr, dds is jetzt a Kälten dabrauh' — dds Holz g'friert e'm ja im Ofen woagt — i' glaub des jan beilieu' fünfzehn Grad — oder noch mehr.“

„I ja“, hat der Steinhauer-Barthel g'sagt un hat wieder Dampfwoolen 'blasen aus sei' Stummelpfeife'l, grad net durch'sehn hat aus kumt! Un in sei' Arbeit hater sie an net stören lass'n, „i ja 's is sei' kalt.“ Ru hab'n de bei anand' g'fesse un loaner ha na nur a Sterbenswort'l g'red! Der Schandari nämli hat net recht mit der Sprach'n nand' g'woilt — denn er hat'n net grad zufälli 'buchen woll'n — na — g'chicht hab'n's ihn — er hat na'schaug'n soll'n, was dds alte Leut oagentli treiben thät — denn ang'zoagt hatten 'r ihn, daß er, waan's grad passen thät — an' Hasen oder was sei' quis Blick ihm grad' zutrieben hat, in der Schling'n hing.

„Jo, sag'n 's“, hat ihm enbl', wie em d' Zeit g'lang word'n is, der Schandari g'fragt — „was machen's denn da mit die Weidenruth'n?“

„Mit die Weidenruthen? — ja schau'n, Herr Schandari“, hat da der Steinhauer-Barthel g'sagt, „da mach' i mi halt Hofenschingling'n —“

„Hofenschingling'n? Ja, alsdann —“

„So müass'n nämli wissen, daß die Malitzig Bieler'u elendig'n mi bei der Kält', wo jetzt scho' Woch'n lang dauert, in mei'm Garten all mei' Kraut, was i da eing'schlagen hab, abfress'n. No, hob i g'fagt — dds geht sein nimmer a so — na' hob i mi b'anne, was i in derer Sach' thun un wie i mir gegen die Bieler'n helfen un mei' Jung schlingen kumt. No — 'legt hab i a Mittel g'fund'n. I mach mir halt Schling'n von Weidenruth'n un leg die in mei' Garten. Aber an die Schlingen da hab i a Seil 'bunden, a Löcherl in d' Wand bohrt un dds Seil an a Glöckel 'bunden, wo i hier in der Stuben festgenagelt hab. Dal' nu so a Bielerl nei' die Schling'n kumt, so fangt das Glöckel a' g'lauten.“

„Wie 'r no' so g'red hat — auf a' mal hat die Glocke angefang'n zu bimmeln.“

„Schau'n's da hat si' scho' was g'fong'n!“ hat da der Steinhauer-Barthel g'sagt un hat a' Worts-freud' g'habt, „So haben Glück“, hat 'r g'sagt, „So können d' Sach' glei anshoug'n — jetzt is dds a Geubli! Kommen S' mit, denn so a W'pach hab'n S' do no net g'habt.“

Er is nu 'nausgangs, der alte Reonter, un der Schandari hinter eahn d'rein un hat net begreif'n kumt, was jetzt g'hege soll.

Im Garten is nu a Hof' in der Schling'n g'fess'n un hat nimmer auß' kumt un g'zappelt.

„Schau'n S'“ hat der Steinhauer-Barthel da grad nausg'faren in sei' Geubli, „Da ham 'r so an Kuny'n. — Sankel elend'ger“, hat 'r nu ja a'm Hof'n g'fagt — i will di's lernen daß D' mir mein Kraut abfress'n sollt — gäll, dds hat sei' guat g'schmeckt, aber was D' jeagt kriagst, dds soll D'r an schmeck'n — un d'ran denken sollt Dei' Leb'n lang.“

„Nu hat 'r die Schling'n aufg'macht un den Hof'n nausg'fong'n bei dem sel lange Ofen, hat'n lüchlig g'jamradt un 'n nacher 'nübem Stadel-tenzaun g'woof'n. Dann hat er eahn nach' schaut, wie er fertig'brunge' is auf dem weißen Schnee nei' die schwarze Nacht.“

„Schau'n S', Herr Schandari, der da der kumt net wieder.“

„Die der Schandari dds g'hört un g'facht hat, hat 'r g'lacht, was er kumt hat.“

„No, als dann d'quat bl' Gott, Steinhauer-Barthel.“ Damit is er fortgang'n un hat immer no g'lacht, wenn 'r d'ran' denkt hat.

Aber der Steinhauer-Barthel hat aa g'lacht.

„Vorbeig'schoss'n, Herr Schandari“ hat 'r in sei' weißen Schwanzer brummt.

Allerlei.

* Auch eine Erklärung. Woher mag es nur kommen, daß fast alle Weiberten gläubig sind? — Nun, ganz natürlich, das kommt von dem vielen Haarpalten.“

* Im 20. Jahrhundert. Hausbesitzer: „Also, Meister, streichen Sie mit diese beiden Bänke hier vor der Thür.“ Malermeister: „Schön. Wünschen Sie sie nach der alten Schule oder secessionistisch?“

* Ueberflüssig. Arzt (einen bei der Kauferel arg zugerichteten Bauer verbindend): „Nun wollen wir auch das Ohr wieder annähen?“ — Bauer: „Ach, lassen Sie das nur, Doktor... daß reißen sie mir ja doch bei der nächsten Gelegenheit wieder weg.“

* Humoristisch es. Stallwiste. Wachtmeister: „Warum ist über jedem Pferdestand der Name des Pferdes angegeben?“ — Refrut: „Damit jedes Pferd weiß, wie es heißt.“ — Wachtmeister: „Damit jedes Pferd weiß, wo es sich hinzustellen hat, wenn so ein Schafstopf von Refrut, wie Du, nicht lesen kann!“

Rätsel.

Der H's, der meinen Wandermann

Beim rechten Namen nennen kann

Wisskommen ist er jedes Jahr

Und richtet Freud' an, wo er war.

Was wiederum weckt er die Natur,

Es frohrt, es blüht auf seiner Spur.

Böhm er seine Schritte lenkt,

Sin jedes ihn zu halten denkt.

Doch unaußersam immerdar

Nicht er davon, es hilft kein Flehen,

Und tröstend meint er, über's Jahr

Werb' er vielleicht aus wiedersehn.

Charaden.

Sie ging mit Eins und Zwei,

Ich gab ihr das Geleite;

Drauf hat ich sie um Eins,

Und sie gab mir das Zweite.

Anführung der Rätsel aus voriger

Nummer:

Charade: Ritterhorn.

Somonym: Karte.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Freitag, 7. Dezember. ● Karnevalstessen-Kloster: Herz Jesu-Fester. 8 Uhr Hochamt. Rachmittags 4, 8 Uhr Predigt; darnach Herz Jesu- und Armenseelen-Andacht. ● St. Anna-Stift: Rachmittags 6 Uhr Herz Jesu-Andacht.

Samstag, 8. Dezember. Maria Empfängnis. Gebotener Feiertag. Evangelium nach dem hl. Lukas 1, 26-38. Epistel: Sprüche Salomons 8, 22-35. ● St. Martin: Um 9 Uhr gemeinlichl. hl. Communion für die Schule an der Neuhofstr. ● Maria-Himmelfahrt: hl. Communion der Jungfrauen-Congregation. ● Clarissen-Kloster: 13 Ustd. Gebet. Roll. Abkloß. 6 Uhr: Andacht des Allerheiligsten; hl. Messen: 1/2 u. 1/3 Uhr (Hochamt); abends 1/2, 7 Uhr Complet, Litanei, Leden und Segen. ● Karnevalstessen-Kloster: 6 1/2 Uhr erste hl. Messe; 1/9 Uhr Hochamt. Rachmittags 4 Uhr Festandacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Mathäus 11, 2—11. „In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnisse hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern, und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündigt dem Johannes, was ihr gehört und um gesehen habet. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert. Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinaus gegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weidlichen Kleidern angethan? Sehe, die da weidliche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige. Oder was seid ihr hinausgegangen, zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.“

Zum Feste der unbedeckten Empfängnis Mariä.

Es verrät eine besondere Weisheit seitens der Kirche, lieber Leser, daß sie uns nicht plötzlich vor die Krippe von Bethlehem führt, sondern sie uns von weitem, einen Monat zuvor, gleichsam mit dem Finger zeigt. Dabei sollen wir uns in Gedanken in jene viertausend Jahre zurückversetzen, die durch die vier Wochen des Advents verjüngt werden, — sollen uns hineinsetzen in die Finsternisse, in die Verbrechen aller Art, von denen die vorchristliche Welt angefüllt war. Es kann dann auch nicht fehlen, daß unser Herz von dem Gefühle heißen Dantes ergriffen wird gegen Den, der herabstieg vom Himmel, um die Menschheit zu retten; der in Seiner herablassenden Liebe unser ganzes Elend teilen wollte — ausgenommen die Sünde.

Wie schön paßt nun das Fest „der Unbedeckten Empfängnis Mariä“ in die Adventszeit! Die Empfängnis Mariä ist ja, lieber Leser, der Vorbote der Geburt Jesu. Siehe, nach viertausend Jahren der Finsternis ward es endlich Licht: Die „Morgenröte“ der so heiß ersehnten „Sonne der Gerechtigkeit“ leuchtet über die Berge hinaus in die Thäler, die noch in tiefem (Todes-) Schatten ruhen, — die glückselige Mutter des Messias, deren Geburt der Seinigen vorhergehen mußte, ist heute empfangen worden! So heißt denn die Erde ein erstes Pfand, daß die verheißene göttliche Erbarmung nunmehr Thatsache werden sollte. Zwei wahre Israeliten, Joachim und Anna, edle Sprossen der königlichen Familie Davids, sehen ihr heißes Gebet erhört. Wir aber preisen am heutigen Feste den Herrn, der Seiner Verheißungen gedachte und von der Höhe des Himmels das Ende der Sündflut verkündete, indem Er die weiße sanfte

Taube (Maria) mit der Botschaft des Friedens zur Erde sandte. Welches Fest könnte in einem schöneren Einklange mit dem frommen Sehnen stehen, dem sich die Kirche in diesen Adventswochen hingibt, — dem Sehnen nach der (geistigen) Ankunft des göttlichen Kindes?

Allein die Absichten der Kirche am heutigen Festtage beschränken sich nicht darauf, nur das Jahrgedächtnis jenes glücklichen Augenblicks zu feiern, in dem das Leben der allerseeligsten Jungfrau begann; vielmehr umfaßt der Festgedanke auch noch das erhabene Vorrecht, kraft dessen Maria von der Makel der Erbsünde, die nach göttlichem Ratsschlusse allen übrigen Kindern Adams anlebt, vom ersten Augenblicke ihres Daseins an freigeblichen ist. Der Glaubenssatz der katholischen Kirche, den wir am ewig denkwürdigen 8. Dezember 1854 feierlich verkündigen hörten, lehrt uns, daß in dem Augenblicke, da Gott die von Ihm geschaffene Seele Marias mit dem Körper, der durch sie belebt werden sollte, vereinte, diese nicht nur vor der Sündenmakel bewahrt, die in jenem Augenblicke jede andere menschliche Seele beledet; vielmehr sie in diesem selben Augenblicke mit dem Vollmaße der herrlichsten Gnaden ausstattete, die sie, weit überhaupt es bei einem geschaffenen Wesen möglich ist, zu einem Spiegel der Heiligkeit Gottes machten.

Du fragst nicht erst, lieber Leser, warum denn diese wunderbare Auszeichnung? — denn Du kennst sehr wohl den Grund hierfür: Maria sollte zu dem Allerheiligsten in die innigste Beziehung treten: sie war berufen, nicht nur die Tochter des himmlischen Vaters, sondern auch die wirkliche Mutter des göttlichen Sohnes und die wahre Braut des Heil. Geistes zu werden. Diese erhabenen Beziehungen for-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 9. Dezember. Zweiter Sonntag im Advent. Leocadia † 304. Evangelium nach dem hl. Mathäus 11, 2—10. Epistel: Römer 16, 4—13.
- St. Andreas: Fest unseres Pfarrpatrons des heil. Apostels Andreas. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt; nachmittags 2 Uhr Festpredigt, Complet, Umzug durch die Kirche und Lebenm.
- St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Communion der marian. Jungfrauen - Congregation; nachmittags 1/5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 6 Uhr Predigt; nach derselben feierl. Aufnahme in die marian. Jungfrauen-Congregation. Während der Oktav von Maria Empfängnis ist morgens 9 Uhr Segenmesse.
- Maria Himmelfahrt, Pfarrkirche: Heilige Communion der Knaben.
- St. Anna-Stift: Während der hl. Messe um 6 Uhr gemeinschaftl. hl. Communion und nachmittags 6 Uhr Vortrag und feierl. Aufnahme für die marianische Dienstmädchen-Congregation.
- Montag, 10. Dezember. Judith.
- Dienstag, 11. Dezember. Domasus † 374.
- Mittwoch, 12. Dezember. Iulianus † 167.
- Donnerstag, 13. Dezember. Lucia † 304. Ottilia † 720.
- Freitag, 14. Dezember. Vitofus † 430. St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 15. Dezember. Eusebius † 370.

Ein Diamant hat immer Werth,
 Mag er auch nicht geschliffen sein,
 Doch dient dies zur Entschuldigang nicht
 Dem ungeschliffenen Kieselstein.

derthen mit Notwendigkeit, daß auch nicht die geringste Spur eines Makels — auch nicht für einen einzigen Augenblick — an dem Geschöpfe habe, das anserwählt uns allen ihres Geschlechtes war, eine so in tiefer Verbindung mit der anbetungswürdigen Dreieinigkeit einzugehen. Auch nicht der geringste Schatten dürfte in Maria jemals die vollkommene Reinheit trüben, die der dreimalheilige Gott selbst an uns einst finden will, wenn wir zu Seiner Anschauung im Himmel gelangen sollen. Darum sagt sehr treffend der hl. Kirchenlehrer Anselm († 1109): „Es war der göttlichen Gerechtigkeit entsprechend, daß Maria mit einer Reinheit der Seele geschnitten war, über welche man nichts Größeres denken kann, als die Reinheit Gottes Selbst, — diese Jungfrau, welcher Gott der Vater Seinen Sohn in einer so besonderen Weise sollte, daß Er (der Vater) nach der gemeinsamen und eingeübene Sohn Gottes und der Jungfrau werden mußte; diese Jungfrau, die der Sohn anserwählen mußte, um aus ihr (der Substanz nach) Seine Mutter zu machen, und in welcher der Heil. Geist die Empfängnis und die Geburt dessen bewirken wollte, von dem Er selber ausging“. (De Conc. Virg. c. 18)

Aber wie paßt denn nun das Evangelium des Festtages zu dem Festgebanten? Es enthält einen kleinen Abschnitt aus dem Berichte des hl. Lukas über „die Verkündigung der Geburt Jesu“, und der Schwerpunkt liegt in dem erhabenen, ehrfurchtsvollen Grusse des himmlischen Boten: „Gegrüßet seist Du, voll der Gnade, der Herr ist mit Dir, Du bist gebenedeit unter den Weibern!“ (Lukas 1). In diesem geheimnisvollen Grusse des himmlischen Gesandten, lieber Leser, ist eben inhaltlich die Lehre von dem wunderbaren Gnadenbortzuge Marias so deutlich ausgesprochen, daß wir einer ähnlichen Ausdrucksweise in der hl. Schrift nur noch ein einziges Mal begegnen, nämlich wenn der hl. Johannes vom Gott menschen, dem Sohne Marias sagt: „Wir (Jünger) haben Seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit“ (Joh 1). Und wenn wir auch dabei dem Abstande gewiß Rechnung tragen, der zwischen der menschlichen Natur Jesu und der Person Marias besteht, so zwingt doch der Wortlaut der hl. Schrift uns zu glauben, daß die Fülle der Gnade verhältnismäßig sowohl in der Einen wie in dem Andern geherricht hat.

So leuchtet denn, lieber Leser, das Fest der unbescholtenen Empfängnis Marias gleich einem geheimnisvollen Morgenstrahl in das Dunkel der Adventswochen hinein: an Maria, die reine, jungfräuliche Mutter des Herrn wenden wir uns in diesen Tagen der Erwartung, daß sie durch ihre mächtige Fürsprache unser schwaches Gebet um die Gnaden des Christkindleins am Throne der Gnade unterfühle.

S.

Rätselhafte Lichterscheinungen.

Von Dr. A. Doll.

Wohl Jedermann kennt, wenigstens dem Namen nach, das prächtige Phänomen des Polarlichtes, das je nach der Hemisphäre, in der es sichtbar ist, als Nord- oder Südlicht bezeichnet wird. Es erscheint am Horizonte teils als Lichtbogen, von dem blaßgelbe (zuweilen auch rot und grün gefärbte), mehr oder weniger breite Lichtstrahlen ausgehen, die in mannigfachen, oft sehr raschen Wechsel bald länger, bald kürzer werden und selbst bis über das Zenith (den genau senkrecht über dem Scheitel des Beobachters liegenden Punkt) hinaus sich erstrecken können, teils in aufsteigenden Strahlen und vorhangartig ausgedehnten Wänden. Bei sehr starken Nordlichtern vereinigen sich die Strahlen jenseits

des Zeniths wieder zu einer hellen Lichterscheinung, der sogenannten Krone, die aber in der Regel schon nach wenigen Minuten wieder verschwindet. Zuweilen beobachtet man auch einen von dem hellen Nordlicht ganz abgeordneten hellen Bogen, der den ganzen Himmel von Ost gen West bis über das Zenith umspannt und sich oft weit nach Westen neigt.

Eine befriedigende und daher allseitig anerkannte Erklärung des Polarlichtes ist bisher nicht gegeben worden. Daß es in gewisser Beziehung zu dem Magnetismus und der Elektrizität der Erde steht, zeigt die Thatsache, daß die Zone seiner größten Häufigkeit am breitesten in der Nähe des im Norden der Erde liegenden, vom Kapitän John Ross 1831 aufgefundenen magnetischen Südpols (263° 14' Nördl. Länge von Greenwich, 70° 5' nördl. Breite) ist. Auf Grund dieser Thatsache hat in neuerer Zeit der Physiker Bantien eine Theorie aufgestellt, wonach das Polarlicht eine Fluoreszenzercheinung, ein Analogon zu der in jüngster Zeit vielfach untersuchten „Kathodenstrahlung“ sein soll. Es ist dies bekanntlich jene Strahlung, die vom negativen Pole (der „Kathode“) in fast luftverdünnten Gasröhren ausgeht, von der Luft absorbiert wird und dabei Fluoreszenzercheinungen hervorruft. Nach Bantien erstreckt sich an der Grenze der Atmosphäre, wenigstens in den Polargegenden, eine Schicht negativer Elektrizität, von der eine elektrische Strahlung ausgeht, die schon in den obersten Atmosphärenschichten absorbiert wird und so dieselben zum Leuchten bringt. Mag nun diese Theorie auch teilweise richtig sein, da am Tage vor dem Nordlicht und während desselben Störungen der Magnetnadel und der elektrischen Telegraphen stattfinden, ferner der magnetische Meridian ungefähr durch den Mittelpunkt des Nordlichtes geht, so liefert sie doch keineswegs eine vollständige Erklärung. Die große Höhe der Nordlichter (600 bis 1000 Km.) wie die Natur ihres Spektrums sprechen beide dagegen.

Weit weniger bekannt als über das Polarlicht ist bislang über das Bodekalkal- oder Tierkeckslicht, einen matten, pyramidenförmigen Lichtschein, den man im Frühling bald nach Sonnenuntergang am westlichen, im Herbst kurz vor Sonnenaufgang am östlichen Himmel wahrnimmt, und der seinen Namen deshalb führt, weil seine Achse ungefähr mit der Erdbahn- oder Tierkreisene zusammen zu fallen scheint. Dies stimmt aber, wie gesagt, nur ungefähr, da die genaue Lage schwer zu bestimmen ist, nicht nur wegen der unbedeutlichen Abmisse der Erscheinung überhaupt, sondern auch weil in unseren Breiten der untere Rand durch die dort dichtere Atmosphäre erheblich verändert wird und das Licht daher nördlicher zu sein scheint, als es in Wirklichkeit ist. In unserer Breite, wo die Erscheinung nicht die Helligkeit der Milchstraße erreicht, kann man sie am auffälligsten in mondreichen Nächten um die Zeit der Aequinoctien im März und September wahrnehmen, weil dann die Ekliptik zur Zeit des Sonnenauf- und Untergangs den Horizont unter dem größten Winkel schneidet, die Lichtpyramide also am steilsten und daher auch bis in die größte Höhe emporsteigt. Indessen hat der verstorbene Professor Heis in Münster berichtet, daß das Bodekalkallicht bei uns für ein gelüftes scharfes Auge das ganze Jahr hindurch sichtbar sei. Weit glänzender als bei uns ist das Phänomen aber in den Tropengegenden, wo es sich nahezu senkrecht zum Horizont als eine schöne, etwa so hell wie die hellsten Teile der Milchstraße leuchtende Erscheinung erhebt und zu allen Zeiten des Jahres gut zu sehen ist. Seine von der Sonne entfernteren Partien erscheinen schwächer, sind aber doch meist bis 90° Abstand von der Sonne zu verfolgen. Zu Zeiten gelingt es dort auch, das Bodekalkallicht über die ganze Ekliptik hin zu verfolgen, wobei sich dann meistens in dem der Stellung der Sonne diametral gegenüberliegenden Punkt

te der Ekliptik ein schwacher, mit dem Hauptschein durch eine äußerst zarte Lichtbrücke verbundener runder Lichtschimmer, Gegenchein genannt, zeigt. In den gemäßigten Zonen ist derselbe am leichtesten im Februar und März Abends bald nach Sonnenuntergang wahrzunehmen, schwieriger schon im September und Oktober. In den anderen Monaten dagegen ist er teils wegen seiner tiefen Stellung, teils wegen seiner Lage in den Verästelungen der Milchstraße kaum mit Sicherheit aufzufinden.

So stellt sich das Bodekalkallicht dem Beobachter dar. Ueber seine Natur und physikalische Beschaffenheit wissen wir aber noch sehr wenig. Fast man alle Thatsachen der Wahrnehmung zusammen, so ist die Annahme wohl die wahrscheinlichste, daß es einer die Sonne in kugelförmiger Gestalt umgebenden äußerst dünnen Substanz zuzuschreiben sei, die sich ein wenig über die Erdbahn hinaus erstreckt. Die Natur dieser das Bodekalkallicht erzeugenden Substanz ist aber noch gänzlich unbekannt.

Aber nicht nur an und auf unserer Erde zeigen sich derartige rätselhafte Lichterscheinungen, sondern auch bei andern Himmelskörpern des freien Weltensystems. Jeder kennt das sich abendliche Licht, in dem der von der Sonne nicht erleuchtete Teil der Mondoberfläche, besonders wenn die Sichel noch klein ist, erscheint. Bekanntlich ist derselbe das Sonnenlicht, das von der Erde gegen den Mond reflektiert wird und den sonst dunklen Teil der uns zugewandten Mondfläche sichtbar macht. Eine in ihrem äußeren ganz ähnliche, aber weniger intensive Lichterscheinung tritt bisweilen bei dem Planeten Venus auf, indem man auch dessen Nachtseite in einem matten grauen Lichte leuchten sieht. Während aber das Erdlicht des Mondes unter geeigneten Umständen allezeit wahrgenommen wird ist jenes sogenannte sekundäre Licht der Venus äußerst selten. Es geht dies u. a. aus einer Bemerkung Winnecks (1874) hervor, wonach derselbe seit 24 Jahren die Venus häufig mit den verschiedensten Fernrohren, und unter allen Verhältnissen gewiß viele hundert Male, zum Teil mit der Ablicht, das sekundäre Licht zu sehen, beobachtet, aber nur zweimal den merkwürdigen Schimmer wahrgenommen hat. Indessen ist die Erscheinung zuweilen ziemlich häufig und seit 1714 von einer großen Anzahl der kundigsten Astronomen, wie B. Dehohm, Ch. Kirch, Harding, Schröter, W. Herschel, Grunthuisen, Mädler, Secchi, Lyman, Lohse, H. C. Vogel, Barnard und zuletzt Leo Brenner (1893 ff.) sowohl am Abend, wie auch zu den verschiedensten Tagesstunden, selbst am Mittag und von Lyman zu Sew Haven sogar in unmittelbarer Nähe der Sonne, gesehen worden. Ueber ihre Natur sind wir aber noch ganz im Ungewissen.

Die Entfernung des Planeten von der Erde ist zu groß, als daß das von letzterer zurückgeworfene Sonnenlicht seine Nachtseite sichtbar machen könnte. H. C. Vogel gelang nach eingehender Untersuchung aller bisher gehörenden Thatsachen zu dem Resultate, daß wir es hier entweder mit einem durch sehr dichte Venusatmosphäre hervorgerufenen Dämmerungsphänomen, oder mit einer spontanen, elektrischen Lichtentwicklung nach Art unserer Polarlichter zu thun haben. Die erstere Annahme ist wohl als die Wahrscheinlichere zu betrachten.

Geheimnisvolles Dunkel umgibt ferner eine merkwürdige, verhältnismäßig selten auftretende Lichterscheinung. Verfolgt man während einer totalen Sonnenfinsternis die beständig abnehmende Mondscheibe mit dem Fernrohr, so bemerkt man anfangs keine besondere Eigentümlichkeit; in dem Augenblicke aber, in dem der letzte Sonnenstrahl verschwindet, bietet sich ein Anblick von unvergeßlicher Pracht dar; rings um die tief schwarze Mondscheibe gewahrt man einen in mildem Silberlichte schimmernden Strahlenkranz, die sogenannte Corona der Sonne. Nach den Angaben der verschiedensten Beobachter kann man etwa

folgende allgemeine Grundform für dieselbe annehmen. Den verdunkelten Woud umgiebt zunächst ein ziemlich schmaler Lichtring von oft so blendender Helligkeit, daß er das genaue Beobachten von Beginn und Ende der Totalität sehr erschweren kann; dann folgt eine etwa zwölfmal breitere Region von weißem, perlmutterartigem Glanze, und an diese schließt sich eine noch breitere Zone, deren Helligkeit nach außen schnell abnimmt, und die sich ohne sichtbare Grenze gegen den Himmelshintergrund verliert. Aus dem perlmutterweißen Ringe schischen Strahlen hervor, die sich oft weit in den Weltraum erstrecken und der im ganzen räumlich gestalteten Corona ein unregelmäßiges Aussehen verleihen. Die gesammte Erscheinung erreicht oft eine ganz enorme Ausdehnung; so ist sie bei der totalen Finsternis vom 29. Juli 1878 bis zu 20 Bogennuten, d. h. über 800 000 Km. Höhe beobachtet worden.

Ueber Beschaffenheit und Ursache der Corona hat man schon die verschiedensten Theorien aufgestellt. Nach W. Huggins steht es außer Zweifel, daß, soweit die Erscheinung sich erstreckt, um die Sonne Materie vorhanden ist, die Nebelgestalt hat und eine Staubwolke ist, denn sie sendet uns zu: 1.) reflektiertes Sonnenlicht, das zerstreut ist durch Teilchen feiner Materie; 2.) Licht mit kontinuierlichem Spektrum, das uns lehrt, daß jene Materie glühend ist; 3.) giebt sie auch ein Spektrum mit hellen Linien, das schwächer ist und bei verschiedenen Finsternissen und an verschiedenen Stellen variiert, aber doch deutlich die Anwesenheit von lichtausstrahlendem Gase zeigt. Letzteres braucht nicht eine wirkliche Sonnenatmosphäre zu bilden, sondern kann auch von den Teilchen mitgeschleppt oder von ihnen erst unter dem Einflusse der Sonnenwärme entwickelt worden sein. Immerhin ist aber die Annahme, daß die Corona zur Sonnenatmosphäre gehört, die wahrscheinlichere, was auch gelegentlich der totalen Sonnenfinsternis vom 16. Mai 1893 durch Deslandres bestätigt wurde, der die Entdeckung machte, daß die Corona an der Achsendrehung der Sonne teilnimmt, unzweifelhaft also der Sonne selbst angehört.

König Mönch.

Historische Skizze von Ida von Conting.

Kürzer Dezembersturm trieb Schnee und Schlofen vor sich her, als wolle er das alte Pyrenäenloster unter weißer Decke begraben. In der Kirche, deren Außenpfortchen geöffnet war und in einer Balle glomum mattes Licht, sonst war das Kloster völlig in Nacht gehüllt. In dieser Balle sah ein riesiger Benediktiner-mönch über den Pfalter gebeugt, das leicht ergraute Haupt auf die nervige Hand gestützt, unbeweglich, wie ein steinernes Bild.

Stunden verrannen, der einsame Peter schaute nicht auf. Mählich ward die Thüre geöffnet — auf ihrer Schwelle stand ein dienender Bruder.

„Mein Vater,“ begann er. „In der Kirche wartet ein sterbendes Weib. Sie begehrt Euch zu besichtigen. Aus dem Schneesturm haben wir sie, halb erstarrt, gerettet, doch weigert sie Ruhe und Labung, ehe sie Euch gesehen hat.“

Der Mönch erhob sich schweigend, zog die dunkle Kapuze über das Haupt und folgte dem Bruder, der leuchtend voranschritt, zitternd flogen ihre schwarzen Schotten an Wand und Decke der hallenden Gänge empor. In einer Ecke der Kirche lag das Weib auf einer Decke, tief in den Mantel gehüllt. Ihr Haupt war an die kalte Mauer gelehnt — die ewige Lampe am Hochaltar war maten Schein auf ein Gesicht, das der Tod gezeichnet hatte, und große, sieberglühende Augen.

Der Mönch kniete neben der Kranken und verhallte sein Antlitz: „Sprich, meine Schwester,“ murmelte er.

Da Klang ein Name an sein Ohr, süß verhallend, traumhaft zärtlich: „Ramiro, mein Kind!“

Der Mönch fuhr empor, wie von glühendem Eisen berührt: „Die Stimme, barmherziger Himmel! Wer seid ihr, was wollt ihr von mir? Ich bin nicht Ramiro, ich bin der Mönch Theodoros.“ „Du bist mein Kind, Du bist Ramiro,“ sagte die süße Stimme wieder, „hör mich an — nur kurze Zeit ist mir geblieben, um Dir zu sagen, was Dir geschehen ist und was Du zu thun hast. Du bist Ramiro, der Königssohn. Dein Vater starb, als Du elf Jahre jähstest. Er hatte die widerstrebenden Großen des Reiches, die Empörer mit eiserner Faust niedergezwungen. Nun lag er auf dem Totenbett und sein Erbe wartet Du, ein unmißliches Kind. Da traten sie zu mir, die Großen, ihnen voran der Todfeind Deines Vaters, Herzog Pedro von Leon. „Gebt den Knaben in unsere Obhut, Frau Königin,“ sprachen sie; „nicht in Weiberhände gehört der künftige König von Aragon. Wir wollen ihn erziehen, wie wir's seinem Vater schulden.“ „Kimmermehr!“ Ichrie ich verzweifelt auf, „mein ist der Knabe, mir hat ihn der König anvertraut.“ — und als Pedro lachend die Hand nach Dir ausstreckte, schlugst Du sie zornig über die Seite. Von der Linken des Toten nahmst Du das Königsschwert und sogst die Klinge, kaum umspannte Dein Händchen den Griff; da wandte sich Pedro lachend zu mir: „Das ist des Vaters Art, Ihr dürft Euch des jungen Löwen nicht schämen, laßt es meine Sorge sein, ihm die Krallen zu stutzen.“ Mit einem Griff hatte er Dir das Schwert entwunden, umgürtete sich selber damit und nahm Dich, unbekümmert um Dein wütendes Widerstreben, auf den Arm. Mein Hülfserufen verhallte ungehört, es wagte Niemand dem Gewaltigen in den Weg zu treten. Seine Begleiter umringten ihn und nach wenigen Minuten hörte ich den harten Galopp der Reittruppe tönen und verklingen. Da sank ich an der Leiche nieder, in ohnmächtiger Verzweiflung!

Nach einigen Tagen erschien Pedro auf's Neue vor mir, schwarz umflort, das Haupt gesenkt. „Der junge König ist tot,“ sprach er. „Bei einem Fluchversuche ertraul er im Ebro!“

„Du lügst,“ rief ich. „Mein Kind lebt. Mein Herz sagt mir, daß es lebt und hättet Ihr's an der Erde Enden verborgen!“ Er schüttelte schweigend das Haupt und verließ mich.

Seit jenem Tage, seit siebenundzwanzig Jahren, habe ich Dich gesucht, keine Stadt, kein Dorf, kein Kloster blieb unerforscht und heute habe ich Dich gefunden. Seit Wochen wußte ich, wer der Mönch Theodoros ist.“ Sie schwieg erschöpft. Der Mönch richtete sein schales, wie versteinertes Antlitz empor.

„Der Schleier zerleht,“ rief er. „Die begrabene Vergangenheit erwacht! Deine Stimme bringt mir die Erinnerung zurück! Pedro lag nicht, die eisigen Fluten des Ebro haben mich in jener Winternacht begraben, ein Fischer rettete mich. Als ich von schwerer Krankheit genad, hatte ich Namen und Herkunft vergessen. Nach langem Umherirren kam ich hierher, ward ein Mönch, wie die Anderen, und wußte nicht, daß ich König hätte sein sollen.“

„Du bist ein König,“ sagte die bebende Stimme neben ihm. „Siebenundzwanzig Jahre lang habe ich für den Tag gefort, an dem ich Dich finden würde. Im Walde dranh erwartet Dich von jetzt an, in jeder Nacht ein Häuflein Reifiger. Ihr Führer verwahrt den Schatz, den ich für Dich gesammelt und erpart, er wird Dich nach Guesla führen, wo ich ein kleines Heer für Dich erworben habe. Pedro lebt noch. Das Land stöhnt unter seiner Tyrannei; freudig wird es Dir zufallen, seinem rechtmäßigen Herrn. Und hier — sie nestete eine Strickleiter vom Gewande — hier, wenn Du die Klostermauer übersteigen mußt.“

Die Augen der Frau flammten auf: „In Deine Hand befehle ich das Gericht, das gerechte Gericht, das meine Augen nicht mehr sehen sollen. Wirst Du strafen, wie ein König?“

„Ich will es,“ sprach der Mann, „Mutter, liebe Mutter!“

Da ging ein seltsames Leuchten über ihr stolzes Antlitz: „Mein Kind, mein Sohn, mein König? Es geht zu Ende! Nun höre die Beichte einer Sterbenden!“

Er sprach mit stockender Stimme die Worte der Absolution, dann trug er vom Altare, in schwerem Goldschal, die heiligste Speise herbei, den sterbenden Lippen der Mutter reichte er die Hostie, ihre Hände und Füße salbte er mit dem geweihten Oel. Dann sank sie müde zurück. Ramiro drückte ihr sanft die Augen zu, leise, wie abschießend, glitt seine Hand über das geliebte, stille Angesicht. Dann schritt er erhabenen Hauptes hinaus.

Die Strickleiter warf er unwillig von sich, und ging zum Bortol. „Deffe,“ herrschte er dem Bruder Förtner zu. „So gebietet war seine Geberde, so herrlich sein Blick, daß der Erschrockene willig gehorchte. Das schwere Thor flog auf und König Mönch schritt stolz und mächtig hinaus in die dunkle Nacht.“

In der Burg des Pedro in Altamira, waren sie beisammen, seine drei Söhne, die Freunde und Mitschuldigen. Viele von ihnen hatten den Tag von Saragossa, da man den jungen König raubte, mit erlebt und, wie Pedro fest an seinen Tod geklaunt. Jetzt sahen sie in Entsetzen und Ingrimm den Rächer herantommen. Eine enlose Zahl von Unthaten und Bedrückungen beschwerte ihr Gewissen — sie wußten wohl, welches ihr Schicksal sein würde, wenn Ramiro seine eiserne Hand nach ihnen ausstreckte. So wehrten sie sich ihres Lebens mit dem Mute der Verzweiflung. Des Königs Fahrt durch Aragon glich einem Triumphzuge. In hellen Haufen strömte das geknechtete Volk dem Befreier entgegen. Das alte Königsschloß von Aragon ließ er dem Heere vortragen — unter seine geheimnisvoll rauschenden Purpursalven stellte sich der Adel, der nur knirschend dem Usurpator gehorcht hatte. Den Merus gewann der König wie von selbst durch das Mönchsgewand, das er nie ablegte. Jeden Morgen las er die heilige Messe in der nächsten Kirche; seine mächtigen Vasallen drängten sich, ihm dabei zu dienen — er ließ es schweigend geschehen. Dann aber lag er, stundenlang, im Gebete, auf den steinernen Stufen — das finstere Antlitz tief herabgebogen und Niemand wagte, ihn zu stören. Das Volk nannte ihn „König Mönch“ und erbat knieend seinen Segen; wenn er aber, dem Heere voran, im wildesten Kampfgetümmel stand, den zackigen Kronreif um das Haupt — ohne Waffen, selbst ohne Harnisch — und sein dunkles Auge todtrohend sprühte — dann hießen ihn die Tapfern „el Dengador“ der Rächer.

Seit vier Monaten lag er mit dem Heere vor Altamira und mit jedem Tag stieg die Rot der Belagerten. Der blaße Hunger brach endlich ihren Trost; sie ergaben sich bedingungslos. Und im Richte der Frühlingssonne, auf kaum ergrüntem Ager, draußen vor allem Volk, hielt der König Gericht.

Auf dem Steinliche vor ihm lag das Schwert, das geheiligte Königsschwert, das Pedro bereinst geraubt, die Purpursalven rauschte, der Kronreif auf seinem geschorenen Haupt funkelte blutrot in der Morgenjonne.

Gebunden traten sie heran, die Gefangenen, einzeln wurden sie verhört, so daß der lange Frühlingsstag zur Miste ging, als der König das Urteil sprach. Einige gab er frei — wie gezüchtigte Hunde krochen sie unter seinem fürchtbaren Blicke zur Seite. Die anderen, 37 an der Zahl, unter ihnen Pedro und seine Söhne, sandte er zum Tode. Der jüngste, noch ein Knabe, hatte nichts verschuldet. Sein Name war in keiner Klage genannt — und



Bearbeitet von: Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 1, 19-28. „In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und läugerte es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jaias gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen: Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, nicht Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schuhriemen anzulösen ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“

Der Vorläufer des Herrn.

Unser Weg in diesen Adventswochen führt, lieber Leser, gen Bethlehem! Bereits sind wir an den Ufern des „heiligen Flusses“ (wie die Israeliten den Jordan nannten) angelangt. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Fluß schon aus der Zeit des alten Bundes! Welche Denkwürdigkeit hatte ihm Johannes schon in den Augen der Juden gegeben; welche Weihe aber gab ihm Christus der Herr in unsern Augen! Und so ist dieser Fluß noch heute ein Gegenstand ehrfurchtsvoller Betrachtung sowohl für Juden als für Christen, und kaum ein Pilger kommt aus der Ferne nach dem heiligen Lande, ohne in des Jordans Fluten zu baden. Auch wir, lieber Leser, sollen ihn in diesen Adventswochen nicht überschreiten, ohne (im Geiste) das Bad der Reinigung zu nehmen und die Taufe der Buße zu empfangen, zu der Johannes mahnt.

Wir finden den frommen Vorläufer des Herrn diesmal von zahlreichem Volke umgeben; seit Johannes als Bußprediger auftrat und, die sich bekehren wollten, taufte, sammelten sich dort am Jordan Menschen aus allen Gegenden des jüdischen Landes. Das Aufsehen wurde zu groß und die Urteile über die Person und die erfolgreiche Wirksamkeit des neuen Bußpredigers zu laut, als daß die Vorsteher und Priester zu Jerusalem hätten gleichgültig bleiben können. Viele hielten den Johannes für einen Propheten, etwa für den Elias, dessen Wiederkunft geweissagt auch war; oder für den Jeremia, von dem man glaubte, er werde den Elias begleiten. Manche erinnerten sich auch, daß die Zeit erfüllt war, da der verheißene Erlöser erscheinen sollte, und so sahen sie in Johannes den lang und heiß ersehnten Messias selber. Der hohe Rat sendet daher Abgeord-

nete, die sich über die Person und die Wirksamkeit des Täufers Kenntnis verschaffen und nötigen Falls ihn selbst verhören sollen; diese Behörde hatte nach der Anschauung der Juden das Recht, die Ansprüche derer zu prüfen, welche sich für Propheten ausgaben.

Johannes befand sich damals zu Bethanien am Jordan, — zu unterscheiden von dem Bethanien am Delberge, dem Wohnorte des Lazarus, — als die Gesandtschaft mit der Frage vor ihn trat: „Wer bist Du?“

Bereits mehrere Monate hindurch ertönte draußen in der Wüste die Stimme des Vorläufers; so gewaltig steht Johannes da „im Geiste und in der Kraft des Elias“, daß Niemand an seiner höheren Sendung zweifelt, und wollte es jemand: seit Jesus zur Taufe kam und die Scharen des Volkes mit Aug' und Ohr zeugen gewesen, in welcher feierlicher Weise der Himmel selbst die Taufe und das prophetische Wort des Vorläufers gerechtfertigt hatte, — mußte auch der letzte Zweifel verstummen. So nimmt denn, da Johannes sich als den erwarteten „Wegebereiter“ des Messias vor ganz Israel „glänzend ausgewiesen, nun auch der hohe Rat, der die ganze Zeit bisher geschwiegen, zur großen Frage nach der „Sendung“ des Bußpredigers Stellung.

Aber statt mit dem armen Volke dem Vorläufer, dem Propheten, zu huldigen, statt zu seiner Predigt, zu seiner Taufe hinauszugehen, schieden sie, als wären sie darüber erhaben, eine Gesandtschaft zum Verhör: er soll sich ausweisen, wer ihm zu seinem Auftreten das Recht gegeben!

In voller Klarheit erkennt der Vorläufer selbst die Wichtigkeit der Frage, die im Namen des hohen Rates, ja, im Namen Israels feierlich, öffentlich an ihn gerichtet wird; er merkt auch, schon aus der Form der

Kirchenkalender.

- Sonntag, 16. Dezember. Dritter Sonntag im Advent. Abweidung † 999. Evangelium nach dem hl. Johannes 1, 19-28. Epistel: Philipp 4, 1-7. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Communion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Andacht. St. Martinus: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Communion für die Marianische Junglings-Congregation.
- Montag, 17. Dezember. Lazarus. St. Andreas: Von heute ab bis drei Könige ist an allen Wochentagen morgens 1/10 Uhr Segensmesse und abends 6 Uhr Andacht. Ursulinen-Klosterkirche: Von heute bis Heiligabend sind morgens um 6 Uhr die Korate-Messen.
- Dienstag, 18. Dezember. Kunibald † 760.
- Mittwoch, 19. Dezember. Remesius † 263. Quatember.
- Donnerstag, 20. Dezember. Julius † 170.
- Freitag, 21. Dezember. Thomas, Apost. Quatember. St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 15. Dezember. Gregor v. Sp. † 304. Quatember.

Nichte nicht den Wert des Menschen
 Schnell nach einer kurzen Stunde.
 Oben sind bewegte Wellen,
 Und die Erde liegt am Grunde.

Frage, wie sie ihm, dem treuen Herolde seines Meisters, zutruen, daß er sich selbst für den längst erwarteten Messias ausbe. Darum die eigenartige Antwort ort feinerzeit, auf die schon Origenes aufmerksam macht; der Gefragte sagt nicht, wer er sei, sondern wer er nicht sei. Mit einer Entschiedenheit, die jeden Zweifel abschneidet, antwortet Johannes: „Ich bin nicht Christus“, bin nicht der Messias!

Und da sie ihn nun weiter fragen: „Was sagst du von dir selbst?“ — da stellt er sich dar schlicht und treu und wahr, wie er ist: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn!“ Derjenige bin ich, der vom Anfange bestimmt und vom Propheten Jaias auch angekündigt war, euch hinzuweisen auf den kommenden Erlöser der Welt und Ihn den Weg zu bahnen zu euren Herzen!

Auch der wahre Christ, lieber Leser, weiß von keinem Truge, weiß nichts von der Sucht, mehr zu scheinen, als man in Wirklichkeit ist. — Die Kinder der Welt halten das anders; es ist ihnen gleich, ob sie wahr oder unwahr reden, wenn sie nur nach Außen sich Geltung verschaffen, wenn sie nur ihren Zweck erreichen. Daher so wenig Wahrheit und so viel Schein; so wenig echtes Wesen und so viel Spiel mit äußeren Formen; so wenig wirkliches Verdienst und so viel Prunk mit Glanz und Plüster. Ja, viele leben in diese äußere Täuschung sich so hinein, daß diese schließlich auch eine innere wird, so daß sie zuletzt von sich selbst glauben, was sie vordem nur die Welt (falschlich) glauben machen wollten. Und doch! der Mensch darf nicht mehr sehen wollen, als er ist, wenn er wahrhaft wer den will, was er soll!

Auch die heilige Adventszeit, in der wir schon bis zur dritten Woche vorgeückt sind, stellt heute an Jedem aus uns, lieber Leser, die ernste Frage: „Wer bist du?“ Bist du ein wahrer Jünger Jesu, dessen (geistige) Antunft wir am bevorstehenden Weihnachtsfeste erwarten? Eine höhere Würde giebt es nicht, auch keine, die mehr Bestand hätte oder eine größere Befähigung gewähren könnte! — Wenn wir in Wahrheit mit diesem Bekenntnisse: Ich bin ein Jünger Jesu! — einst unsere Lippen schließen dürfen, dann ist unsere Lebensaufgabe gelöst, unser Lebensziel erreicht: in seiner Herrlichkeit beim Vater werden wir das Kind von Bethlehem schauen — in unbeschreiblicher, nie endender Seligkeit!

S.

Tafel Früchte.

Eine populärwissenschaftliche Studie von
Fritz Eckhardt.

Da der Verlauf einer Festtafel von dem ersten Eindruck, welchen die Gäste beim Eintritt empfangen, nicht unwesentlich beeinflusst wird, und die Formgebung dessen, was auf der Tafel prangt, hierbei hauptsächlich maßgebend ist, so hat man beim Auszug einer Galatafel von jeher Bedacht genommen, die als Nachrich zur Verwendung gelangenden edlen Früchte von vornherein gleichzeitig als Tafelzierde zu verwenden.

Dieses Verfahren entspricht einer natürlichen Schlussfolgerung. Denn die Kategorie des Edelobstes verbindet mit einem vornehmen Nahrungsstoffe eine Auswahl von Formen, wie man sie unter den menschlichen Kunstgegenständen so zahlreich kaum auffinden dürfte, während gleichzeitig der an diese Formen gebundene Farbenstich von unendlich großer Mannigfaltigkeit ist.

Was nun zunächst den Nahrungsstoff der Edel Früchte anlangt, so hängt sein Werth naturgemäß vom Grade der Veredelung ab. Die primitivste Stufe einer solchen ist die Verbesserung der Früchte eines Obstwüchlingsstammes vermittelst einer vorzüglichen Pflanze.

Über die Kunst, edle Früchte zu züchten, hat für ihre Zwecke so viele Mittel ausfindig gemacht, daß nach Jahrtausende langer Einwirkung derselben der Fruchtbaum selbst im Buchse seinem Stammbater kaum noch ähnlich sieht. Von dem letztern unterscheiden sich die veredelten Arten namentlich dadurch, daß sie bei Weitem nicht so holz- und blattreich sind.

Die logische Nothwendigkeit dieser Entartung wird dadurch bedingt, daß die Zelle eines Edelobstes bei Weitem ausgewählterer Stoffe zu ihrem Aufbaue bedarf, als die eines Wildlings. Da nun solche Stoffe nicht im Uebermaße vorhanden sind, so kann Ast und Zweig auch nur in beschränkter Anzahl zur Ausbildung gelangen, zumal wenn man bedenkt, daß der Instinkt der Pflanze dahin strebt, ihre Sprosslinge auf das reichhaltigste auszustatten, um sie zu Erzeugern von Nachkommen zu erziehen, welche der Edelart der Mutterpflanze möglichst ebenbürtig sind.

Ein solches Bestreben bedingt aber auf die Vergrößerung der Samenkerne hinzuwirken. Denn wenn der in die Erde gelegte Obstkern aufsteht, so treibt das zwischen seinen beiden Hälften liegende Stielchen, der zukünftige Stamm, diese beiden Hälften, Samenlappen genannt, nach oben, die Wurzeln aber in den Boden. Die nunmehr oben am Stielchen hängenden Samenlappen aber sind bestimmt, die junge Pflanze so lange zu ernähren, bis Blätter vorhanden sind. Je größer und kräftiger daher der Kern und also auch die Samenlappen, desto mehr Saft ist in ihren Adern zum Zwecke der Ernährung der jungen Pflanze aufgespeichert.

Der Samen Kern ist aber von derjenigen Masse umgeben, welche wir Frucht zu nennen gewohnt sind, obgleich sie thatsächlich als Schutzhülle für diesen Samen Kern, als eigentliche Frucht, zu dienen bestimmt ist. Daß aber mit der Veredelung und Vergrößerung des Kerns eine Vergrößerung seiner Schutzhülle nöthig wurde, war eine naturgesetzmäßige Nothwendigkeit, mit deren Vorhandensein die Obstzüchter von vornherein gerechnet hatten.

Über auch der Umstand, daß der geringere Umfang der Krone des Edelbaums eine dem Wildbaume gegenüber verringerte Anzahl von Fruchtaufhängen bedingte, mußte die Pflanzmutter veranlassen, im Interesse der Erhaltung der Art auch für eine mehr einbringliche Abwehr gegen meteorologische Einflüsse: Hitze, Kälte und Feuchtigkeits Sorge zu tragen. In der Veredelung der Holzfrüchte war aber die Gelegenheit zur Umformung der Säfte in der Fruchthülle schon gegeben, und es ging daher neben der Verbesserung der Säuren die Produktion von alkoholartigen Beimengungen und endlich der ätherischen Oele vor sich, welchen, als intensivsten Antifäulnismitteln, gleichzeitig das herrliche Aroma innewohnt, das uns aus dem körperlischen Inhalte unserer Tafel Früchte entgegen duftet.

Daß mit der Verbesserung des Inhalts und dem gleichzeitigen Anwachsen der Größe der Arten die Formen der Zellen, und mithin die Gesamtform der Frucht eine edlere Gestalt annehmen mußte, liegt auf der Hand. Gehen wir aber auf den Ursprung dieser Fruchtformen zurück, so nehmen wir wahr, daß die Schöpfung bei der Entwicklung derselben an die Bildungsformen der Edelkristalle im Mineralreiche wieder angeknüpft hat. Das Geschlecht der Beeren, wie Waldbeere, Himbeere, Brombeere, Erdbeere, zeigt heute noch dies Ursprungssystem, bei welchem sich eine kleine Kugel an die andere kristallisiert. Bei der von vier Dreiecken begrenzten Form tritt das System noch hervorragender in die Erscheinung. Am prächtigsten aber ist dasselbe bei dem Ananasbeeren-Geschlechte (Bromeliaceen) nachgebildet, so daß die verschiedenen Arten des Ananas zu unsern schönsten Tafeldekoriations-Früchten gezählt werden müssen.

Während nun die eben genannten Fruchtarten diese Ursprungsformen zu uns hindübergerettet haben, ist die Natur indessen bei anderen Arten vom kugelförmigen begrenzten Körper zur kugelförmigen übergegangen, wie bei den Äpfeln, wo der Kantapfel mit seinem Kantensystem als Uebergangsform erscheint, bei den Kirichen und Trauben, und andererseits zum Ellipsoid oder der Eiform, wie bei den Kirschen und Pfäumen. Endlich trat noch eine Kompositionsform in der Birne auf, welche aus Kugel- und Kugelform zusammengesetzt ist.

Bis zu welchem hohem Grade diese Formen während der Veredelungsperiode vervielfacht und verschönert sind, ist bekannt genug.

Während aber das Virusgeschlecht, Kirsche und Birnen, sich vorzüglich durch die Eiform der Konturen eine hervorragende Stelle in der Reihe der Tafel Früchte erworben hat, eignen sich Kirichen, Pfäumen, Aprikosen dadurch wieder mehr zur Tafelzier, daß die einzelnen Gattungen je eine leuchtend schöne Farbe in homogenen Massen um ihren Körper zu verbreiten wissen.

Gehen wir nun näher auf die Umstände ein, welche zur Färbung des Edelobstes Veranlassung geben, so darf man zunächst nicht außer Acht lassen, daß Farbe mit Licht identisch ist, und daß das weiße Sonnenlicht aus der Summe der unzähligen vielen Farbstrahlen besteht, wie sie aus der Regenbogen in einer gewissen Reihenfolge nebeneinander geordnet darstellt. Soll aber die Pflanzmutter Säuren, alkoholartige Säfte und aromatische Oele als Frucht erhaltende Substanzen bereiten, so kann dies nur vermöge chemischer Prozesse geschehen, deren Einleitung und Durchführung möglichst vieler Licht- und Wärmestrahlen bedarf.

Während nun die Frucht diese Strahlen einfaßt, ist sie aber auch gleichzeitig dazu befähigt, die über ihre Bedürfnisse gehenden Licht- und Wärmestrahlen abzuweisen. Von den farbigen Sonnenlichtstrahlen sind aber Gelb und Rot die bedeutendsten Wärmestrahler, daher denn das Fleisch der edlen Früchte entweder das Gelb, oder, wie einzelne Süßfrüchte, als allerwärmste Strahlen, das Rot in seinem Innern zeigt, so daß diejenigen Früchte am besten gedeihen, welche solche Strahlen am reichlichsten auffangen können.

Diese Möglichkeit hängt wesentlich von dem Winkel ab, den die Sonnenstrahlen mit der Fruchtoberfläche bilden. Dieser Winkel wird aber von etwa neun Uhr immer günstiger, während von da ab die Zerstreung des Lichts in schneller Folge zunimmt. Die angegebene Zeit repräsentirt nun die Richtung der Strahlen von Osten, Südosten, Süden und ein wenig darüber hinaus, so daß das Wangenroth des am Zweige hängenden Apfels sich in Südost zeigt, während sich ringsherum die Farben in Orange und Gelb verlaufen, welches matter und matter wird, so daß es beiderseits im Nordosten gelegentlich in einen kleinen, bleibenden, grünen Fleck übergeht. Denn nach dieser Richtung wirkt der Apfel weder gelbe noch rothe Strahlen ab, da sie ihm von dort her aus dem Tageslichte nur spärlich zufließen.

Was nun die Gesehe der Ausangung von Licht- und Wärmestrahlen im allgemeinen betrifft, so richten sie sich je nach dem Wärmebedarf der einzelnen Objekte. Es giebt daher auch Äpfel, welche absolut nur gelbe, solche die nur rothe Strahlen reflektiren, und solche mit Farbgemisch verschiedener Gattung. Ist der Wärmebedarf bei einer Frucht größer wie beim Apfel, so werden die hitzigen Strahlen sämtlich eingesaugt, während die am wenigsten warmen, tief violetten, abgewiesen werden, damit sie das Temperaturgemisch aus den heißesten Strahlen nicht abkühlen, wie bei den dunkeln Weintrauben und Pfäumen.

Um nun schließlich noch die Methoden zu erörtern, vermittelst welcher die also charak-

teristischen Tafelrösche zur Ausschmückung der Speisetafel verwandt werden. So dürfte es sich empfehlen, bei kleinen Tafeln mit der Form des Aufbaues auf mächtig großen Fruchtstücken über die ruhige, nicht gar zu aufbringliche Form der Halbapfel nicht hinauszugehen, für große Galatafeln aber die entschieden auftretende pyramidale Form zu wählen.

Lagert man dann die Früchte so, daß die in großer Anzahl vorhandenen ründlichen Formen den rautengeschmückten Ananasarten gegenüber ein klein wenig in den Vordergrund treten, und verteilt den vorhandenen Farbenfluß auf die Weise, daß alle Töne, vom hellsten Gelb der Pfirsich bis zum leuchtenden Rot des Paramanenapfels, vom lichten Blau der Pfäule bis zum tiefen Violett der Heidelbeere zu einem farbenharmonisch abgestimmten Stillleben sich vereinigen, so wird jedes künstlerisch geschulte Auge den kleinen Kunstwerken mit besonderem Wohlgefallen entgegenleuchten.

Wie schmücke ich meinen Weihnachtsbaum?

Von A. Freese.

Unser Weihnachtsfest stellt den Christbaum in die Mitte des Festes. Im Esloß wie in der Hütte brennen die Lichter, schenkt die Liebe ihre Gaben. Wo sich Christen zusammenfinden, in der Heimat oder in der Fremde, da suchen sie diese Sitte festzuhalten. Es ist vorgekommen, daß deutsche Soldaten in Feindesland unter dem Augenblicken Tannens mit Lichtern schmückten. Von einer Schiffsgesellschaft, die unter dem nordischen Eise eingefroren war, wird erzählt, daß sie sich aus Stangen und trockenen Reisern einen Weihnachtsbaum herstellte, um sich in ihrem Elend mit der Erinnerung an das heimatliche Fest zu erfreuen. Reiche Sinnbilder liegen in dieser Feier.

Nicht wenig Sorge macht manchem das Schmücken des Tannenbaumes. Was ist ein Weihnachtsfest ohne den Christbaum? Jedermann giebt sich Mühe, seinen Weihnachtsbaum so schön auszustatten, als seine Verhältnisse es gestatten. Und es läßt sich in der That mit wenigen Mitteln in diesem Punkt recht viel erreichen, wenn man nur mit Lust und Liebe ans Werk geht.

Wie schmücke ich meinen Weihnachtsbaum? Rösche und Äpfel müssen daran hängen, das ist keine Frage; die Rösche verfilbert und vergolbet man mit Blattgold und Papier. Weiße Watte, die man in kleine Stücke zerpuscht und auf die einzelnen Zweige streut, geben künstlerischen Reiz. Es folgen nun die Zuckersachen wie als Marzipan, Butterzucker etc., deren Herstellung ja jede Hausfrau kennt. Am besten kommt man jedoch den Christbaumkonditoren in einer Konditorei. Silber- und Goldfäden von einem Ast zum anderen gezogen, verschönern den Baum um ein Beträchtliches. Auf den größten Zweigen werden Lichter angebracht.

Wir wollen nun weiter sehen, wie man sich seinen Christbaum schmücken selbst anfertigen und eine Anzahl hübscher Gegenstände sehr leicht herstellen kann.

Einen hübschen Schmuck bilden bronzierte Tannenzapfen. Effekt machen auch Schneebälle aus Watte, die man mit Gummiarabikum-Lösung betupfen und mit Gold- und Silberstäubchen bestreuen kann. Dieselben können auch zum Verbergen eines Geschenkes dienen und je nach der Größe der Gabe bis zur Riesengröße angefertigt, dann auch einem aus Watte hergestellten Schneemann zu Füßen gelegt und in die Arme gedrückt werden. Vergoldete Eier verschönern den Baum bedeutend. Man bestreicht ausgeblasene Hühnerier mit Goldbronze. Die Löcher an den beiden Enden verklebt man mit Goldpapier, nachdem an einem Ende ein Faden zum Aufhängen angebracht ist. Leicht

anzufertigen sind auch die sehr gut sich ausnehmenden Postpakete aus Streichholzschachteln. Die Schachteln werden mit Papier ausgelegt und mit kleinem Konfekt angefüllt. Man verpackt sie darauf in Gold- und Silberpapier, umschneidet postmäßig und verklebt dieselben mit Siegel und Adresse an je eines der Kinder des Hauses. Vielleicht gefallen manchen auch Ketten, die man sehr leicht aus den bekannten, schmalen, gedrehten Blechstreifen, wie sie zum Aufhängen des Baumschmuckes verwendet werden, anfertigen kann. Man biegt dazu jedes Streichen zusammen, steckt ein zweites hindurch, formt auch dieses zum Ringe und fährt so fort, bis eine beliebig lange Kette entstanden ist. Eiszapfen kann man in derselben Weise herstellen wie die Schneebälle, nur muß man sie in länglicher, fingerstarker Form herstellen. Sehr niedlich sind auch vergoldete halbe Wellenröhren, welche man oben und unten je zweimal dicht nebeneinander durchbohrt. Durch die Bohrer zieht man farbige Bänder, die zum Aufhängen dienen. Füllt man die Röhren mit Mos, so hat man kleine Bettchen. In jeder derselben kommen 2 Nippchen, die man leicht aus Erbsen mit gemalten Gesichtern, welche eine Spitzhaube erhalten und auf mit Watte umwundene Holzstäbchen gespießt werden, anfertigen kann.

So lassen sich noch viele Schmuckfächer für den Weihnachtsbaum mit wenig Kostenaufwand fertigstellen. Den Christbaum recht hübsch auszustatten ist gar nicht schwer, kostet auch nicht viel Geld — allenfalls etwas Mühe, vor allem aber ein wenig guten Willen. Doppelt aber freut es einen, wenn man am Weihnachtsabend die selbsterleuchteten Gegenstände am Tannenbaum glitzern sieht. In der Freude der Kinder wird man die angewandte Mühe reichlich belohnt sehen und gerne mit einstimmen in den Jubelgesang froher Kinderherzen.

Das große Los.

Humorvolle von J. S. Wiers (Berlin).

Es war auf einem Ausflug.

Natürlich regnete es.

Dort sah er sie an der Seite eines älteren Herrn, vermutlich ihres Vaters.

Georg Windel war so glücklich, ihr seinen neuen Regenschirm anbieten zu dürfen, sie hatte ihnen, wie dies mitunter vorkommt, wenn's regnet, zu Hause gelassen.

Nur wenige Worte konnte er mit Beiden, die ihm gegenüber an einem Tische des Gartenrestaurants Platz genommen, wechseln, da pladderte es auch schon los, als ob Jupiter Pluvius alle Schleusen aufgezogen hätte.

Mein diese kurze Fest genigte, um sein jugendliches Referendarherz zu heller Glut zu entfachen.

Vater und Tochter bestiegen den Zug, Georg geleitete sie bis zum Grunde.

„Aufahren!“ Klang es scharf von des Stationsvorstehers amtlichen Lippen, und damit machte der Grausame jede weitere Unterhaltung zu Wasser.

Der Zug verschwand in der Ferne.

Georg blieb allein in der menschenleeren Bahnhofshalle. Ihm war, als ob er etwas Teueres verloren habe.

Mechanisch griff er nach seiner linken Brusthälfte und stöhnte. Dem Tone nach war es ein sogenannter Sehnsuchtsseufzer.

Ja, er hatte etwas verloren.

Seinen Regenschirm. Er kostete bare 12 Mark 50 Pfg.

In der Eile der Abfahrt hatte seine holde Unbekannte vergessen, ihn ihrem Besitz zurückzustellen.

Doch was waren ihm alle Regenschirme der Welt gegen sie. Diesen Verlust konnte er verschmerzen.

Zu allem Malheur wußte er weder Namen noch Adresse der Beiden.

Mit hochgeschlagenem Rockfragen, gehörig durchweicht und höchst mißmutig, traf er spät abends in seinem einsamen Zinggesellenheim ein.

„Das Glück ist nicht mit den Winckel's“, varierte er, indem er sich müde in einen Sessel warf.

Den heutigen Nachmittag sowohl wie Vergangenen und Zukunft ließ der junge Mann kaleidoskopartig vor seinem inneren Menschen Revue passieren.

Georg Windel war der einzige Sohn eines früher sehr vermögenden Mannes — seine Mutter hatte er schon, als er noch Kind war, verloren — der durch seine besten Freunde zu Spekulationen verleitet wurde, welche seinen Ruin herbeiführten.

Er gedenkte darauf über den „großen Ententeich“, um im Lande der Zingos seine verlorenen Reichthümer wieder zu gewinnen. Allein er hatte die Rechnung ohne den menschlichen Herrn „Schwitzer“ gemacht. Er knipfte ihm seinen Lebensfaden ab und machte all' seinen Plänen ein Ende.

Seinen Sohn Georg bestieg er bei einem entfernten Verwandten in Europa. Diefem übergab er eine kleine Summe, um notdürftig die Erziehungskosten zu decken. Wenn er „drüben“ das Glück gefunden, wollte der Vater seinen Jungen holen. Der Verwandte, selbst nicht auf Rosen gebettet, sorgte aufopfernd für seinen Pflegebefohlenen.

Er brachte ihn glücklich durch alle Klippen bis zum Referendar. Nun stand Georg vor dem gefährdeten Meßor-Examen. Er hülfelte, was das Zeug halten konnte, denn die Zuschüsse des Verwandten wurden immer dürftiger, kaum reichten sie noch zum Allernötigsten aus.

Hiel er nun gar im bevorstehenden Examen durch — was dann?

Trotz seines angeborenen Humors malte er die Zukunft in rüchtiger Seceffionsstimmung: Grau in Grau.

Wochen zogen in's Land.

Die Zeit, die ja alle Wunden vernarben soll, schien bei Georg's Herzenswunde mit ihren Erfolgen entgegen zu sein. Wenn er so mitten in der Arbeit saß, egal ob im Gerichtssaal oder zu Hause über seinen Vätern, immer mußte er jenes denkwürdigen Ausfluges sich erinnern.

„Sie hat wenigstens meinen Regenschirm“, seufzte er dann wohl, „und was habe ich? Nichts! Nur die Erinnerung!“

Trübselig wanderten seine Schritte nach jener Ecke, wohin das verlorene Regendach gewöhnlich bei schöner Witterung verbannt wurde.

Mitunter auf der Straße verneigte er in dieser oder jener Kasantin sein erschauwundenes Ideal gefunden zu haben und wenn er dieses dem allzuoharig fixierte, so gab es häufig recht unliebliche Szenen. So kam er, der als Muster eines soliden jungen Mannes gelten durfte, in den Ruf eines ganz gefährlichen Don Juan.

Eines Abends sah er nach gethaner Arbeit in seinem Stammiokal, um durch einen Schoppen die Alltagsorgen auf kurze Zeit zu bannen.

Er war dort in letzter Zeit ein seltener Gast, teils hielten ihn seine Vorbereitungen zum Examen fern, andernteils war es nicht nach seinem Geschmack, wenn ab und zu seine Bekannten über sein verändertes Wesen ironische Bemerkungen fallen ließen. Das verdrarb ihm stets die Stimmung, und darum blieb er lieber fort.

In jenem Abend war der Stammtisch vollzählig beisammen.

„Na, endlich sieht man unseren Hamlet mal wieder“, rief dem Eintretenden ein junger Arzt entgegen.

„Sein oder Nichtsein!“ recitierte pathetisch ein Anderer.

„Ich rate Dir“, ulkte ein bemotes Haupt, „eine Annonce einzurücken.“

„Wie?“ erwiderte Georg gereizt, während er an dem Tische Platz nahm.

„Humor verloren“, lachte der Student an vollem Galge, „der Finder erhält angemessene Belohnung!“

Die Anderen, angefesselt durch die Sache des vierseitigen Schülers der Alma Mater brachen in schallende Heiterkeit aus.

„Ich bitte sehr dringend“, rief Georg mit verweifelndem Tone dazwischen, „sich gefälligst eine andere Festscheibe für Eure platten Wäse zu suchen, andernfalls bin ich zum letzten Male hier gewesen! Besonders Du,“ er wandte sich an den Studenten, „müßtest doch zur Gemüthe wissen, wie einem zu Rute ist, wenn man vor dem Examen steht.“

Der Mann mit den vielen Semestern fuhr feufzend über seine speckigen Wangen und brummte: „Miserabel, tagenstümmerlich, besonders wenn man noch obendrein durchrasselt! Kenne ich, hab's zum Dutzenden erlebt.“ Mit mächtigem Schwund versenkte er die wenig angenehme Erinnerung in den Orkan seiner staltlichen, irdischen Hölle.

Die Unterhaltung wurde allmählich allgemein und streifte, wie dies an Stammtischen üblich, alle möglichen und unmöglichen Gebiete.

Georg hatte kein Interesse daran, er blätterte zerstreut in einem Zeitungsbillet. Seine Gedanken weiften zum Teil bei seiner Unbekanntheit, dann hüpften sie hinüber in das neue Bürgerliche Gesetzbuch, dessen unzählige Paragraphen er sich einzutrichtern schon seit Monaten mißhete.

Plötzlich starrte er auf eine bestimmte Stelle des Blattes, seine Blicke schienen förmlich jenen Punkt zu verhängeln, dann sprang er mit einem Male auf, er war gänzlich verändert, freudestrahlend trommelte er mit den Fäusteln auf den Tisch und rief, daß es durch den ganzen Raum hallte:

„Endlich! Endlich! Hurrah!“

„Der ist verrückt geworden!“ flüchelte der junge Arzt seinem Nebenmann zu.

„Mento captus!“ bestätigte der Studio, indem er sich einen frischen Schoppen bestellte.

„Ihr seht mich so eigentümlich an,“ rief er freudig erregt, „weil Ihr mein sonderbares Gebahren nicht begreifen könnt. Ich bin Euch daher eine Erklärung schuldig. Ein Los, welches sich niemals rührte und das schon mein Vater spielte —“

„Mit dem Einsatz herausgekommen?“ schallte es im Chorus.

„Nein, mit dem Hauptgewinn!“

„Nun drängte sich Alles um das Glücksspiel: das Urmarmen und Händeschütteln wollte kein Ende nehmen.“

Da stand es klar in der Fiehungsliste des Blattes in Georg's Hand. Auf die Nummer 17 258 fielen die 500 000 Mark.

Er spielte ein Viertel.

„Die Sache muß unbedingt angefeuchtet werden!“ rief man mit seltener Stimmeneinheit.

„Natürlich! Sect her, Fris, sowiel Du schleppen kannst.“

„Nun sage noch, daß Du kein Glück hast!“ meinte der junge Vesculap.

„Und gleich so'n Haufen Geld“, ergänzte der Venovite. „Dafür kann man ja einen ganzen See Pilsener kaufen!“

„Ach, Freunde, mein Glück wäre voll“, rief Georg, indem er seinen schäumenden Sectfisch hoch hob, wenn — ach — wenn —“

„Wenn Du erst Deinen Affector gemacht hättest?“

„Das wohl, aber auch wenn ich —“

„Nochmals das große Los gewänne?“

„Unfinn! Fata Morgana! Ihr verzieht mich nicht.“

Georg führte den Kelch an seine Lippen und flüchelte leise: „Ihr die Blume!“

Bis in die späte Nacht hinein knallten die Pfropfen aus den überhäuften Geschützen der Witwe Claque, so daß den Teilnehmern von diesem Bombardement noch am nächsten Tage gehörig die Köpfe brummen.

Georg's nächster Weg jedoch war, nachdem

er seine Toilette beendet hatte, zu dem ihm unbekanntem Kollektor.

Bald befand er sich am Ziele. Er fürchte in die in der ersten Etage belegene Wohnung, klingelte, gab seine Karte ab und wurde von dem schmucken Stubenmädchen in ein elegant ausgestattetes Empfangszimmer geleitet.

Herr Altman war ein sehr wohlhabender Kaufmann, der sich jedoch von den Geschäften zurückgezogen hatte. Um eine Beschäftigung zu haben, übernahm er eine Lotteriekollektur.

Kurz darauf trat der Hausherr, wie es schien, etwas erregt, ein. Einen Moment blieb er in der Thüre stehen, fixierte scharf seinen Besuch und blickte auf die Karte, dann fragte er höflich nach dessen Wünschen.

Bewirrt, kaum eines Wortes fähig, blickte der junge Referendar auf den Fingerreinen. Stand er da nicht lebhaftig vor ihm, der Vater seiner Angebeteten?

„Entschuldigen Sie meinen Besuch“, stotterte er verlegen, „allein ich komme —“

„Wegen des einfährigen Regenschirms, weiß schon!“ lächelte der joviale alte Herr.

„Mein Besuch gilt noch einer anderen Kleinigkeit. Ich habe nämlich das große Los gewonnen!“

„Ei der Tausend!“

„Hunderttausend!“

„Was Sie sagen!“ Mit einem Blick von Mitleid und Erbarmen streifte Altman den vor ihm Stehenden.

Dieser entnahm seiner Brieftasche das Los und überreichte es: „Hier!“

Präsiend betrachtete Altman die Losnummer, dann sagte er nach einer Pause: „Sie befinden sich leider im Irrtum, mein verehrter Herr Windek!“

„Wa—a—as?“ Vor seinem geistigen Auge tauchte in Flammenchrift die schwindelnd hohe Festschuld vom Abend vorher auf. Der Herr schielte sich den Kopf.

„In Ihrem Blatte“, fuhr Altman fort, „welches die Liste brachte, war bedauerlicher Weise die 8 nicht genügend angebrudert und Sie haben die 8 daher für eine 3 gelesen. Die Nummer des Hauptgewinnes — hier ist die amtliche Liste — lautet: 17 258!“

„Mein altes Pech!“ stöhnte Georg und wandte sich geknickt zur Thüre.

„Halt, bleiben Sie noch einen Augenblick.“ Altman drückte ihn auf einen Sessel.

„Sie sind der Sohn des verstorbenen Kaufmanns Eduard Windek?“

„Allerdings, der bin ich!“

„Nun, dann sollen Sie ferner über Ihr Pech nicht mehr so ungerecht urteilen, sondern im Gegentheil Fortuna dankbar sein, daß sie Ihnen auf andere Weise ein Kapital in die Hände spielt, welches nicht nur Ihre fernere Carrière ebnet, sondern auch Ihre Zukunft sichert.“

Verständnislos glockte Georg auf sein vis-à-vis.

„Hören Sie den Zusammenhang. Ihr Vater war mein treuester Freund. Durch meine Veranlassung hatte er den Hauptteil seines Vermögens verloren. Ich verleitete ihn zu Spekulationen, welche ihn ruinierten, mir jedoch in späteren Jahren reichen Gewinn abwarfen. Ich machte alle Anstrengungen, Ihren Vater zu finden, vergebens, er blieb verschollen. Nun erhielt ich Ihre Karte und damit die richtige Spur. Wie ein Alp lastete die Pflicht auf mir, mein Verfehlen wieder gut zu machen. Kapital und Zinsen stehen jederzeit bereit.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr; der Sohn vergiebt, was an dem Vater verschuldet wurde.“

Georg erhob sich. Er ergriff beide Hände Altman's und sagte treuherzig:

„Herr Altman, wenn Sie das Maß meines Glückes voll machen wollen, so geben Sie mir —“

„Ihren Regenschirm? Natürlich! Da bringt man ihn eben.“

Die Thüre öffnete sich, auf der Schwelle erschienen die so heiß Ersehnte mit dem ominösen Gegenstande in der zierlichen Hand.

„Nein, nein, Herr Altman“, rief Georg in Entzese, „nicht den Schirm, sondern die Hand Ihrer Fräulein Tochter!“

„Mit Vergnügen!“ erwiderte Altman unter herzlichem Lachen, „solch ein Schwiegersohn ist mir stets willkommen!“

„Danke, tausend Dank!“

„Die Sache hat nur ein kleines Uebel!“

„Sie meinen?“

„Ich fürchte, die Zeit wird Ihnen etwas zu lange werden!“

„Ich verstehe Sie nicht!“ Georg griff sich an die Stirne.

„Uebrigens vergaß ich, Ihnen mein kleines Frauchen vorzustellen!“ Altman wies auf die junge Dame, welche sich dem unglücklichen Glückspilz näherte und ihm mit grazioser Verbeugung seinen Regenschirm darbot.

Allerlei.

* Er kennt sie besser. Dame: „Ich habe mich heute mit Ihrer Frau einmal gründlich angesprochen!“ — Chemann: „Das ist nicht möglich; die kann sich überhaupt nicht ausdrücken!“

* Zwölf Schweinigel weniger auf der Welt. Aus Pittsburg berichtet die „Hall. Ztg.“: Dem Bergarbeiter J. K. Schweinigel und dessen Familie (zwei Köpfe) ist die Erlaubnis zur Nahrung des Familienamens Schweinigel erteilt worden.

* Theaterchronik. Der bekannte Baritonist Theodor Vertram wurde von Frau Cosima Wagner für die Rollen des Amfortas, Wotan und als Holländer verpflichtet.

* Merkwürdig. Schusterjunge (ein Härchen aus der Suppe ziehend): Na, det is aber komisch, Wimpern hat die Suppe, aber ferne Dogen!

* Im Eifer: Gewerbe (der die Hand der Tochter zugelaßt bekommen hat): „Wiso wir sind einig, da will ich nicht länger warten!“ — Vater der Braut: „Aber lieber Herr, wollen Sie sich denn nicht wenigstens meine Tochter einmal ansehen?“

Rästel.

Der Herr von Bohnika kommt aus Amerika; Dann geht er nach Brandenburg; Dort kommt er auf's Wasser; Dann fährt er mit Extravost Von da direkt nach Leipzig.

Charade.

Die erste Silbe wird gehalten, Die zweite hol' aus England. Das Ganze hat schon angefangen Der ersten Mutter feste Hand.

Zogogryph.

Mit F ein Schmaus. Nur darf's aus Ohr nicht kommen. Mit G will's laut Nur meinen Ohren frommen; Mit N ein Grab. Zu dem's mit allem gehet, Was heute frisch und schön Hoch in der Blüte stehet.

Pasindrom.

Was fest durch Eisen Den Dieben wehrt, Wird — umgekehrt Euch tüchtig deifen, Wenn Ihr's verzeht.

Auflösung der Rästel aus vortage Nummer:

Zogogryph: Grund, rund, und.



Blätter für den



familiärentisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck des einzelnen Artikels verboten.)

Vierter Sonntag im Advent

Evangelium nach dem heiligen Lukas 3, 1-6. „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, und Phasianus Vierfürst von Abilene war, unter den Hohepriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort an Johannes, den Sohn des Sacharias in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. So wie geschrieben steht im Buche der Heben Isaías, des Propheten: Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Wege. Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was krumm ist soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden.“

„Schon nahe ist der Herr!“

singt in ihren Tagzeiten die Kirche, denn wir sind bereits in die Woche eingetreten, die der Geburt des Messias unmittelbar vorhergeht. Der heutige Sonntag heißt „Rorate“ (Thauet) von dem Anfangsworte der heutigen Messe. Das Evangelium führt uns, lieber Leser, noch einmal in die Einsamkeit der Wüste, zu dem Vorläufer des Herrn. Ihu führt in wahrhaft großartiger Weise der Evangelist ein: Er bestimmt seine Zeit nach dem „Zeiger“ der Weltgeschichte, er zählt gewissermaßen die Schläge der Welt-Uhr. Die Hauptbestimmung bildet das treffende Regierungsjahr des römischen Gewalthabers; daran schließen sich als nähere Bestimmungen, die Angaben über die damalige politische Gestaltung des Judelandes, und endlich noch die Bezeichnung des Hohepriesters in Jerusalem. Durch diese Ausführung erscheint die andbrechende Stunde des Messias sofort in der ganzen Größe ihrer Bedeutung.

Auffallend sein muß dem Leser, daß zwei Hohepriester „Annas und Kaiphas“ genannt werden, wo es sich doch nur um einen Hohepriester handelt und handeln kann. In der That verrät sich hier schon deutlich genug die ganze Annatur des Verhältnisses, das sich damals innerhalb des israelitischen Priestertums breit machte. Schon Annas trug ja eine schwere Wafel auf seiner hohepriesterlichen Würde: er hatte sie nicht mehr gemäß der von Jehova bestimmten Erbfolge, sondern aus der Hand des römischen Prokurators (Landpflegers) davongetragen. Es kam aber noch schlimmer. Nach wenigen Jahren (15 n. Chr. Geburt) wurde auch Annas wieder abgesetzt und, nachdem rasch nacheinander drei andere Hohepriester gefolgt und wieder verschwunden waren, trat, durch die Gnade Roms, Kaiphas in die Reihe, um sich eine ungewöhnlich lange Zeit (von 18 bis 36 n. Chr.) im Hohepriestertum zu behaupten. Dieser

Kaiphas erscheint als des Annas Schwiegersohn (Joh. 18, 13), und die Stellung die Annas in der Leidensgeschichte des Herrn einnimmt, bietet hinlängliches Licht zu der Frage, warum neben Kaiphas, dem von den heidnischen Römern eingesetzten Hohepriester, wiederholt auch noch Annas in gleicher Weise aufgeführt werde. Beim jüdischen Volke bewahrte Annas auch nach seiner Weisung noch sein hohepriesterliches Ansehen, und so erlebte — wie der Geschichtsschreiber Flavius Josephus berichtet — Israel damals das unnatürliche Schauspiel, in Wirklichkeit zwei Hohepriester zu gleicher Zeit in seiner Mitte zu haben: den Einen, den das Volk liebgehabt und trotz der Römer nicht lassen will, — den Andern, welchen einzig eine neue Willkür der römischen Gewalthaber dem Volke aufgedrängt hat.

Dazu kommt, daß der Boden, auf dem der Sohn Davids' seinen Thron aufrichten soll, dem auserwählten Volke entwunden ist: er ist in den Händen seiner Feinde, und eine Anzahl von Missethätigen teilt sich in den Raub. Und das Priestertum, das zwischen dem Messias und seinem Volke zu vermitteln berufen war, erscheint bis in seine Spitze entweiht und trägt den Fluch seiner eigenen Entartung.

Aber so mußte es kommen, damit das Werk der Erlösung sich in der vom Herrn vorgesehenen Weise entwickele: lebend und sterbend sollte der Messias als priesterlicher König sein Gottesreich gründen. Die beiden Träger des entweihten Hohepriestertums bieten ja im Verein mit dem römischen Landpfleger die traurige Gewähr, daß der Messias sein blutiges Ziel erreiche. Aber auch weicht entgegengesetztes Verhängnis, daß eben Israel, und an seiner Spitze die fanatischen Priester und Schriftgelehrten, seinen Messias werden wird!

So war denn, wie die hl. Schrift sich ausdrückt, die Fülle der Zeit gekommen,

Kirchenkalender.

Sonntag, 23. Dezember. Vierter Sonntag im Advent. Dagobert, Victoria † 263. Evangelium nach dem hl. Luk. 3, 1-6. Epistel: 1. Korinther 4, 1-6. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr Gemeinschaft. Kommunion der Jünglingscongregation. Anna-Stift: Nachmittags 8 Uhr Vortrag. Nachtd für die marianische Dienstmädchen Congregation. Franziskaner: Kloster: Nachmittags 3 Uhr Bestunde der Mitglieder des 3. Ordens für die Abgestorbenen.

Montag, 24. Dezember. Adam und Eva. Gebotener Fast und Abstinenztag.

Dienstag, 25. Dezember. Hl. Weihnachtsfest. Anastasia † 304. Evangelium nach dem hl. Luk. 2, 1-14. Epistel: Titus 2, 11-15. St. Lambertus: Morgens 4 Uhr erstes Hochamt 1/7 Uhr zweites Hochamt und 9 Uhr drittes Hochamt. Nach jedem Hochamt werden stille hl. Messen gelesen. Nachmittags 1/5 Uhr Rosenkranzandacht, Nachmittags 5 Uhr Festpredigt darauf feierliche Komplet. St. Martinus: Das erste feierliche Hochamt mit 2 nachfolgenden hl. Messen ist um 6 Uhr, 1/8 Uhr hl. Messe, 8 Uhr das zweite Hochamt mit nachfolgender hl. Messe: 1/10 und 10 Uhr hl. Messen und 1/11 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 1/3 Uhr Vesper, 6 Uhr feierliche Komplet und Predigt. St. Andreas: 4 Uhr erstes Hochamt darauf ununterbrochen hl. Messen letzte 11 Uhr. St. Anna: St. Marien: Erste hl. Messe 5 Uhr; es folgen direkt 3 hl. Messen aufeinander.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

worauf Israel so lange und so sehnsuchtsvoll gewartet hatte; die Fülle der Zeit, da der Erlöser sich offenbaren und sein großes Werk auf Erden beginnen sollte. Und hätten die Juden alle die Zeichen übersehen können, die hier so merklich und zusammenhängend, so wie nun die vom Propheten Jaias vorhergesagte Stimme des Rufenden in der Wüste mit dem größten Nachdruck darauf hin.

Was nun aber, lieber Leser, jene Tage für Israel einst waren, das sollen die Tage des Advents, und namentlich die letzten Tage desselben, für uns Christen sein: Tage eines stillen Harrens auf das Heil, das für uns kommen soll im hohen, gnadenvollen Feste der Wiedergeburt unseres Herrn, — Tage einer frommen Sehnsucht nach unserm Erlöser, der sich von neuem uns offenbaren will, — Tage einer sorgsamsten Vorbereitung, um die Wege zu unserm Herzen dem kommenden Herrn zu bahnen.

Die Kirche ihrerseits thut alles, uns daran zu mahnen und unsere Stimmung zu einer, des nahen Festtages angemessenen und würdigen zu machen. Sie führt uns heute, am letzten Adventssonntage, gleichsam auf den letzten, vor Bethlehem sich ausbreitenden Hügel, und zeigt uns von dort aus, wie die trübe Volksmacht bereits anfängt sich zu teilen, wie ein reiner Lichtglanz die Länder der dunkeln Völker vergoldet, und wie mitten in diesem Lichtglanz ein Stall sich erhebt, und in dem Stalle die Jungfrau, die Heilige, anbetend vor der Krippe kniet, und ihr zur Seite der fromme Joseph: in der Krippe sehen wir das Opferlamm der göttlichen Liebe, nackt und bloß, ein gar armes Kindlein, und hinter ihm, da ruhen friedlich die Thiere.

Nicht wahr, lieber Leser, eine tiefe, fromme Klüftung, ein reines, liebevolles Verlangen nach der bevorstehenden Heilsfeier befeelt unser Innerstes bei diesen und ähnlichen Betrachtungen! Wie gern verweilt der gläubige Blick dabei! Sie zu festeln und gleichsam zu verklären, wurden die Krippendarstellungen erfunden, die, wie in alter Zeit, auch heute wieder selbst in manchen Kirchen zu sehen sind, aber auch in manchen Familien sich eingebürgert haben und ganz vorzüglich geeignet sind, die rechte Weihnachtsstimmung zu wecken und zu pflegen.

Wohl uns, lieber Leser, wenn wir mit einem durch wahre Buße gereinigten Herzen in das herrliche Christfest einzutreten und in solchem Herzen die frohe Botschaft aufnehmen: Euch ist heute der Heiland geboren! Siehe, schon erblicken wir im Geiste Joseph und Maria auf ihrer Wanderung gen Bethlehem; bereits schicken die Engel sich an, den Himmel zu verlassen, um dem neugeborenen Königskinde das wunderbarste Geburtstagslied zu singen, das je auf Erden gehört worden ist. Hohe Freude wird auch unser Herz erfüllen, wenn in der heiligen Nacht ihr Freudensied zu uns herniederlingt: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“

S.

Der Weihnachtsbaum.

Kulturgeschichtliche Skizze von C. Kja r b ö l l.

Die Forschungen nach dem ersten Auftreten des Christbaumes führen uns auf das Ende des 16. Jahrhunderts zurück. Die bis jetzt älteste Nachricht vom Jahre 1604 enthält nämlich unter der Ueberschrift: „Einige denkwürdige Beobachtungen aus Straßburg“ folgende Stelle: „Auf Weihnachten richtet man Dammbäume zu Straßburg in den Stuben auf doren hendet man rohen aus vielfarbigen Papier geschnitten, Äpfel Oblaten, Zischgold, Zucker u. s. w.“ im nördlichen Deutschland begann der Weihnachtsbaum erst im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts sich einzubürgern, um sich dann binnen hundert Jahren Deutschland und in weiteren fünfzig

die ganze Welt zu erobern. In den Weihnachtsbeschreibungen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts fehlt er noch so gut wie ganz. Auch die Bezeichnungen „Weihnachtsbaum“, „Christbaum“, entstammen erst dem Ende des Jahrhunderts.

Nach zu Anfang des 19. Jahrhunderts war der Christbaum im nördlichen Deutschland auf dem Lande fast gänzlich unbekannt. Sogar in Städten wie Berlin fehlte er in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts noch nicht allgemein bekannt gewesen zu sein.

Im 1840 hat er in Frankreich und England Eingang gefunden, wo man sogar „verbesserte deutsche Christbäume“ aus Guss Eisen nachgebildet hat, welche durch Gas, das man durch die hohlen Zweige und Roste leitet, erleuchtet werden. Nach den Niederlanden, nach Russland, Schweden und Italien ist er ebenfalls aus Deutschland gekommen, und in Amerika, wo er immer mehr heimisch wird, gilt er vielfach geradezu für ein Zeichen des Deutschtums. 1870 kam er nach Ungarn, wo er jedoch noch heute nur in vornehmen Häusern und Bürgerfamilien deutschen Stammes üblich ist.

Ist nun der Christbaum heidnischen oder christlichen Ursprunges? Paulus Cassel leitet den Christbaum und dessen Lichter aus dem Judentume her. Der Leuchter, welchen Moses in der Stiftshütte aufstellte, hatte die Form eines Baumes und sollte auf den Baum des Lebens im Paradiese deuten. Da nun die Juden am 24. Dezember unseres Kalenders, bis in die erste christliche Zeit hinein, den „Wetstag“ des Tempels feierten, an welchem sie die Fenster mit Lichtern erleuchteten, übertrugen die Christen, wie Cassel behauptet, diese Feiern auf das Geburtsfest Christi und wählten den Tannenbaum, das Urbild des Leuchters, zum Sinnbilde Christi, des wahren Lebensbaumes, von welchem das höchste Licht ausgeht, die Welt zu erleuchten.

Anderer dagegen vertreten die Ansicht, daß der Weihnachtsbaum in der Symbolik der katholischen Kirche begründet sei. In den dramatischen Weihnachtsspielen des Mittelalters kam nämlich ein Paradiesbaum häufig vor, der durch einen hohen Wacholder dargestellt, und mit langen, flatternden Bändern geschmückt und ganz mit Äpfeln behangen war.

Wenn aber der Weihnachtsbaum aus dem jüdischen Feste oder aus der Symbolik der christlichen Kirche hervorgegangen wäre, so würde er entweder auch bei den Anhängern der armenischen und griechischen Kirche vorkommen, oder in allen katholischen Ländern üblich sein. Dies ist jedoch nicht der Fall, denn er bleibt sämtlichen Völkern unbekannt, welche nicht in Berührung mit deutschen Stämmen standen.

Auch die Ansicht, daß der Christbaum eine Erfindung des Protestantismus sei, entbehrt jeder tatsächlichen Grundlage; wenn auch die Sitte, den Weihnachtsbaum zu pflanzen und anzulanden, merkwürdiger Weise in protestantischen Gegenden am verbreitetsten ist, während bei uns Katholiken die Krippe oder Darstellung des Stalles von Bethlehem auf dem Weihnachtsstische die Geburt des Erlösers zu versinnlichen pflegt.

Es bleibt mir nun noch eine Annahme übrig, die allerdings sehr viel für sich hat. Demnach ist unser Weihnachtsbaum heidnisch-germanischen Ursprunges und führt zurück auf das Julfest unserer Vorfahren, welches am 21. Dezember fiel und den Tag bezeichnete, an welchem die Sonne ihren Wendepunkt erreicht hat und wieder vorwärts rückt. Die alten Germanen pflegten an diesem Feste das Wurzelende eines Taubenbaumes, den „Julblock“, zu verbrennen, und weil man glaubte, daß an diesen Tagen die Götter sichtbar auf Erden herumzögen, um die Opfergaben entgegenzunehmen und Segen zu spenden in Feld und Flur, in Haus und Hof, so schmückte man das Heim mit dem grünen Wipfel des Baumes, dessen Holz auf dem Herde Licht und Wärme verbreitete.

In Schweden, England den Niederlanden, selbst in Westfalen und an der Mosel pflegt man noch heute am Weihnachtsabend einen recht starken Koch unter mehr oder minder großer Feierlichkeit anzulanden. Derselbe heißt „Weihnachtsklotz“, „Weihnachtsklotz“ und muß, wenn auch nicht die ganze Weihnachtszeit, so doch drei Nächte hindurch brennen, wobei er der Familie als Sammelpunkt dient.

Auch viele andere kleine Feste, die wir hier übergehen müssen, lassen auf den heidnischen Ursprung des Weihnachtsbaumes schließen, der sowohl seiner äußeren Form, wie seiner eigentlichen Bedeutung nach dem Maibaume ähnlich ist.

Das Christentum hat den alten Brauch beibehalten u. ihm die bessere christliche Bedeutung gegeben, darum soll trotz heidnischen Ursprungs uns nichts die Freude an diesem uns von Jugend auf liebgewordenen Festschmuck, ohne den wir unser Weihnachtsfest nicht denken können und wollen, rauben.

„Heimwärts will ich mich träumen
In die Vergangenheit — — —
Es rauscht in fernen Bäumen,
Es spricht die Kinderzeit. — — —
Und ferne Lichter schimmern
Weit her durch Zeit und Raum — — —
Das ist dein holdes Flimmern,
O Tannenbaum!“

Heimkehr.

Weihnachtserzählung von J. d. a. v. G. o n r i n g (Hamburg).

Langsam glitt der große südamerikanische Dampfer elsbawärts. Er hatte Blind und Klut gegen sich; um seinen Kiel tanzte das gelbgraue Wasser in kleinen Schaumwellchen. Einzelne brüchige Eischollen trieben vorüber, es hatte schon scharf gefroren und die Eisbrecher waren an der Arbeit.

Nun senkte sich die frühe Dämmerung des 24. Dezember über das Elbthal. Vom Ufer her glommen einzelne Lichter auf; die, stuh-abwärts von Hamburg kommenden, Dampfer waren gedrängt voller Menschen. Keiner von ihnen heute ohne große und kleine Päckchen — die letzten Weihnachtsgeschenken mußten erlegt werden. Der Steuermann des großen Dampfers spähte angestrengt in die Ferne. Er war ein noch junger Mann, augenscheinlich ein Norddeutscher, mit straffem blondhaar und klaren, hellblauen Augen, der da an der Brüstung lehnte und ein ernstes Gesicht machte. Das war auch so recht ein Tag, um nach fünfjähriger Abwesenheit zurückzukehren! Wer würde ihn in der alten Heimat begrüßen? Vater und Mutter todt, die Geschwister in alle Winde zerstreut und seine Braut, — seine kleine Anne — die hatte einen Andern geheiratet.

Blankene kam in Sicht — hier hatte er sich damals von Anne getrennt, als er seine erste, große Reise antrat. Lieber Gott, wie hatte sie geweint, so bitterlich, daß der ganze, saete Körper bebte und ihre süßen Lippen, die ihn an dem Tage zum ersten Male geküßt, schmerzlich zitterten, als sie wieder und wieder seinen Namen flüsteren.

Damals hätte er Häuser auf ihre Treue gebaut — alle die bösen Geschichten, die seine Kameraden von dem leichtbewegten, leichtverführten Geselchleht zu erzählen wußten, hatten ihn nicht gerührt; das mochte Andern geschehen sein — seine Anne aber war echt wie Gold! Nach und nach kam diese frohe Zuversicht ins Bankten. Zuerst klangen Anne's spärliche Briefe so anders, so gezwungen und ohne rechte Herzenswärme, dann, auf seine besorgten Fragen, blieben sie ganz aus. So wollte er in schwerer Herzensangst seinen Kontrakt lösen und heimkehren, lange vor Ablauf der zwei Jahre, für die er sich verbindlich gemacht hatte — als ein Brief seiner Mutter eintraf. Ein Brief, von dem er, bis heute, kein Wort vergessen hatte. „Die kleine Kiemer“, schrieb die Frau, „die Du immer so gerne hattest, ist ja nun auch verlobt. Sie

nimmt den alten Mirow, der das Krämer-Geschäft und die vielen Häuser hat. Ihr Vater ist da hell froh über, denn für die Deern ist es ein großes Glück.

Noch heute entsann sich Heinrich Engel, wie er in jener Stunde abwechselnd gestrichelt und wie ein Kind gemeint hatte. Seine Anne, sein süßes, holdes Mädchen sollte den dicken athmatischen Menschen nehmen, der den Jahren nach ihr Großvater hätte sein können! Er schrieb damals einen langen Brief, beschwor sie, den Schritt nicht zu thun, sich rein an Leib und Seele zu erhalten, wie sie es ihm, in jener Abschiedsstunde, gelobt, und was ein bis ins Herz getroffener Mensch sonst noch schreibt. Am nächsten Morgen aber, nach einer schlaflosen verbrachten Nacht, hatte er den Brief zerissen und die Fäden über Bord fliegen lassen. Wachte Anne thun, was sie veranwortete konnte — er, Hein, wollte Niemand halten, der nicht freiwillig bei ihm blieb! Und dann nahm er Feuer auf weitere drei Jahre. Ihm graute vor der Heimat und dem Gedanken, Anne als Mirow's Frau zu sehen. Die Mutter war dann auch gestorben — es that ihm heute weh, daß er die alte Frau nicht mehr vorfinden sollte.

Hein strich über seine Stirn und richtete sich hoch auf. Die alten Geschichten sollten begraben und vergessen sein, nun waren sie doch alle wieder aufgewacht und sungen an ihm das Herz schwer zu machen.

Da hob sich schon der Michaelsturm dunkel von dem schwarzen Himmel ab — die Riesenwerst von Blohm und Voß kam in Sicht — und über der Stadt lag rüchlicher Qualm und Dunst — Rauch aus den tausenden von Schornsteinen, Licht von den unzähligen Laternen. Es kam doch etwas wie Heimatsgefühl über Hein. „Mein alt' Hamburg“, murmelte er. — „Mein Gott, wie ist es möglich, daß man sich dazu freuen kann, wenn man doch weiß, daß einen kein Mensch erwartet.“

Nach einigen Stunden lag der Dampfer verträumt am Quai — die Leute, unter ihnen auch Steuermann Hein Engel, gingen an Land. Langsam schlenderte der Mann durch die Anlagen am Hafen. Es hatte sich da viel verändert. Links lag St. Pauli, in Sicht getaucht, mit Lärm und Getöse erfüllt. Hein wandte sich ab, ihm war nicht nach wilder Lustigkeit zu Mute. Das kleine Haus am Pilatusspool wollte er auffuchen, sein Vaterhaus — vielleicht auch das andere, um die Ecke, wo Anne mal gewohnt hatte. Wieder eine Enttäuschung; das Haus der Eltern war verschwunden, an seiner Stelle stand eine große, hell erleuchtete Schnapskneipe, deren Thüre sich fortwährend mit gelbem Gehimmel öffnete, um immer neue Gäste einzulassen. Hein schüttelte betrübt den Kopf und ging weiter — hier, um die Ecke und dann drei Häuser weiter, da mußte es sein. Das einstöckige Häuschen war dunkel und still, schien aber bewohnt zu sein, denn vor den Fenstern hingen weiße Gardinen. Hein trat langsam näher, um den Namen an der Hausthüre zu lesen. Da hörte er neben sich, dicht neben sich, eine Stimme, die er unter Tausenden erkannt hätte — ein weiches, klares Stimmchen, das ganz von unten her kam. Und wie er näher trat, sah er eine Frauengestalt, die am Boden, vor einem Kinde, kauerte und eifrig darauf einsprach:

„Hat er dich wieder geschlagen, mein Liebling, mir lüßt Deern, thut's sehr weh? Komm, soll Tante Anne mal pusten. Und Hunger hast du auch — komm mit in Tante Anne's Haus, da kriegt du warme Milch und einen großen Kuchen, lüßt Deern, denn heute ist ja Weihnachtsabend. Dann kann lüßt Kücken bei Tante Anne bleiben. Das wird sein, nicht wahr? Anne Tante Anne ist ja auch so allein.“

Hein war ein wenig zurückgetreten. Sein Herz schlug so wild, daß es ihm fast Athem und Besinnung nahm. Er sah, wie Anne das

Kind auf den Arm hob und die Thüre des kleinen Hauses aufschloß. Dann wurde es im Vaterzimmer hell und Anne ging eilig hin und her, sie brachte dem Kinde wohl die versprochene Milch und den „großen Kuchen.“ Er trat langsam näher — ehe er es selber wußte, war er die Stufen hinauf und im Flur. Im Zimmer hörte er das Kind aufjauchzen: „Tante, ein Baum, ein wirklicher Weihnachtsbaum“ — dann hatte er plötzlich auf die Knie gedrückt und stand im Zimmer.

Annes große, braune Augen trafen die seinen. Sie erkannte ihn sofort und ward ganz blaß, faßte sich aber schnell, trat ihm ruhig entgegen und sagte freundlich:

„Hein Engel — sind Sie auch mal wieder nach Hamburg gekommen?“

Er starrte sie noch immer an — ihr Gesichtchen war wohl etwas schmaler geworden, aber sonst ganz unverändert. Der eine Gedanke, der einzige, den er fassen konnte, trat ihm plötzlich über die Lippen:

„Anne, wo ist Dein Mann?“

Sie wich zurück und sah ihn erschrocken an. War er krank, oder angetrunken? — aber er sah nur sehr weiß aus und ganz ruhig.

„Mein Mann?“ sagte sie und ihre klare Stimme bebte nicht. „Ja, habe keinen Mann, Hein Engel. Wie kommst Du darauf?“

Er griff mit beiden Händen nach der Stirn: Mutter schrieb das, der alte Mirow hättest Du genommen und Deine Briefe waren so sonderbar.“

„Ach so!“, ein wehmütiges Lächeln glitt um ihre Lippen. „Sieh mal, Hein, mein Vater hat Bankrott gemacht, gleich, nachdem Du fort warst, da wollte ich Dich nicht halten. Deine Mutter sagte auch, Du könntest eine reiche Frau kriegen, und das mit dem alten Mirow? Das hatte sie wohl bloß geglaubt, weil der alte Mann uns geholfen hat und meinem Vater beigestanden ist, wie ein rechter Freund. Der hat mich nicht heiraten wollen, aber er hat mich lieb gehabt, wie sein eigen Kind.“

Sie brach ab und große Thränen liefen über ihr Gesicht.

„Hein, Hein, so was hast Du von mir glauben können?“

Das Kind hatte dieser Scene mit großen Augen zugehört. Jetzt glitt es vom Stuhl herab, faßte Hein's Hand und zog ihn zu Anne hin;

„Meine süße Tante weint“, schalt es, „böser Mann hat ihr was gethan. Ruht ihr fix einen Kuß geben, dann lacht sie wieder.“ Und als Hein dieser Anregung folgend, Anne in seine Arme nahm, als wollte er sie nie wieder frei lassen und Anne das dunkle Köpfchen fest an seine Brust drückte, hob das Kind plötzlich den Finger auf:

„Hör mal“, sagte es, „da sind die Weihnachtsglöckchen.“

Anne und Hein aber sprachen wie aus einem Munde:

„Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind.“

Der Rußknacker.

Ein Weihnachtsmärchen von D. Elfter (Berlin). Von dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft an konnte Elly den jungen Willy Martens nicht leiden, der als Kolontär auf dem Gute ihres Vaters, des Oberamtmanns Wetterlin beschäftigt war.

Als sie im Frühjahr aus der Pension heimkehrte, stand Martens am Hofthor und lachte sie aus, als sie aus dem Wagen springend über ihr langes Kleid stolperte und beinahe hingefallen wäre. Alle anderen, ihr Vater, ihre Mama, ihre beiden Brüder, diese nichtsmüthigen Buben, und sogar der Kutscher lachten allerdings auch, aber Willy Martens brauchte nicht zu lachen — ein junger Herr soll überhaupt nicht über eine junge Dame lachen und Elly war doch gewiß mit ihren siebzehn Jahren eine junge Dame.

Im Laufe der Zeit wuchs der Haß Elly's gegen den armen Willy immer mehr an. Was hatte Willy Martens aber auch stets in ihrer Nähe zu schaffen? Wenn Elly im Park spazierte, kam Willy sicherlich nach wenigen Minuten herbei und stellte sich an Elly's Seite, ihre Malerei kritisierend; machte Elly einen Spaziergang durch die Felder, begegnete sie nach kurzer Zeit Herrn Willy, der sie dann eine Strecke weit begleitete, bis er durch ihre Einförmigkeit vertrieben wurde; ja, sogar im Hause selbst war Elly nicht sicher und seit er sie einmal überrascht, als sie im Wohnzimmer vor dem Spiegel stehend ihr schönes blondes Haar kämmt, da kannte ihr Horn gegen ihn keine Grenzen.

„Wie schön Sie sind, Elly!“ hatte er gesagt und sie mit bewundernden Blicken angeschaut. „Sie gleichen der Koreley mit Ihrem prachtvollen Goldhaar . . .“

Da hatte sie ihn während mit ihren braunen Augen angeblickt und geantwortet: „Und Sie — Sie sehen aus wie ein Rußknacker.“

Sie erschrad selbst über das Wort und die Wirkung desselben. Willy Martens war blaß geworden, er schien etwas erwidern zu wollen, aber er bezwang sich, verbeugte sich höflich und entfernte sich.

Seit dieser Stunde richtete er niemals mehr das Wort an sie; selten begegnete er ihr und nach vier Wochen hatte er das Gut des Oberamtmanns Wetterlin verlassen, um auf seines Vaters Gut, das in der Nachbarchaft lag, zurückzufahren.

Das war im Herbst gewesen und jetzt war es Weihnachten und die Schneeflocken rieselten unaufhörlich nieder und hüllten Wald und Feld, Wiesen und Park in eine dichte, weiße Decke, über die die Raben, krächzend vor Hunger, mit schwerem Flügelschlag dahinflatterten.

Elly saß am Fenster ihres Stübchens und schaute trübe in den verschneiten Park hinaus. Wie hatte sie sich auf dieses Weihnachtsfest gefreut! Das vorjährige verlebte sie in der Pension und wenn die Pensionsvorsteherin auch eine sehr freundliche, gütige Dame war und einen schönen Weihnachtsbaum herausgeputzt hatte, das Weihnachtsfest im Elternhause konnten alle Weihnachten in der Pension doch niemals erreichen.

Und nun sah sie am Weihnachtsheiligabend da und weinte. Alles das nur um den dummen Rußknacker, der vor ihr auf dem Tischchen stand und sie mit seinen großen Glöckchen so recht wehmütig anblickte.

Eigentlich hatte sie dieses kleine Ungetüm zum Fenster hinauswerfen wollen, als am Morgen der Postbote das Paket gebracht, das den Rußknacker enthielt. „An Fräulein Elly Wetterlin von ihrem getrennten Rußknacker“ stand auf dem Zettel, der im Paket lag und nun wußte Elly, daß Willy Martens ihrer noch immer gedachte, ihr noch immer zürnte.

Schon faßte Elly den Rußknacker, um ihn aus dem Fenster zu werfen. Doch da sah sie in die großen, gutmütigen Augen des kleinen Ungetüms, die sie stehend anzublicken schienen, und rasch stellte sie ihn auf ihr Küchentischchen am Fenster, sank selbst auf den Stuhl zurück und begann bitterlich zu weinen.

Dann nahm sie den Rußknacker in die Arme wie ein Püppchen und streichelte ihn. „Ich hab' es ja gar nicht so böse gemeint“, flüsterte sie mit zuckenden Lippen. „Dir kann ich es ja gestehen, mein Rußknackerlein, daß ich ihm von Herzen gut war und daß ich es aufrichtig bereue, so häßlich gegen ihn gewesen zu sein . . .“

Rußknackerlein schien über diese Worte seiner jungen Herrin nicht einmal erstaunt; er schien sogar verständnisvoll zu lächeln und mit dem dicken, unförmlichen Kopfe zu nicken.

„Elly — Elly — wo steckst Du?“ rief die Stimme der Frau Oberamtmann. „Komm doch in die Küche — wir haben alle Hände voll zu thun . . .“

Elly stellte Rußknackerlein rasch auf das

Rähtischen zurück, wusch die letzten Thränen fort und eilte hinunter in die Küche.

„Wir werden morgen Besuch bekommen,“ sagte die Frau Oberamtman. „Amtsrat Martens kommt und auch Willy Martens, der jetzt bei den Husaren als Einjähriger diene. Freust Du Dich denn gar nicht, Elly? Willy war doch stets so aufmerksam gegen Dich?“

Elly erröte unter dem forschenden, lächelnden Blick der Mutter und machte sich geschwind in der Küche zu thun.

„Der Willy ist wirklich ein prächtiger Mensch,“ fuhr die Mutter fort. „Nächstes Jahr soll er das Gut seines Vaters übernehmen, der alte Amtsrat will sich zur Ruhe setzen — nun, er hat's ja dazu. Hat sich sein ganzes Leben genüßt, hat aber auch etwas vor sich gebracht. — So, Elly, nun rühre diesen Rulling an — ich muß hinaus, um den Weihnachtsbaum anzulegen. Die Jungen sind ja kaum noch zu halten. Na, Du wirst aber über Dein Weihnachtserstaunt sein!“

Damit eilte die Frau Oberamtman hinauf in die Wohnstube, um für Mann und Kinder den Weihnachtsbaum aufzubauen.

Wirklich, Elly war auf das reichste beschenkt! Ein schönblaues Baillieid — ein entzückender Spitzenunterrock — eine vollständige Besatzgaritur — Handschuhe — Strümpfe — Schleifen und Bänder und damit auch das Nützlichste nicht fehlte: mehrere treffliche Bücher.

Endlich erschloß auch die Weihnachtskammer und Elly durfte sich auf ihr Zimmer zurückziehen. Rasch eilte sie zum Fenster. Na, da stand der Kuckucker noch auf demselben Plage und schien ein sehr ernstes Gesicht zu machen.

„Sei mir nicht böse, mein liebes Kuckuckerlein,“ flüsterte Elly und streichelte den kleinen Mann. „Ueber all den Herlichkeiten da unten hab' ich Dich doch nicht vergessen. . . . ebensoviele wie den, der Dich geschickt hat. Ah, morgen soll ich ihn wiedersehen! Wie soll ich ihm nur entgegenreten? Ich weiß, er zürnt mir — ich bin ja auch so häßlich gewesen! Wenn er mir nur vergeben könnte! Ah, ist es denn gar so schlimm, daß ich ihn einen Kuckucker nannte? — Du bist doch gar nicht so häßlich, mein kleines Kuckuckerlein, in Deiner bunten Husarenuniform — und er ist ja jetzt auch Husar und sieht gewiß hübschlich in der roten Husarenuniform aus. — Ach, Kuckuckerlein, wenn Du doch sprechen könntest. Wenn Du mir doch sagen könntest, ob er mir vergeben hat. . . .“

Aber Kuckuckerlein schweig beharrlich und so blieb Elly nichts weiter übrig, als sich zur Ruhe zu begeben. Eine Weile lag sie wachend da, dann schloßen sich ihre Augen, sie glaubte zu schlafen, zu träumen — doch nein, so deutlich träumt man nicht! Hörte sie nicht deutlich die alte Wanduhr in der Wohnstube Mitternacht schlagen und sah sie nicht deutlich, wie Kuckuckerlein sich behüte und rechte, als erwache es aus tiefem Schummer? Dann kletterte der kleine Kerl vom Nähtisch herauf auf den Stuhl und vom Stuhl auf den Fußboden und nun schritt er gerade auf ihr Bett zu und blieb vor ihr stehen und lachte gar gutmütig mit seinem breiten Mäulchen.

„Bist doch ein kleines dummes Mädchen,“ wisperte er. „Erkennst Du mich denn nicht? Bin ja gar nicht der Kuckucker, sondern der Willy in seiner roten Husarenuniform. . . .“ Und plötzlich sah der Kuckucker ganz anders aus. Da stand wirklich der Willy in seiner schmutzen Husarenuniform vor ihr, daß sie erschraf und die Bettdecke bis zum Rasengipfel emporzog.

Da lachte der Kuckucker und war wieder das kleine Ungetüm und wisperte: „Fürchte Dich nicht. Der Willy hat mich geschickt, Dir zu sagen, daß er nicht mehr böse ist, daß er Dir überhaupt nicht böse sein kann, daß er Dich lieb hat und morgen kommen wird. Dich zu fragen, ob Du seine kleine liebe süße Braut

sein willst. . . . ja, das will er Dich fragen, denn wenn er Dir noch böse wäre, dann würde er nicht kommen, sondern das Fest mit seinen lustigen Kameraden in der Stadt bereiten. Und daß Du ihn wieder forschst, das glaube ich nun nicht mehr, nachdem Du so lieb und gut zu mir, dem kleinen Kuckucker, gewesen bist. — Daß Du den Willy früher so schlecht behandelt hast, das hat weiter nichts auf sich. Das machen alle Mädchen so — erst zieren sie sich ein wenig, und sind schnippisch und zimperlich — gerade wie das Mädchen, das auch mit seinen kleinen Dornen sich wehrt — aber lieb hast Du ihn ja doch und wenn er kommt, dann stelle mich nur unter den Weihnachtsbaum auf Deinen Weihnachtsstühlchen unter all die herrlichen Sachen, die Dir Deine lieben Eltern geschenkt haben, dann will ich's ihm schon sagen, daß Du ihn lieb hast, Du thörichtes kleines Mädchen. . . .“

So wisperte und lachte Kuckuckerlein und schwenkte seine Husarenmütze und verbeugte sich so komisch, daß Elly laut aufschauen mußte. Sie schrytete sich gar nicht mehr vor Kuckuckerlein und wollte ihm die Hand geben — da schlug die alte Wanduhr in der Wohnstube ein Uhr und Kuckuckerlein war verschwunden.

Am anderen Morgen schaute die Winter-sonne bereits hell und strahlend in das Fenster, als Elly aus tiefem Schlummer erwachte. Sie rieb sich die Augen, und blinnte sie erstaunt um. Da fiel ihr Blick auf den Kuckucker, der noch immer auf dem Nähtischen stand und so harmlos dreinschaute, wie nur ein hölzerner Kuckucker schauen kann.

Mit einem Male erinnerte sich Elly der wunderbaren Ereignisse der Nacht und heiße Purpurglut färbte ihre Wangen. Rasch kleidete sie sich an, nahm Kuckuckerlein in die Arme und trug ihn hinunter in die Weihnachtsstube und gab ihm den besten Platz auf ihrem Weihnachtsstühlchen.

Ihre Brüder wollten sofort den Kuckucker in Thätigkeit setzen, aber Elly verbat es sich allen Ernstes und drohte mit ihrer tiefsten Ungnade. Um jedoch ihren Kuckucker vor den wilden Buben zu retten, mußte sie diesen ihren Teller voll Süßigkeiten opfern. Daraufhin ließen die Buben den „dummen Kuckucker“ in Ruh.

Zum Mittag kam der Amtsrat Martens mit Frau und Sohn. Willy sah wirklich prächtig in der roten Husarenuniform aus und als er Elly's Hand küßte, da nahmen ihre Wangen dieselbe Farbe an, wie sein rotes Husarenwamm.

Die beiden Buben nahmen Willy sofort in Beschlag und führten ihn in das Weihnachtszimmer. Mit zitterndem Herzen folgte Elly; was würde er sagen, wenn er seinen Kuckucker auf ihrem Tische stehen sah?

Aber Willy sagte nichts — er erröte nur vor Freude und mit einem dankbaren Blick schaute er in Elly's Auge, das sich verschämt zu Boden senkte.

Dann ging es zu Tisch und Willy und Elly saßen neben einander und keines wußte die rechten Worte zu finden, um alle die Gedanken auszudrücken, welche ihre Herzen durchwogten.

Dann sagte Willy leise: „Sie sind mir doch nicht böse, Fräulein Elly, wegen des Scherzes mit dem Kuckucker?“

„Nein — nein — aber ich glaubte — ich dachte — daß Sie mir noch zürnen. . . .“

„Ich Ihnen zürnen, Elly? — Ach, ich war recht thöricht, daß ich damals Ihren Scherz äbel nahm. . . . Ich war ja auch so ungeschickt, Sie zu fürren — aber jetzt ist Alles vergessen, nicht wahr?“

Sie nickte ihm mit einem glücklichen Lächeln zu. Das Eis war gebrochen, sie plauderten zusammen wie zwei glückliche Kinder und drückten sich unter dem Tisch die Hände und die Eltern nickten sich mit verständnisvollem Lächeln zu und ließen die Kinder gewähren. „Ich habe Ihnen noch ein Weihnachtsgeschenk mitgebracht, Elly,“ flüsterte Willy ihr

mit lustigem Lächeln zu. „Ich würde es Ihnen aber nicht gegeben haben, wenn Sie meinen Kuckucker verschmäht hätten, denn nur dieser kann den Zauber, der dieses Geschenk umhüllt, lösen. Sehen Sie her!“

Er holte eine Wallnuz hervor und überreichte sie lächelnd Elly.

„Eine Kuck?“

„Ja — sie birgt mein Geschenk. Und nun soll der Kuckucker den Zauber lösen. . . .“

Er holte den Kuckucker herbei und stellte ihn vor Elly hin. Dann öffnete er den weiten Mund des kleinen Ungetüms, spon die Kuck hinein, drückte den Mund zu und krach — krach — fiel die Schale der Kuck zerbrochen auf den Tisch.

Über zwischen der zerbrochenen Schale lag etwas Blühendes und als Elly neugierig näher zusah, da waren es zwei kleine, einfache, goldene Ringe.

Eine flammende Rote überstutete die Wangen Elly's. Sie wagte nicht aufzuschauen und zitterte heftig.

„Willst Du mein Geschenk annehmen, Elly?“ flüsterte Willy.

Da schaute sie mit einem glückseligen Lächeln zu ihm auf und als er ihre Hände ergreifen wollte, sprang sie auf und eilte in das Weihnachtszimmer. Unter dem Weihnachtsbaume holte er sie wieder ein und steckte ihr das goldene Ringlein an den Finger und küßte sie und nannte sie zärtlich: „Meine kleine süße Braut. . . .“

Das Alles aber hat der kleine Kuckucker verschuldet, der noch heute einen Ehrenplatz auf dem Schreibtisch der Frau Elly Martens einnimmt.

Kuffung der Rästel aus voriger Nummer:

Rästel: Kaffeebohnen.
Charade: Diebstahl.
Logogrph: Reige, Weige, Reige.
Palindrom: Gitter, Rettig.

Sirchkalender. (Fortsetzung).

Dienstag, 25. Dezember. Hl. Weihnachtsfest. Anastasia. • Pfarrkirche zu Solmerswerth: 6 Uhr erstes Hochamt darauf hl. Messen; 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 3 Uhr feierliches Bekehr. • Marien- u. Klosterkirche hl. Messen 1/8, 1/7, 7 (Hochamt), 1/8, 9 und 1/10 Uhr. • Karmeliter- u. Klosterkirche 5 Uhr erstes feierliches Hochamt, gleich darnach 2 hl. Messen, 1/8 Uhr beginnen nochmal 2 hl. Messen, 1/9 Uhr feierliches Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Komplet. • Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: 40 köndiges Gebet um 5 Uhr Ansingung des allerheiligsten Sakramentes und 3 hl. Messen 6^{1/2}, 8^{1/2} hl. Messen 8^{1/2} Uhr Hochamt 9^{1/2}, 10^{1/2} Uhr noch 3 hl. Messen, Abends 6 Uhr Komplet. • Urkloster- u. Klosterkirche: Morgens 6 Uhr Hochamt, darauf zwei kleine hl. Messen, Nachmittags 6 Uhr Weihnachtssandacht.

Mittwoch, 26. Dezember. Stephanus + 24. Gebotener Feiertag. Evangelium nach dem hl. Mathias 23, 34—39. Epistel: Apostelgeschichte 6, 8—10 und 7, 54—59. • St. Lambertus Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt nachmittags 1/5, 1/6 Uhr Rosenkranz-Andacht 5 Uhr Predigt darnach feierliche Komplet. • Pfarrkirche zu Solmerswerth: 1/8 Uhr Frühmesse, 1/10 Uhr Hochamt: nachmittags 3 Uhr Bekehr. • Clarissenkloster: hl. Messen um 1/7 u. 1/8 Uhr (Hochamt). • Klosterkirche vom armen Kinde Jesu: 6 Uhr Ansingung und hl. Messe, 6^{1/2} Uhr hl. Messe, 8^{1/2} Uhr Hochamt; Abends 6 Uhr Komplet. • Karmeliterkloster: 1/7, 7 erste hl. Messe, 1/8 Uhr feierl. Hochamt; nachmittags 4 Uhr Bekehrpredigt. • Urkloster: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit Predigt, nachm. 6 Uhr Andacht.

Donnerstag, 27. Dezember. Johannes + 101. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht. • Klosterkirche vom armen Kinde Jesu: 6 Uhr Ansingung und hl. Messe, 6^{1/2} Uhr hl. Messe, 8^{1/2} Uhr hl. Messe, 9 Uhr Hochamt und Abends 6 Uhr Komplet. Freitag, 28. Dezember. Unschulds Kinder. • St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Segensandacht. Samstag, 29. Dezember. Thomas + 1170. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag in der Oktav der Geburt des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 33-40. Simeon, ein ehrwürdiger Greis und eine Prophetin Anna begrüssen das Kind Jesu im Tempel. „In jener Zeit wunderten sich Joseph und Maria, die Mutter Jesu, über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird, und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden.“ Es war eine Prophetin Anna, eine Tochter Phanuels, aus dem Stamme Aser: Diese war vorgerückt zu hohen Jahren, hatte nach ihrer Jungfrauschafft sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Wittwe von vier und achtzig Jahren. Sie kam immer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Veten Tag und Nacht. Diese kam in derselben Stunde hinzu, und vries den Herrn, und redete von ihm zu Allen, welche auf die Erlösung Israels warteten. „Iud da sie alles nach dem Geheße des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galliläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück.“ Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.

Bethlehem.

Wir versehen uns ein wenig noch einmal nach Bethlehem, lieber Leser, um das unansprechliche Geheimnis noch etwas zu betrachten, das einst Himmel und Erde in Bewegung setzte.

Vor wenigen Tagen schrieb der römische Beamte in Bethlehem in die Stammbrollen einen Handwerker, namens Josef h, Zimmermann zu Nazareth, in der Provinz Galliläa; — ohne Zweifel setzte man den Namen seiner Gattin Maria bei, die ihn auf der Reise dorthin begleitete. Das ist Alles! O menschgewordenes ewiges Wort! In den Augen der Menschen bist Du noch nicht einmal ein Mensch! Du suchst diese heim, wo Dich niemand kennt; und doch, das ganze Pählungsdekret des römischen Kaisers mit allen seinen Folgen, mit dem ganzen Hin- und Herwogen der Bevölkerung des ungeheuren römischen Reiches, hatte — in Deinen Gedanken — keinen andern Zweck, als Maria, Deine erhabene Mutter nach Bethlehem zu führen: dort willst Du ja geboren werden; Deine Propheten haben es verhängt!

In der That, hier stehen wir schon, lieber Leser, vor einem großen Geheimnis. Doch das ist nicht Alles: die Erde war selten Zeuge einer Scene wie Maria und Joseph, in Bethlehem nach beschwerlicher Reise über das Gebirge, sie darstellten: es gab hier keinen Platz für diese heiligsten Personen, die es auf Erden gab; es gab keinen Platz für Jhn, der verborgen im Schooße Marias ruhte! Das Städtchen war mit andern Dingen besetzt, die nach dem Urtheile der Welt viel wichtiger waren. Die kaiserlichen Beamten, die mit dem Census (der „Beschreibung“) beschäftigt waren, spielten hier die große Rolle.

Reiche Ankömmlinge sprachen natürlich das Beste an, was die etwa vorhandenen Gasthäuser zu bieten vermochten; die meisten Privathäuser waren zweifellos mit Verwandten und solchen Ankömmlingen belegt, mit denen die Familien in Gastfreundschaft standen. Jedermann war beschäftigt. Für diese unbekannte Familie von Nazareth, für diesen Zimmermann, für jene jugendliche Mutter, für jenes verborgene „ewige Wort“ gab's hier keinen Raum. Vielleicht bemühten sie sich auch nicht einmal besonders darum; jedenfalls nicht mit jener bekannten höchsten Judringlichkeit, die in solchen Fällen am ersten zum Ziele kommt. Es ist ja nicht oft der Fall, daß ein sehr bescheidenes Auftreten die Leute überredet.

Es hat einmal Jemand gesagt: wenn Gott keinen Lärm macht in Seiner Welt, so wird Er ignoriert; wenn Er es aber thut, so meint man, es geschehe zur Unzeit und sei drückend. Hier in Bethlehem ist der Herr aller römischen Cäsaren angekommen, und es giebt keinen Platz für Jhn, Er wird nicht anerkannt! Freilich beginnt Er damit, daß Er Sich in eine falsche Stellung bringt; denn Er kommt, um als Unterthan in die Stammbrollen eingeschrieben zu werden, statt als Herrscher Huldigung zu verlangen. Allein, lieber Leser, das ist so Seine Art, und Er erwartet, daß wir sie verstehen. Es spielte sogar ein Schatten des Kalvarienberges in das Dämmerlicht hinein, das sich in jener Nacht rings um Bethlehem lagerte: gerade so wie niemand in Jerusalem Jhn in der heiligen Leidenswoche aufnehmen oder Jhn Nahrung reichen wollte, so daß Er sich für jede Nacht in das benachbarte Bethanien zurückziehen mußte, — ebenso will ihn niemand in Bethlehem auf-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 30. Dezember.** Sonntag nach Weihnachten. David. Evangelium Lukas 2, 33-40. Epistel Galater 4, 1-7. • Karmeliten-Klosterkirche: 1/7 und 1/9 Uhr hl. Messen. Nachmittags 4 Uhr Bestandacht.
- Montag, 31. Dezember.** Sylvester † 335. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/7 Uhr Dankgandacht. • Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 1/7 und 8 Uhr hl. Messen. Zum Schluß des Jahres ist Nachmittags 4 Uhr eine Dankgandacht.
- Dienstag, 1. Januar.** Neujahr. Beschneidung Christi. Evangelium Lukas 2, 21. Epistel Titus 2, 11-15. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche. Um 6 Uhr Andiehung des hochw. Antes mit Andebung bis Mittag. • Karmeliten-Klosterkirche. 1/7 Uhr erste hl. Messe. 1/9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr ist Bestandacht. • Ursulinen-Klosterkirche. Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr Andacht.
- Mittwoch, 2. Januar.** Marfarius, Einflieber.
- Donnerstag, 3. Januar.** Genovefa, Jungfran.
- Freitag, 4. Januar.** Habella. • Karmeliten-Klosterkirche: Herz-Jesu-Feier. 1/7 Uhr erste hl. Messe. 8 Uhr Hochamt. Nachm. 1/8 Uhr Predigt; darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht. • St. Anna-Stift. Nachm. 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Samstag, 5. Januar.** Edward, König.

nehmen, oder ihm ein Obdach gewähren, unter dem Er geboren werden kann.

Wunderbar! Niemanden, als ihrem Schöpfer, macht die Welt eine Schwierigkeit, wenigstens eine doppelte Gastfreundschaft zu erwiesen: geboren zu werden und zu sterben, in die Welt zu kommen und aus ihr zu scheiden! Und wie behandelte sie ihn in dieser zweifachen Hinsicht? Er wurde unter die Lasttiere getrieben, um geboren zu werden. Ach, jenes kleine Städtchen, sagte in Wahrheit, es habe keinen Raum für den Unendlichen, Unermesslichen! In dieser Ungastlichkeit lag eine unbewusste Wahrheit: Er sollte außerhalb der Mauern Bethlehems geboren werden, wie Er außerhalb der Mauern Jerusalems starb.

Das sind, lieber Leser, alte Gedanken, aber sie bleiben immer neu. Sie vertiefen sich, wenn wir nur einige Augenblicke bei ihnen verweilen. Und so oft wir sie denken, überraschen sie uns, so daß es uns ist, als ob wir zum erstenmale dächten, und es giebt keine Worte, um sie vollständig zum Ausdruck zu bringen.

Nichts kann den inneren Frieden derer führen, lieber Leser, die sich auf Gott stützen. Wenn eine sanfte Traurigkeit über den treuen Joseph kam, als er von Hans zu Hans abgewiesen wurde, weil er an Maria dachte und an das Kind, so lächelte er ohne Zweifel voll heiligen Friedens, wenn er der heiligen Gefährtin ins Angesicht schaute. Sie beide konnten ihn, den sie sehnsuchtsvoll erwarteten, schon so gut und waren mit Seinen geheimnisvollen Begegnungen schon so vertraut, daß es für sie gar nicht anstößend war, als sich keine Wohnung fand. Sie verlassen daher die Stadt voll Sanftmut und Geduld und Liebe und lassen einen geheimnisvollen Segen zurück, den die Frauen Bethlehems vielleicht für eine Strafe hielten: als sie nämlich die Mütter von Martyrern und durch das Blut ihrer unschuldigen Kinder in gedest wurden.

Seit dreitausend Jahren erwartete die Welt den Heiland; die Patriarchen und Propheten und alle die Frommen des Alten Bundes riefen ihn mit ihren Seufzern und Gebeten herab. Endlich steigt Er herab und zwar in eine elende Krippe! Und wenn er von dieser harten Lagerstätte die kleinen Hände zum Himmel erhebt, so geschieht es um die Gerechtigkeit des Vaters zu besänftigen; verneigt er Thränen, so geschieht es, um die Flecken unserer Seele abzuwaschen; wenn Er seufzt, so thut Er es, um die göttlichen Erbarmungen auf uns herabzurufen.

Wunderbares Schauspiel! Jesus ist schon in der Krippe das Opferlamm, das unsere Sünden hinwegnimmt! Gleich bei Seinem Eintritte in die Welt heißt sich der Gottmensch zu leiden und stellvertretend für uns Buße zu thun. So arm und elend, wie Er, kommt kein anderes Kind zur Welt: wen diese Armut, diese Demut, diese Sanftmut und dieser Gehorsam gegen den himmlischen Vater nicht zu rühren vermöchten, dessen Herz wäre ganz verdorrt und nur ein Wunder der Gnade könnte es erweichen.

Wenn ich den Sohn Gottes (sagt der hl. Bernward) im Schooße Seines ewigen Vaters betrachte, so fühle ich mich von Ehrfurcht erfüllt, und ich jähre in Bewunderung Seiner unvergleichlichen Majestät, — aber wenn ich ihn in der Krippe sehe, so kann ich ihn nur lieben.

S.

Sylvestergebräuche.

Von Valentin Traudt (Rauhenberg).

Bekanntlich heißt der 31. Dezember des halb Sylvester, weil an diesem Tage der hl. Papst Sylvester — im Jahre 335 — starb und der Tag ihm geweiht wurde. Sylvester I. hatte den Kaiser Konstantin befehrt und von ihm das Patrimonium Petri, den Beginn der weltlichen Macht des Papstes, zum Geschenk erhalten. Erst im 8. Jahrhundert wurde von

der Kirche dieser Tag als der letzte im Jahre angesehen. Sie trat vorher dafür ein, den 1. Advent, den Beginn des Kirchenjahres, auch als den ersten Tag des neuen bürgerlichen Jahres gelten zu lassen. Die nicht germanischen Völker erkannten gar erst seit dem 17. Jahrhundert den 1. Januar als Neujahrstag an. Der germanische und nunmehr allgemein geltende Anfang des neuen Jahres fällt in die Mitte der 12 heiligen Nächte, aus denen das Fest unserer Vorfahren bestand, das durch besondere heilige Gebräuche gefeiert wurde. In dieser Zeit zog der alte Odin mit dem wütenden Heer durch die Lüfte — Weihnachtsstürme! — um den Winter zu bekämpfen, und Frau Holle suchte die Hütten heim, auf strenge Ordnung zu sehen. Das Haus mußte festlich geschmückt, der Tisch geschmückt und von der Spule geknüpelt sein, sonst verwirrte ihn die Göttin, die auch das Vieh in den Ställen besuchte und berührte. Noch heute wird in vielen Orten Gessens in dieser Zeit kein Brot gebacken, weil da, wohin der Rauch von dem Backofen ziehe, kein Fleisch gebehe. Auch mißte man bis vor Kurzem „zwischen den Jahren“ keinen Stall. Die Götter offenbarten in dieser Zeit den Menschen die Zukunft im Traume. So will man abergläubischerweise auch heute noch in der Neujahrnacht die Zukunft erforschen, indem man durch einen „Erbschüssel“ Weisheit

Die Sitte, sich am Neujahrstage zu gratulieren, ist römischen Ursprungs und war anfangs nur auf den Befehl mit den Vorgesetzten und Magistratspersonen beschränkt. Später fügte man den Glückwünschen kleine Geschenke bei, was noch heute in Frankreich und Belgien allgemein Gebrauch ist während sich die deutschen und einige slavische Völker bereits zu Weihnachten beschenken und am Neujahrstage nur noch gratulieren.

Ein sehr düsterer Gebrauch ist der des Lichtleinschwimmens, welcher schon manchem die Sylvesternacht verdorben hat: denn in vielen Gegenden gibt man selber noch in der Jetztzeit viel auf die Feiden bei gewissen Bräuchen und die Träume in der Sylvesternacht, der Andreas- oder Mathiasnacht, der Nacht vor dem Allerheiligenfeste, dem Martinstag und dem hohen Neujahr (Heilige 3 Könige) und hält mit Ausdauer an diesem Aberglauben fest. Ramentlich sind es alte Schäfer, welchen das Geschick der Dorfbewohner in jenen Nächten offenbar wird. Sie sehen dann beispielsweise diejenigen, welche im kommenden Jahre sterben, im Zuge an sich vorüberziehen. Mir wurde noch vor Kurzem im Waldeckerlande von einem Schäfer erzählt, der vor der Mathiasnacht unruhig geworden sei und es mit magischer Gewalt auf den Kreuzweg gezogen habe. Ganz bleich und in sich gekehrt sei er jedesmal heimgekommen: denn er sehe die Todten des kommenden Jahres. . . .

Vom Lichtleinschwimmen! In der Sylvesternacht befestigt man Lichtlein in Ruchshalen, die dann behutsam auf das Wasser gesetzt werden. Nun werden die Kerzen angezündet und das Wasser von einem Orakelsüchtigen in Bewegung gesetzt. Wessen Licht zuerst erlischt, der muß zuerst sterben. Es ist leicht zu verstehen, daß dieser Gebrauch mit der algermanischen Anschauung zusammenhängt, nach welcher bei der Geburt des Menschen von den Vornen eine Kerze angezündet werde, deren Erlöschen wiederum den Tod des Betreffenden zur Folge habe. Davon rührt ja auch die Redensart her, „das Lebenslicht ausblösen“.

Will ein Mädchen wissen, was ihm das neue Jahr bringt, dann stellt es einen dreieckigen Tisch in die Mitte der Stube, legt auf die eine Ecke einen Ring, auf die andere ein Stück Brot auf die dritte einen Kranz und auf die vierte stellt es ein Gefäß mit Wasser. Mit verbundenen Augen muß es nun um den Tisch gehen und dann wird es an denselben geführt. Die Ecke, an welche es

zuerst kommt, ist bedeutungsvoll: denn der Ring bedeutet Verlobung, das Brot das selbe Leben wie im vergangenen Jahr, der Kranz Tod, das Wasser aber Thränen.

In einigen Gegenden stellt man ein Gefäß mit Wasser auf den Tisch und wirft — mit der Kante nach unten — eine blank geschneuerte Münze hinein. Springt die Münze heraus, dann bedeutet das den Tod, so oft sie aber liegen bleibt, wird man ein Jahr älter.

In jeder nehmen die Mädchen einen Apfelskern zwischen Daumen und Zeigefinger und lassen ihn unter Begleitung folgender Verschens springen:

„Kemel, Kemel, spring Ost, spring West,

Spring nach meinem Allerbest.“

Die Burtschen sagen dazu:

„Kemel, Kemel Krut,

Wo wohnt meine Brut?“

Ein anderer Vers ist noch:

„Ein kern Krütigam

flieg nach meinem Brütigam,

flieg nach Osten oder Westen,

flieg nach meinem Allerbesten.“

Wer seinen Allerliebsten sehen will, kann auch zwischen Elf und Zwölf das Feuer rückwärts gekehrt scheeren, oder im Hemd die vier Ecken des Kammeres auskehren und Brot und Salz auf den Tisch stellen. Dann kommt der Schatz und schneidet sich ein Stück ab. Andere legen in der Nacht einen Flaschkranz auf die Brust und sehen dann den Herzallerliebsten im Traume. Auch kann man den Bräutigam zu einem Besuch im Traume zwingen, wenn man sich vor dem Bettgehen vor die Bettspanne stellt und dieselbe unter Abzählen folgenden Verschens tritt:

Bettspann ich trete dich,

Sylvesternacht ich bete dich,

Laß den Herzallerliebsten mein

Mir im Traum“ erscheinen sein.

In Thüringen werden die Mädchen Kopfsaar in eine Schüssel mit Wasser; eingelt es sich, dann wird die Betreffende im kommenden Jahre noch Braut.

In Ostpreußen hat man ein Loch in das Eis und greift bis auf den Grund. Zieht das Mädchen ein Stück Eisen hervor, dann bekommt es einen Schmied, ist es Holz, dann ist es ein Schreiner, Glas ein Mäher usw.

In anderen Gegenden greifen die Mädchen eine Hand voll Kies. Ist die Zahl gerade, dann heiraten sie im nächsten Jahre, ist sie dagegen ungerade, dann ist noch Geduld empfehlenswert.

Eigenartiger schon ist der Gebrauch in Schwaben. Die Mädchen bilden einen Kreis und schlüpfen eine Henne ein: auf welches diese nach Erwachen hingedrückt, die heiratet bald. Ist es aber eine bunte Henne, dann heiraten sich die, zwischen denen sie hinstillt. Im Fichtelgebirge nimmt man dazu einen Gänserrich.

Weit verbreitet ist noch der abergläubige Gebrauch, in der Nacht, mit dem Rücken gegen die Stubenthür gekehrt, einen Schuh mit dem Fuße über den Kopf zu werfen. Zeigt die Spitze nach der Thür, dann wird man glückliches Frauen, ist aber der Absatz nach außen gekehrt, muß man noch im Hause bleiben.

In Oldenburg nennt man den Abend vor dem neuen Jahr auch „Dickbuckabend“, weil das Gefunde so viel Fleisch und Speck bekommt, als es nur mag. Ebenso genießt man auch in anderen Gegenden gewisse Gerichte an diesem Abend. Ist man Weißkraut, dann hat man im kommenden Jahr stets Weißgeld imbeutel, ist man goldgebes Sauerkraut, erquickt man sich stets an dem Anblick funtlicher Goldstücke. Auch Hirsebrei und Grütze bringen Glück und Geld. Das vergauberte Gold der Zwerge ist ja Grütze und mit Hirse wird der goldhürende Drache gefüttert. In Thüringen und dem Erzgebirge ist man Knejen, die ebenfalls Geld bedeuten. Ob es Dellerlinsen sein müssen, weiß ich jedoch nicht.

Im Saterlande, der Moorgegend im

westlichen Oldenburg, setzte sich früher der Hausvater, einen dreieckigen Hut auf dem Kopf, zur Rechten einer an drei Ecken brennenden Fingerringlampe am Herdfeuer nieder und sprach, das Gesicht nach der Flamme gekehrt, Sprüche. Gläubte er den rechten Augenblick herbeigekommen, dann warf er eine Wäsche über den Kopf hin auf die Diele. Wohin die Spitze der Rute zeigte, daher kam die Braut für den ältesten Sohn oder dahin zog seine mannbare Tochter. Wiederholte sich das dreimal, dann war es ganz gewiß. Auch badet man dort „Kollucheln“, in eisernen Formen, die auf der einen Seite einen Reiter im weißen Mantel — sicher Bodan — zeigen.

In Tir o l giebt man in der Sylvesternacht aus alten Kirchhofskreuzen die Freitugeln, die nie fehl gehen.

Etzählt man in der Sylvesternacht während des Lütens Holz, ohne extapt zu werden, so kann man im kommenden Jahre getrost stets lange Finger machen, stiehlt man eine Wagenrunge, dann kann man auf dem Wagen, an dem man sie gebraucht, Holz aus dem Walde holen, ohne daß es der Förster merkt; sollen die Pferde gesund bleiben, dann muß man sie mit getrocknetem Kahl füttern.

Will der Bauer großen Kahl im kommenden Herbst haben, dann muß auch die Frau in der Neujahrsnacht zwischen Eß und Zwölft den Samen dazu sorgfältig auslesen.

Alle diese Gebräuche sind teils uralten Datums, teils Umänderungen und Verwandelungen alter Gebräuche; alle aber stehen im Zusammenhang mit der germanischen Heidenwelt und zeugen von dem zähen Festhalten an den gemüthvollen Festitten der Älten. Natürlich ist lanter Ubergangsland damit verknüpft, und wenn auch ihr Verschwinden von Liebhabern ehrwürdiger Volksgedächtnisse bedauert werden mag, so muß man doch zugeben, daß durch solchen Ubergangs schon viel Unheil angerichtet wurde; darum kann man aufrechterweise ihnen nicht nachtrauern.

In der Sylvesternacht.

Novellette von Reinhold Ortman (Berlin).

Abgepannt und müde zum Umfallen kehrt Doktor Georg Feldmann gegen 9 Uhr abends in seine Wohnung zurück. Dieser letzte Tag des Jahres ist auch beinahe der arbeitsreichste gewesen, und der vielbeschäftigte jun ge Arzt hat seine Kräfte einsehen müssen fast bis zur Erschöpfung. Eine böse Influenza-Epidemie wüthet in der Stadt, und es giebt in diesem Augenblick kaum noch ein Haus, darin sich nicht ein Kranker befindet. Selbst vermag der Doktor nicht überall die erhoffte Hilfe zu bringen, und die Erkenntnis menschlicher Ohnmacht viel mehr als der Verdruß über die ihm aufgebürdete Last von Arbeit und Mühe hat Georg Feldmann's Stirn gestrichelt und einen Schatten über sein hübsches, jugendliches Antlitz geblendet. Denn er nimmt es heilig ernst mit seinem schweren Beruf, und jeder Mißerfolg geht ihm tief zu Herzen.

„Nun, Martha — hier ist doch hoffentlich Alles in Ordnung?“ fragt er das Hausmädchen, das ihm den beschneiten Ueberrock abnimmt. „Wohl liegt wohl schon längst in süßem Schlaf?“

„Ja wohl, Herr Doktor! Ich habe den Kleinen heute selbst ins Bett gebracht, weil gnädige Frau der Elise Urlaub gegeben haben zum Besuch ihrer Eltern.“

„So? Und da haben Sie Ihre Stelle vertreten, nicht meine Frau?“

„Die Wobistin war gerade gekommen, um das Ballkleid für heute Abend abzuliefern. Wollen der Herr Doktor nicht einmal in das Kinderzimmer hineinschauen, um zu sehen, wie niedlich der Kleine schläft?“

„Gewiß — das thue ich ja immer.“

Er betritt auf den Fußstapfen das nur vom rosig abgedämpften Lichtschein der Nachtlampe matt erhellte Gemach neben dem eigenen

Schlafzimmer. Und sein ernstes Antlitz hellt sich auf beim Anblick des lieblichen zweijährigen Menschenkindleins, dessen blondlockiges Köpfchen so anmutig auf dem blütenweißen Kissen ruht. Keine, ganz leise, um den unschuldigen Schläfer nicht zu wecken, haucht er einen Kuß auf das selbenaeweiche Haargeringel, und geht dann hüüber in den kleinen Salon, wo er nach der Mittheilung des Hausmädchens keine Gattin finden soll.

Ein feiner Cigarrenduft strömt ihm entgegen, und eine helle, wohlklingende, aber in diesem Augenblick etwas unmutig gefärbte Frauenstimme begrüßt ihn mit den Worten: „Mein Gott, wie spät Du nach Haus kommst, Georg! Wähstest Du denn gerade heute Deine Krankenbesuche notwendig bis in die Nacht hinein ausdehnen? Du weißt doch, daß es immer eine Ewigkeit dauert, bis Du Dich für eine Gesellschaft angelieidet hast. Und nun werden wir sicherlich wieder die letzten sein.“

In einem der zierlichen niedrigen Sessel ruht, so bequem die Rücksticht auf ihre kostbare Balltoilette es nur immer gestattet, die schlank, noch mädchenhaft biegsame Gestalt der hübschen jungen Frau. Sie ist fertig frisiert und angelieidet, so daß sie ohne Weiteres den Ballsaal betreten könnte. Und der neben ihr am Boden liegende Romanband beweist, daß sie vergebens versucht hat, durch die Vertikale ihre Umgebund zu beschwichtigen.

Der Doktor giebt sich einen der steifen englischen Stühle, die so spinnwebdünn und gebrechlich aussehen, neben den ihrigen und indem er sich nahe zu ihr neigt, erwidert er in seinem freundlichsten und herzlichsten Tone:

„Wenn Du mir eine Liebe erweisen willst, Elli, so laß uns auf den Besuch dieses Balles ganz und gar verzichten. Wir haben die Einladung ja nur bedingungsweise angenommen, und noch wäre es Zeit, unser Ausbleiben telephonisch mit meiner Uebermüdung zu entschuldigen. Ich fühle mich wirklich kaum noch fähig, die Strapazen eines Balles zu ertragen.“

Während er spricht, haben sich die schönen Augen der jungen Frau weit geöffnet in sorgemig Erstaunen. Und in einem Ton, der ihm keinen Zweifel lassen kann über die Aufrichtigkeit ihrer Empörung, fällt sie ihm in die Rede:

„Ist das etwa Dein Ernst? Aus purem Egoismus — nur weil Du Dich ein wenig abgepannt fühlst, willst Du mich dieses Vergnügens berauben? Soll ich vielleicht in der Sylvesternacht hier einsam sitzen und Grübeln fangen? Oder soll ich in's neue Jahr hineinschlafen wie eine Lebensmüde Greisin?“

„Weber das Eine noch das Andere, liebste Elli! So müde bin ich doch nicht, daß wir nicht in traulichem Geplauder noch ein paar Stunden ausbleiben und um Mitternacht am Bettchen unseres Kindes auf ein glückliches neues Jahr mit einander aufstoßen könnten.“

„Ein wundervolles Sylvesterprogramm!“ spottet sie, während es schon verräterisch um ihre Mundwinkel zuckt wie mißsam verhaltenes Weinen. „Vielleicht wird es etwas für die Verlockendes für mich haben, wenn ich um zwanzig Jahre älter geworden bin. Heute aber finde ich Deine Zumutung, nachdem ich mich so sehr auf den Ball bei den Rhadens gefreut hatte, einfach abscheulich. Sie ist mir nur ein neuer Beweis, daß Dir gar nichts mehr daran liegt, mich froh und glücklich zu wissen.“

„Ohne Born und Gereiztheit, doch mit tiefer trauriger Miene erhebt sich Doktor Feldmann von seinem Stuhl.“

„Wenn Du es so ansehest, werden wir natürlich gehen. Gestatte mir nur noch eine Frage. Du hast das Kinder mädchen beurlaubt, obwohl Du wußtest, daß wir in dieser Nacht nicht zu Haus sein würden und obwohl Du dich noch gestern sehr bitter über Martha's Unzuverlässigkeit beklagtest. Glaubst

Du denn nun, mit ruhigem Gewissen das Kind ihrer Obhut überlassen zu können?“

„Natürlich! Ich habe ihr eingeschärft, öfter nach Bubi zu sehen. Und was soll ihm denn auch widerfahren? Er ist ja kerngesund. Ich kann mich doch schließlich nicht ganz und gar zur Sklavin meines Kindes machen.“

„Ohne eine weitere Bemerkung geht der Doktor hinaus, um sich anzusetzen. Eben ist er im Begriff, die weiße Krabatte zu knüpfen, als ein Durcheinander von Stimmen draußen auf dem Gange seine Aufmerksamkeit erregt. Es ist eine fremde Stimme dabei, eine ängstlich stehende, deren Worte er nicht verstehen kann, weil sie von Thränen halb erstickt scheinen. Besto deutlicher aber vermisst er in der nächsten Sekunde die unwillig abweisende Stimme seiner Frau:

„So verlieren Sie doch Ihre Zeit nicht mit zwecklosen Reden! Sie hören, daß der Herr Doktor heute keine Krankenbesuche mehr machen kann. Und Sie werden deshalb versuchen müssen, einen anderen Arzt zu finden.“

Noch ehe sie völlig ausgesprochen hat, steht Georg Feldmann auf der Schwelle. Aus seiner Armenpraxis kennt er die dürftig gekleidete Frau, die er da schluchzend und mit gefalteten Händen vor sich sieht. Und unbekümmert um das lebhafteste Seherdenpiel seiner Gattin erkundigt er sich in freundlichen Worten nach ihrem Begeh.

Das jüngste Kindchen der armen Witwe ist im Laufe des Tages erkrankt, und die geschilderten Symptome lassen ihm keinen Zweifel an der Gefahr, in der sich das Leben des kleinen Patienten befindet.

„Meinen Ueberroch, Martha, und meinen Hut!“ ruft er dem Hausmädchen zu. „Künftigen Sie sich nicht, beste Frau Ulrich — ich gehe natürlich mit Ihnen. — Und Du, liebe Elli, hast wohl die Güte, zunächst ohne mich zu fahren. Sobald es gegangen kann, komme ich nach.“

Aber die junge Frau in dem prächtigen Ballsaal ist außer sich vor Entrüstung.

„Ich soll mich also zu einem Gegenstand des Gespöts oder des Mitleides für alle diese Leute machen? Nein — niemals! — Entweder Du begleitest mich oder ich bleibe hier.“

Doktor Feldmann sieht die verzweifelte Angst in den Zügen der armen Mutter, und während er in seinen Ueberroch fährt, erklärt er mit ruhiger Bestimmtheit:

„Wenn das Dein unerschütterlicher Entschluß ist, wirst Du Dich allerdings gedulden müssen, bis ich zurückkehre. Es thut mir leid, wenn Dir darüber ein Teil des erhofften Vergnügens verloren gehen sollte. Aber die Pflicht über Alles! — Ich bin bereit, Frau Ulrich — lassen Sie uns gehen!“

Wohl hört er hinter seinem Rücken einen zornigen Aufschrei aus Elli's Munde, und das trübende Zufallen einer Thür; aber er wendet nicht einmal den Kopf und verläßt mit der armen Witwe das Haus. — — —

Welch' ein schrecklicher Sylvesterabend ist dies für Frau Elli! Ganz in Thränen aufgelöst, liegt sie eine Stunde später auf der Chaiselongue in ihrem Boudoir und habert mit dem Schicksal, das gerade ihr ein so grausames Los zugeteilt hat. Denn daß es auf dem ganzen weiten Erdenrund kein unglücklicheres und brutaler mißhandeltes Weib geben kann als sie, gilt ihr für ganz gewiß. Dieser Krankenbesuch war für ihren Gatten ja selbstverständlich nur ein willkommenes Vorwand, sie für ihre Weigerung von vornhin zu bestrafen und sie um das unerschöpfliche Vergnügen zu bringen, das er ihr in seinem rücksichtslosen Egoismus von vornherein mißgönnt hatte. Die Gesundheit irgend eines wildfremden Proletarierkindes liegt ihm viel mehr am Herzen als das Glück seines Weibes. Braucht sie da noch einen weiteren Beweis, daß er aufgehört hat sie zu lieben?

Viertelstunde auf Viertelstunde vermisst und er kommt nicht zurück. Die Zeiger der

Ihr weihen auf halb Elf. Jetzt sieht man bei den Rabens längt an der blumengeschmückten Tafel, plaudert und lacht beim schäumenden Champagner, und läßt sich den Hof machen von galanten Cavalieren. Als ihre Gedanken bei dieser Vorstellung verweilen, überkommt die junge Frau plötzlich ein wilder Trop. Ist sie nicht über die Mäßen thöricht, sich der Tyrannet ihres Gatten zu fügen und hier in Thränen zu liegen, während sie ihm doch vielmehr den Beweis liefern sollte, daß sie nicht gekonnt sei, sich zum willenlosen Spielball seiner herzlosen Laune machen zu lassen?

Er hat ihr ja freigestellt, ohne ihn auf den Ball zu gehen, aber er hat natürlich als gewöhnlich angenommen, daß sie es nicht thun werde. Es sollte ein Erziehungsversuch sein — ohne allen Zweifel. Doch sie will sich nicht mehr erziehen lassen. Und nun gerade will sie ohne ihn hingehen, will die Fröhlichste sein unter den Fröhlichen und will sich nicht dagegen sträuben, daß man auch ihr den Hof macht wie anderen jungen und hübschen Frauen ihrer Bekanntschaft.

Ein Blick in den Spiegel freilich läßt sie erschrocken zurückfahren, denn ihr Gesicht ist hoch geröthet und ihre Augen sind ganz verweilt. Aber diese Spuren des erlittenen Herzleidens lassen sich glücklicherweise durch einige kleine Toilettenkünste beseitigen, und eilig, daß ja keine kostbare Minute mehr verloren werde, geht sie zur Thür, um sich in ihr Ankleidezimmer zu begeben.

In dem Augenblick, da sie auf den Korridor hinaustritt, verspürt sie einen eigentümlich brandigen Geruch. Und entsezt drückt sie auf der Schwelle des Schlafgemaches zurück vor der Wolke beizenden Rauches, der ihr da entgegenschlägt. Sie weiß, daß die Verbindungsthür nach dem Kinderzimmer offen steht; aber sie sieht nichts, denn das Klämmchen der Nachtlampe ist erloschen. Sie will um Hilfe rufen, doch wie von einer eisernen Faust ist ihr die Kehle zusammengepreßt, und nicht einen einzigen menschlichen Laut bringt sie über die Lippen.

„Mein Kind — mein geliebtes, unglückliches Kind!“ das ist der einzige Gedanke, dessen sie in diesen furchtbaren Augenblicken fähig ist. Und dieser Gedanke verleiht ihr die Kraft, das lähmende Entsetzen abzuschütteln, das sie im ersten Moment einer Ohnmacht nahe gebracht.

Sie stürzt in der Dunkelheit vorwärts, unbekümmert darum, daß sie sich an den Ecken und Kanten der Möbel schmerzhaft stößt und daß ein Teil ihres kostbaren Ballkleides irgendwo an einem Haken zurückbleibt. Sie erreicht das Bettchen des Kleinen, reißt das leise wimmernde Kind aus den Kissen — und erit als sie mit ihrer theuren, lebendigen Bürde glücklich wieder auf den Korridor hinaus gelangt ist, kommt ein gellender, markdardringender Hilferuf aus ihrem Munde. — — —

Nur noch eine halbe Stunde bis Mitternacht — da kann Dr. Georg Feldmann endlich seinen Platz am Lager des kleinen Patienten verlassen, denn die drohende Gefahr ist vorüber und mit einem freudigen Hoffnungsschimmer wird das neue Jahr für die arme Witwe beginnen. Von ihren heißen Dantesworten, ihren inbrünstigen Segenswünschen begleitet, stürzt der junge Arzt die vier steilen Treppen hinab. Und da weit und breit kein Wagen zu erspähen ist, kämpft er sich durch das stürmische Schneetreiben zu Fußse vorwärts bis zu seinem Hause.

Es fehlen kaum zehn Minuten an dem bedeutamen Augenblick der Jahreswende, als er die Thür seiner Wohnung aufschließt, etwas bekommener Herzens bei dem Gedanken an die Scene, die ihm bevorsteht. Aber ein Wunder, ein wirkliches, unfassbares Wunder ereignet sich vor seinen sehenden Augen. Koch hat er nicht einmal Zeit gehabt, sich des Lieberrodes zu entledigen, da öffnet sich eine Thür, und in dem weißen, faltigen Morgenrod, der sie so entzückend kleidet, fliegt Frau

Ell ihm entgegen. Ihre weichen Arme umschlingen mit stürmischer Zärtlichkeit seinen Nacken, und in so liebevollen Tönen, wie er sie seit Langem nicht mehr gehört, flüstern ihre Lippen:

„Wie freue ich mich, daß Du noch vor Mitternacht heimgekehrt bist, Du Liebster, Weiser! Nun können wir Dreie doch das neue Jahr gemeinsam begrüßen.“

Die glücklichste Ueberraschung seines ganzen Lebens ist es, die ihm da widerfährt, und fest wie im ersten heißen Liebesrausch schließt er die mädchenhaft zarte Gestalt in seine Arme.

„Mein geliebtes Weib! Du zürnst mir also nicht, daß Du durch mich um die erhofften Freuden dieser Sylvesternacht gekommen bist?“

„O sprich nicht davon,“ leht sie demütig, und eine rothe Blutwelle flutet über ihr blaßes Gesichtchen. „Ich war eine pflichtvergeßene Mutter und eine thörichte Frau. Aber ich werde es nie wieder sein. Und nie werde ich vergessen, Georg, daß Deine hochsinnige Pflichttreue unserm Kinde das Leben gerettet.“

Jetzt erst erfährt er, was geschehen. Er wohl hatte das durch eine aus dem Ofen gefallene, glimmende Kohle entstandene Feuer erst eine ganz geringe Ausdehnung gewonnen, als Ell es entdeckte. Aber diese Entdeckung war eine rein zufällige gewesen, und vielleicht schon eine Viertelstunde später wäre das zarte junge Menschenleben in dem erstickenden Qualm erloschen wie das Klämmchen der Lampe. Innerhalb weniger Minuten hätte man den schwelenden Brand gelöscht, und als Georg Feldmann an das Bettchen des Kleinen tritt, streckt es ihm mit einem strahlenden Lächeln seine runden Händchen entgegen.

Einen so fröhlichen, seligen Widerhall aber mögen die Sylvesterglocken wohl nur in wenig Menschenherzen finden als in den glückseligen Herzen der beiden Gatten, die innig umschlungen das neue Jahr wie den Beginn eines neuen Lebens begrüßen.

Sylvester im Souterrain.

Von Anna Theiß (Mey).

Die erste Etage des an der Promenade gelegenen Herrschaftshauses ist glänzend erleuchtet, und auch im Souterrain, wo sich die große Küche befindet, herrscht rührige Thätigkeit. Nur noch eine knappe halbe Stunde trennt das alte Jahr von dem neuen, und der durch seine Leistungen rühmlichst bekannte Küchenchef, Meister Paolo genannt, ist gerade damit beschäftigt, die zweite Auflage des vortrefflichen Punches zu brauen, der oben an der Tafel das Entzücken der Geladenen wachgerufen.

Jetzt erscheint die Jose an der Küchentür und bringt auf einem Tablett die geleerte Bowle zum Füllen.

„Sind Sie fertig, Paolo? Ach, bitte, machen Sie rasch! Oben gießen sie eben Wein, und die wunderbarsten Dinge kommen zum Vorschein — ach, ich möchte doch auch gar zu gern einmal Weigießen und sehen, was für einen Mann ich bekomme!“

„Na, na — nur gemacht, Junger Sucksei, wissen Sie denn, ob Sie überhaupt einen Mann bekommen?“

„Ja, ha, ha!“ Und die kräftige Gufte, die am Nebentisch beschäftigt ist, stemmt un/ter lautem Lachen beide Hände gegen die runden Hüften — glauben Sie denn etwa, Meister Paolo, daß sich das zufrieden geben würde ohne Mann?“

„Nun, das wird man ja erleben,“ lenkt der Küchenchef begütigend ein, denn er fürchtet den Streit, der jedesmal in seinem Revidier entbrennt, wenn das Heiratssthem auf Tapet kommt. Dann fällt er den aromatischen Trank in die Bowle. „So, Fräulein Jose, nun tragen Sie das mal rasch hinauf — ich fülle inzwischen unsere Gläser, und wenn Sie dann

wieder runter kommen, befragen wir auch mal das Orakel miteinander.“

Das Köfchen erscheint anfallend rasch wieder im Souterrain, und Paolo langt lächelnd vom Sims die Spielkarten herunter.

„So, nun gruppiert Euch mal um den Tisch hier — kommt her, Gretel,“ wendet er sich an das junge, hübsche Zweitmädchen, das schlächtern bei seiner Arbeit geblieben, „Du darfst auch mitspielen!“

„So — die drei Buben kommen heraus und nur einen, den Schwarzen lassen wir drinnen. Wer ihn am Schluß behält, wird noch in diesem Jahr heiraten, denn alles was die Sylvesternacht prophezeit, geht in Erfüllung!“

Der Schelm weiß ganz genau, daß beide in ihn vermaut sind, das Köfchen sowohl, als auch die Gufte. Er belustigt sich jedoch im Stillen und mag sie beide nicht. — Die eine ist ihm zu geizert und die andere zu robust.

Nun giebt er die Karten aus. „So — die gleichen werden immer abgelegt — laß mal sehen, Gretel, Du kennst ja, wie mir scheint, nicht mal die einfachsten Karten! Die müssen raus — und die — so — jetzt laß mich ziehen!“

Das Spiel nimmt seinen Fortgang, bis nach und nach die meisten Karten auf die Mitte des Tisches zu liegen kommen und nur noch wenige sich in den Händen der Spielenden befinden. Jetzt schiebt Gretel ihre letzte Karte Paolo zu und dieser, etwas verwundert, legt sie mit der seinen ab. Auch die vier Karten der beiden anderen Mädchen haben sich gegenseitig auf.

„Ja, wo steht denn nun der Bube?“

Alle sehen sich verwundert an.

„Jeh, ich hab' ihn,“ stottert Gretel endlich verschämt und bringt den Bemühten unter der Schürze hervor.

„Na, so 'ne Gans!“ Gufte sagt es im Brustton tiefster Ueberzeugung und will gerade fortfahren, ihrer Empörung Ausdruck zu verleihen, als die alte Uhr in der Ecke aushebt und mit wuchtigen Schlägen den Beginn des neuen Jahres verkündet. Gleich erschallt aus den oberen Räumen lautes Jubeln und Froh-Neujahr-Rufen, und die beiden älteren Mädchen eilen rasch hinauf, um als die ersten die Glückwünsche darzubringen.

Paolo bleibt mit der Kleinen zurück.

„Sag mal, Gretel, warum hast Du denn die Karte versteckt?“

„Sie — Sie sagten doch — daß — wer den Buben behält —“

Paolo lacht laut auf über die naive Aufassung des jungen Mädchens, dann faßt er es bei den Händen und zieht es ganz dicht heran.

„Kind — Du wirst doch nicht auch schon ans Heiraten denken? Hast am Ende gar schon so einen jungen Springinsfeld ins Herz geschlossen?“

Sie schüttelte sehr energisch das geknickte Köpfchen und die Augen füllten sich mit Thränen.

„Nicht? Und doch hast Du Dir den Buben behalten? Warum denn?“

„Weil — weil er Ihnen so ähnlich sieht.“

Paolo geht plötzlich ein großes Licht auf, und in diesem Lichte sieht er auch, wie lieb und süß das junge Ding ist, das ihm in seiner Verwirrung nun beinahe im Arme ruht — und wie weich die blondlockigen Haare und die ganze zierliche Gestalt. Er weiß ja genau, daß es nur ein bettelarmes Waisenkind, aber mit einemmal überkommt ihn ein Gefühl, als sei ihm das junge Geschöpf schon lang ans Herz gewachsen.

„Gretelchen,“ flüstert er zärtlich und sucht die jungen, zitternden Lippen, „es ist doch gut, daß Du den schwarzen Buben für Dich behieltest, so wird alles in Erfüllung gehen können, was die Sylvesternacht prophezeit hat.“